This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

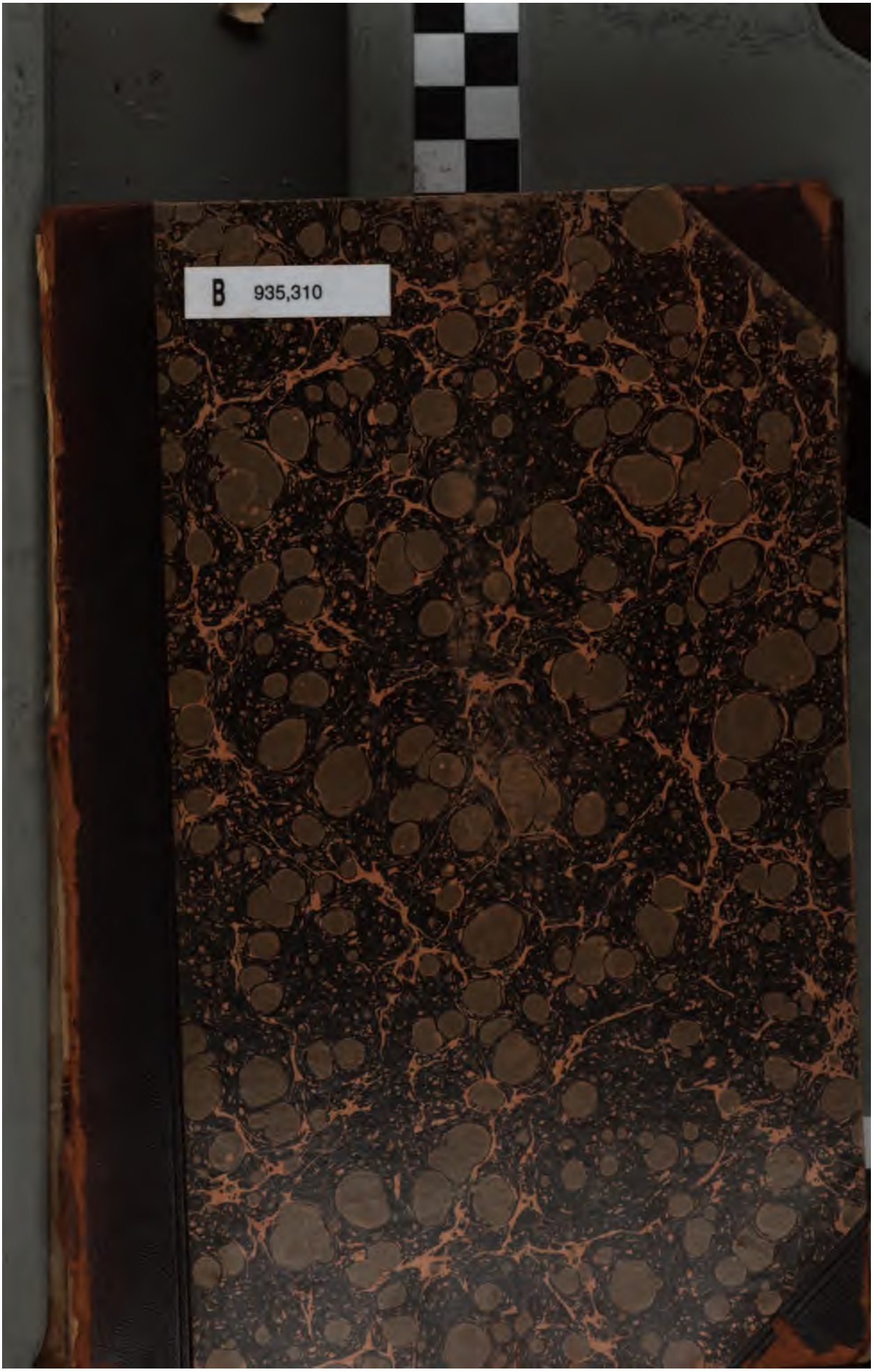
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

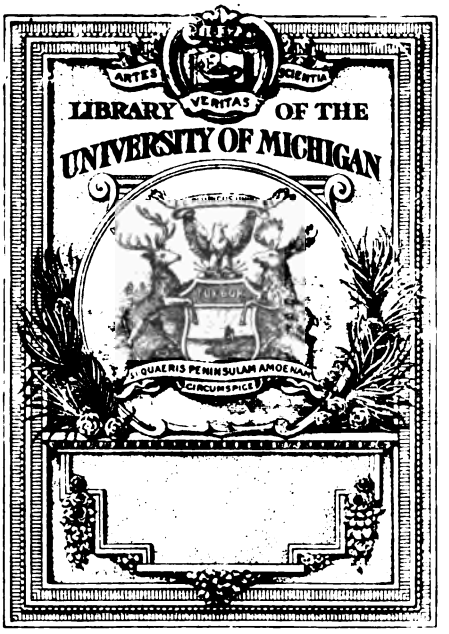
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


B 935,310


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

805
G37

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

805
G37

GERMANIA.

4 G. 144

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ PFEIFFER.

FÜNFTER JAHRGANG.

WIEN.

VERLAG VON TENDLER & COMP.

PÖTZELBERGER & FROMME.

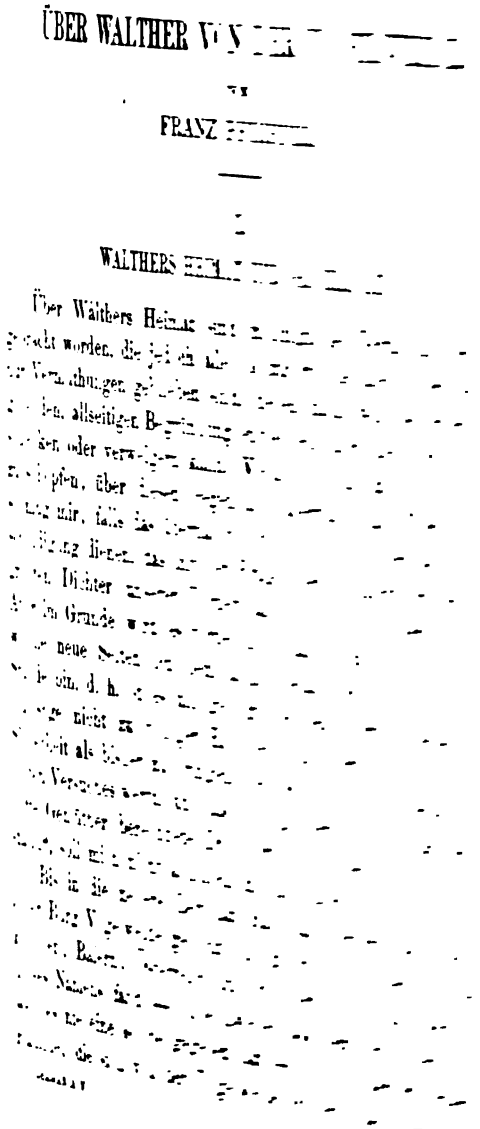
1860.

Seite
Hugos von Trimberg Weltanschauung. Von Karl Janicke 385
Der Regenbogen. Von Theodor Vernaleken 401
Zur Aussprache vom mhd. iu. Von Reinhold Bechstein 403
Über Veldekes Servatius. Von Karl Bartsch 406
Die Kindheit Jesu und das Passional. Von Demselben 432
Aus der Colmarer Liederhandschrift. Von A. Holtzmann 444
Ein altes Kindergebet. Von Reinhold Köhler 448
Zum Speculum ecclesiae. Von Karl Bartsch 456
Bruchstücke eines Gedichtes aus dem Artuskreise. Von Reinhold Köhler . . 461
Der Bauer schickt den Jäckel aus. Von Demselben 463
Wolfram von Eschenbach und Heinrich vom Türlein. Von I. V. Zingerle . 468
Kleine Mittheilungen. Von Felix Liebrecht.
1. Das verlorne Hufeisen 479
2. Et cetera Bundschuh 482
3. Das Castel dell' Uovo zu Neapel 483
4. Der Gelübdestein zu Seligenstadt am Main 485
5. Das Grab und seine Länge 486
6. Rosenblüts Disputatz eines Freiheits mit einem Juden 487

LITTERATUR.

Recensionen:

Orendel und Brîde; herausg. von L. Ettmüller. Von Karl Bartsch 109
Choice-Notes from „Notes and Queries.“ Von F. Liebrecht 120
Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Von I. V. Zingerle 124
Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. 3. Theil. Von Demselben 127
August Stöber, Elsässisches Volksbüchlein. 2. Aufl. Von Demselben 127
Düringische Chronik des Johann Rothe; herausg. von R. von Liliencron. Von Fedor Bech 226
Die Kindheit Jesu; herausg. von J. Feifalik. Von Karl Bartsch 247
Adalbert Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen.
Konrad Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart.
J. Lechner, Volkssagen und Schilderungen aus dem Salzkammergute. Von I. V. Zingerle 37
J. Falke, über deutsche Volkstrachten. Von Karl Bartsch 38
Edda; herausg. von Th. Möbius. Von I. V. Zingerle 38
Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt; herausg. von R. Bechstein. Von Fedor Bech 48
Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Herausg. von I. V. Zingerle. Von Theodor Vernaleken 50



ÜBER WALTHER V

VON

FRANZ

WALTHERS

Über Walthers Heimat

nd Franken übrig, die
hland hat seine Ansicht
ohl er sich eher nach
h, auf Grund der Mit-
tersänger aus Franken.
el ausgesprochen haben.
entschieden; und diese,
nsicht zählt wohl gegen-
haben alle Jene ihr bei-
finden, dort stehen zu
die des Glaubens sind,
und Thorheit gebe. Nur
r Überzeugung mit löb-
S. 241), jedoch ohne
genauere Auseinander-
ben. Ich will dasselbe
Behauptungen Lachmanns

hers Liedern, auf die er

14:

unde sagen,

eime *verwarren* (= *ver-*
ein paar andern Stellen,
sich, sagt Lachmann zu
en Österreicher gegolten
anderes Geburtsland zu
and sagte: weil Adalbert
fieng, dort deutsch spre-
hte dort zuerst bekannt
inen gebornen Franzosen
, hat er für einen Öster-
n, denn es findet sich
lebenden Dichtern auch
Heimat. Also bei ihm
t, das Land, wo er von
rreich zu halten. Denn
de.

schweigen, so leugneten die Einen, daß Vogelweide ein wirklicher Geschlechts- und Ortsname sei; Andere, Ältere, giengen kühner zu Werk, indem sie zu Erfindungen ihre Zuflucht nahmen.

So soll nach Stumpfs Schweizerchronik im obern Thurgau einst ein Schloß Vogelweide gestanden haben. Ludwig Uhland hat indess S. 5 ff. seiner vortrefflichen Schrift über Walther sehr gut nachgewiesen, auf welche Weise diese Nachricht entstanden ist, die erst zu Anfang des 17. Jhd., 40 Jahre nach Stumpfs Tode und zwar auf Veranlassung der gerade damals aufgetauchten Pariser Hs. in die Ausgabe von 1606 eingeschwärzt wurde. Nur so viel ist sicher, daß es im 15. Jhd. zu St. Gallen ein Patriciergeschlecht dieses Namens gab und ein Hans Vogelweider zu derselben Zeit urkundlich vorkommt. Natürlich beweist dies für frühere Zeit und für unsern Dichter gar nichts.

Der Glaube an Walthers schweizerische Heimat ist längst aufgegeben; nur Heinrich Kurz (Geschichte der deutschen Literatur 1, 49) scheint noch daran festzuhalten, ja neue Wahrscheinlichkeitsgründe dafür gewonnen zu haben, die er später einmal darzulegen versprochen hat. Ein günstiges Vorurtheil erweckt es nicht, daß er Walther zu einem Bürgerlichen stempeln will, was im Ernste bis jetzt noch Niemand eingefallen ist.

Nach Baiern führt uns eine Urkunde vom J. 1394 (Mon. Boica 16, 459. vgl. Schmeller 4, 27), worin ein „Walther der Vogelwaid von Velthain" genannt wird. Feldheim ist ein Dorf bei Rain in Oberbaiern. Auch dieses Zeugniss ist von keinem Gewicht, da der Name entweder von der Beschäftigung als Vogelsteller genommen, oder dem Dichter zu lieb gegeben wurde, wie es denn gerade in Baiern und Tirol vom 13.—15. Jhd. häufiger Gebrauch war, Kinder nach berühmten Dichtern oder nach Helden deutscher Epen zu benennen (vgl. den Aufsatz von I. V. Zingerle in der Germania 1, 290).

Einen Landherrn von Böhmen nennt ihn ein Meistergesang des 16. Jhd. (abgedruckt bei Wagenseil, von der Meistersinger holdseligen Kunst, S. 506):

der fünft Herr Walter hieß,
war ein Landherr aus Böhmen gewiß,
von der Vogelweid. —

Aber Walther war, wie wir wissen, nichts weniger als ein Dynast, und die ganze Notiz ist viel zu jung, um irgend einen Werth zu haben.

Es bleiben also bloß noch Österreich und Franken übrig, die hier in Betracht gezogen werden können. Uhland hat seine Ansicht hierüber nicht bestimmt ausgedrückt, obwohl er sich eher nach Franken zu neigen scheint, für welches sich, auf Grund der Mittheilungen Oberthürs (die Minne- und Meistersänger aus Franken. Würzb. 1818), v. d. Hagen und Wackernagel ausgesprochen haben. Für Österreich dagegen hat Lachmann sich entschieden; und diese, mit der bekannten Energie vorgetragene Ansicht zählt wohl gegenwärtig die meisten Anhänger. Namentlich haben alle Jene ihr beigestimmt, die ein seliges Genügen darin finden, dort stehen zu bleiben, wo Lachmann gestanden hat, und die des Glaubens sind, daß es über Lachmann hinaus nur Irrthum und Thorheit gebe. Nur W. Wackernagel hält nach wie vor an seiner Überzeugung mit löblicher Ausdauer fest (s. Litteraturgeschichte S. 241), jedoch ohne sich, was durchaus nöthig scheint, in eine genauere Auseinandersetzung seiner Gründe eingelassen zu haben. Ich will dasselbe meinerseits hier versuchen, indem ich die Behauptungen Lachmanns prüfe und beleuchte.

Es sind besonders zwei Stellen in Walthers Liedern, auf die er sich hiebei beruft.

Zuerst jene schon oft besprochene 32, 14:

ze Ôsterrîche lernte ich singen unde sagen,

in Verbindung mit dem mundartlichen Reime *verwarren* (= *verworren*) : *pfarren* 34, 18. Daraus und aus ein paar andern Stellen, auf die ich noch zu reden komme, ergebe sich, sagt Lachmann zu 124, 7., daß Walther von Kind auf für einen Österreicher gegolten habe: es sei daher „grundlos, ihm ein anderes Geburtsland zu suchen." Das ist ungefähr, wie wenn Jemand sagte: weil Adalbert von Chamisso in Preußen seine Bildung empfieng, dort deutsch sprechen und dichten lernte und seine Gedichte dort zuerst bekannt machte, habe man keinen Grund, ihn für einen gebornen Franzosen zu halten. Und bei wem, darf man fragen, hat er für einen Österreicher gegolten? Doch nicht bei Andern, denn es findet sich weder bei gleichzeitigen, noch bei später lebenden Dichtern auch nur die leiseste Hindeutung auf Walthers Heimat. Also bei ihm selbst? Eben so wenig sind wir berechtigt, das Land, wo er von Kind an erzogen ist (124, 7), für Österreich zu halten. Denn davon ist überall, hier und sonst, keine Rede.

Nehmen wir die Zeile, aus ihrem Zusammenhang gelöst, wie sie oben mitgetheilt ist, so ist gewiss nichts leichter, und schon Uhland hat es mit vollem Recht gethan (S. 13), als einen der Lachmannischen Folgerung geradezu entgegengesetzten Schluß daraus zu ziehen. Von einem gebornen Österreicher oder Preußen wird, so lange nicht das bestimmte Gegentheil gesagt wird, Jedermann annehmen, er wird voraussetzen, daß derselbe in seiner Heimat, seinem Geburtsland erzogen und gebildet ist. So hatte auch Walther, wenn er ein geborner Österreicher war, gar nicht nöthig zu sagen, daß er dort seine Bildung empfangen, seine Kunst gelernt habe; das verstand sich von selbst, und es verstand sich in diesem Falle um so mehr von selbst, als Österreich im 12. und 13. Jhd. als die Wiege und die Schule der echtdeutschen Lyrik allgemein galt und es in der That auch war. Da nun aber Walther ausdrücklich es sagt, daß er hier singen und sagen gelernt, so muß nothwendig die Vermuthung entstehen, daß er nicht aus Österreich gebürtig sei. Eben dasselbe konnte aus der Stelle in den Sprüchen Reinmars von Zweter, worin er sagt, daß er in Österreich erwachsen sei (MSH. 2, 204[b]), geschlossen werden, ohne daß es dazu des Beisatzes „*von Rîne sô bin ich geborn*“ bedurft hätte.

Betrachtet man jene Zeile Walthers im Zusammenhange, so wird noch deutlicher, daß er weit entfernt ist, damit sein Heimat- oder Geburtsland zu bezeichnen. Er klagt in dem Spruche über den Verfall der Kunst, und daß man seinen höfischen Sang schmähe und verdächtige; darum wolle er in erster Reihe dahin sich wenden und dort Klage erheben, wo er seine Kunst gelernt habe: nach Österreich; finde er dort, bei Leopold, die Hilfe, wie sie von einem solchen Fürsten zu erwarten sei, so werde sein Muth wieder aufleben. Es ist eine Appellation an den Herzog, den Schmähungen gegen die Sangeskunst, wie er sie an seinem Hofe gelernt, kein Gehör zu schenken.

Wie ist es möglich aus dieser Stelle eine Antwort auf die Frage nach des Dichters Heimat zu entnehmen?

Noch weniger hat der Reim *verwarren* zu bedeuten, die einzige Spur von österreichischer Mundart in Walthers sämmtlichen Liedern. Selbst das Vorkommen von einer größern Anzahl ähnlicher Reime würde von keinem Gewicht sein; sie wären höchstens ein weiterer Beleg für das, was wir ohnehin schon wissen: nämlich für Walthers längeren Aufenthalt in Österreich. Ja, wenn man erwägt, welch

sichtbaren Einfluß ein längeres Verweilen in Nord- und Mitteldeutschland bei Ulrich von Zatzichofen, einem Thurgauer, und Wolfram von Eschenbach, einem Baiern, auf Sprache und Reim gewonnen hat, so hat man Ursache, sich über die fast gänzliche Abwesenheit mundartlicher Formen bei Walther zu wundern; und ich wüsste nicht, was man Triftiges entgegen halten wollte, wenn Jemand gerade daraus einen Beweis gegen Walthers österreichische Abkunft herleiten würde. Jedenfalls beruhte ein solcher Beweis auf weit besserer Grundlage, als der umgekehrte. Es erweckt überhaupt ein eigenes Gefühl, wenn man Philologen, die sonst auf dialektische Forschungen mit Achselzucken herabzusehen pflegen, plötzlich einem vereinzelten Reime eine Beweiskraft zugestehen sieht, die sie an andern Orten einer Fülle von Beobachtungen verweigern. Gewiss macht dieser éine Reim Walthern so wenig zu einem Österreicher, als eine Schwalbe einen Sommer macht. —

Den zweiten wesentlichen Stützpunct für Lachmanns Ansicht bildet der Spruch vom Nürnberger Hoftag (84, 14), den ich, weil das zu meiner Erörterung nothwendig ist, ganz hersetzen muß.

Si frâgent mich vil dicke, waz ich habe gesehen,
swenn ich von hove rîte, und waz dâ sî geschehen.
ich liuge ungerne und wil der wârheit halber niht verjehen.
ze Nüerenberc was guot gerihte, daz sage ich ze mære,
umbe ir milte frâget varndez volc: daz kan wol spehen.
die seiten mir, ir malhen schieden danne lære:
unser heimschen fürsten sîn sô hovebœre,
daz Liupolt eine müeste geben, wan daz er gast dâ wœre.

Es ist nicht ausgemacht, welcher kaiserliche Hoftag hier gemeint sei. Lachmann denkt an den vom 1. Mai 1216 oder an jenen vom 31. Jan. 1217. Aber der erstere ward, wie schon Daffis in seiner Schrift über Walther S. 12 nachgewiesen hat, nicht in Nürnberg, sondern zu Würzburg abgehalten. Wackernagel dagegen war der Ansicht (Walther 2, 183), Walther meine unfehlbar dasjenige Fest zu Nürnberg (Dec. 1225), womit die Vermählung zweier Kinder Leopolds gefeiert ward, seiner Tochter Margarete mit König Heinrich und seines Sohnes Heinrich mit Richkart (oder Agnes), der Schwester des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Außerdem war Herzog Leopold noch auf dem großen Hoftag anwesend, den K. Friedrich II. zu Ende October und Anfang November 1219 in Nürnberg veranstaltete (vgl. Meillers Regesten Nr. 156—58. Böhmer

Nr. 307 ff. S. 103); endlich auf dem von König Heinrich VII. im Juli 1224 eben daselbst abgehaltenen Hoftage (s. Böhmer Nr. 58—61. S. 218. Meiller Nr. 193. S. 134). Welchen von diesen vieren ich für den von Walther gemeinten halte, werde ich später sagen; für die zunächst liegende Frage ist dieß von keinem Belang.

Vielmehr frägt es sich, und es ist die Antwort von entscheidender Wichtigkeit, wen wir unter den *heimischen fürsten,* die um ihrer Knauserei willen hier getadelt werden, zu verstehen haben. Lachmann giebt folgende Erklärung: „die Fahrenden wollen nicht sagen, daß der König und die Fürsten karg gewesen sind: sie sagen nur, unsere heimischen Fürsten, die österreichischen, seien von so glänzender Art, daß Leopold der einzige Freigebige gewesen sein würde, wenn er sich nicht entschuldigt hätte, daß er als Gast nicht genug bei sich habe.“ Ich halte diese Erklärung in allen Theilen für ein glänzendes Beispiel, wie man nicht erklären soll.

Leopold hätte sich entschuldigt? Das ist ihm gewiss nicht eingefallen und es steht kein Wort davon im Texte. Im Gegentheil, der Dichter oder die Fahrenden sind es, die ihn entschuldigen: er habe zwar auch nichts gegeben, aber er wäre, bei seiner bekannten Freigebigkeit, der Einzige gewesen, der da würde gegeben haben, wäre er nicht *gast,* d. h. fremd, hier gewesen, und daher des Gebens überhoben. Wie dieß zu verstehen ist, zeigen folgende Stellen, auf die schon Lachmann, jedoch ohne Nutzen für seine Erklärung, kurz verwiesen hatte. Die erste steht im Erek 2266 ff.

Dô was er niht sô rîche
daz er vollecliche
mohte mit dem guote
volziehen sînem muote.
swaz aber ime des gebrast
(ich meine daz er dâ was gast,
sîn lant was im verre)
Artûs der herre
gap im swaz er vor sprach.

Die zweite in Parzival 775, 29:

Gramoflanz unt Gâwân
von in diu koste wart getân.
Artûs was des landes gast:
sîner koste jedoch dâ niht gebrast.

Es war also im Mittelalter selbstverständlich, daß man von einem weither Gekommenen, an einen fremden Hof Geladenen nicht erwartete, daß er dem Volke Geschenke machte, sondern der Wirth that es an seiner Stelle oder rüstete ihn mit dem Erforderlichen dazu aus. *Gast* bedeutet im Mhd. wie das lat. hospes in erster Reihe Fremder, Fremdling, und wird regelmäßig dem *kunden,* dem *friunde,* dem Einheimischen gegenüber gestellt, z. B. *den gesten und den kunden* Nib. 26, 4 (wo mehrere Hss. wie auch 36. 1417 lesen: *den fremden und den kunden*). *von kunden noch von gesten* Trist. 72, 19 (2817 Hagen). *der heimlîche und der gast* Wolframs Wilh. 155, 14. *die geste und die heimlîchen* Parz. 345, 9. *den heimlîchen mit dem gaste* Ulrichs Tristan 2490 u. s. w.

In dieser Bedeutung steht das Wort auch hier. Herzog Leopold wird als *gast,* als ein aus dem fernen Österreich nach Nürnberg gekommener Fremdling, von dem daher keine milden Gaben zu erwarten waren, den heimischen Fürsten, dem um Nürnberg angesessenen hohen Adel, entgegen gestellt, deren Aufgabe es nach höfischem Brauche gewesen wäre, die Fahrenden zu bedenken, denn sie waren in der Nähe zu Hause und an ihnen war es, die Pflichten eines Wirthes zu erfüllen.

Wie ist es möglich, unter den *heimischen fürsten* österreichische, mit Leopold nach Nürnberg gezogene Edle zu verstehen? Waren denn diese in Nürnberg nicht ebensowohl *geste,* Fremdlinge, wie Leopold? Und wo bleibt bei jener gezwungenen, schiefen Erklärung der offenbare, unzweifelhafte Gegensatz, die Spitze des ganzen Spruches, der bittere Spott über die unhöfische Kargheit? Derjenige, der zur Milde geneigt war und hätte geben wollen, konnte nicht, und jene, die gekonnt und gesollt hätten, wollten nicht und gaben nichts. Das ist der Sinn.

„Die Fahrenden, sagt Lachmann a. a. O., wollen nicht sagen, daß der König und die Fürsten karg gewesen sind." Lassen wir (wie Walther selbst) den König aus dem Spiele, der dort gleich dem Herzog *gast* war, warum hätten sie das nicht sagen sollen und wollen? Wir wissen ja zur Genüge, wie wenig sie in diesen Dingen ein Blatt vor den Mund nahmen. An den beiden großen Nürnberger Hoftagen von 1217 und 1219 waren außer Leopold zugegen die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Augsburg, Bamberg, Basel, Eichstädt, Freisingen, Metz; ferner König Ottokar von Böhmen, die Herzoge von Baiern, Kärnten,

Steiermark, die Grafen von Urach und Baden nebst zahllosem Adel von nah und fern. Auf dem von 1224 die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Augsburg, Freisingen, Metz, Regensburg, Passau, der Herzog von Baiern, der Burggraf von Nürnberg, Hermann, der Deutschordensmeister, „cum aliis imperii magnatibus"; und auf dem von 1225 die Erzbischöfe von Salzburg und Trier, die Bischöfe von Augsburg, Bamberg, Eichstädt, Passau, Würzburg, die Herzoge von Baiern, Kärnten, Sachsen, der Landgraf von Thüringen und viele ungenannte Fürsten, Edle und Reichsdienstmänner (Böhmer S. 223).

Warum hätten denn bloß die österreichichen Fürsten dem fahrenden Volk seine leeren Taschen füllen sollen, und welche Verpflichtung hatten gerade sie vor allen anderen dazu? Indess Walther und die Fahrenden sind weit entfernt, an die weither gezogenen österreichischen Fürsten ein so unbilliges Verlangen zu stellen: *unser heimschen fürsten* sind nicht die österreichischen, es ist der eingeborne, der um Nürnberg angesessene, der fränkische Adel, dem der Hieb galt: seine Sache war es, sich *hovebœre,* als Wirthe gleichsam des Hauses, der höfischen Sitte gemäß freigebig und glänzend zu zeigen.

Zwar bringt Lachmann unsern Spruch mit einem andern (36, 1) in Verbindung und sucht jenen durch diesen zu erklären. In der That haben aber beide (wie sich noch deutlicher zeigen wird) mit einander gar nichts zu thun. Dort brauchte Leopold nichts zu geben, weil er fremd war, hier ist seine Sparsamkeit (nicht minder auch die seines Adels, auf welchen die Hauptlast fiel) durch die Zurüstungen zum Kreuzzug gerechtfertigt; dort spottet Walther über *unser heimschen fürsten,* hier apostrophiert er *die helde ûz Ôsterrîche,* indem er sie ermahnt, ihren Herzog nicht bloß im Sparen, sondern auch im Geben nachzuahmen. Die Milde gegen die Dichter und Sänger war eben damals überhaupt schon in Abnahme begriffen, und was von dem österreichischen Adel galt, konnte auch wohl von dem jedes andern Landes gesagt werden.

Durch den Gang unserer Untersuchung sind wir unvermerkt und von selbst nach Franken gelenkt worden. Hier wollen wir stehen bleiben. Walther nennt den fränkischen Adel *unser* Fürsten; daraus geht hervor, daß er selbst dort heimisch, daß er in Franken geboren ist. Sehen wir zu, ob dieser Thatsache nichts entgegen

steht, oder ob sie sich nach andern Seiten hin noch fester stützen und begründen lässt.

Walther ist in der Hauptstadt des Frankenlandes, in Würzburg, gestorben und wurde dort in dem ehemaligen Collegiatstifte zum neuen Münster begraben. Auf seinem Grabsteine unter einer Linde in dem vom Kreuzgang umschlossenen Grashofe, vordem Lusem- (= Lust) Garten genannt, waren die vier bekannten lateinischen Verse eingehauen. Zwar ist die älteste Quelle, der wir diese Nachricht verdanken, — die um 1345 durch Michael de Leone hergestellte s. g. Würzburger Hs. — keine gleichzeitige. Aber seine Angabe lautet sehr bestimmt: „de milite Walthero dicto von der Vogelweide, *sepulto* in ambitu Novi Monasterii Herbipolensis," und überdieß ist die ganze Nachricht durchaus unverfänglich und glaubwürdig, da sie keinem andern Zeugniss widerspricht und der Grabstein, wenn auch vielleicht die Schrift im Laufe der Zeit Noth gelitten hatte, noch im 17., ja noch zu Ende des vorigen Jahrh. in Würzburg vorhanden war.

Man hat daher bis zur Stunde dieser Nachricht allgemein vollen Glauben geschenkt, bis auf Einen: Wilhelm Grimm. Dieser geht zwar nicht so weit, dieselbe förmlich in Frage zu stellen; aber er wirft doch die Frage hin (Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 33), ob der Stein auch ein wirkliches, d. h. über der irdischen Hülle des Dichters errichtetes Grabmal, oder nicht etwa nur ein Denkmal war: ein Denkstein also, kein Grabstein, ihm, dem irgendwo sonst rastenden, von irgend einem seiner Verehrer zur Erinnerung dorthin gesetzt. Wilhelm Grimm hat es unterlassen, diesen Einfall mit Gründen zu unterstützen; ich habe daher auch keine zu widerlegen. Ist es aber (ich wiederhole hier zum Theil die schon bei einer andern Gelegenheit gemachten Einwendungen gegen solche willkürliche Annahmen: s. Germ. 2, 133), ist es, sage ich, schon an sich unwahrscheinlich, daß die Geistlichkeit des Neumünsterstiftes, zu einer Zeit, wo der Monumenteneifer noch nicht in der hohen Blüthe stand, wie in unseren Tagen, gestattet habe oder selbst darauf verfallen sei, dem Dichter in Würzburg, das in seinen Liedern gar keine Rolle spielt, in ihrem Kreuzgange, also einem richtigen Begräbnissorte, ein Denkmal zu setzen, so steht dem noch das klare, bestimmte, mehrfach überlieferte Zeugniss entgegen. Wir dürfen annehmen, daß die Männer jener Zeit so gut als wir im Stande waren, ein Grabmal von einem bloßen Denkmal zu unterscheiden; es steht aber ausdrücklich *sepultus* und *epitaphium*, nicht *monumentum*.

An Würzburg knüpfen sich für Walther noch andere, nicht zu übersehende Erinnerungen. Jene von Gropp in seiner Geschichte des Neumünsterstiftes, S. 207, überlieferte Nachricht von der letzten Willensverfügung des Dichters, daß auf seinem Leichenstein täglich die Vögel gefüttert werden sollen (eine Vogelweide, die sich in der Folge zu einer Schnabelweide für die Chorherrn, nämlich in eine am Jahrestage Walthers unter diese zu vertheilende Anzahl von Semmeln verwandelte), diese Nachricht mag nur eine schöne Sage sein. Wichtiger ist die Thatsache, daß es im Anfang des 14. Jhd. in Würzburg einen Hof gab, der den Namen „zur Vogelweide" führte. Nach einer im Regierungsarchiv zu Würzburg befindlichen Urkunde (sie steht in einem Copialbuche des Domcapitels) haben im J. 1323 „Hermannus dictus Rote & Mechtildis uxor eius, cives Herbipolenses" Schulden halber an Ludwig den Pfarrer in Grünsfeld abgetreten, die „curia dicta *zu der Vogelwaide*, sita in civitate Herbipolensi im Sande, quam inhabitat Gotzo dictus de Steinach, cui ab una parte domus dicta Kelrespach, ab alia vero domus Lukardis, dictæ Wykerin, conterminant." In der auf denselben Verkauf bezüglichen Originalurkunde vom 27. Mai 1323, im k. Reichsarchiv zu München, heißt es weiter: „Hermannus & Mechtildis &c. redditus XV solidorum denariorum super curia dicta *zu der Fogilweide* pro undecim libris denariorum et quinque solidorum denariorum vendunt" (Reuß, Skizze S. 7). Reuß hat gefunden, daß der Hof in der jetzigen Elephantengasse, im Sandviertel, lag.

Diese Benennung kann nicht zufällig sein, d. h. sie muß eine historische Unterlage haben. Ob der Hof Walthern, dem in seinen spätern Jahren vom Kaiser mit einem Reichslehen begabten Dichter zu eigen gehört habe oder nicht, kann nicht bestimmt gesagt werden und mag unentschieden bleiben. Mit um so größerer Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß Walther einst jenen Hof bewohnt und sein Leben dort beschlossen, und daß der Hof desshalb von ihm den Zunamen empfangen habe, wie das Haus zu Basel von Konrad von Würzburg, und so gewiss noch viele andere.

Also in Würzburg hat Walther gewohnt. Dort ist er gestorben und dort liegt er begraben; Zeuge dessen ist der Vogelweiderhof und das ihm dort errichtete Grabmal.

Durch diesen Nachweis erhält nun eines seiner schönsten Lieder, jenes prächtige (124): *Owê, war sint verswunden alliu mîniu jâr,*

eine Bedeutung, die für die noch festere Begründung seiner fränkischen Heimat schwer ins Gewicht fällt.

Es gilt für ausgemacht, daß dieses Lied, in welchem er wehmuthsvoll auf sein langes, an Erlebnissen und Wechselfällen so reiches Leben zurückblickt, wenn nicht überhaupt sein letztes, doch gewiss eines seiner letzten ist. Nach langer Abwesenheit ist er in seine Heimat zurückgekehrt, alt und des ewigen Wanderns müde. Was er einst kannte wie seine Hand, die Leute und das Land, wo er seine Kinderjahre verlebt, sind ihm fremd geworden, als hätte er sie nie gekannt; kaum erwidern die einstigen Jugendgespielen, stumpf und alt geworden gleich ihm, seinen Gruß. Mit Schmerz denkt er an die seligen Tage seiner Kindheit zurück, die ihm zerronnen sind, wie ein Schlag ins Meer.

Unmöglich scheint es diese Schilderung auf Österreich zu deuten. Erstens haben wir gar keine Anhaltspunkte dafür, daß Walther sich in seinen letzten Jahren dort noch aufgehalten habe; sodann lag das ihm vom Kaiser übertragene Lehen, der einzige Trost seines Alters, überall sonst eher als in Österreich, und endlich war Walther in keinem deutschen Land öfter und länger als gerade in Österreich, wo er leicht den größten Theil seines Lebens zugebracht hat.

Umgekehrt fehlt es in seinen Liedern, mit Ausnahme jenes einen Spruches vom Nürnberger Hoftage, an allen Anspielungen, die auf einen frühern längern Aufenthalt in Franken schließen lassen. Kam er je dorthin, so geschah es gewiss nur flüchtig, im Gefolge hoher Herren, inmitten wichtiger politischer Verhandlungen, die seine ganze Theilnahme in Anspruch nahmen und keine Stimmung in ihm aufkommen ließen, um alte Jugendbekanntschaften zu erneuern oder aufzufrischen. Von Franken konnte er so reden, wie er that, nicht von Österreich.

Hier ist es Zeit auf die Frage, welcher Hoftag in jenem Spruche gemeint ist, zurückzukommen. Lachmanns und Wackernagels Ansichten hierüber habe ich oben mitgetheilt. „An den Hof König Heinrichs vom 23. Juni (l. Juli) 1224 darf man nicht denken, weil Walther damals wohl nicht mehr umher zog“: Lachmann 84, 20. Wenn es aber vor allen andern gerade dieser Hoftag wäre, wie dann? Es ist etwas eigenes um Lachmanns Aussprüche: je bestimmter er sie fasst, um so mehr darf man auf der Hut sein, ihnen unbedingten Glauben zu schenken. So auch hier. Der Beweis scheint mir

nicht einmal schwierig, daß der von Walther gemeinte Hoftag dieser und kein anderer ist.

Ich beginne mit dem zunächst in die Augen fallenden Umstand. Walther lobt in seinem Spruche 84, 17. das gute Gericht, das zu Nürnberg gehalten worden sei. Es muß ihm das als etwas bei Hoftagen nicht ganz Gewöhnliches, und darum besonders Erwähnenswerthes vorgekommen sein. Betrachten wir die von jenen vier Hoftagen Kunde gebenden Urkunden, so finden wir, daß nur auf einem Einzigen derselben Rechtssprüche gefällt worden sind, und dieser Einzige ist eben jener Hoftag im Juli 1224. Durch Urkunde vom 23. Juli bezeugt König Heinrich VII., es habe „in presentia nostra apud Nüerinperch in curia nostra sollempni, presentibus imperii principibus" der Erzbischof von Salzburg um gesetzliche Entscheidung der Frage angesucht, „an hominibus alicuius iter et acta et via in stratis regalibus et publicis quoad mercimonia sua deportanda et alias negociaciones faciendas a domino terre vel a quoquam alio valeat vel debeat interdici", welche dem Ausspruche der Reichsfürsten nach dahin erfolgt sei, daß dieß Niemand sich erlauben dürfe (Meiller Nr. 193. Böhmer S. 218). Also ein förmlicher, vom Reichsgericht ausgehender Rechtsspruch über eine Angelegenheit von allgemeiner öffentlicher Wichtigkeit. Ferner beurkundet K. Heinrich an demselben Tage einen zweiten von ihm ergangenen Rechtsspruch, wodurch dem Erzbischof Eberhard von Salzburg die Herrschaft Windisch Matrei, welche Graf Berthold von Graisbach angesprochen hatte, zuerkannt wird (Böhmer a. a. O. Nr. 59). Auf den drei andern Tagen von 1217, 1219, 1225 fanden kais. Belehnungen, Privilegienbestätigungen u. s. w. statt, aber von Rechtshandlungen wissen uns die Urkunden nichts zu erzählen.

Über die Entstehungszeit unseres Spruches sind wir damit völlig im Reinen. Sie lässt sich indess nach andern Seiten hin noch fester begründen. Der Ton des Spruches ist derselbe, in welchem die an den Erzbischof Engelbert von Köln gerichteten verfasst sind, und mit Recht betrachtet man ihn als diesem zu Ehren erfunden. Keine dieser Strophen (S. 84. 85) fällt erweislich vor 1220, in welchem Jahre Engelbert von K. Friedrich zum Reichsverweser und Pfleger seines Sohnes ernannt wurde. Auch die Mahnung an die Rathgeber des Landgrafen Ludwig von Thüringen nicht. Mit der Erklärung Wackernagels (Walther 2, 184) bin ich nicht einverstanden. Erstens berechtigt uns nichts, aus dieser Strophe auf Walthers erneuten

Aufenthalt in Thüringen zu schließen: ein solcher Zuspruch konnte auch, und besser, aus der Ferne geschickt werden; zweitens scheint mir die Mahnung, er solle *unsûmic* sein, nichts anderes als eine Aufforderung sich dem Kreuzzuge Friedrichs anzuschließen, eine Aufforderung, welcher Ludwig später, 1227, wirklich entsprach.

Unser Spruch ist, wie gesagt, im Engelberts-Ton gedichtet: schon dieß würde verbieten, ihn vor 1220 zu setzen. Auf jenem Nürnberger Hoftag von 1224 war auch Engelbert anwesend (auf den andern nicht), unter seinem Vorsitze fand das Gericht der Reichsfürsten statt, und daß es ein *guot gerihte* war, dafür bürgt der bekannte rücksichtslose Rechtssinn des Kölner Erzbischofs, der ihm die Freude und Bewunderung der Gutgesinnten, aber auch den Haß der Böswilligen erwarb, und dem er durch die Hand seines eigenen Neffen im Nov. 1225 zum Opfer fiel. Das Lob des guten Gerichts ist ein Compliment für Engelbert. Anderes mochte ihm dort weniger gefallen; aber der oft erprobten Freigebigkeit seines alten Gönners Leopold konnte er rühmend gedenken, wenn schon kein Verhältniss mehr zwischen ihnen bestand; zudem geschah es auf Kosten der fränkischen Fürsten, daß er ihn lobte.

Im J. 1224 ist Walther allerdings nicht mehr umhergezogen; er hatte das kaiserliche Lehen, das ihn des Wanderns überhob. In Betreff der Freigebigkeit verweist er in unserem Spruch die Fragenden an das fahrende Volk, zu dem er sich selbst also nicht mehr rechnet. Natürlich konnte dieser Umstand, auch wenn er um diese Zeit sich schon in Würzburg festgesetzt hatte, für ihn kein Hinderniss sein, dem Hoftage in Nürnberg, wohin es von Würzburg eine Tagreise ist, anzuwohnen. Ihn überdieß hier in der Umgebung Engelberts von Köln zu finden, den er so hoch preist und zu dem er offenbar in nähern Beziehungen gestanden hat, darf zumal nicht wundern. Nicht als Fahrender hat er am Nürnberger Hoftag Theil genommen, wahrscheinlich in anderer Eigenschaft (wohin auch der Ausdruck 84, 15 *swenn ich von hove rîte* deutet) und zwar als Erzieher des damals etwa zwölfjährigen König Heinrichs (vgl. Stälin 2, 166). Ich erblicke nämlich in dem von mir geführten Beweis, daß unser Spruch dem Hoftag von 1224 gilt und Walther sich hier in nächster Umgebung des jungen Königs und dessen Pflegers, des Reichsverwesers und Erzbischofs Engelbert bewegt, die volle Bestätigung der von Anton Daffis in seiner hübschen kleinen Schrift (Zur Lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide. Berlin 1854)

dargelegten feinen und scharfsinnigen Untersuchungen, wonach Walther etwa von 1220—1224 Erzieher und Zuchtmeister König Heinrichs VII. war, und dann, von der Unmöglichkeit den unbändigen Fürstensohn zu ziehen, überzeugt, sein Amt niedergelegt und die Sprüche 101, 23, — 102, 23 zur Rüge Heinrichs gedichtet hat. Auch das stimmt vortrefflich, daß Daffis (S. 20) die Trennung ins Jahr 1224 setzt. Der Bruch kann schon während des Hoftages in Nürnberg oder auf der Weiterreise in Würzburg, wo der König zu Anfang August verweilte (s. Böhmer nr. 62. S. 210), stattgefunden haben.

Durch unsern Spruch sehen wir uns also mit Walther zu bestimmter, historisch erweisbarer Zeit, und zwar in den letzten Jahren seines Lebens nach Franken versetzt. Das ist für die vorausgegangene Beweisführung von erheblicher Wichtigkeit. Ob er in Würzburg blieb, weil dort das Zerwürfniss vorfiel, oder ob er dort wegen des in der Nähe gelegenen Lehens seinen Aufenthalt nahm, ist nicht zu sagen und ist auch gleichgiltig, indem auch ohne solche Veranlassung die Wahl gerade von Würzburg eine genügende Erklärung leicht findet. Ist es doch tief in der menschlichen Natur begründet, daß der auf der hohen See des Lebens wie ein Spielball Umhergetriebene, ermüdet, unbefriedigt und vielfach getäuscht, zuletzt gerne wieder dem stillen Port der Heimat zulenkt, um schließlich nach all den Mühsalen und Beschwerden dort, auf der Stätte der Geburt, das müde Haupt niederzulegen und die Ruhe zu finden, die ihm die Ferne und Fremde nicht gewährt hat. Auch Walther fand hier die Ruhe, die er anderswo vergebens gesucht hatte, er fand sie unter der schattigen Linde im stillen Klosterhof seines Heimatlandes.

Gewiss hat Franken vor allen deutschen Ländern das gegründetste Anrecht, Walther von der Vogelweide den Seinen zu nennen; Österreich dagegen bleibt ungeschmälert der größere Ruhm, dieses ungemeine Talent gebildet und zur vollen Reife gebracht zu haben.

Nachdem wir Walthers Heimat, soweit das mit Hilfe der vorhandenen Quellen möglich ist, sichergestellt haben, wenden wir uns zu der Frage über sein Geschlecht und seinen Geburtsort. „Ihm ein anderes Geburtsland (als Österreich) zu suchen, ist grundlos, und ist unnütz, wenn man ein altes Geschlecht von der Vogelweide doch nirgend nachweisen kann.“ So Lachmann zu 124, 7., und Wilh. Grimm (über Freidank S. 3): „Da es kein Geschlecht gab, das von der

Vogelweide hieß, so mag auch Walther (gleich Freidank) einen dichterischen Namen angenommen haben.“ Der Eine sagt, man könne kein solches Geschlecht nachweisen, der Andere, es habe keines gegeben. Es ist doch etwas schönes um den logischen Fortschritt, um wissenschaftliche Schärfe und Bestimmtheit. Zugleich zeigen die Worte Lachmann's Demjenigen, der es etwa nicht schon weiß, auf welch zarte Weise die deutschen Philologen zum Weiterforschen und Vorwärtsstreben aufgemuntert werden.

Allerdings ist es ganz richtig, daß außer Walther ein altes Geschlecht von der Vogelweide nirgends nachgewiesen ist: weder eine Burg dieses Namens hat sich bis jetzt gefunden, noch urkundliche Nachweise über dieß Geschlecht, und einsam steht unser Dichter da in der Geschichte, scheinbar ohne Vorfahren, er selbst ohne Nachkommen. Aber was will das sagen? Ist man durch diesen Umstand irgendwie berechtigt, die Existenz eines Geschlechtes, das sich von der Vogelweide nannte, zu leugnen? Ich halte dessen keinen Historiker für fähig, der da weiß, wie viele alte Documente nur durch Zufall erhalten, wie viele andere, einst nachweisbar vorhandene, nun verloren sind, und wie viele edle Geschlechter wirklich bestanden haben, ohne daß uns davon eine einzige Urkunde Nachricht gibt.

Je reicher, mächtiger und weitverzweigter ein Geschlecht war, desto reicher werden in der Regel die Quellen seiner Geschichte fließen. Umgekehrt sind im Mittelalter gar manche Familien des niedern und unbegüterten Adels gekommen und gegangen, ohne irgend eine schriftliche Spur ihres Daseins hinterlassen zu haben; denn der Grundbesitz, dessen fortwährender Tausch und Kauf und Verkauf ist es, der die Hauptgrundlage der Familiengeschichten bildet. Eine Familie, die damit spärlich bedacht war, und sich nicht irgendwie sonst, in der Litteratur, im Felde oder im Staatsleben einen Namen gemacht, wird auf den Blättern der Geschichte wenig oder keinen Raum einnehmen, damals wie noch heute, und es ist unhistorisch und unwissenschaftlich, auf den bloßen Mangel urkundlicher Nachweise hin die wirkliche Existenz eines Geschlechtes zu bestreiten, oder auf Pseudonymität zu schließen, die im heutigen Sinne das Mittelalter gar nicht gekannt hat.

Walther war von edler Geburt und hat in dieser Eigenschaft (denn er selbst besaß bis 1220 nichts, wonach man ihn hätte nennen können) einen angeerbten Geschlechtsnamen geführt: von der

Vogelweide; „miles dictus von der Vogelweide“ heißt es in jener Nachricht des Michael de Leone, „unsers sanges meister, den manê von der Vogelweide nande,“ in dem schönen Nachrufe des Truchsäßen von St. Gallen (Walther 108, 5). Vornehm und reich kann die Familie, der er entstammte, nicht gewesen sein, denn er war arm und ohne Besitzthum, wie er uns selbst sagt, und lebte durch seinen Gesang von der Milde hoher Herren. Daß er nur dem niedern Adel angehörte, auf welchen er gleichwohl stolz war, hat er selbst in einem seiner Lieder 66, 27 angedeutet:

sô bin ich doch, swie nider ich sî, der werden ein.

Wahrscheinlich war er der nachgeborne, jüngere Sohn eines wenig begüterten Dienstmannes oder Ministerialen, sei es der Bischöfe von Würzburg oder einer hohen fränkischen Adelsfamilie, der bei Würzburg ein kleines Lehen, die Vogelweide, besaß, ein Lehen, dessen Ertrag nicht hinreichte, seine erwachsenen Söhne zu ernähren. Vielleicht verhält es sich noch anders, und Walthers Vater war Falkenmeister (wie denn gerade solche Ämter oder Verrichtungen den Dienstmannen übertragen wurden), Aufseher oder Verwalter eines in Franken gelegenen fürstlichen oder bischöflichen Geflügelhofes, einer Vogelweide, wovon er den Zunamen erhielt und führte.

Wie immer es sich jedoch mit Walthers Vorfahren verhalten mag, soviel ist sicher, daß der Name „von der Vogelweide“ ein wirklicher, von einer Localität hergeleiteter Zuname ist, so gut als jeder andere, und daß es Walthern so wenig als irgend einem seiner Zeitgenossen beigefallen ist, sich einen dichterischen Namen zu erfinden. Das wird und muß Jedem klar werden, der die allmäliche Entstehung und Ausbreitung der deutschen Geschlechtsnamen vom 11. Jahrhundert an historisch betrachtet.

Mit der steigenden Bevölkerung und Zahl der Freien (sagt Hüllmann in der Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland S. 430) wurde die Einführung von Geschlechtsnamen dringendes Bedürfniss. Das Gedächtniss erlag in Unterscheidung und Bezeichnung der einzelnen Freien. Nicht die Geschlechter und Familien kamen auf den Einfall, den Personennamen Ortsnamen beizufügen, sondern der große Haufe war es, der sich die Unterscheidung des Einzelnen, der zahllosen *Kuonrâte* und *Heinrîche* etc. dadurch erleichterte. Vom Volke wurden sie als unterscheidende Merkmale der Familie beigelegt. Meist war es der Geburtsort, das

zunächst liegende und natürlichste Merkmal der Unterscheidung, von welchem die Geschlechtsnamen ertheilt wurden; der Grundbesitz mehr nur insofern, als derselbe gewöhnlich zugleich Heimat und Geburtsort war.

Wenn das Gehöfte, das Stammhaus, in welchem Jemand geboren war, dem zuerst ein Geschlechtsname begelegt wurde, und das häufig als Eigenthum oder als erbliches Dienst- oder Lehensgut dem Stamme gehörte, vereinzelt lag, ohne selbst von großem Umfang zu sein oder zu einem geschlossenen namhaften Dorfe zu gehören, so ward der Name von dem Örtlichen, den Umgebungen, den unterscheidenden Merkmalen entnommen. Z. B. Walterus de Berge (1194), de monte Claro (1195); Wilhelmus de Nigro monte (1232); Everhardus de Steina (1075); Eberhardus de Lapide (2232); Wolframus de Petra (1158); Herbrandus de Rupe (1238); Arnoldus de castro Rupis (1194); Arnoldus ad Quercum (1210); Petrus de Eich (1277); Cunradus de Arbore Rosarum [vome Rôsenboume] (1251); Cunradus de VII fontibus; Diepoldus de cespite [vome Wasen] (1189) u. s. w. Wo nun sind die Wohnsitze dieser Geschlechter? Die wenigsten können nachgewiesen werden: sie sind verschwunden gleich den Besitzern. Dennoch waren es wirkliche, nach ihren Geburts- oder Wohnorten genannte Familien. Fast alle kommen urkundlich nur einmal vor, und es ist der bloße Zufall, der ihre Namen zu uns gerettet hat, die eben so gut gleich Tausend andern ihres Standes für immer verloren sein könnten.

Ich führe noch ein ganz analoges Beispiel an, den Namen des Vaters der höfischen Poesie, Heinrichs von Veldeke Derselbe wird verschieden geschrieben: *Veldiche, Veldich, Veldeg, Veldegge, Veldecke* etc., aber auch *Veldecken* (so die Gothaer Hs. der Eneit, die Münchner und Heidelberger Hss. des Tristan), *Veldichen* (so die Stûttgarter und Haager pap. Hs. des Wilh. v. Orlens, und ursprünglich auch die Eibacher [14. Jhd. pap. fol.] der Eneit) und *Veldekîn*. Diese letztere Form ist sichergestellt durch den Reim auf *mîn* in Reinbots hl. Georg 693. und erscheint auch in der Wiener Hs. des Tristan, sowie in einer von Lachmann mit g bezeichneten Hs. des Parz. 292, 18. 404, 29. und außerdem in der St. Galler Hs. (K) des Wilhelm 76, 25: *Felkîn*. Welches ist nun die richtige, die ursprüngliche Form? Die allgemein angenommene ist *Veldeke* (*Veldegge*, wie in des Minnesangs Frühling steht, ist natürlich nur die alamannische Schreibweise, wie sie allerdings zu der in jener Bearbeitung befolgten vortrefflich passt); aber nur *Veldekin*

oder *Veldeken* scheint mir die echte, der Mundart und Heimat des Dichters angemessene Form zu sein (vgl. Grammatik 3, 678). Was bedeutet das Wort? Nichts anderes als Feldchen (vgl. auch Lachmanns Auswahl S. IV), und in letzterer, geschwächter Gestalt erscheint es in einem niederrheinischen Glossar des 13. Jhd.: agellus, *veldeken* (s. Graff, Diutika 2, 199). Also nur ein bescheidenes Grundstück, ein kleines Gütchen war es, von dem Heinrich seinen Namen empfieng: *vome Veldekin, -ken.* Wo es lag oder ob es noch existiert, wer weiß das zu sagen [1])? Zwar hat Mone in seinen Quellen und Forschungen, S. 252, aus dem Hausbuche der Abtei St. Truyden (St. Tron in Belgien) die Notiz beigebracht, daß Abt Wilhelm im J. 1253 einem „domino Henrico de Veldeke, militi," ein jener

[1]) Das ist nun durch Bormans in seiner so eben erschienenen Ausgabe von Heinrichs Servatius geschehen. J. Grimm hat die Güte mir aus dem mir noch unzugänglichen Buche Folgendes mitzutheilen: „Jener jüngere Henricus de Veldeke erscheint noch in andern Urkunden von 1254, 1256. Bei Spalbeke liegt die „Velleeck molen", moulin de Velleck, das Volk sagt „Velker molen." Spalbeke liegt nordöstlich von Hasselt, die Mühle in der Gemeinde Kermpt (hinter Mastricht), auf der Grenze von Spalbeck und Lummen. Außer dem Henricus ist auch ein Arnoldus de Veldek genannt. Die von Veldeke waren Vasallen der Grafen von Loz und der Servatius wurde gedichtet auf Bitte der Gräfin Agnes von Loen. Loen ist die flämische Form des Namens Loz." Was die Vasallenschaft des Dichters angeht, so möchte ich erst das Gedicht und die betreffende Stelle kennen lernen, bevor ich daran glaube. Heinrich hat die Eneit auf den Wunsch einer Gräfin von Cleve gedichtet, ohne ihr Dienstmann zu sein. Jedenfalls beweisen jene jüngern Veldeker wie gesagt nur, daß der Dichter Nachkommen hatte: ohne diese würden wir über sein Geschlecht gerade so viel wissen als von demjenigen Walthers, d. h. nichts. Und selbst jene Mühle, die ihren Namen führt, beweist nicht, daß dort ihr Stammhaus wirklich lag: sie kann leicht erst von dem jüngern Heinrich auf der „terra inculta," die ihm in der Urkunde von 1253 verliehen wurde, erbaut und erst nach ihm, als dem Besitzer, so genannt worden sein (daher die „Velker molen", d. i. die Mühle der Veldeker, der von Veldeken). Eine Burg Veldeke stehe nicht mehr, sagt Bormans ferner, s c h e i n e aber noch 1355 vorhanden gewesen zu sein. Auch diese wird, falls sie überhaupt mehr war als Schein, von den jüngern Gliedern des Geschlechtes aufgebaut sein: über den Dichter, seinen Namen und seine Vorfahren giebt all dieß nicht den mindesten Aufschluß, so dankenswerth diese Mittheilungen nach anderer Seite hin sind.

NACHSCHRIFT. Noch in der letzten Stunde erhalte ich Bormans Ausgabe selbst (Maestricht 1858) und kann daher noch ein paar Worte beifügen. Mit Vergnügen sehe ich, daß meine obige Vermuthung über die richtige Namensform durch die Handschrift des Servatius bestätigt wird: *in dutschen dichtede dit Heynryck, die van Veldeken was gheboren.* Meine Zweifel waren übrigens sehr berechtigt, sowohl was die Vasallenschaft als die alte Burg betrifft, die ein bloßes Luftschloß ist. Doch darüber und über Anderes in dieser Ausgabe bei nächster Gelegenheit. 16. Dec. 1859.

Kirche gehöriges Grundstück bei Spalbeke als Lehen übertrug. Allein es ist nicht gesagt, welchen Namen jenes Grundstück führte, und auf keinen Fall ist durch dieß Vorkommen eines gleichnamigen Sohnes oder Enkels der Geschlechtsname sicherer begründet, als er es durch den Namen des Dichters ohnehin schon war. Höchstens kann man daraus schließen, daß Heinrich verheiratet war und Nachkommen hatte, was von Walther nicht bekannt und auch unwahrscheinlich ist.

Betrachten wir nun, auf diese Weise vorbereitet, den Zunamen unseres Dichters, so wird er uns zwar ebenfalls poetisch, dichterisch, als ein wahrer Sängername erscheinen; aber in anderm Sinne als Wilhelm Grimm: er hat nach dem Gehörten nichts Befremdliches mehr für uns, wir finden es ganz natürlich, daß man Jemand nach einer Vogelweide nennt, wie Andere nach einem Fels, Baum, Rasen oder Feld, und wir werden den Namen nicht für willkührlich gefunden halten, weil er zufällig in keinem alten Pergament verbrieft und besiegelt ist.

Fogilweida bedeutet im Althochdeutschen aviarium, einen Ort also, wo Vögel, vielleicht auch zahme für die fürstliche Tafel, namentlich aber wilde, für die Jagd abgerichtete oder abzurichtende, gehegt werden; aber auch den Ort, welchen die Vögel zu besuchen und zu ihrem Aufenthalt zu machen pflegen (vgl. Graff 1,775. mhd. WB. 3, 553. Schmeller 4, 27). Später scheint man, wie mit dem Wort *weide* überhaupt, den Begriff von Vögeljagd und sogar von Federspiel damit verbunden zu haben. „Die Kinder der Welt meinen in den Himmel zu kommen mit Wohlessen und -Trinken, *mit hunden, mit vogelweide, mit schônen pferden*" &c. (Leysers Predigten S. XXX). Im Codex dipl. Moraviæ 6, 338 (Brünn 1854, 4: Urkunde von 1338): „item venationes et *vogilweide* circum civitatem eidem Tyczkoni et suis heredibus concedimus jure pleno". Und im Ackermann aus Böhmen Cap. 3: „*von Vogelwaid ist mein pflug.*" Vgl. Schmeller 4, 27. Frisch 2, 405. Wie *vogelweide*, so gab es auch *gansweide* und *stuotweide* (s. Schwäbisches Eheverlöbniss: Wackernagels L. B. 1, 189). Ersteres diente auch zur Bildung eines Geschlechtsnamens: ein „Heinricus dictus *Gansweide*" testiert in einer Urkunde vom 25. Juli 1299 (Mone's Zeitschrift 4, 432).

Es hat überhaupt durchaus nichts Auffallendes das Wort Vogelweide als Orts- und dann als Geschlechtsnamen gebraucht zu sehen. Der mit Vogel componierten Namen giebt es überall in Deutschland

eine große Menge. Nirgends kommen sie häufiger vor als in Baiern. Dort giebt es jetzt noch: Vogelaich, -bach (2mal), -berg (4), -brunn, -bühel, -dorn, -egg (2), -haag, -mühle (4), -öd (4), -ried (3), -sang (19), -anger, -stätt, -stein, -stock, -thal (2), -wald, -than, -wehe und -wohl. Ja nicht bloß solche allgemeine, sondern dem Vogelweide ganz analoge Namen: Vogelau (2), Vogelgarten, Vogelheerd (8), Vogelhof (4). Die Mehrzahl dieser Orte liegt im baierischen Franken: dort scheint also diese Benennung von jeher eine beliebte gewesen zu sein. Es sind aber alles keine Dörfer, sondern vereinzelte, zerstreut liegende Weiler, Höfe, s. g. Einöden, in der Regel mitten im Walde.

Auch unter dem Vogelweide, von welchem Walthers Vater oder Großvater den Namen erhalten, haben wir uns also keine große Besitzung oder gar einen hochgethürmten Ahnensitz, sondern ein einfaches Gehöfte in einer Lichtung des Waldes zu denken. In dieser stillen, nur vom Gesange der Vögel unterbrochenen Waldeinsamkeit mag Walther seine Kindheit verlebt, und dort, im Verkehr mit den gefiederten Bewohnern, sei es des väterlichen Hauses oder des umgebenden Gehölzes, mag die Lust zum Gesange in dem zarten kindlichen Herzen zuerst geweckt worden sein. Als dem heranwachsenden Jüngling das kleine Besitzthum seines Vaters keinen Raum mehr bot, zog er hinaus in die Fremde, auf die hohe Schule des Gesanges nach Österreich, wo er, wenn auch keine bleibende Stätte, doch die gesuchte künstlerische Bildung und an dem glänzenden Hofe der Babenberger zu wiederholten Malen freundliche Aufnahme fand.

Daß sich der Name des Ortes (wie viele solcher Orte sind nicht untergegangen und spurlos verschwunden!) nicht erhalten hat, kann Zufall sein, oder ist vielmehr kein Zufall. Denn als Walther am Abende seines Lebens wieder in sein Heimatland zurückkehrte, fand er alles verändert: *vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt*, nur das Wasser floß, wie es ehedem geflossen (124, 11). Das heißt mit andern Worten: das Vaterhaus stand nicht mehr, das Feld war ausgebrannt, der Wald, der beides einst umgeben, war gelichtet, ausgerodet: er stand als ein *gast*, als ein Fremder, auf der einst heimischen Stätte.

II.

ZUR ERKLÄRUNG SEINER LIEDER.

Der vorstehenden Untersuchung über Walthers Heimat und Geschlecht lasse ich einige kritische Versuche zur Herstellung der noch vielfach verderbten Liedertexte folgen. Hiebei denke ich nicht daran, einen Vorwurf gegen Lachmann desshalb erheben zu wollen, daß in seiner Ausgabe nicht Alles ist, wie man es wünschen möchte. Er hat für den Text gethan, was er konnte, und wenn ich meine Meinung sagen soll, so halte ich seine Bearbeitung des Walther für seine beste und verdienstlichste Arbeit; gewiss war sie, in Anbetracht der unzuverlässigen Hilfsmittel, die schwierigste. Wen ich aber tadle sind Lachmanns unmittelbare Schüler: an ihnen war es, statt im staunenden Anblick dieser Ausgabe verloren die Hände in den Schoß zu legen, das Werk ihres Meisters weiter zu führen und dadurch, durch den Ausbau des von ihm Begonnenen, zu zeigen, daß ihnen sein Andenken wirklich heilig ist. Aber nicht nur, daß sie, vor lauter Bewunderung, selbst nichts gethan, sie haben auch Andere davon zurückgeschreckt, durch das Aushängen der bekannten Warnungstafeln. Zwar für Beleuchtung und Feststellung des Geschichtlichen in Walthers Liedern ist in neuerer Zeit Beachtenswerthes, Lachmanns Ansichten vielfach Berichtigendes geleistet worden; aber nicht von jener Seite: es waren zumeist Historiker, nicht Philologen, die sich der Mühe unterzogen und der Erklärung unseres größten Lyrikers Fleiß und Nachdenken gewidmet haben. Von diesen letzteren ist seit der zweiten Ausgabe (1843) an Lachmanns Text, mit Einer rühmlichen Ausnahme, kaum gerührt worden: ich meine W. Wackernagel, der in der neuen Auflage seines altd. Lesebuches durch eine Reihe feiner und scharfsinniger Verbesserungen gezeigt hat, welcher Nachhilfe Lachmanns Bearbeitung überall noch bedürftig ist.

Ich beginne mit dem Leich S. 3—8, 3. Derselbe ist uns zwar in vier Handschriften, der Pariser, Heidelberger nr. 341, einer Wiener und der Koloczaer überliefert, aber die drei letzteren haben, da sie deutlich aus derselben Quelle geflossen sind, im Ganzen nur die Geltung Einer Handschrift. Der Text ist in beiden Überlieferungen vielfach zerrüttet und es bedurfte Lachmanns kritischer Kunst, um ihn so herzustellen, wie wir ihn in seiner Ausgabe lesen. Gleichwohl scheint noch manche Nachbesserung nöthig; diese kann theils durch Conjectur, theils mit Hilfe der Hss. kl geschehen, deren Lesarten Lachmann in ihrem Werthe nicht überall richtig erkannt hat.

3, 1—97. *Got, dîner trinitâte,*
die ie beslozzen hâte
dîn fürgedanc mit râte,
der jehen wir, mit drîunge
diu drîe ist ein einunge.
Ein got der hôhe hêre,
sîn ie selbwesende êre,
verendet niemer mêre,
der sende uns sîne lêre.

Der Text und mehr noch die Interpunction erweckt allerlei Bedenken. Es ist auf den ersten Blick klar, daß nach *einunge* kein Punct stehen darf, sondern nur ein Komma, und daß hier, wie häufig in diesem und andern Leichen der Satz und Sinn von einem Gebände ins andere übergeht. *dîner trinitâte — jehen wir* (wir bekennen, daß sie wirklich ist, wir glauben daran): *mit drîunge diu drîe ist ein einunge, ein got, der hôhe hêre.* Die ganze Stelle ist nichts anderes als die poetische Umschreibung einer Stelle aus dem apostolischen Glaubensbekenntniss. *ih glouba, daz die dria genennida ein uuariu gotheit ist diu dir io uuas ane anagengi unde iomer ist ane ente* (Maßmann, die deutschen Abschwörungs-, Glaubens- &c. Formeln S. 74[a]); *unt gelôb die trî kenennede einin wâren got* u. s. w. (ebd. 74[b]); *ich geloube, daz die drîe namen — ein wârer got ist, der ie was und iemer ist ân anegenge und âne ende* (ebd. 81. 82); *und gloube daz die drî gnende ein wârir got ist, der dir ie was ân anegenge und iemer ist ân ende* (Spec. eccl. ed. Kelle S. 3). Falsch ist das Komma nach *êre* und nach *mêre* gehört ein Punct.

Verderbte Lesart ist *sîn* V. 7; kl haben dafür *dîn*, es ist wohl *des* zu lesen, welches in den Hss. oft mit *sîn* und *dîn* verwechselt wird. Auch V. 9 *der sende uns sîne lêre* ist unrichtig. Gott wird zu Anfang und in der Folge apostrophiert, es ist daher mit kl zu lesen: *nû sende uns dîne lêre.* Also:

Got, dîner trinitâte,
die ie beslozzen hâte
dîn fürgedanc mit râte,
der jehen wir: mit drîunge
diu drîe ist ein einunge,
Ein got, der hôhe hêre,
des ie selbwesende êre
verendet niemer mêre.

nû sende uns dîne lêre:
uns hât verleitet sêre u. s. w.

mit drîunge diu drîe ist ein einunge, d. h. mit oder durch Verdreifachung ist die Dreiheit eine Einheit; darin liegt etwas Spitzfindiges und Geschraubtes, das Walthern sonst nicht eigen ist, und man wird versucht, hier an Verderbniss zu denken. *diu drîe ist ein einunge* genügt vollkommen und entspricht ganz der professio fidei. *der trinitâte jehen* heißt profiteri trinitatem und drückt daher das lat. credo nicht vollständig aus. Dieß würde der Fall sein, wenn man läse: *der jehen wir mit triwunge* oder *trûunge*: die bekennen wir mit Vertrauen, mit voller Zuversicht, wir glauben an sie; das folgende ist dann die nähere Bezeichnung dessen, was wir in Bezug auf die Trinität glauben. *triwunge* kann ich zwar nicht nachweisen, aber *getrûwunge* und *vertrûwunge* kommt in den Mystikern vor (I. 30, 9. 150, 30), und an der Möglichkeit des einfachen *triwunge* ist nicht zu zweifeln.

nû sende uns dîne lêre] *nû* steht hier im Sinne von: daher, desshalb: wir glauben an dich und deine Trinität, darum lehre uns, wie wir dem Teufel widerstehen.

4, 2—12. Daß dieß dem Nibelungenvers entsprechende Langzeilen und daher auch ebenso abzutheilen sind, hat schon Bartsch Germ. 2, 260 bemerkt; ich möchte aber demgemäß die letzte Halbzeile mit vier Hebungen: *diu maget unde muoter was* lesen (nicht *magt und muoter*).

4, 19—22. *daz was diu reine*
magt alleine,
diu mit megetlîcher art
kindes muoter worden ist.

Mit Ausnahme des gleich zu besprechenden Abschnittes 4, 32—5, 3 ist das Versmaß des Liedes überwiegend jambisch; es werden daher die einzelnen wenigen Zeilen, die trochäisches Versmaß zeigen, darnach zu ändern sein. Es kann überall ganz ungezwungen geschehen. An ein paar Stellen, 3, 2. 4, 24, hat es schon Lachmann gethan. Es ist also in vorstehender Stelle entweder *diu magt alleine* und statt *mit*] *in ir* zu lesen oder man hat *reine* : *alleine* als Binnenreime zu betrachten. Z. 22 lautet in kl: *ir kindes muoter,* also wohl *ie kindes muoter* : das war die reine Jungfrau, die Einzige, die in jungfräulichem Zustand jemals Mutter eines Kindes geworden ist.

4, 32—5, 3.

Salomônes
hôhes trônes
bist dû, frouwe, ein selde hêre und ouch gebieterinne.
balsamîte,
margarîte,
ob allen magden bist dû, maget, ein maget, ein künigínne.
gotes amme,
ez was dîn wamme
ein palas kleine,
dâ daz reine
lamp alleine
lac beslozzen inne.

Auch hier haben wir Binnenreime, was aufs bestimmteste aus den Zeilen 38—40 hervorgeht, die, wie sie hier stehen, nicht gelesen werden können. Die letzten Verse sind überdieß verderbt und aus der zerrütteten Überlieferung, wie mir scheint, nicht richtig hergestellt. Ich lese:

balsamîte, margarîte, ob allen magden bist dû, maget, ein maget, ein künigínne.
gotes amme, ez was dîn wamme ein palas, dâ daz lamp vil reine lac beslozzen inne.

margarîte, amme, wamme mit Elision.

5, 9. lies *daz lamp daz ist*

das zweite *daz* fehlt in den Hss. und bei Lachmann.

5, 21. lies *gelîchest* statt *glîchest.*

22. lies mit Benutzung der Lesart von kl:

die got begôz mit sînem himeltouwe.

vgl. *Gêdêon nider spreit er ein lampvel: daz himeltou die wolle betouwete almitalle: alsô chom dir diu magenchraft* Melker Marienlied 31. *himeltou* ist hiefür der stehende Ausdruck (vgl. Grimm gold. Schmiede XXXIV, 30. XXXV, 1—8). Wir haben dann hier den erweiterten Reim, dem Walther auch sonst nicht abhold ist.

5, 23—26. *ein wort ob allen worten*
beslôz dînr ôren porten,
daz stîeze an allen orten
dich hât gestîezet, stîeze himelfrouwe.

Hier ist zweierlei auffallend: die bei Walther sonst nicht vorkommende Kürzung *dînr*, mehr noch *beslôz. besliezen* bedeutet stäts

schließen, zuschließen, während man hier das Gegentheil erwartet. Lachmann meint, es könnte ursprünglich *brach dîner ôren porten* geheißen haben. Aber einer so kühnen Conjectur bedarf es nicht, da kl das Richtige nahe legen. Sie lesen *entslozzen*, also *entslôz. entsliezen*, aufschließen, öffnen gewährt hier den passenden Sinn, und statt *dînr* ist *dîns* zu lesen, eine bei allen Dichtern, auch bei Walther, ganz gewöhnliche Kürzung. Aber auch sonst ist bloß der Gen. Sing. *dîns ôren* das richtige. Nach einer im Mittelalter ganz verbreiteten Vorstellung empfieng Maria das Wort durch ihr Ohr (nicht beide Ohren); durch das Thor ihres Ohres kam die Taube, der hl. Geist, in ihr Herz geflogen; darum heißt sie auch *beslozzeniu borte entân* (aufgethan, geöffnet) *deme gotes worte* Melker Marienlied (Wackernagel 4. Ausg. 165); *jâ wurde dû swangir von worte: dir cham ein chint, frowe, dur dîn ôre* (ebd. 261). *dir brâhte ein engel sînen gruoz verre ûz der himel kôre; der want sich durch dîn ôre zuo dîner brûste reine* gold. Schmiede 1278 ff. und Walther selbst 36, 35: *er sprach zuo ir avê daz minneclîche grüezen: durch ir ôre enpfienc si den vil süezen, der ie ân anegenge was und muoz ân ende sîn.* Vgl. noch *daz dû woltest entsliezen die verrigelten porten* Kindheit Jesu ed. Feifalik 14, 15. *dîn heilic ôre entslozzen ist gein sîner stimme zaller frist* Lobgesang auf Christus Str. 66, 11. *nû lâz uns entsliezen dîne milten güete* Zeitschrift 8, 301.

Statt 25 *daz süeze* lese ich *des süeze,* dessen Süßigkeit.

5, 27. *Daz ûz dem worte erwahsen sî,* wohl besser mit kl *swaz.*

5, 29. *ez wuohs von gote und wart ze man?*

5, 30. *ein* fehlt kl, lies: *dâ merket alle wunder an.*

6, 4 lies *noch hie noch dort genesen,* des Metrums wegen, vgl. Walther 81, 32. *noch sêle noch den lîp* und mhd. WB. 2, 405[a].

6, 9. Das hier nach *hât* gesetzte Fragezeichen würde besser am Ende des causalen Nachsatzes Z. 11 nach *grunt* stehen.

6, 13. Statt des aus C in den Text aufgenommenen

dem wîsen ist daz allez kunt

würde ich die Lesart kl vorziehen

uns ist daz allen vil wol kunt;

wir wissen alle (nicht bloß die Weisen, Einsichtsvollen) sehr gut, daß nie eine sündige Seele gerettet werden kann, es sei denn, daß sie von Grund aus bereut, gründliche Reue gefunden habe. Diese aber fehlt uns.

6, 22. lies *gewœre riuwe* aus metrischen Gründen; vgl. *gewœren riuwen got enphât* Boner 34, 43. wahrhafte, aufrichtige Reue.

6, 32—37. Hier wieder Binnenreime, was aus Z. 35. 36 erhellt:

In dürstet sêre nâch der lêre als er von Rôme was gewon:
der im die schancte und in dâ trancte, als ê dâ wurde er
varnde von.

7, 3. lies *kristéntuom unde kristenheit* mit versetzter Betonung.

7, 11 ff. *swelch kristen kristentuomes giht*
an worten, unde an werken niht,
der ist wol halp ein heiden.
daz ist unser meiste nôt:
daz eine ist ân daz ander tôt,
nû stiure uns got an beiden u. s. w.

daz ist unser meiste nôt scheint hier unpassend und mit dem Vor- und Nachgehenden nicht in Einklang; weit sinnvoller ist, was kl hier bieten:

nû ist (ab) uns ir beider nôt;

welcher Christ das Christenthum nur mit dem Munde bekennt und nicht mit der That, der ist ein halber Heide. Wir bedürfen beider, der Werke und der Worte, denn das Eine ist ohne das Andere todt. Desshalb verhelfe uns Gott zu Beiden und gebe uns Rath u. s. w.

7, 28. Statt *dâ ez ie wurde gesungen* wird man lesen dürfen *swâ* (*swaz* kl) *ez ie wurde gesungen*, wo immer es auch gesungen ward, im Himmel und auf Erde.

7, 32. 33. *ich mane dich, gotes werde,*
wir biten umb unser schulde dich

Diese zwei Zeilen sind offenbar verderbt. Schon *gotes werde* ist bedenklich, mehr noch der unvermittelte Wechsel zwischen der 1. Sing. und 1. Plur. W. Wackernagel hat bemerkt (Litt. Gesch. S. 66), daß das Subject der Leiche ein Plural *wir* ist im Gegensatze zu dem *ich* der Liederdichter. Auch im vorliegenden Liede steht sonst überall *wir*. Es ist daher mit kl zu lesen:

des mane wir dich vil werde
und biten umb̄ unser sünde dich

8, 3. Hier ist der Betonung wegen die von kl gegebene Wortstellung der in den Text aus C aufgenommenen vorzuziehen:

die âne got und âne dich nieman ze gebenne hât.

10, 3. lies *niht vlüren, dir sint ungemezzen maht und êwekeit,* wie in der ersten Ausgabe, mir scheint richtiger, stand, denn es ist zu beachten, daß die Strophen dieses Tones hier in den 6 ersten Zeilen jambisch, in den beiden letzten trochäisch gemessen sind.

10, 19. *ob in eht guotes unde liute ieman erbeiten lât?* über *eht,* das in den Hss. fehlt und hier als Vertärkung stehen könnte, vgl. mhd. WB. 1, 413.

10, 21. *irre ouch etelîchen dér got únd in girret hât,* ein sehr schlecht gebauter Vers mit Betonung auf *dér* und *únd*; etwa

irr ouch etslîchen wider, der got und in gerirret hât.

10, 29. entweder *dâ* (st. *dô*) *gap in* oder dann *dô in gap.*

10, 35. *der fürhtet aber der goteshûse, ir meister werden kranc.* Die Hss. lesen *der goteshuserere*; Lachmann findet die Form wunderbar und ändert. Es ist aber nichts Wunderbares daran, sobald man das Wort richtig abtheilt: *der goteshuser êre = der goteshûse êre:* der alte Klausner, von dem ich früher schon gesungen, ist abermals um die Ehre, das Ansehen der Klöster besorgt, ihre Obern möchten schwach werden. Es ist natürlich *gotshûs* auszusprechen, mit Elision des auslautenden *e;* so wird das Wort später auch gewöhnlich geschrieben. Aus demselben Grunde darf auch 11, 18: *dô gots sun hie in* (oder *en*) *erde gie* mit den Hss. gelesen werden.

11, 15. lies *vollemezzen.*

11, 26. Auch hier die fehlende Senkung in *merkære* verdächtig, und eben so 12, 26: *herzeichen.* Es wird *herezeichen* gelesen werden dürfen, wie noch im Mhd. *herehorn,* ahd. *herizeichan* Graff 5, 594.

13, 5—32. Diese vier Strophen, die wohl von Wilh. Wackernagel (L. B. 4. Aufl. Sp. 407), aber nicht von Lachmann als zusammengehörig, als éin Lied betrachtet werden, sind unrichtig gestellt und das Metrum zerrüttet. Ich theile sie daher in der mir passend scheinenden Ordnung und mit den nöthigen Änderungen ganz mit, und werde meine Bemerkungen nachfolgen lassen.

1. *Owê! ez kumt ein wint, daz wizzet sicherlîche,*
   dâ von wir hæren beide singen unde sagen:
   der sol mit grimme ervaren elliu künicrîche.
   daz hære ich wallære unde pilgerîne klagen:
   boum unde türne ligent von im erslagen,

starken liuten wœt er zhoubet abe.
nû suln wir fliehen hin ze gotes grabe.

2. *Owê, waz êren sich ellendet tiuschen landen!*
witz unde manheit, dar zuo silber unde golt,
swer nû diu beidiu hât, belîbet der mit schanden,
wê, den vergât des himelischen keisers solt!
dem sint die engel noch die frouwen holt:
armman zuo der welte und wider got,
wê, wie der fürhten mac ir beider spot!

3. *Owê, wir miezegen liute, wie sîn wir versezzen*
zwischen zwein fröuden an die jâmerlîchen stat!
aller der arebeite heten wir vergezzen,
dô uns der sumer sîn gesinde wesen bat.
der brâhte uns varnde bluomen unde blat;
dô trouc uns der kurze vogelsanc.
wol im, der ie nâch stœten fröuden ranc.

4. *Owê der wîse, die wir mit den grillen sungen,*
dô wir uns solten warnen gegen des winters zît,
daz wir vil tumben niht mit der ameizen rungen,
die nû vil werdeclîche bî ir arbeit lît!
daz was von anegenge der welte strît:
tôren schulten ie der wîsen rât,
man siht wol dort, wer hie gelogen hât.

Zuerst über die von mir getroffene Ordnung. In der Weingartner Hs. fehlt die erste Strophe, und 2. 3. 4. folgen sich unmittelbar. In der Pariser sind 1. 2. umgestellt: 2. 1. 3. 4. So auch in Lachmann's Ausgabe. Der Zusammenhang und Gedankenfortschritt scheint mir aber meine Anordnung zu verlangen. Das Lied beginnt mit Anspielungen auf den großen Sturm im September 1227, der große Verheerungen angerichtet, und auf den Bann, den Pabst Gregor IX. um dieselbe Zeit über Friedrich ausgesprochen hat (s. Lachmann zu 13, 12): das Höchste und Festgegründetste sei von keinem Bestand mehr und komme zu Fall, darum sollen wir zu Gottes Grab uns flüchten. Die erste Strophe schließt also mit einer Aufforderung zum Kreuzzuge.

In der zweiten Strophe wird über den Verfall des deutschen Ansehens geklagt und denjenigen mit dem Verlust des ewigen Lohnes gedroht, die Verstand, Tapferkeit und Reichthum besitzen und dennoch schimpflich zurückbleiben, d. h. sich dem vorbereiteten

Kreuzzug nicht anschließen: er verliert die Huld der Engel wie der Frauen und ist ein armer Mann, hier wie dort, und beider Spott.

In der dritten Strophe werden die Nachtheile weiter ausgeführt: aus Trägheit sind wir zwischen zwei Stühle niedergesessen, d. h. aus Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit haben wir uns die Huld der Engel und der Frauen, der Welt und Gottes Gunst verscherzt. Uns hat die kurze Freude betrogen, Heil dem, der nach dauerhaften Freuden gerungen, für das Heil seiner Seele gesorgt hat.

Ich meine, daß die logische Entwicklung in dieser Anordnung nicht zu verkennen ist, und gehe zur Betrachtung des Einzelnen. In den Hss. sind die Stollen der 3. und 4. Strophe denen der beiden ersten ungleich, aber die Besserung war naheliegend und leicht: die vier ersten Zeilen jeder Strophe haben 6, die drei letzten 5 Hebungen. Das Versmaß ist mit Ausnahme je der fünften Zeile jambisch. Durch diese Beobachtung ergeben sich eine Reihe von Besserungen.

1, 5. *boum unde*] ich vollziehe hier, wie 2, 2 *witz unde*, die Kürzung oder Apokope des in den Auftact oder die erste Senkung fallenden Wortes; denn wenn 19, 13 *rôs âne dorn*, und 66, 23 *êr unde minneclîchen gruoz* erlaubt ist, wird es hier nicht verboten sein. *unde* fehlt 1, 5 in den Hss. und ist des nöthigen Auftactes wegen zugesetzt; aus demselben Grunde, aber auch weil der Sinn es verlangt, 2, 3. *nû*.

2, 4. *wê*] dafür die Hss. *wie*, das zwar ebenfalls zulässig wäre; indess scheint mir *wê* passender schon wegen der Wiederholung derselben Construction 2, 7. und *wie* für *wê* ist eine in den Hss. nicht seltene Verwechslung (vgl. z. B. 15, 19).— 2, 6. *wê*, *wie*] hier fehlt *wê*, aber das Metrum verlangt das Wort, und wenn an einer der beiden Stellen dieser Zusatz erlaubt ist, so ist es hier.

3, 2. *zwischen zwein fröiden nider an die jâmerlîchen stat*, so Lachmann mit den Hss.; er bemerkt aber dazu, daß *zwein* gegen Sinn und Vers sei und setzt das Wort in eckige Klammern. Daß aber *zwischen zwein fröiden* nicht gegen den Sinn ist, sondern sich auf Engel und Frauen, Gott und Welt bezieht, ward oben gezeigt. Dem Metrum habe ich in anderer Weise, durch Streichung von *nider* aufgeholfen. Ich bin überzeugt, hier das Richtige getroffen zu haben. Man kann wohl sagen *nider sitzen zwischen zwein fröuden*, aber gewiss nicht *nider versitzen*, das drückt schon das einfache *versitzen*, falsch sich setzen, aus. — 3, 3. *aller der arebeite*] versetzte oder meinetwegen

schwebende Betonung, wie öfter bei Walther, vgl. zu 23, 38. 24, 34. Auch *zwischen* ist so zu lesen, mit dem Ton auf der zweiten Silbe (vgl. *zwischén den varwen beiden*, Erek 7310 und 8429). — 3, 4. *der kurze sumer*, so die Hss., aber das drückt auch *varnde bluomen*, kurzdauernde, rasch dahin schwindende Blüten, aus, und gleich zwei Verse weiter steht *der kurze vogelsanc*, wo das Wort nicht zu entbehren ist, während es hier den Vers überfüllt.

4, 2. Die Hss. haben *gegen des kalten winters zît*. Daß es im Winter kalt zu sein pflegt, dürfte selbstverständlich sein, und so denke ich, daß den das Metrum störenden Ausdruck Niemand missen wird. — 4, 3. *mit der âmeizen niht rungen* die Hss. und Lachmann. Auch Wackernagel hat obige Umstellung vorgenommen. Eine solche Betonung (*ámeizén*) darf man, glaub' ich, Walthern ohne Noth nicht zumuthen. Zwar Boner betont so: *ein vlieg ein ámbeizén ersach* 41, 3.; aber Hugo von Trimberg *diu erde améizn und binen gebirt*. — 4, 4. *arebeiten* die Hss.; aber der Sing. kann gewiss eben so gut als der Plur. das mühsam Erworbene bedeuten. — 4, 5. Statt *von anegenge* haben die Hss. *ie*. Lachmann hat dies beibehalten, mit der Bemerkung, es fehle ein Fuß, und dem Vorschlag, *meiste strît* zu schreiben; es mangelt aber immer noch einer, da im Ganzen zwei Füße fehlen. *von anegenge* entspricht dem *ie*, das gleich in der folgenden Zeile erscheint, wo es nicht fehlen darf.

14, 38 — 16, 35. In den eilf Strophen dieses Liedes ist das Versmaß durchaus trochäisch, mit Ausnahme von vier oder fünf Zeilen. Es scheint mir kein Zweifel, daß hier Verderbnisse vorliegen und die Verse zu ändern sind. Gehen wir von dem Sichern aus. Der Dichter schließt sein Lied mit der Bemerkung: alles was Gott mit der Welt je begieng oder that: *daz huob sich dort und endet hie* 16, 28. Was wir unter *hie* zu verstehen haben, ist in jeder Weise klar. Das Lied ist in Palästina gedichtet und Walther preist sich selig, daß er das Land sehen dürfe, wo Christus als Mensch gewandelt sei. *hie* wurde er geboren 15, 9. 10. *hie* ließ er sich taufen und verkaufen 13. 15. *hie* litt er den grimmen Tod 21. und von hier fuhr er zur Hölle 27. In diesem Lande wird er auch das letzte Gericht halten 16, 8. Unter *hie* kann also auch 16, 28 nur das gelobte Land gemeint sein. Schwieriger ist es zu sagen (denn

man wird nicht 13, 32 entgegen halten wollen), was man unter *dort* zu verstehen hat, da nichts vorausgeht, worauf man es beziehen könnte. Die beiden, diese Strophe gewährenden Hss., die hier aus einer Quelle geschöpft, haben zwar in der vorhergehenden Zeile eine Lücke, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie etwas das *dort* Erklärendes enthalten habe; vielmehr sagt der Dichter, um die hohe Bedeutung des hl. Landes mit kurzen Worten ins rechte Licht zu stellen: hier haben die göttlichen Geschicke der Welt ihren Anfang genommen, hier werden sie auch enden. Walther ist, wie man sieht, mit der kirchlichen Lehre im vollen Einklang. *dort* ist, weil den Sinn und das Metrum störend, zu streichen: *dáz huop sich und endet hie.*

15, 37—39. *dô huob sich der juden leit*
daz er hêrre ir huote brach,
und daz man in sît lebendic sach.

daz in der letzten Zeile fehlt A, mit Recht, denn es ist leicht zu entbehren und verderbt den trochäischen Bau.

16, 19. ist *dheine* oder *keine* zu lesen, statt *deheine*:
únd swer dheine schult hie lât.

16, 7. *sîn náme der ist vor gote erkant*, statt *der ist* lies *ist*: *sîn nam ist.*

Übrig ist nur noch eine Stelle, für die ich eine sichere Änderung nicht vorschlagen kann:

daz hêre lant und ouch die erde.

Daß hier etwas nicht in der Ordnung ist, zeigt das Auseinandergehen der Hss.: *here* A, *reine* BC, *schœne* M, *herlige* E. *ditze, disiu lant* (?). Auf keinen Fall scheint *hêre* die rechte Lesart, schon wegen der Wiederholung 15, 6, die Walther nicht liebt.

16, 13. statt *wirt* schiene besser *wart*:
der dâ wart mit ime gestalt,
die vergangene Zeit auch BC: *den man hat mit ime gestalt.*

16, 15. *Unser lantrehtære tihten*
fristet dâ niemannes klage.

Statt *unser* lesen BC *unserre*, daher besser *unserr*, das gute alte Hss. gewähren und der ursprünglichen Form gemäßer ist.

lantrehtære wird in den Gl. St. Blasianis 32^{b} (= Summarium Heinrici: Diut. 3, 251), einer Münchner Glossensammlung (vgl. Graff 2, 415), einem Vocabularius von 1429 (Schmeller 2, 476) und einem

andern von 1440 (Dieffenbachs Gloss. 482[c]) durch rachinburgius übersetzt. Rachinburgii sind (nach Grimms R. A. 293—4) diejenigen Freien, die vom Grafen oder Landesherren zum Gerichte, zum gerichtlichen Urtheilsspruche entboten werden. Später nannte man sie Schöffen (Zöpfl, Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Aufl. 863). 'erudimini qui judicatis terram' wird in Notkers Psalmen durch *lâzent iuch lêren lantrechtara* übersetzt (Hattemer 2, 28[a]). In den Sumerlaten 37[a] ist *lantrechtere* durch celech hebr., ecclesiastes gr., concionator lat. glossiert.

Als Nebenform kommt auch *lantrihtære* vor. So in der Wiener Hs. Notkers *lantrihtari* (Fdgr. 1, 51), und so liest hier die Hs. E; in einer Strophe Spervogels (s. meine Untersuchungen S. 86) *ern zimt ze lantrihtære* (Hs. *lantrittere*) *niht swer lam ist in dem munde.* In Schreibers Urkundenbuch der Stadt Freiburg 1, 88 beginnt eine Urkunde vom 8. September 1276: *Wir der margrâve Heinrich von Hahperg, lantrihter in Brîscowe, künden allen den, die disen brief ansehint oder hœrint lesin, daz die burger von Vrîburg in Brîscowe vor ûns an eim offin lanttage* (*lanttac* fehlt im mhd. WB.) *wurden angesprochen umbe ir vrîheit,* und in einer auf denselben Gegenstand bezüglichen Urkunde vom 21. Oct. 1276 heißt es: *wir der margrâve Heinrich von Hahperg, der lantgrâve ist in Brîscowe, daz die burger von Vrîburg in Brîscowe vor ûns an eime offinne lantgerichte wurden angesprochen* u. s. w.

Hiernach hätte *lantrihtære* eine etwas andere Bedeutung als *lantrehtære*, d. h. er wäre der oberste Richter des Landes, der Vorsitzende des Landtages, des Landgerichtes.

16, 23. 24. *sô wil ich die rede entsliezen*
kurzwîlen und iuch wizzen lân.

Daß *entsliezen* öffnen bedeutet, haben wir oben S. 24 gesehen; ist diese Lesart hier richtig, so kann der Sinn nicht sein: so ich will meine Rede schließen, wie Simrock übersetzt hat, sondern: ich will euch noch eröffnen und kund thun. *kurzwîlen*, was Lachmann aus C in den Text aufgenommen hat, ist unbegreiflich. Das Verbum *kurzwîlen* ist bekannt, aber hier müsste es ein adv. Dat. Pl. sein, wie *wîlen, wîlent* (weiland, vor Zeiten), also: in kurzer Frist; aber ein solches Adv. ist nicht nachgewiesen und wird kaum nachzuweisen sein. Es scheint ein Fehler der Hs. und *kurzliche*, wie E liest, dürfte dem unbelegten, unwahrscheinlichen Adverbium auf alle Fälle vorzuziehen sein.

Es ist klar, daß diese Strophe den Schluß des Liedes bildet, in welchem Walther den Inhalt desselben noch ganz kurz in ein paar gewichtige Worte zusammenfasst. Die darauf folgende Strophe 16, 29—35 kann daher nicht am rechten Platze stehen; am passendsten schiene mir ihre Stelle zwischen 15, 5 und 6, als die zweite des Liedes. Auf die Hss., die in der Anordnung weit auseinander gehen, ist hier kein Verlaß.

Nicht Lachmann, wohl aber Andere nehmen an, dieß Lied sei von den erhaltenen das Letzte und auf der ruhmlosen Kreuzfahrt vom J. 1227 gedichtet. Man beruft sich hierbei auf 125, 1—10, wo Walther die Ritter ermahnt, sich dem von K. Friedrich vorbereiteten Zuge anzuschließen, und ausdrücklich sagt, er würde sich glücklich schätzen, wenn er selbst daran Theil nehmen dürfte. Es wird mir jedoch schwer zu glauben, daß Walther, der um diese Zeit von sich sagt, er habe schon vierzig Jahre und drüber gesungen (66, 27), der in einer andern Strophe desselben Tones (67, 14) sich betagt nennt und damals in der That mindestens ein Sechziger war, in diesem Alter noch eine so beschwerliche Reise unternommen habe. Was hätte er, des langen Wanderns müde, wie er war, in seinen alten Tagen dort sollen, wo man rüstigerer Kräfte bedurfte?

Gleichwohl halte ich das Lied für keine Fiction, sondern wirklich in Syrien entstanden, aber in einer frühern Zeit. Denn darin stimme ich Lachmann vollkommen bei, wenn er in dem Liede eine Zurückdeutung auf die überwundene, trübe Sehnsucht vermisst und daraus den Schluß zieht, daß es nicht aus Walthers letzten Jahren sei (zu 14, 38). Gewiss ist, daß in diesem Liede etwas Kühles, Frostiges liegt, das Jedem sogleich auffallen muß, der es nach den tiefempfundenen, ergreifenden Liedern seiner letzten Jahre liest: es herrscht deutlich ein ganz anderer, ich möchte sagen gleichgiltiger Ton darin, wie er in solchen Dingen häufig dem jüngern Alter eigen ist, und auch die vollständige Abwesenseit aller Anspielungen auf die damaligen brennenden Fragen in Kirche und Staat dürfte nicht zu übersehen sein.

Eben so wenig finde ich eine Nöthigung, das Kreuzlied 76, 22 ff. in das Jahr 1227 zu setzen. Schon die vielzeilige, dabei in kurzen, raschen Versen dahin eilende Strophenform scheint mir dem zu widerstreben und das Lied der Zeit nach jenen ältesten Sprüchen auf K. Philipp (8, 4 ff.) nahe zu rücken, mit denen es innerlich und äußerlich große Ähnlichkeit zeigt. Jene Reisen über Deutsch-

lands Grenzen hinaus, von denen er 31, 13. spricht, wird er doch wohl in seinen jüngern Jahren gemacht haben, warum nicht auch den Kreuzzug? Ich wenigstens sehe nicht, was uns abhalten könnte, die beiden Kreuzlieder auf den Zug von 1196—1198 zu beziehen, an welchem unter Anführung Konrads, des Erzbischofs von Mainz, die Herzoge von Österreich, Kärnthen, Meran, Thüringen, Brandenburg, die Erzbischöfe von Bremen und Köln, der Bischof von Würzburg u. a. m. theilgenommen haben. Es ist dieß dieselbe Kreuzfahrt, auf der im April 1198 Walthers Gönner, Friedrich von Österreich, dessen Tod er viel später noch tief beklagt (19, 29), in Palästina starb. Walther kann in seinem Geleite und bei seinem Tode zugegen gewesen und gleich nachher, vielleicht mit der Trauerkunde, nach Deutschland zurückgekehrt sein. Dieser Annahme steht jene Stelle 125, 1—10 nicht positiv entgegen: Walther konnte schon im gelobten Lande gewesen sein, und dennoch den Rittern gegenüber, zu ihrer Aufmunterung, sagen, was er alles darum geben, wie glücklich Er sich preisen würde, die liebe Reise über Meer fahren zu dürfen. *wolte got, wær ich der sigenünfte wert,* sagt er. Was kann ihn von der Theilnahme an dem siegreichen Beginnen abgehalten haben? Gewiss nichts anderes als des Alters Gebrechlichkeit. Jedenfalls kann ich zwingende Beweise für die herrschende Ansicht hier nirgends erblicken.

16, 36—18, 28. Das Versmaß dieses Tones ist jambisch, daher dürfte 17, 15. *fürsnîden,* 29. *vil fûl* zu lesen sein. Jedenfalls ist 18, 9. die Lesart der beiden Hss. *singet* A, *singent* C, statt *singt* herzustellen; *singét,* die Betonung, Hebung fällt auf die zweite Silbe, vgl. oben zu 7, 3. 23, 38. 24, 34.

17, 28. *nône* wird von Lachmann in einer größern Anmerkung, die der Auslegung der Strophe gilt, durch Himmelfahrt erklärt. Richtig, aber das ist eine Übersetzung, keine Erklärung und wir finden sie weder in Hornigs Glossar, noch im mhd. WB. 2, 406^{b}, wo einfach auf Lachmanns Anmerkung verwiesen wird, als fände man hier den Aufschluß, warum der Himmelfahrtstag *nône* heißt. Weit besser wäre auf Schilter und Haltaus hingedeutet worden. In Urkunden des 13. und mehr noch des 14. Jahrhunderts erscheint häufig *nônetac, schœnnônetac, nônâbent,* festum ascensionis. In einer Maulbronner Urkunde von 1357: *an nôndag, als unser herre zuo himel fuor.* Schilter in s. Glossar S. 190 erklärt den Namen ohne Zweifel richtig von der neunten Stunde, ab hora nona (3 Uhr Nachmittags), in welcher Christus gen Himmel gefahren sein soll; daher

auch heute noch diese None durch eine feierliche Messe besungen wird. Aus diesem Grunde ertheilte Pabst Benedict 1014 der Capelle zu Andechs einen besondern Ablaß „quando pulsantur nonæ in die Ascensionis ab hora illa nona usque ad horam nonam ferie sequentis;" Hund, Metropolis Salisb. 2, 97. vgl. Haltaus, Jahrzeitbuch (von Scheffer) S. 248.

17, 38. *frou Bôn, set libera nos a malo. âmen.* Die Kürzung von *Bône* in *Bôn* ist auffallend; es sei Nachahmung der gemeinen Sprache, sagt Lachmann zu 20, 13, was aber zu beweisen wäre; *Bône* lesen beide Hss. und so ist zu setzen, dafür aber das hier nicht bloß das Metrum störende *set* zu streichen.

In den beiden Strophen 18, 1—28 haben je die 10te Zeile ungleiche Länge. Dazu bemerkt Lachmann 18, 10: „der Dichter dieser Strophe giebt dem Abgesang zwei gleiche Hälften. Eben dieß bewirkt in der folgenden die Lesart von C in Z. 24". „Der Dichter dieser Strophe"? Ist sie denn nicht von Walther? Warum steht sie dann unter seinen Liedern? Und wenn sie von ihm ist, wie kann man von ihm wie von einem Fremden reden? Die eine Stelle lautet bei Lachmann:

singt ir einz, er singet driu,
dazz sich gelîchet rehte als ars und mâne.

das sind fünf Hebungen. Die entsprechende der folgenden Strophe zählt bloß drei:

der mir sô hôher êren gan,
got müeze im êre mêren.

Betrachtet man die Lesarten, so ist klar, daß Lachmanns Text an beiden Orten falsch ist. A liest 18, 10: *daz gelîchet sich rehte alse ars und mane*, C: *ir sît gelîche als ars u. m.* Also: *daz glîchet sich als ars und mâne; rehte* ist überflüssig und stört das Metrum.

18, 24 ist die Zeile nach C herzustellen:

der mir sô hôher êren gan,
got müeze ouch im die sînen mêren.

beidemal mit vier Hebungen. Es ist deutlich, um wie viel nachdrücklicher und sinnvoller diese Lesart ist, abgesehen von der Wiederholung des Wortes *êre* in A.

Die Zeile 18, 25. *zuo vlieze im aller sælden fluz* hat Meister Gervelin nachgeahmt: *aller sælden fluz müeze in ir herze vliezen* MSH. 3, 37ª.

18, 29—20, 15. Auch diese Strophenform ist jambisch. Desshalb lese ich mit Benützung der Lesart von B:

18, 34. *ietweders tugent daz ander niht enwachet.*
19, 34. *nû rîhte ich* und 35: *ich bin vil wol.*
20, 1. 2. *jâ ist mir mîner swære buoz,*
alrêrste wil ich ebene setzen mînen fuoz.
19, 8. 9. *dâ gienc eins keisers bruoder unde eins keisers kint*
in éiner wât, swie doch die namen drîge sint.

B liest hier *der namen zwêne sint* und es ist die Frage, ob nicht dieß die richtige Lesart ist. Zunächst und in Beziehung auf die *wât* sind nur zwei genannt: Kaiserbruder und Kaiserkind; und es scheint gezwungen, aus der vorhergehenden Zeile auch noch den König heranzuziehen. Dieß ist aber bei *drîge* nöthig, und mit richtigem Gefühl hat Simrock den König, gegen das Original, in diesem Verse wiederholt. Jedenfalls dürfte *der namen drîe*, statt *die namen drîge* zu lesen sein. Ist die Lesart *drîge* richtig, so enthält die Stelle einen bedenklichen Vergleich des Königs Philipp mit der Dreifaltigkeit Gottes: gleich dieser erschienen König, Kaisersbruder und -Kind in einer Kleidung = in einer Person vereinigt. Vgl. *friundin unde frouwe in einer wæte wolte ich an dir einer gerne sehen* 63, 13.

19, 31. Zu *kraneches trite* ist außer der Stelle bei Freidank 30, 13, noch zu vergleichen *dicke trat er ouch wider nâch gemelîchen siten alles nâch mit kraneches schriten* Irregang und Girregar 336 (Gesammtabenteuer 3, 52).

20, 4 ff. *Der in den ôren siech von ungesühte sî,*
daz ist mîn rât, der lâze den hof ze Dürengen frî:
wan kumt er dar, dêswâr er wirt ertœret.
ich hân gedrungen unz ich niht mêr dringen mac.
ein schar vert ûz, diu ander în, naht unde tac:
grôz wunder ist daz ieman dâ gehœret.

Es ist das Wort *ungesühte*, an dem ich hier Anstoß nehme. *ungesühte* stn. soll nach W. Wackernagels Glossar zum altd. Lesebuch rheumatisches Übel bedeuten, und Weiske hat danach übersetzt: ‚Wer in den Ohren Flüsse, Gicht und Rheuma hat': ein ganzer Haufen von Ohrenleiden! Diese Erklärung scheint mir aber mehr als bedenklich, ein bloßer Nothhalm, ergriffen, um das Wort nicht unerklärt zu lassen. Bei Stalder 2, 418 wird nur „Gesucht, Gesücht, Süchti, Gsüchti" angeführt, mit der Erklärung „rheumatischer Schmerz". Dagegen ist nichts einzuwenden: unter Süchti, Gsüchti

versteht der Schweizer in der That Gliederweh. Von „Ungesüchte" und dessen Bedeutung ist bei Stalder nichts zu lesen. Ich glaube, aus gutem Grunde, denn ich zweifle sehr, daß *ungesühte* überhaupt ein Wort ist. Die einzige Hs., die uns diesen Spruch überliefert (B), bietet für die Richtigkeit wenig Gewähr. *gesühte* ist Sucht, Krankheit. *ungesühte*, sollte man meinen, bedeute sonach das Gegentheil; denn die Partikel *un-* ist, wenn auch nicht immer negativ, doch stäts privativ, schwächend, vgl. Gram. 2, 775 ff. Überdieß ist *suht* von *siech* (ahd. *siuh*) abgelautet, beide bedeuten krank, Krankheit. Angenommen auch, *ungesühte* bedeute was *suht*, so ist doch eine solche Tautologie *siech von ungesühte* bei Walther sehr unwahrscheinlich. Dieselben Bedenken erheben sich gegen Lachmanns Vorschlag oder Vermuthung: *von ungesunde. ungesunt* st. m. und f. heißt Krankheit, namentlich solche, die durch Verwundung entstanden ist.

Wir werden uns daher nach einem anderen Ausdruck umsehen müssen, der einen bessern, passenderen Sinn gewährt; zunächst nach einem solchen, der dem Urkundlichen lautlich nahe steht. Hier bietet sich uns ein nicht seltenes Wort dar, das mit *ungesühte* fast buchstäblich zusammentrifft, und, was wohl zu beachten, meist ebenfalls mit der Präposition *von* erscheint, nämlich *ungeschiht, ungeschihte. von geschiht, -e*, durch Zufall, von ungefähr; *ungeschiht, -e*, durch unglücklichen Zufall. Also: wer unglücklicher Weise an den Ohren leidet, dem rathe ich den Thüringer Hof zu meiden: er möchte sonst ganz taub werden.

Ich gebe einige Beispiele von *geschiht* und *ungeschiht. ez kom von geschihte* Flore 5571. *mit muot ode von geschihte* (: *ihte*) Erek 5810. 1862. 6132. 8715. *von geschihte* (: *slihte*) Trist. 66, 4. Krone 5601. *ez kam von geschihte alsô* Otte 393. *von geschicht ez alsô kam* Boner 1, 1. 52, 8. 72, 38. 75, 18. 82, 13. — *von eteslîcher ungeschiht* (: *gesiht*) Tristan 346, 29. vgl. 35, 27. 193, 22. *von maniger vremder ungeschiht* (: *niht*) Singenberg MSH. 1, 290ᵃ. *dô entviel im ûz der hant ein nagel von ungeschicht* Pass. K. 482, 71. *der lantgrôfe kam von ungeschihte an daz gerihte* Germania 3, 419 Z. 18. und ebd. 413, 33. vgl. ferner Wigalois 56, 5. Krone 22586. 24089. MSH. 2, 132ᵇ.

20, 10. *der lantgrâve ist sô hôch* (oder *vrô*) *gemuot?* oder *alsô gemuot?*

20, 24. *ob der êren niht engert?*

Die beiden Hss. haben *er* statt *der,* das die Deutlichkeit, die Beziehung auf den *rîchen* zu verlangen scheint.

20, 25. *ja enist ez niht wan gotes hulde und êre,*
dar nâch diu welt sô sêre vihtet.

niht wan d. h. nichts als, nur. Der Sinn dieser Verse, wie sie hier stehen, ist also: Ja, wahrlich, nur Gottes Huld und Ehre ist es, wonach die Menschen so eifrig streben, sich bemühen. Lachmann hat uns im Zweifel gelassen, wie Er die Stelle verstanden hat: sie kann jedoch nach dem Wortlaut nichts anderes bedeuten. Es ist aber ganz unglaublich, daß Walther das hier sagen will, er, der es so gut weiß, daß die Gottesfurcht und das Ehrgefühl aus der Welt gewichen ist und daß die Menschen, statt nach den ewigen Gütern zu trachten, nur nach irdischem Erwerb, nach Reichthum und vergänglichem Ruhme rennen und jagen. Auch ironisch kann die Stelle nicht etwa aufgefasst werden, davon zeigt die Strophe keine Spur. Simrock übersetzt: Nur Gottes Huld und Ehre zu erlangen, das ists, wonach der Weise ringet. Das steht aber hier nicht, sondern Simrock übersetzt die Stelle 22, 24. 25: *der wîse minnet niht sô sêre alsam die gotes hulde und êre.*

Was die beiden Hss. (CD) hier bieten, kann daher nicht das Echte sein und man wird ändern müssen. Ich dachte erst: *jâ ist ez guot, niht gotes hulde und êre*; man geht aber schonender gegen die Überlieferung zu Werke, wenn man liest:

ja enist ez niht, wœn, gotes hulde und êre,
dar nâch diu welt sô sêre vihtet.

in der That, nicht Gottes Huld und nicht die Ehre ist es, wie ich meine, wie mir scheint u. s. w. Das Praesens *wœn* kommt bei den mhd. Dichtern oft vor, mit und ohne *ich,* und von den Schreibern wird es häufig missverstanden. Die meisten Beispiele gewährt das Nibelungenlied, auch bei Walther fehlen sie nicht. Es erscheint mit dem Indicativ und Conjunctiv; vgl. Nib. 558, 3. 1084, 3. 1219, 4. 1392, 3. 2170, 4. 2285, 3: *jâ wœn got niht enwelle* —. Gudrun 534, 4. Bei Walther: *ich wœn si beide tôren sint* 22, 30. *wœn aber mîn guoter klôsenœre klage und sêre weine* 34, 33. u. s. w.

21, 4. lies: *er ist* mit D gegen C *erst.*

21, 10. *Owê dir, Welt, wie übel dû stâst!*

owê D, *sô wê* C. Die letztere, hier allein richtige Leseart ist mit Unrecht verworfen; und so ist auch 122, 7, zu lesen: *sô wê dir, Welt, wie kumt ez umbe dich.* Vgl. *sô wê dir, tiuschiu zunge* 9, 8.

sô wê mir armen 26, 1. *sô wê im der den werden fürsten habe erslagen von Kölne* 85, 10. *sô wol ir des, sô wê mir, wê* 64, 30. u. s. w.; ferner Nibelungenlied 1901, 1. (Lachmann) 2194, 1. (ebd.) 2374, 1. 1103, 1. auch 1024, 2 ist wohl zu lesen *sô wê mir mîner leide* statt *ouwê. Sô wê mir sînes tôdes* Genesis (Fdgr. 2. 55, 16). Aus diesen Stellen erhellt, daß *sô wê* ganz andere Bedeutung hat als *owê,* das wohl an 40 Stellen bei Walther nie mit dem Dativ des pers. Pron. gebraucht wird. Dieses ist eine Interjection der Klage, der Verwunderung, des Verlangens, jenes aber eine Verwünschung mit einer Ellipse (etwa: geschehe) und dem Dativ des persönlichen Pronomens.

21, 22. 23. lies *ich ez* und *triwe unde wârheit.*

— 36. lies *geistlîchez leben.*

22, 14. lies *und hæte er ir joch lebender künde* mit D, zugleich ist dieser Vers in Paranthese zu setzen.

22, 20. entweder:

wie sol man den für einen wîsen nennen?

oder mit D: *den sol man niht.*

23, 3. *und* ist mit C zu streichen.

23, 7. *dâ von sô volge mîner lêre* mit B.

23, 38. lies *beitét* mit beiden Hss., vgl. zu 7, 3 und S. 30).

26, 9. *frôn Krist vater und sun, dîn geist berihte mîne sinne.* *Krist* stört hier das Versmaß und ist nebenbei nicht bloß überflüssig, sondern verkehrt: erst *frôn* (Herr, heiliger) *Krist* dem Vater vorangesetzt und dann der Sohn noch besonders genannt. B liest *got vater unde sun,* und diese Lesart scheint mir, wenn nicht überhaupt die richtige, doch beachtenswerth. Christus ist nicht Vater und Sohn zugleich, wohl aber sind beide eins und werden als eins betrachtet, desshalb darf es auch heißen *dîn geist.* Also *frôn vater* (oder *got vater*) *unde sun.* Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß der Spruch nicht an Christus speciell, sondern an Gott im Allgemeinen gerichtet ist. Die Beiden, Vater und Sohn, bittet der Dichter (wie das häufig geschieht) den hl. Geist zu senden, damit er ihn erleuchte.

26, 12. *vergip mir anders mîne schulde, ich wil noch haben den muot.* *anders,* sonst, scheint hier nicht die rechte Lesart. C liest *ander* und dieß gewährt bessern Sinn: Vergieb mir meine übrigen Sünden, aber ich bleibe dabei die zu hassen, die mir Böses, und die zu lieben, die mir Gutes thun. Ganz in derselben Weise wird *ander* in einem Liede Friedrichs von Hausen gebraucht: *ander mîn angest*

der ist kleine (MSH. 1, 213°), und Iwein: *mit ander sîner frümekeit* 2098.

26, 14. *ê* ist von Lachmann, um die erforderliche Zahl der Hebungen hervorzubringen, hinzugefügt. Ich möchte aber des fehlenden Auftactes wegen lieber *envor* oder *bevor* lesen.

26, 25. *ald waz bestêt ze lône des den künic Friderîchen?* In der ersten Auflage hatte Lachmann *ze lônen* gesetzt. Ich weiß nicht, warum er davon abgegangen ist, denn der Infinitiv, entweder *ze lônen* oder noch besser und den Lesarten beider Hss. nahestehend, das Gerundium *ze lônne* (*ze lône* A, = *ze lônenne* C) scheint mir hier das allein Erlaubte: was hat König Friedrich für eine Verpflichtung, mir zu lohnen, d. h. zu zahlen, was Otto mir trügerischer Weise versprochen hat? Vgl. *bestân* (in der Bedeutung von: angehen) mit dem präpositionalen Inf.: *wîhe zehende pfrüende die si niht ze verkoufen bestüende* Heinrich vom gem. Leben 68. *dô in sîn muoter bestuont zu tragene* Alex. 161. Vgl. *daz ten consulem anagieng ze tuonne* N. Boeth. 127 (s. Gramm. 4, 109).

26, 34. Durch Umstellung würde diese Zeile geschmeidiger:

dô hât ich an der mâze mich ein teil vermezzen.

32, 17. 31. lies *Kerendœres* und *Kerendœre*. A hat *karaderis* und *Kerendere* und diese Form ist eben so üblich, als dem lat. *Karinthia* entsprechend.

35, 21. Wenn V. 18 und 20 bei *wünschen* der Dativ steht, so wird er auch 21 stehen dürfen, wo A ihn ebenfalls gewährt. Kann man sagen: ich wünsche dir zu einem, warum nicht auch: ich wünsche dir von einem? und ebenso V. 24 *an daz gemach.*

35, 24. *wie hâst dû sus getân*
daz ich dich (A *dir*) *an dîn gemach gewünschet hân*
und dû mich (A *mir*) *an mîn ungemach?*

das ich C, *sit ich* A. *sît* scheine keinen Sinn zu haben, sagt Lachmann. Aber wie der Satz hier steht, ist *sît* gewiss eben so sinnvoll als *daz*. Aufgelöst würde er nach der Grammatik lauten: *wie hâst dû sus getân, daz dû mir wünsches an mîn ungemach, sît ich dir an dîn gemach gewünschet hân.* In C fehlt *sît*, in A *daz*: welches von beiden ist hier leichter zu entbehren?

37, 24. lies *vil tumbiu Welt* mit B und

29. *dû minne got*, vgl. *dû lâ* 22, 33. *dû sende* 5, 17. vgl. MF. 92, 21. 25.

38, 5. lies *hab dîne.*

39, 2. *heide unde walt die sint beide nû val.*
die (= E) ist zum dactylischen Versmaße nöthig.

39, 23—25. *dâ wart ich enpfangen*
hêre frouwe,
daz ich bin sælic iemer mê.

Die Lachmannische Auffassung dieser Stelle, wie sie aus der Interpunction erhellt, ist eine rechte, ihn freilich ganz characterisierende Wunderlichkeit. Erklärt hat er sie nirgends, wenigstens nicht dort, wo sichs gehörte. Ich wette daher, daß die überwiegende Mehrzahl der Leser sie so verstehen wird, wie Simrock sie übersetzt und Hornig in s. Glossar zu Walther sie erklärt hat: heilige Frau, Jungfrau (d. i. Maria). Weit gefehlt! So kann es nur die Oberflächlichkeit verstehen, die für feine Unterscheidungen keinen Sinn hat. „Ich ward als oder wie eine erhabene, vornehme Herrin empfangen;" so verstand es Lachmann und so wollte er es von aufmerksamen Lesern verstanden wissen; Weiske hat sich darum als gelehrigen Schüler gezeigt. Zu dieser Auffassung scheint ihn die Zeile im Leich 5, 14 *des bist dû frouwe gêret* verleitet zu haben: darum bist du wie eine Herrin, Gebieterin, Königin geehrt. Kann man hier streiten, ob Walther die Stelle wirklich so gemeint hat, so darf doch kein Augenblick gezweifelt werden, daß die Lachmannische Deutung von *hêre frouwe* ebenso raffiniert als schief ist. Der Inhalt des ganzen wundervollen Liedes zeigt deutlich, daß die Art und Weise, wie der Friedel seine Geliebte empfieng, von dem Empfang, wie er einer vornehmen Dame gegenüber üblich ist, grundverschieden war. Wenn man das hl. Land und das hl. Kreuz *daz hêre lant* Walther 15, 1. 78, 12. und *daz hêre kriuze* MS. 2, 157[b] nennt, warum sollte man nicht auch die hl. Jungfrau, im Ausruf, *hêre frouwe* heißen dürfen?

dâ wart ich enpfangen,
hêre frouwe!
daz ich bin sælic iemer mê.

mit Ellipse von *sô*: so, derart empfangen (nämlich mit tausend Küssen), daß . .; übrigens liest B *herre*, und es frägt sich, ob nicht diese Lesart die echte ist: *herre, frouwe!* rascher, dem noch heute in katholischen Ländern üblichen: Jesus, Maria! genau entsprechender Ausruf des Schreckens, aber auch der freudigen Überraschung.

64, 13 verlangt der Nachsatz die Aufnahme der Lesart von BC:

Swie wol diu heide in manicvalter varwe stât,
sô wil ich doch dem walde jehen u. .s w.

84, 21. *wan dêr ein gast dâ wære.*
Ich habe diese Stelle schon oben S. 5 im Vorbeigehen gebessert. Die Hs. liest: *wan das er ein gast*, aber *ein* ist hier entbehrlich, es fehlt auch in jenem aus Erek 2271 beigezogenen Citat *ich meine daz er dâ was gast* und öfter, wenn *gast* gleichsam adjectivisch, fremd, gebraucht wird.

84, 22. *Ich drabe dâ her vil rehte drîer slahte sanc.*
An dem unerhörten *gesanc traben* hat schon Lachmann Anstoß genommen und das Präteritum von *treffen* = *traf* vermuthet. Besser schiene mir *treip* : *gesanc trîben* wird eher gesagt werden können.

85, 31. *owê wie krump nû die rihtære sint?*

94, 35. *dâne was mir niender wê*, so nach C. Die Hs. A liest *niht ze wê*, was aber von Lachmann (oder Haupt) erst in der 3. Ausgabe unter den Lesarten angemerkt wurde; aber nur angemerkt, denn der Text blieb derselbe. Es ist jedoch keine Frage, daß diese Lesart den Vorzug und Aufnahme in den Text verdient:

dâne was mir niht ze wê,

d. h. ich befand mich gar nicht schlecht = vortrefflich, überaus wohl. vgl. *jâ wâren niht ze guot ir kleider diu si truogen* Gudr. 107. *niht ze leit* ebd. 336. 341. *ir fröude dûhte in niht ze guot* Nib. Lachm. 593, 4. *mir ist niht ze wê* Walther Weingartner Lieder-Hs. nr. 31 (S. 153).

100, 1. 2. *Ich gesprach ie wol von guoten wîben,*
was mir leit, ich wurde frô.

Warum Lachmann hier nach Bodmers Vorgang von der Hs., die *nie* statt *ie* liest, abgewichen ist, kann ich nicht begreifen. Nur *nie* scheint mir hier stehen zu können. Nie habe ich die guten Frauen gerühmt, ohne, wenn ich betrübt war, froh zu werden; oder positiv ausgedrückt: so oft ich auch in Leid war, das Lob der guten Frauen machte mich jedesmal froh: *Ich gesprach nie wol von guoten wîben, was mir leit, ichn wurde frô.*

105, 22—26. *ir dûf enmoht sich (enmohtens?) niht verheln,*
si begonden under zwischen steln
und alle ein ander melden.
seht, diep stal diebe:
drô tet liebe.

= AC. Beide, hier aus einer Quelle geflossenen Hss., stimmen genau, bis auf *dro*, wofür C *dú* hat. Dazu bemerkt Lachmann: „mag eins oder das andere richtig sein, immer fehlt ein Fuß, den ich so wenig zu ergänzen, als den Sinn der Zeile zu errathen weiß."

Der Fehler wird in *tet* stecken. Ich glaube, man wird dafür *tœtet* zu lesen haben, welches zuweilen *tôtt* geschrieben wird.[1]) Statt *drô* = A möchte ich, worauf *diu* = C deutet, *diube* lesen: *diube tœtet liebe*. Ihre Dieberei konnte sich (oder: konnten sie) nicht verbergen, sie fiengen an sich gegenseitig zu bestehlen und zu verrathen. Seht, ein Dieb bestahl den andern; aber der Diebstahl tödtet, vernichtet die Freundschaft, ist das Grab der Freundschaft. *drô* scheint weniger zu passen. Ähnlich heißt es bei Boner: *gîtekeit* (die Habsucht) *schicket daz, daz friunt friunde wirt gehaz. gîtekeit diu stiftet zorn* 9, 31—33. und im Wigalois: *würde genomen ein turnei von den Ôsterherren ûf daz sant, dâ würde gevaterschaft zertrant, sô sich die poinder flæhten und nâch gewinne dæhten. ich hân ir sliche wol ersehen, wie si nâch guote künnent spehen* u. s. w. 246, 22—28. Die Sucht nach Gut und Gewinn, nach Beute auf dem Turnierplatz, ist es, die hier die Gevaterschaft zertrennt, d. h. die Freundschaft vernichtet. Wir haben also hier denselben Gedanken wie in der eben emendierten Stelle.

117, 35. *sô hulf ich in ir schaden klagen*, so ohne Hs.; in der einzigen, die das Lied uns überliefert (A), fehlt nämlich *in*, was wir aus meiner Ausgabe erst im dritten Abdruck unter den Lesarten erfahren. Diese Ergänzung ist nicht ganz gelungen. Erstens stört sie das Metrum: Vers 1—5 und 7 sind in allen drei Strophen des Liedes trochäisch, je der sechste jambisch; unsere Zeile aber bildet die 7. der ersten Strophe. Sodann scheint der Dat. des Pronomens nicht durchaus erforderlich; muß er indess gesetzt werden, so darf nur *ih'n* oder *i'n* = *ich in* stehen:

só hulf ih'n ir schaden klagen.

Dieß ist es, was ich zu Walther zu bemerken habe. Wiederholtes Lesen und Erwägen gewährt vielleicht künftig weitern Ertrag. Ich bilde mir nicht ein, daß ich überall den Nagel auf den Kopf getroffen und in Allem Billigung oder Zustimmung finden werde. Aber wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ich habe daher auch minder Sicheres absichtlich nicht zurück gehalten, auf Widerspruch gefasst

---

[1]) Ich habe diese Conjectur schon vor Jahren gemacht, und sehe nun, daß auch Weiske auf ähnlichen Gedanken kam: todt war ihre Liebe. Wackernagel (2, 151) vermuthete *diutet*.

und ihm ruhig entgegen sehend. Dasselbe Recht, das ich gegen Andere in Anspruch nehme, steht Andern natürlich auch gegen mich zu; aber wie ich mich bemüht habe, für meine abweichenden Ansichten Gründe vorzubringen, glaube ich erwarten zu dürfen, daß man mich nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern ebenfalls mit Gründen bekämpfen und widerlegen werde. Geschieht dieß, so hat es keine Gefahr, wenn auch beim Zusammenprall der verschiedenen Meinungen etwelche Funken sprühen. Schon Goethe hat es gewusst, daß nicht die ruhige Zustimmung, sondern der Widerspruch es ist, der productiv macht und den Einzelnen wie das Ganze fördert (Eckermann 3, 122). Auch in unserer Wissenschaft, deren schlimmster Feind die blinde Nachbeterei und Glaubensseligkeit ist, wird er seine heilsame, belebende Kraft früher oder später nicht verläugnen.

Wenn übrigens von meinen Vorschlägen auch nur ein Theil sich bewährt und die andern, minder gelungenen, dadurch daß sie den Widerspruch herausfordern, dazu dienen, mit Unrecht Angefochtenes fester zu begründen, Zweifelhaftes sicher zu stellen, über Dunkles mehr Licht zu verbreiten, so ist das schon etwas und leicht mehr, als Diejenigen, welche Lachmanns Texte für unantastbar halten, von sich rühmen können.

WIEN, 1. December 1859.

BEITRÄGE ZUR PRIAMELLITTERATUR.

Als Nachtrag zu den von Moriz Rodler mitgetheilten Priameln (Germania 3, 368 ff.) gebe ich hier einige Gedichte dieser Art, die aus der Wiltener Handschrift (s. Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1857, S. 399) und Vintlers Tugendblume genommen sind. Die W. Hs. enthält Bl. 120[a] und Bl. 121[b] drei Priameln mit der Aufschrift „aber frawenlob in seinem langen don 111 lied".

1.

Wer waſcht den ziegel, daz er ſine rœte lâ,
wer bât die krâ,
daz man ir ſwerze vertrîbe,
wer huot legt ſînem wîbe

diu doch muot zuo der werlte hât, wer zelt ûf glückes ſchîbe,
wer mit dem würfel weret ſich, wer ſchelken sich geſellet,
wer underm ſatel gibt vuoter ſînem pfärt,
wer vil gemært
und smale fuozpfat rîtet,
wer veile wîp hôchzîtet,
wer viſcher, jeger vorgêt und geverten niht erbîtet.
wer trunken man und tumben kindern ſîn tougenheit erzellet,
wer mit den bœſen gêt zem wîn,
und mit den vrumen zuo bat în,
ir beider ſchîn
den liuhtet vîn,
wer an der bîhte triugt arzât ſîn:
sol ez im allez wol ergân, er teilet ende wellet.

2.

Wer mit der zal der schâf voren wolfen hüeten wil,
wer vederſpil
gên sat ân hunger beizet,
wer tôren vil gereizet,
wer niht enleiſtet wort und werk und dâ bî vil verheizet,
wer lobt den tac, ê daz er den âbent tuo volenden,
wer helt den man, als man in mit gebærde ſîht,
wer vor geriht
antwurtet unberâten,
wer ſwendet sînen âten
zuo ſachen, diu niht nütze ſint, wer ſuocht zuo ſpâten,
wer wil dem fiur ſîn gîtikeit mit dürrem holze wenden,
wer vor der êre spart ſîn guot,
wer unzîtlîcher gâbe muot
gar unbehuot
guot borgen tuot,
wer hüetet ſîner frowen fruot:
der mag vil wol ſîn junge jâr im alten leit verſwenden.

3.

Wer süezer rede alzît gelouben wil,
wer koufet vil,
des er niht hât ze gelten,
wer weret ſich mit ſchelten,

wer alle ſchübe abe ſleht, lônt man im dar umb ſelten,
wer ûf die ſtrâzen breit ſîn guot, wer mit der wârheit ſchallet,
wer viht ûf ſînen werden friunt zuo aller stunt,
wer ſînen munt
niht helt in meiſterſchefte,
(wer) übernimt ſich ſîner krefte
ein teil zuo vil, wenn er niht hât daz mezzer bî dem hefte,
wer vor gerihte klaffet vil, wer mit dem argen kallet,
wer bî dem bœſen bilde nimt,
wer ſlâfenden hunden wachen grimt,
wer hôhe klimt,
wer wazzer ſwimt,
wer vil getrinkt, des [1]) im niht zimt,
es iſt ein wunder grôz, ob er in ſchaden niht envallet [2]).

Vintler fügt seiner beredten Rüge der damaligen Zeitverhältnisse folgende Priamel ein (Innsbrucker Handschrift S. 378):

Wenn der biſcholf den topf treibt,
und wann der ritter püecher ſchreibt,
und das der münich harnaſch trait,
und wann ain hübſche stolze mait
ze rosse ſol ain ſchütze ſein,
und wann die nunnen und pagein
wellent zuo den höfen varen,
und wann dar man ſol ſpinnen garen,
und wann ein achtzig jarig man
ſol gen ſchuel umb lerung gan,
und wann ein chint mit ainem geren
ſol stekchen ainen alten peren:
das ſelbig ist alles widerbärtig
unt wirt nymmer recht ärtig. —

ZINGERLE.

[1]) das.
[2]) ob er in ſchaden vallet.

ZU DEN NUGAE CURIALIUM DES GUALTERUS MAPES.

Im Folgenden beabsichtige ich einige Beiträge zu der Geschichte mehrerer in dieser Sammlung enthaltenen Sagen zu liefern, wobei ich zur Bequemlichkeit der Leser den Inhalt des jedesmaligen Capitels kurz angeben werde.

DISTINCTIO I, CAP. 11. DE HERLA REGE.

Da Uhland oben (Germ. 1, 6 f.) diese Sage bereits besprochen hat, so kann ich darauf verweisen, ebenso wie auf Philipps dort angeführte Abhandlung S. 376. Wenn letzterer durch das franz. Hellequin an den Harlequin des Maskenspiels erinnert wird, so will ich bemerken, daß auch Genin beide mit einander in Verbindung gesetzt hat in seiner Untersuchung über den Ursprung des bekannten franz. Volksliedes von Marlborough; s. Variations de la Langue franç. p. 451—469; vgl. auch das Glossaire zu dem Chevalier au Cygne et Godefroi de Bouillon s. v. Halegrin. Mir scheint übrigens die Form Herlething (d. i. Todesheer, Todtenheer, nämlich herle, hel persönlich und männlich aufgefasst D. M. 894 f. 893 Anm.) die ursprüngliche, dagegen Hellequinus, Herlewin (Mapes p. 14 Anm.), Halegrin, Allequintus, Karlequinus u. s. w. (s. Gervas. S. 199 Anm. 76) nur Missverständnisse oder Verstümmlungen derselben. Ist dem aber so, dann enthält der Ausdruck familia Herlethingi (Mapes p. 180) eine aus dergleichen hervorgegangene Tautologie; vgl. auch zu Gervas. S. 198, 200. An letzterer Stelle wird hervorgehoben, daß die Arthurs Jagd bei Gervas. (S. 13) auch circa horam meridianam erscheint; ebenso lässt sich die familia Herlethingi circa meridiem sehen, gleich andern Geistern DM. 1114; so ferner zeigt sich die Wasserfrau dem Henno (Mapes dist. I, c. 11), der Teufel in Gestalt einer Nonne (Cäs. Heisterb. 5, 33, s. Wolfs Beiträge zur d. Myth. 2, 238) und Meridiana nennt sich (unten Decis. IV c. 11) die dem Gerbert um Mittag erscheinende wunderbare Jungfrau. Eine Mittagshexe kennt auch der gälische Volksglaube. „The noontide hag called in Gaelic Glaslich a tall emaciated, gigantic female figure, is supposed in particular to haunt the distinct of Knoidart.“ W. Scott Lady of the Lake C. III sect. 7 Anm. 1.

Noch bemerke ich, daß wenn dem Herle zweihundert Jahre so rasch wie eine Zeit von drei Tagen verschwunden scheinen, dieser Zug bekanntlich auch sonst oft vorkommt; vgl. Gervas. S. 89 Anm.

DISTINCTIO I, CAP. 20. ITEM ALIUD MIRABILE.

Für einen zum Turnier reisenden Ritter, der unterwegs in die Kirche geht und dann sich verirrend zu spät kommt, kämpft ein von Gott gesandter Stellvertreter.

Dieß ist eine bekannte Legende, in der gewöhnlich die Jungfrau Maria eine Hauptrolle spielt; s. oben 1, 264 zu nr. LXXIV „Marien-Ritter". Vgl. Hocker in der Zeitschr. f. Mythol. 1, 305 ff. Gleichen Inhalts ist das Predigtmärlein nr. 30 oben 3, 436. Der Ritter, der dort (S. 410) Walter von Birberg genannt wird, heißt Walther von Persijn bei Wolf Niederl. Sag. nr. 42 [1]).

---

[1]) Da ich hier gerade eines der oben von Pfeiffer mitgetheilten Predigtmärlein erwähne, so will ich bei dieser Gelegenheit noch verschiedene Nachweisungen zu einigen anderen derselben mittheilen, soweit ich eben dergleichen zur Hand finde; denn so ist z. B. nr. 16 mir (und wahrscheinlich auch den übrigen Lesern der Germania) schon oft und in mancherlei Gestalt vorgekommen, ohne daß ich zur Zeit sagen könnte, wo.

nr. 9. Deutsche Sagen nr. 105. 106. Niederländische Sagen nr. 313. Zu letzteren führt Wolf an, daß Hieronym. Drexel in seinem Tribunal Christi noch an zwanzig ähnliche Sagen mittheilt. Ich selbst habe mir folgende angemerkt. Straßburger Geschichten. Straßb. 1855. „Das Ende des Grafen von Eckwersheim"; — die Continuat. Chron. Engelshus. bei Leibnitz Script. Rer. Brunsv. 2, 85 (Conradus Speygel monachus Corbeiensis factus armiger, cum quosdam innocentes duceret ad suspendium, citatus ab illis ad supremum judicem, die, ut dicitur, praefixo sagitta percussus interiit). — Die Sage vom Erzbischof Absolon in Müllers Sagabibl. 3, 471 ff. — Die beiden span. Romanzen über Ferdinand IV. von Leon und Castilien, beigenannt el Emplazado, in Ferd. Wolfs Abhandlung „Über eine Sammlung span. Romanzen u. s. w." S. 48 (Wien 1850) und in seiner Primavera y Flor etc. nr. 64. Delrio in seinen Disquis. Mag. l. IV. c. 4 qu. 4 sect. 1 hat einen ganzen Abschnitt „De provocatione ad divinum judicium" mit mehreren Beispielen. Vgl. auch Meier Schwäb. Sagen. S. 501 nr. 349. In Betreff des Todes des letzten Großmeisters der Templer Jacques Morlay, auf den Wolf in der Anm. zu N. S. nr. 313 anspielt, s. Edouard Fournier L'Esprit dans l'Hist. Paris 1857 p. 48 ff.

nr. 10 Vgl. oben Bd. I, S. 270 meine Bemerkung zu der Erzählung „Von der ublen Adelheit". In den Kreis dieser Schwänke gehört ohne Zweifel auch der, dessen Anfang v. d. H. MS. 4, 508. Anm. 1 nach einer Berl. Handschrift mitgetheilt ist: „Eins mals ein edelman in dem Franckenland sas u. s. w." Ich vermuthe, dieser Edelmann lässt seiner Frau durch seinen Knecht sagen, sie solle: in seiner Abwesenheit nicht auf dem Hofhunde reiten, was sie aus Widerspenstigkeit dennoch thut, aber

DISTINCT. II, CAP. 6. DE QUODAM EREMITA.

Ein Einsiedler füttert eine kleine Schlange, die täglich zu ihm kommt, so lange, bis sie endlich nicht mehr aus der Klause heraus kann. „Postmodum autem tractu temporis domunculae per angustiam locum igneis spiris involvit adventitius, ut illa sola patet [soli pateret?] hospiti suo sedes.“ Er fleht zu Gott und ein ihn Besuchender räth ihm vierzig Tage lang Geduld zu haben. Die Schlange verschwindet nach Verlauf derselben.

Diese Legende erinnert zunächst an den wachsenden Drachen der Thora in der Ragnar Lodbrogssaga, s. Fornald. Sög. 1, 237 f. Auch dieser füllt den innern Raum des Hauses ganz aus und legt sich zuletzt auch außerhalb um dasselbe. Die igneae spirae unserer Legende sollen zwar auf das höllische Feuer des Teufels gehen, doch wird man nicht vergessen, daß Thoras Drache auf Gold liegt (das mit ihm wächst), Gold und Feuer sind aber in ihrem Glanze nahe verwandt (daher ersteres bei den Skalden ormbeðseldr heißt). Das übernatürliche Heranwachsen von kleinem Gewürm ist übrigens ein auch sonst in Märchen u. s. w. vorkommender Zug, worüber so wie über die Drachensage im Allgemeinen, s. Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser 1, 344 f. (Zusatz dazu 2, 653). 2, 557 Mannhardt, German. Mythen im Register s. v. Drache bes. S. 216 [2]). Über andere derartige Sagen s. noch oben Bd. I, S. 305 f. [3]). W. Scott Minstr. zur Ballade-Kempion. Gervas. S. 137. Hinsichtlich der an letzterer Stelle erwähnten Aufzüge und Volksfeste verweise ich noch auf

---

gebissen und durch ihr Krankenlager vom Sündigen mit dem Caplane abgehalten wird. Ein oft erzählter Schwank.

nr. 14. S. Dunlop S. 503[a] zu Conde Lucanor c. 48.

nr. 21. Ursprünglich aus dem Barlaam und Josaphat (Cap. 6, Seite 35 ff. meiner Übers. Münster 1847). S. auch Gräße zu Gest. Rom. c. 143. Wiener Jahrb. 26, 42.

nr. 22. Leg. Aur. c. 119 de assumpt. s. Mariae virg. (§. 5 p. 515 ff. ed. Gräße); Berceo, Milagros de nuestra Sennora nr. 16 (Sanchez 2, 232); Jubinal Nouv. Recueil 1, 231. „Le dit du petit Juitel.“

nr. 23. Wolf Niederl. Sagen nr. 148 (Dunlop S. 543).

nr. 24. Vgl. Chapeaville 1, 108. 109.

nr. 31. S. unten zu Distinct. III c. 3.

[2]) Zu dem dort besprochenen KM. nr. 60 vgl. meine Bemerkung oben Bd. II, S. 242 und meine Ergänzung dazu in Eberts Jahrb. für rom. Litt. Bd 2, S. 136.

[3]) Über den dort Anm. 9 erwähnten Basilisk vgl. Gräße Beiträge zur Kunde des Mittelalters S. 56.

Reiffenbergs Einleitung zu Gilles de Chin p. XLV—LXVI. Außer dem alljährlichen Lumeçon [4]) zu Mons, der den Drachenkampf des Gilles darstellen soll, hielt man ehedem ähnliche Aufzüge auch in Brüssel [5]), Namur [6]) und anderen Städten Belgiens, wobei natürlich überall der Drache erschien [7]); was den Graoulli in Metz betrifft, so vgl. dazu Hocker Stammsage der Hohenzollern S. 46 [8]). So wie dort erwähnt ist, daß die Bäcker dem jenen Namen tragenden Drachenbilde Brote in den aufgesperrten Rachen werfen mußten, so erinnere man sich hierbei an die Brotvertheilungen, die bei ähnlichen Festen und Aufzügen Statt fanden; s. Rocholz oben 4, 100 ff. [9]) und Gervas. S. 210 ff. La fête de caritachs [10]). Letzteres Fest führt wieder auf die Schiffsumzüge, die in der DM. 236 ff. von Simrock, Bertha S. 105 ff. und von Schade, Ursula (2. Aufl.) S. 71 ff. 87 ff. 96 ff. 107 besprochen sind. Weitere Spuren derselben finden sich auch sonst; s. z. B. Dunlop Vorrede S. XI. Mag. Pittor. 1841 p. 191. Scheible, Kloster 5, 196 [11]). Zeitschr. f. Myth. 1, 137 f. 2, 32, an welcher letztern Stelle im wüthenden Heer in Steiermark ein Schiff erscheint mit einem Kiel scharf wie eine Pflugschar und gezogen von Mägden, wo also Schiff und Pflug deutlich zusammenfallen;

---

[4]) Lumeçon hieß ehedem jeder feierliche Aufzug zu Ehren irgend eines Fürsten.

[5]) S. A. Wauters L'ancien ommeganck de Bruxelles.

[6]) S. Jules Borgnet Recherches sur les anciennes fêtes namuroises im T. XXVII der Mém. couronnés der Brüsseler Akademie.

[7]) Auch in Spanien (Catalonien) ist die Drachensage localisiert und wurden darauf bezügliche Umzüge mit Drachenbildern gehalten; s. Ferd. Wolf Proben port. und catal. Volksrom. Wien 1856. S. 29.

[8]) Der Graoulli soll vom h. Clemens besiegt worden sein, wie der Tarascus von der h. Martha; s. Gervas. S. 136.

[9]) Bei dieser Gelegenheit will ich ein kleines Versehen des gelehrten Verfassers jenes Aufsatzes berichtigen. Die daselbst S. 103 ff. aus meinem Gervas. S. 210 angeführten Worte „un énorme pain bénit à plusieurs étages" bedeuten nämlich ein ungeheures, etagenförmiges Brot, nicht aber „ein ungeheures Brot von mehr als Stockwerkshöhe."

[10]) Zu dem daselbst S. 211 und Nachtrag zu S. 263 erwähnten Pepesuc vgl. Mannhardt über Fro-Donar Zeitschr. f. Myth. 3, 86 ff.

[11]) Aus Carpzovs Analecta Fastor. Zittaviensium etc. Zittau 1716, wo es heißt: „Auch die Tuchmacher an der Fastnacht pflegen ein Schiff zu ziehen, welche Gewohnheit zwar nicht bekannt, worinnen sie bestanden, doch ist es gewiss, daß es 1531 zum letztenmal geschehen." Man beachte hierbei die Tuchmacher und vgl. damit die Weber DM. 242.

s. hierzu DM. 242. Schade l. c. S. 89 ff. Hocker l. c. S. 15. Gervas. S. 187 [12]); vgl. Gesch. d. d. Sprache S. 55 ff.

Fasst man nun diesen ganzen Kreis von Vorstellungen und darauf bezüglichen Festen, Aufzügen u. s. w. zusammen, so sieht man leicht, daß sie in ältester Zeit sich auf mancherlei Götter und Göttinnen der Fruchtbarkeit bezogen, die jedoch sämmtlich aus einer einzigen Gottheit hervorgegangen waren, d. h. mit anderen Worten, der spätere Polytheismus weist fast überall deutliche Spuren eines ursprünglichen Monotheismus auf.

DISTINCT. II, CAP. 10. DE CADOCO REGE WALENSI.

Cadoc Brenin, König von Wales, wird Einsiedler. Nach einigen Jahren reitet sein Nachfolger mit Begleitern in der Nähe der Klause vorüber und sendet unter Drohungen nach Brot. Cadoc schickt es, verflucht aber die es essen würden. Dann heißt es weiter: „Comedentibus autem illis anathema scientibus nec procentibus (?), miles quidam Iltutus nomine, stans in medio eorum, abstinuit et dissuasit. At illi obstinati et deridentes eum caumate absorpti perierunt; terra autem sub pedibus Iltuti mansit, et salvatus est."

Ich führe diese Legende nur des Iltutus wegen an, denn von einem walisischen Heiligen dieses Namens (vielleicht demselben) wird bei Nennius §. 71 eine andere sehr merkwürdige Legende erzählt. S. zu Gervas. S. 150.

DISTINCT. II, CAP. 11. DE APPARITIONIBUS FANTASTICIS.

In einer Nacht sieht der Waliser Wastinius Wasserfrauen in einem Haferfelde tanzen. Er raubt dann eine derselben, und sie wird seine Frau, doch nur so lange er sie nicht mit seinem Zaume (freno suo) schlage, daher sie auch, da dieß einst Statt findet, mit ihren Kindern entflieht; nur ihr Sohn Triunis, ihr vom verfolgenden Vater entrissen, bleibt zurück, soll aber später mit ihr unter dem Wasser gelebt haben.

Zu derselben Sagenreihe gehört auch

DISTINCT. II, CAP. 12. ITEM DE EISDEM APPARITIONIBUS.

Edrik, der Wilde, sieht Nachtfahren in einem Wirthshause tanzen, und raubt deren eine, die ihn später, gescholten, verlässt.

---

[12]) Vgl. auch Kellers Fastnachtspiele S. 247. Vielleicht gehört hierher auch das dorische Fest στεμματιαία, wobei ein Boot mit einer Bildsäule des Apollo darin umhergetragen wurde; s. K. O. Müllers Dorier, Buch I, §. 8. Später freilich wurde das Fest anders ausgelegt.

Diese zwei Sagen, ebenso wie die weiter unten (Dist. IV, c. 9), nebst einer ähnlichen, gleichfalls Walisischen in Folk-Lore (Choice-Notes etc. Lond. 1859) p. 33 ff. gehören, wie man leicht sieht, in den Kreis der Melusinensage; s. Gervas. S. 65 f. Wolf Beitr. zur DM. 2, 233 ff. 261 ff. Hocker Stammsage u. s. w. S. 18 und Zusatz S. 145 [13]). W. Müller oben 1, 430 [14]). Eine hierher gehörige Sage aus der Gegend der Tauber s. Zeitschrift f. Myth. 4, 164. Wright verweist auch auf die Sage von König Offa bei Mathaeus Paris.

In der ersten unserer beiden Sagen findet Wastinus die Wasserfrauen in einem Haferfelde (in campo avenae suae) tanzen; vgl. hierzu das im Korn baden der Hexen. DM. 1043 und zu Gervas. S. 57.

DISTINCT. II, CAP. 14. ITEM DE EISDEM APPARITIONIBUS.

Ein böser Nachtgeist tödtet die drei Kinder eines Ritters jedesmal bald nach ihrer Geburt, wird aber endlich beim vierten ertappt und fliegt durchs Fenster.

S. Gervas. S. 39 f., wo besonders die Worte „lamiae vel potius laniae, quia laniant infantes“ zu beachten sind. Wenn ferner bei Mapes gesagt wird, daß um den neugeborenen Knaben herum Kerzen angezündet wurden [15]), so geht dieß auf einen bekannten Aberglauben, bei Wöchnerinnen Licht brennen zu lassen; s. z. B. Kuhn und Schwarz N. S. nr. 36, 2 (S. 30 f.) nr. 120, 2 (S. 105). Darauf wird auch angespielt in Grundtvigs G. F. nr. 126. „Kong Waldemar og hans söster“ in fast allen Versionen [16]).

Dem Nachtgeist, der bei Mapes in Gestalt einer den Gegenwärtigen bekannten sehr frommen Frau erscheint, wird mit einem

---

[13]) Die dort S. 21 f. erwähnte Genovefasage (s. Zacher in Ersch und Gruber Sect. I. Th. 58. S. 219 ff.) wird ausführlich im Zusammenhang mit andern erörtert von Grundtvig Gamle Folkeviser 1, 180—204 (bes. S. 198).

[14]) Über das das. Anmerk. 1 erwähnte England als Unterwelt s. Mannhardt Germ. Mythen im Reg. s. v. Engelland.

[15]) „natusque est eis puer, quem cum [tum?] eis [?] ignibus (et) lampadibus circumdantes, tota vicinia omnes in eum intendebant oculos.“ Die Stelle scheint verdorben, doch ist jedenfalls der Sinn derselben klar.

[16]) Kirstin liegt im Kindbette. Es werden Boten zu ihr gesandt; dann heißt es in Version A:

V. 51. Di reed thill ded windue, och ind di saa:
Da brende der lyss i huer en wraa.
52. Da brennde lyss i huer en wraa:
och wox-kiert, som liden Kiersten laa.

S. auch B. 53. 54. C. 25. D. 77. 78. F. 11, 12. G. 15. 16

DISTINCT. II, CAP. 31. DE QUIBUSDAM PROVERBIIS.

Ein sterbender Ritter giebt seinem Sohne folgende Lehren: „Non liberabis justo condemnatum judicio; non bibes aquam veterem quae de se rivum non facit; non exaltabis servum; non duces filiam adulterae; non credes rufo ignobili.“ Weiter wird erzählt, daß der Sohn nach dem Tode des Vaters die Tochter einer Ehebrecherin heiratet und einem Rothkopf die Verwaltung seines Vermögens überlässt. Hiermit bricht die Geschichte ab. Wie sie vollständig gelautet haben würde, ist leicht zu errathen; vgl. Germ. 2, 244 zu nr. 94. Zu der dort angeführten Lehre des Straparola (Ruodliebs siebente), seiner Frau kein Geheimniss zu vertrauen, stimmt auch die in einem altfranzösischen Gedichte:

Et quant tu saras rien que celer tu vourras,
Ne le dy a ta femme nulement, se tu l'as;
Car se elle le scet, tu t'en repentiras
Au premier desplaisir que tu maiz lui feras.

S. Eberts Jahrb. f. rom. und engl. Litt. 1, 330 und vgl. eben d 312 nr. 8.

Die vorletzte Lehre unserer Erzählung (non duces filiam adulterae) lautet bei Sacchetti nr. 16 (und daraus in den Cent Nouv. Nouv. nr. 52) man solle keine Ausländerin heiraten.

Die letzte Lehre, Ruodliebs erste (non credes rufo ignobili), findet sich auch in der Hakon Harekssonss. cap. 3, doch wird dort vor einem Rothbart gewarnt.

DIST. III, CAP. 3. DE CONTRARIETATE PARII ET LAUSI.

Wie in der dieser vorhergehenden Erzählung (Dist. III, c. 2. De societate Sadii et Galonis) die Treue zweier Freunde geschildert wird [19]), so hier der Neid und die Untreue des Parius gegen Lausus, den er durch vergiftete Gewänder ums Leben bringt, und auf dessen vom Könige geliebten Sohn sein Groll sich noch überträgt. Er überredet ihn desshalb, er habe stinkenden Athem und solle sich in Gegenwart des Königs von demselben wegwenden u. s. w., ganz so wie in dem Fabliau „du roi qui voulut faire bruler le fils de son senechal“ und andern Versionen dieser bekannten Erzählung, nur ist der Schluß eigenthümlich. Der König nämlich nimmt nicht

[19]) Ich vermuthe, daß dieser Erzählung irgend ein altfranzösischer gereimter Roman zu Grunde liegt.

T. II, CAP. 25. DE CHEVESLINO FURE.

iser Cheveslinus wagt es nicht, eine gewisse
zu stehlen; für ihn übernimmt es ein Südw
s, und führt es auch auf kecke Weise aus [17]
zu dem Märchen vom Meisterdieb; s. Germ.

T. II, CAP. 27. DE QUODAM PRODIGIO.

, der zur Zeit des Mapes in einem Dor
ord verstorben war, kehrt vier Tage nach
zurück und ruft einzelne Bewohner mit Nam
und nach drei Tagen sterben. Der Bisch
dem ihn um Rath fragenden Herrn des
: „Potestatem forsitan dedit Dominus angel
in corpore illo mortuo se exagitet. Attame
ud et collo reciso fossorio conspergatur ips
a benedicta et reponatur.“ Dieß geschieht,
as Dorf verödet mehr und mehr und endlic
bst von dem Todten gerufen. Dieser indess
us dem Hause verfolgt letztern mit enth

DISTINCT. II, CAP. 31. DE QUIBUSDAM PROVERBIIS.

Ein sterbender Ritter giebt seinem Sohne folgende Lehren: „Non liberabis justo condemnatum judicio; non bibes aquam veterem quae de se rivum non facit; non exaltabis servum; non duces filiam adulterae; non credes rufo ignobili.“ Weiter wird erzählt, daß der Sohn nach dem Tode des Vaters die Tochter einer Ehebrecherin heiratet und einem Rothkopf die Verwaltung seines Vermögens überlässt. Hiermit bricht die Geschichte ab. Wie sie vollständig gelautet haben würde, ist leicht zu errathen; vgl. Germ. 2, 244 zu nr. 94. Zu der dort angeführten Lehre des Straparola (Ruodliebs siebente), seiner Frau kein Geheimniss zu vertrauen, stimmt auch die in einem altfranzösischen Gedichte:

Et quant tu saras rien que celer tu vourras,
Ne le dy a ta femme nulement, se tu l'as;
Car se elle le scet, tu t'en repentiras
Au premier desplaisir que tu maiz lui feras.

S. Eberts Jahrb. f. rom. und engl. Litt. 1, 330 und vgl. eben d 312 nr. 8.

Die vorletzte Lehre unserer Erzählung (non duces filiam adulterae) lautet bei Sacchetti nr. 16 (und daraus in den Cent Nouv. Nouv. nr. 52) man solle keine Ausländerin heiraten.

Die letzte Lehre, Ruodliebs erste (non credes rufo ignobili), findet sich auch in der Hakon Harekssonss. cap. 3, doch wird dort vor einem Rothbart gewarnt.

DIST. III, CAP. 3. DE CONTRARIETATE PARII ET LAUSI.

Wie in der dieser vorhergehenden Erzählung (Dist. III, c. 2. De societate Sadii et Galonis) die Treue zweier Freunde geschildert wird [19]), so hier der Neid und die Untreue des Parius gegen Lausus, den er durch vergiftete Gewänder ums Leben bringt, und auf dessen vom Könige geliebten Sohn sein Groll sich noch überträgt. Er überredet ihn desshalb, er habe stinkenden Athem und solle sich in Gegenwart des Königs von demselben wegwenden u. s. w., ganz so wie in dem Fabliau „du roi qui voulut faire bruler le fils de son senechal“ und andern Versionen dieser bekannten Erzählung, nur ist der Schluß eigenthümlich. Der König nämlich nimmt nicht

[19]) Ich vermuthe, daß dieser Erzählung irgend ein altfranzösischer gereimter Roman zu Grunde liegt.

DISTINCT. II, CAP. 25. DE CHEVESLINO FURE.

Der Nordwaliser Cheveslinus wagt es nicht, eine gewisse scharf bewachte Stute zu stehlen; für ihn übernimmt es ein Südwaliser, Namens Traherius, und führt es auch auf kecke Weise aus [17]).

Dieß gehört zu dem Märchen vom Meisterdieb; s. Germ. 2, 247 zu nr. 192.

DISTINCT. II, CAP. 27. DE QUODAM PRODIGIO.

Ein Waliser, der zur Zeit des Mapes in einem Dorfe der Grafschaft Hereford verstorben war, kehrt vier Tage nach seinem Tode allnächtlich zurück und ruft einzelne Bewohner mit Namen, die dann erkranken und nach drei Tagen sterben. Der Bischof von Hereford sagt zu dem ihn um Rath fragenden Herrn des Dorfes, Wilhelm Laudun: „Potestatem forsitan dedit Dominus angelo illius perditi malo, ut in corpore illo mortuo se exagitet. Attamen effodiatur corpus illud et collo reciso fossorio conspergatur ipsum et fossa magna aqua benedicta et reponatur.“ Dieß geschieht, es hilft jedoch nichts; das Dorf verödet mehr und mehr und endlich wird der Gutsherr selbst von dem Todten gerufen. Dieser indess springt unerschrocken aus dem Hause, verfolgt letztern mit entblößtem Schwert bis zum Grabe und spaltet dem bereits Hineinsinkenden den Kopf bis zum Genick, worauf er nicht mehr wiederkehrt und auch Wilhelm keine weitern bösen Folgen empfindet.

Wright hat bereits darauf hingewiesen, daß aus dieser Geschichte erhelle, wie schon im 12. Jahrhundert in England der Glaube an Vampyrismus bestand und verweist auf ähnliche Sagen bei Wilhelmus Neubrig. de Reb. Angl. l. V c. 22. 23. Mannhardt hat in der Zeitschr. f. Myth. 4, 259 ff. einen Aufsatz über diesen Gegenstand angefangen, aber nicht beendet. Zu den dort (S. 276 ff.) angeführten skandinavischen Beispielen kommt noch die Stelle aus Hromund Greipsonssaga, wo Hromund im Grabhügel Thrains mit dessen Gespenst (draugr) [18]) kämpft, es besiegt, ihm den Kopf abhaut und die Leiche verbrennt. S. Grundtvig l. c. 1, 371. Vgl. auch noch hier unten zu Dist. IV, c. 8.

---

[17]) Die Worte: „multas audivimus vestratum audaces jactantias ut plantam miricae (d. i. myricae) ad scopam reverti“ (p. 102) spielen an auf Redensarten, wie „scopas dissolvere“ bei Cic. Or. 71, 235, und „scopae solutae“ bei Cic. Att. 7, 13 (nr. b) 6. — Ebendas. (p. 102, Z. 13 v. u.) l. furvissima.

[18]) Vgl. Mannhardt l. c. S. 280 Anm. 2.

DISTINCT. II, CAP. 31. DE QUIBUSDAM PROVERBIIS.

Ein sterbender Ritter giebt seinem Sohne folgende Lehren: „Non liberabis justo condemnatum judicio; non bibes aquam veterem quae de se rivum non facit; non exaltabis servum; non duces filiam adulterae; non credes rufo ignobili.“ Weiter wird erzählt, daß der Sohn nach dem Tode des Vaters die Tochter einer Ehebrecherin heiratet und einem Rothkopf die Verwaltung seines Vermögens überlässt. Hiermit bricht die Geschichte ab. Wie sie vollständig gelautet haben würde, ist leicht zu errathen; vgl. Germ. 2, 244 zu nr. 94. Zu der dort angeführten Lehre des Straparola (Ruodliebs siebente), seiner Frau kein Geheimniss zu vertrauen, stimmt auch die in einem altfranzösischen Gedichte:

Et quant tu saras rien que celer tu vourras,
Ne le dy a ta femme nulement, se tu l'as;
Car se elle le scet, tu t'en repentiras
Au premier desplaisir que tu maiz lui feras.

S. Eberts Jahrb. f. rom. und engl. Litt. 1, 330 und vgl. eben d 312 nr. 8.

Die vorletzte Lehre unserer Erzählung (non duces filiam adulterae) lautet bei Sacchetti nr. 16 (und daraus in den Cent Nouv. Nouv. nr. 52) man solle keine Ausländerin heiraten.

Die letzte Lehre, Ruodliebs erste (non credes rufo ignobili), findet sich auch in der Hakon Harekssonss. cap. 3, doch wird dort vor einem Rothbart gewarnt.

DIST. III, CAP. 3. DE CONTRARIETATE PARII ET LAUSI.

Wie in der dieser vorhergehenden Erzählung (Dist. III, c. 2. De societate Sadii et Galonis) die Treue zweier Freunde geschildert wird [19]), so hier der Neid und die Untreue des Parius gegen Lausus, den er durch vergiftete Gewänder ums Leben bringt, und auf dessen vom Könige geliebten Sohn sein Groll sich noch überträgt. Er überredet ihn desshalb, er habe stinkenden Athem und solle sich in Gegenwart des Königs von demselben wegwenden u. s. w., ganz so wie in dem Fabliau „du roi qui voulut faire bruler le fils de son senechal“ und andern Versionen dieser bekannten Erzählung, nur ist der Schluß eigenthümlich. Der König nämlich nimmt nicht

[19]) Ich vermuthe, daß dieser Erzählung irgend ein altfranzösischer gereimter Roman zu Grunde liegt.

gleich Rache an seinem Liebling für die vermeintliche Beschimpfung, sondern schiebt sie auf. Bald darauf gestattet er ihm sogar an einem Feste in einem feierlichen Aufzuge in königlichem Schmuck zu erscheinen. Da sich an diese Ehre auch die höchste Würde nach der des Königs für ein ganzes Jahr knüpft, so bewegt Parius den Sohn des Lausus ihn selbst seine Stelle bei der Feierlichkeit einnehmen zu lassen, wird aber bei derselben durch einen Meuchelmörder erstochen und erhält so den Lohn seiner Missethaten. Wer den Mörder angestiftet, ist jedoch nicht klar.

Man sieht, es ist dieß eine andere Wendung der Sage vom Gang nach dem Eisenhammer, worüber s. Dunlop S. 213[20]), 487 (Anm. 286)[21]). 542 (Zusatz zu dieser Anm.). Füge hierzu Germ. 3, 437 nr. 31, Bäckström Öfversigt af Svenska Folklitter. S. 67 nr. 9, 10. Stöber Oberrhein. Sagenbuch S. 561 ff.[22]). Eberts Jahrb. 1, 432. Der größte Theil dieser christlichen Versionen läuft auf das Empfehlen des Kirchenbesuchs hinaus (wie die zehnte Lehre des Ruodlieb) und desshalb ist hier wohl auch noch die zweite der in der Hakon Harekssonss. c. 3 vorkommenden Lehren zu erwähnen, nämlich die, nichts zu verrichten, ehe der Gottesdienst, dem man beiwohne, beendet wäre.

DISTINCT. III, CAP. 4. DE RASONE ET EJUS UXORE.

Raso ist ein Christ und Valvassor, der in der Nähe eines heidnischen Admirals[23]) eine feste Burg erbaut hat und oft mit seinen Nachbarn streiten muß. Er besitzt einen Sohn und eine zweite Frau, welche letztere einst den von ihm gefangenen Admiral zur Bewachung erhält, indess mit demselben in Rasos Abwesenheit auf dessen Lieblingsross entflieht. Dieser, lediglich den Verlust seines Rosses beklagend, schleicht sich als Bettler in die Heidenstadt, wird von seiner Frau erkannt, durch sie verrathen und zum Tode geführt, jedoch von seinem herbeieilenden Sohne befreit, der den

[20]) Das. S. 214[a] Z. 3 v. o. l. „Capitel 98 der engl. Gest. Rom."

[21]) Bei dem das. angeführten Val. Schmidt Ball. und Rem. S. 197 l. Timoneda 17 (st. 171).

[22]) Sollte das dort angeführte, mir aber nicht näher bekannte Werk von Vasconcello „Thaten und Schicksale der Könige von Portugal" vielleicht das von Köhler oben (3, 206) gesuchte sein? Vgl. auch Ferd. Wolf Studien zur Gesch. der span. u. port. Nationallitt. Berlin 1859. S. 547 f. nr. 3.

[23]) „admirabilis, quod nomen dignitatis est." Vgl. Beneckes WB. s. v. Admirâl.

Admiral tödtet, während die Treulose entkommt. Wiederum sich verkleidend begiebt Raso, der noch immer den Verlust seines Rosses nicht verschmerzen kann, sich aufs neue in die feindliche Stadt und behorcht sein untreues Weib, wie sie mit einem Ritter verabredet, bei Tagesanbruch mit ihm zu entfliehen. Er selbst wacht nun die ganze Nacht an dem festgesetzten Orte des Zusammentreffens, wo die Buhlerin von Ungeduld getrieben früher anlangt als sie soll, so daß sie wegen der Dunkelheit ihren Irrthum nicht gewahrend, mit dem eigenen Gatten davoneilt, der nun, weil sie die Pferde getauscht, auf sein Lieblingsross zu sitzen kommt. Vor Müdigkeit entschlafen, wird er von ihr am Schnarchen erkannt und gebeten, abseits ein wenig schlummernd sich auszuruhen, was er auch thut, jedoch ohne abzusteigen und auf seine Lanze gestützt. Indess verfolgt der sich getäuscht glaubende Heidenritter die Fliehenden. Durch das Wiehern und Stampfen des kampfmuthigen Rosses geweckt, ruft nun Raso den in der Nähe mit einer Kriegerschaar harrenden Sohn herbei, besiegt seine Gegner und kehrt in seine Burg zurück, nachdem sein Sohn im Kampfgewühl seiner Stiefmutter den Kopf abgeschlagen, den er als Trophäe davonführt.

Durch Mittheilung dieser Erzählung des Mapes freut es mich dem Stoffe nach das Bruchstück vollenden zu können, welches v. d. Hagens GA. nr. 19 (der Nussberg) darbietet; denn daß letzteres hierhergehört, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Freilich drängt sich mir auch andererseits die Muthmaßung auf, das mhd. Gedicht habe in seinem weitern Verlauf dem zweiten Theile der polnischen Version der Walthariussage entsprochen, der sich von der ursprünglichen Gestalt derselben durchaus entfernt, und „ganz in eine slavische, der deutschen Richtung fremde und sie störende Überlieferung auszuweichen scheint.“ [24]). Jedoch wie dem auch sei, eine offenbare Verwandtschaft zwischen den drei Erzählungen stellt sich aufs deutlichste heraus und wir lernen nun auch eine englische Fortbildung der Walthariussage kennen. Hierbei will ich auf folgende Umstände aufmerksam machen.

Wie in der Chronik des Boguphal Wislaus den Beinamen der Schöne (decorus) führt und seine Schönheit auch noch ausführlicher geschildert wird in den Worten: „Wislaum principem Wislicie forme elegantissime et corpore venustum, in aspectu decorum,“ so heißt es

[24]) S. Grimm und Schmeller Lat. Ged. S. 113.

andererseits bei Mapes von dem sarazenischen Admiral: „Habebat aetatis admirabilis plus puero juvene minus, eratque ipsi statura nimietatis utriusque media, corpus habile, facies quantum Sarraceni potest amabilis."

Der Zug in der polnischen Erzählung, wonach Wislauş seine Schwester mit der speciellen Bewachung Walters betraut, erinnert an den ähnlichen bei Mapes, wo Raso seiner Gemalin gleichfalls die besondere Obhut über den gefangenen Admiral zuweist, nur ist hier die Situation eine andere.

Rasos edles Lieblingsross, wovon sich bei Boguphal nichts findet, lässt an Waltharius v. 326—7 denken, wo es heißt:

Ipseque de stabulis victorem duxit equorum,
Hunc ob virtutem vocitaverat ille leonem;

wobei auch die, wie es scheint, auf dasselbe Ross bezügliche Stelle der Novaleser Chronik (ausgezogen von Grimm S. 109) nicht zu übersehen ist.

Daß Rasos Sohn der Stiefmutter das Haupt abschlägt und als Trophäe davonführt, erinnert an die von Grimm (S. 72) hervorgehobenen Stellen des Waltharius; vgl. auch noch Gesch. d. deutsch. Spr. S. 140 ff.

Noch will ich bemerken, daß die Geschichte von Gordianus dem Kaiser, welche Gräße nach Grimms Handschrift der deutschen Gesta Rom. mitgetheilt hat (2, 193 ff.), gleichfalls hierhergehört und sich der polnischen Version nähert.

DISTINCT. III, CAP. 5. DE ROLLONE ET EJUS UXORE.

Resus, ein vornehmer Jüngling, liebt die Gemalin eines angesehenen Ritters, Namens Rollo, und wird von ihr Anfangs längere Zeit zurückgewiesen, zuletzt aber zu einer Zusammenkunft eingeladen. Er kommt und erfährt im Schlafzimmer, daß die hohen Lobsprüche, welche Rollo gegen seine Gemalin über ihn geäußert, diese veranlasst haben, ihm endlich ihre Gunst zu schenken. Schon auch hat sie das Bett bestiegen und zieht ihren Geliebten zu sich, da ermannt dieser sich und verlässt sie selbst und das Haus, indem er ausruft, er wolle nimmer das Ehebett seines wohlwollenden Freundes beflecken und so Gutes mit Bösem vergelten.

Es freut mich in dieser Erzählung die unmittelbare oder mittelbare Quelle jener herrlichen Novelle des Ser Giovanni nachweisen zu können, von der Dunlop (S. 259[b]) sagt, sie feiere „einen der

schönsten Triumphe der Ehre, die je berichtet worden sind." Man wird diesem Urtheil unbedingt beistimmen und den hier behandelten Stoff zu denen zählen, welche durch die ungemeine Innigkeit, Wahrheit und Schönheit der darin ausgesprochenen Empfindungen auf ergreifende und unverlöschliche Weise zu dem menschlichen Herzen sprechen, und wird es daher auch natürlich finden, wenn ich noch einen oder zwei ähnliche Vorwürfe den Lesern ins Gedächtniss zurückrufe. Denn so wie wir hier das im Kampfe mit einer heftigen Leidenschaft siegreiche Ehrgefühl bewundern, so werden wir andererseits durch die unübertreffliche Schilderung auch über den Tod hinaus währender ehelicher Liebe, wie ein altgriechischer Roman sie uns darbietet, auf das tiefste gerührt[25]); und wiederum, wenn ich über letzteren äußerte, „daß die dort geschilderte Liebe eines armen Fischergreises für die bereits hingeschiedene Gefährtin seines leidenvollen Lebenslaufes in ihrer einfachen aber ausdrucksvollen Kürze voll von dem ergreifendsten Pathos ist und vielleicht zu dem Vortrefflichsten gehört, dessen irgend eine Litteratur sich rühmen kann", so stelle ich nun diesem Seelengemälde ein anderes zur Seite, auf welches ein identisches Urtheil Anwendung findet, und das uns eine gleiche, ebenso reine und ebenso den Tod besiegende Liebe[26]) auf das erschütterndste vor die Augen führt; ich meine die der vermälten Helga für den längst dahingeschiedenen Gunnlaug, den Geliebten ihrer Jugend[27]). Alle drei hier erwähnten Schilderungen, sämmtlich auf eins der stärksten menschlichen Gefühle sich beziehend und dasselbe auf verschiedene Weise auffassend, erfüllen mit Bewunderung oder Rührung oder mit beiden zugleich und versöhnen für so manches Niedrige und Gemeine, das unserer Seele innewohnt und nur zu oft durch die Maler derselben dargestellt wird.

---

[25]) S. Dunlop 461b Anm. 66.

[26]) Ein schönes Sonett, in welchem ein Kampf der Liebe mit dem Tode geschildert wird und erstere, jedoch auf andere Weise als hier, den Sieg davonträgt, findet sich in Calderons Magico Prodigioso und fängt, wenn ich mich recht erinnere, mit den Worten an: „La muerte y el amor una lid dura — Tuvieron sobre cual fuera mas fuerte" etc. (Mein Freund Ferd. Wolf, wenn er diese Worte lesen sollte, wird sich wundern, daß ich Calderon nur aus dem Gedächtniss citire, jedoch leider nur so besitze ich diesen und noch so manchen andern wichtigen Schriftsteller. Bücher meiner Studien aber, die ich nicht selbst habe, hier sonst suchen zu wollen, heißt pensar en lo excusado; dieß wird ihm manches erklären!)

[27]) Gunnlaugs Ormstungas. c. 13.

DIST. IV. CAP. 8. ITEM DE FANTASTICIS APPARITIONIBUS.

Ein bretagnischer Ritter sieht seine verstorbene Frau bei Nacht in einem einsamen Thale unter einer großen Schar anderer Frauen. Er entführt sie, lebt dann noch lange Jahre mit ihr, und sie gebiert ihm selbst noch Kinder, „quorum hodie progenies magna est, et filii mortuae dicuntur."

Diese Sage berührt sich einerseits mit denen von Frauen, die von Elben entführt werden, während bloße Trugbilder ihres Körpers zurückbleiben und in die Erde kommen, so daß sie also aus der Gewalt jener wieder befreit werden können (s. W. Scott Minstrelsy Einleitung zur Ballade Young Tamlane gegen das Ende), andererseits mit den Vampyrsagen, wie sie schon Phlegon von Tralles erzählt und sie auch noch später vorkommen; s. Dunlop 464 Anm. 83. Ztschr. f. Mythol. 4, 200. 268. Mannhardt German. Mythen 712 Anm. 5. Die von Mannhardt angeführte Sage findet sich auch bei Praetorius Anthropod. Pluton. 1, 359 [28]). 415, an welcher letztern Stelle er sie mit den Worten einleitet: „Dr. Martinus Luther saget [29]), daß Er selbst von Johann Friederich, Churfürst zu Sachsen, eine Historien gehöret hette, daß ein Geschlechte von Adel in Deutschlande gewesen, dieselbigen weren gebohren von einem Succubo, u. s. w.' Wir sehen hier also die verstorbene aber aus dem Grabe wiederkehrende Ehefrau für einen Succubus gehalten (vgl. Dunlop l. c. Gervas. S. 67 Anm.); das von diesem stammende deutsche Adelsgeschlecht gleicht den „filii mortuae" bei Mapes. Vgl. auch noch oben zu Distinct. II, c. 27.

DISTINCT. IV. CAP. 9. ITEM DE APPARITIONIBUS.

Henno mit den Zähnen (so genannt wegen seiner großen Zähne) findet zur Mittagsstunde [30]) in einem Haine am Meeresufer der Normandie eine schöne, aber weinende Jungfrau (eine Wasserfrau?), welche ihm erzählt, sie sei mit ihrer bald darauf erscheinenden Zofe hierher verschlagen und von den Ihrigen, die den plötzlich eingetretenen günstigen Wind benützten, als sie eben mit jener ans Land gegangen war, zurückgelassen worden. Henno heirathet sie und

---

[28]) An dieser Stelle aus Honndorffs Theatr. Hist. „Von einem von Adel aus Beyern" u. s. w.

[29]) in den Tischgesprächen?

[30]) hora meridiana; s. oben zu Dist. I, c. 11. 12.

zeugt Kinder mit ihr; jedoch bemerkt seine Mutter, daß sie Sonntags in der Kirche das Asperges vermeidet und sich vor der Wandlung unter irgend einem Vorwande entfernt; sie beobachtet daher ihre Schnur einmal an einem Sonntag früh, ehe letztere in die Kirche geht, durch ein Loch in der Wand und sieht wie sie sich im Bade in eine Schlange (draco) verwandelt, dann aber, nachdem sie einen ihr von der Zofe unterbreiteten neuen Teppich [31]) in kleine Stücke zerrissen, wieder ihre menschliche Gestalt annimmt, und ganz das nämliche geschieht auch mit der Zofe, worauf die Mutter ihrem Sohne das Geschehene offenbart. Von einem herbeigeholten Priester mit Weihwasser besprengt, fliegen Herrin und Dienerin unter lautem Geheul durchs Dach davon [32]). Ihre Nachkommen lebten zu Mapes Zeiten noch.

Wieder eine Melusinensage wie die oben Dist. II c. 11, 12, nur hat sie eine verschiedene Schlußwendnng wie eine ähnliche Geschichte bei Gervasius von der Schloßfrau von Esperver (S. 26) wozu vgl. meine Anm.

DIST. IV. CAP. 11. DE FANTASTICA DECEPTIONE GERBERTI.

Gerbert (der spätere Papst Sylvester II.) verarmt und geräth in Schulden in der Bewerbung um die Tochter eines hohen Beamten zu Rheims. Hungrig und traurig trifft er eines Tages zur Mittagsstunde im Walde eine Jungfrau, die auf einem seidenen Teppich sitzt und vor sich einen Haufen Geld liegen hat. Sie ruft ihn beim Namen, bietet ihm, wenn er seine Geliebte verlassen und sich ihr ergeben will, das ganze Geld und alle andern erdenklichen Schätze; sie nennt sich Meridiana [33]). Gerbert geht bereitwillig auf ihren Antrag ein und wird nun ein reicher angesehener Mann. Hierbei heißt es: „Singulis ab ipsa, quae praeteritorum habebat scientiam, docetur noctibus, quid in die sit agendum.“ In Folge seiner allgemein gefeierten Weisheit, besteigt er endlich den Stuhl Petri und im letzten Jahre seines Pontificats, erscheint ihm Meridiana und verheißt ihm Leben so lange bis er in Jerusalem Messe gelesen. Da

---

[31]) „exilientem a balneo in pallium novum quod ei puella straverat.“

[32]) statt „tectum penetrat“ l. tectum penetrant.

[33]) S. oben zu Dist. I, c. 11. 12. Der Herausgeber bemerkt zu diesem Namen (p. 173): „This name is at one time spelt Marianna in the text, but in others Meridiana; the variation is twice noted in the margin.“

er diese nun eines Tages in einer so heißenden Kirche celebriert, „ecce sibi ex opposito applaudebat Meridiana quasi de adventu suo proximo ad ipsam gavisura," (p. 175). Demgemäß erkennt er sein nahes Ende, und legt nun in Gegenwart der zusammenberufenen Geistlichkeit und Gemeinde ein öffentliches Bekenntniss seines ganzen vergangenen Lebens ab. „Sepultus est autem in ecclesia beati Johannis Laterani in mausolaeo marmoreo, quod jugiter sudat, sed non adunantur in rivum guttae, nisi mortem alicujus divitis Romani prophetantes. Aiunt enim quod cum imminet domino papae migratio, rivus in terram defluit; cum alicui magnatum, usque ad tertiam vel quartam vel quintam partem emanat, quasi cujusque dignitatem arcto designans vel ampliori fluento."

Über diese Sage s. meine Bemerkung oben 1, 267 f. zu no. XCIV [34]), vgl. Wolf Beitr. z. d. Myth. 2, 235 f. 239 ff. [35]).

Hinsichtlich der in den Schluß dieses Capitels (p. 176) eingeschobenen und in Rom localisierten Fabel vom Vater und seinen zwölf Söhnen, denen ersterer ein Ruthenbündel zum Zerbrechen gibt, s. die Nachweisungen bei Robert Fables Inéd. 1, 288; füge hinzu Lewis zu Babrius no. 47.

Zu Anfang der Erzählung, in welche Mapes diese Fabel einflickt, wird ein „castellum crescens" zu Rom erwähnt. Gemeint ist hiermit das castellum Crescentii, das heutige castel Sant' Angelo; vgl. hierüber Massmann in v. d. Hagens German. 7. 237.

Noch will ich bemerken, daß bei Mapes p. 171, wo von der anfänglichen Liebeswuth Gerberts für die schöne Jungfrau zu Rheims die Rede ist, die Stelle vorkommt: „Haurit ab apotheca Scillae furorem et a matre Morphoseos doctus oblivisci morem suo non abnegat veneno, cujus virtute denegerat in asinum." In den Worten „matre Morphoseos" liegt offenbar der Titel des Apulejischen Metamorphoseon (libri) versteckt, wie auch aus dem nachfolgenden „asinum" hervorgeht.

---

[34]) Die dort angeführte Stelle in G. C. Lewis Enquiry etc. befindet sich nebst Zusätzen des Verfassers in meiner deutschen Übersetzung dieses Werkes (Hannover 1858) Bd. II S. 350 Anm.

[35]) Wer das daselbst S. 237 aus Caesarius erwähnte „mirabile verbum quod dicere verecundor" in seiner ganzen Derbheit kennen lernen will, findet es Dunlop 541 b Zus. zu S. 479.

DISTINCT. IV. CAP. 12. DE SUTORE CONSTANTINAPOLITANO FANTASTICO.

Ein junger Schuhmacher in Constantinopel verliebt sich in eine vornehme Jungfrau und nimmt, um höher zu steigen, Kriegsdienste. Da sie aber stirbt, so dringt er in ihr Grab und vermischt sich mit dem Leichnam, worauf er fortgehend aufgefordert wird zur gehörigen Zeit das Geborene abzuholen. Dieß geschieht und er erhält von der Todten ein Menschenhaupt mit dem Gebot es nur seinen Feinden zu zeigen. Auf diese Weise gelangt er zu großer Macht, denn seine Gegner erstarren [36]) beim Anblick desselben. Hierauf vermält er sich mit der Erbin des verstorbenen Kaisers von Constantinopel, der er sein Geheimniss mittheilt und die, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen, ihm, als er einst vom Schlaf erwacht, das Haupt vorhält. So kommt er selbst um, worauf seine Gemalin jenes ins Meer werfen lässt und an dieser Stelle ein Strudel entsteht; „et quia nomen erat virgini Satalia, vorago Satiliae nominatur et evitatur ab omnibus, quod vulgo dicitur Gouvfre de Satalie“ [37]).

Es ist dieß dieselbe Sage wie die bei Gervas. S. 11; vgl. meine Anm. S. 92 ff. Wright verweist auch noch auf John Brompton Chron. col. 1216. Zu dem was ich dort über die Beschlafung todter Frauenzimmer, bei der natürlich immer der Teufel thätig gedacht wurde, gesagt habe, vgl. auch Ztschr. f. Mythol. 4, 87 f. und Kornmann de Mirac. mortuor. P. IX. c. 41. Daß dergleichen Gräuelthaten bei den Aegyptern nicht ungewöhnlich waren, zeigt Herod. 2, 89.

DISTINCT. IV. C. 13. DE NICOLAO PIPE.

Statt Pipe ist zu lesen Pisce; gemeint ist der bekannte Cola Pesce, das Urbild von Schillers Taucher; s. zu Gervas. S. 94 Anm. 24.

Mapes erzählt nur wenig von ihm und sagt, er hätte zur Zeit Wilhelms von Sizilien [38]) gelebt und Monate lang sich im Meere aufgehalten, sonst aber wäre er ein gewöhnlicher Mensch gewesen. Er schließt seinen kurzen Bericht so: „Hoc uno erat imminutus

---

[36]) obrigescunt. Werden zu Stein?

[37]) Auch goufre de satenie, saternie genannt. DM. 939.

[38]) Nach Wright ist Wilhelm II. (1166—1180) gemeint. Gervasius setzt den Cola Pesce unter Roger II. (1127—1154). Mapes schrieb etwa zwischen 1180—1200, Gervasius um 1211.

ab hominibus et piscibus unitus, quod sine maris odore vel aqua vivere non potuit; cum abducebatur longius tanquam anhelitu deficiente recurrebat. Cupivit eum rex Siculus Willielmus auditis his videre, jussítque ipsum sibi praesentari, quem dum invitum traherent, inter manus eorum absentia maris extinctus est."

Zu den von mir zu Gervas. l. c. angeführten älteren Schriftstellern, die Colas erwähnen, füge noch Scaliger Exercit. 262 und Raphael von Volterra bei Praetor. Anthropod. Plut. 2, 159.

In demselben Capitel, von andern Wunderdingen sprechend, erzählt Mapes (p. 180): „In Britannia minori visae sunt praedae nocturnae militesque ducentes eas cum silentio semper transeuntes, ex quibus Britones frequenter excusserunt equos et animalia et eis usi sunt, quidam sibi ad mortem, quidam indemniter."

Vgl. hierzu die Geschichte bei Gervas S. 26 ff. (De Wandlebiria) und dazu die Anm.

Hiermit schließe ich meine Bemerkungen über diejenigen Stellen des Mapes, die mir hauptsächlich vom Gesichtspunkt der Sagenforschung eine Veranlassung zu dergleichen boten. Es bleiben indess noch manche andere übrig, über die Belesenere als ich werden Aufklärung geben können; so außer der bereits oben (zu Dist. III. c. 3) erwähnten Erzählung de societate Sadii et Galonis z. B. auch die de Sceva et Ottone mercatoribus (Dist IV. c. 16), die einem Fabliau oder einer ital. Novelle sehr ähnlich sieht u. s. w. Jedenfalls hat sich Wright durch die Herausgabe der in mehr als einer Beziehung wichtigen Nugae ein großes Verdienst erworben.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

DAS GRAB UND SEINE LÄNGE.

Zu Liebrechts Bemerkungen Germ. 4, 374 über das Grab und seine Länge füge ich noch Folgendes hinzu.

In der s. g. visio Philiberti, Karajans Frühlingsgabe, S. 86, V. 29, sagt die Seele zum todten Leibe:

quid valent palatia pulchra vel quid ædes?
vix nunc tuus tumulus *septem capit pedes.*

Bekanntlich ist jene Visio vielfach im Mittelalter in verschiedenen Sprachen, namentlich auch im Deutschen, bearbeitet worden. Und die sieben Füße des Grabes werden in den meisten Nachbildungen vorgekommen sein. Eine Bearbeitung in den altdeutschen Blättern 1, 115, hat

was helfen dich denne alle schöne hus,
wenn man dich treit zu der tôr her uß?
dir muß genûgen an dinen danc
an eime grabe *sôben fuße lang.*

In einer andern bei Karajan a. a. O. S. 100, V. 45, heißt es „(din grab) das kume *siben fuße* hat."

In einer dritten bei Bartsch die Erlösung S. 312, V. 41:

was frümet ein palast nu dir
und diner heuser menge?
kaum hat deines grabes zir
siben schuch an lenge.

In einer vierten in der Germania 3, 402, V. 86:

din huis is *seven vose lanc.*

Dagegen endlich in einer fünften bei Karajan a. a. O. S. 124, V. 48, abweichend:

darnâch wirstu ze hart geleit
in ein grap zu kurzer zit,
daz ist kum *drier schuohe* wit.

Die Stelle Heinrichs von Rugge (Bodmers Minnesinger 1, 98[b], von der Hagen 1, 221[a]. MF. 102), die Grimm Rechtsalterthümer 213 so citiert, als nenne der Dichter das Grab, wie Freidank ‚ein Haus von sieben Füßen', lautet:

wir toben umbe guot.
nû lât mich tûsent lande hân,
ê ich si danne wisse, sô müest ich si lân,
und wirt mir darnâch niht *wan siben fûeze lanc:*
ûf bezzer lôn stêt aller mîn gedanc.

Zarncke führt zu Brants Narrenschiff 24, 7 außer den bekannten Stellen des Alexanderliedes und Freidanks und außer der oben erwähnten Stelle aus den altdeutschen Blättern noch Muskatplut 86, 116 ed. Grote an:

dienstu der welt hie tusent jar,
dir wirt nit me, sag ich für war,

ein linen duch, ein hulzen bar
und *siben scho der erden.*

Brant selbst sagt:

Man list von Alexander, daß
die ganz welt im ze enge was
und schwitzt darinn, als ob er nit
für ſinen lib genûg hett wit,
ließ doch zû letst benügen sich
mit sibenschûhigem ertrich.

Hierher gehört auch ein Vorfall aus der englischen Geschichte. Tostig, König Harolds II. von England Bruder, hatte sich mit dem König von Norwegen Harald Hardrade verbündet (1066) und stand seinem Bruder feindlich gegenüber. Ein Fähnlein englischer Thingemannen, selbst so wie ihre Rosse ganz mit eiserner Rüstung umschlossen, ritt auf Tostigs Heer zu und fragte nach Tostig, ihm eine Botschaft von seinem Bruder zu verkünden. 'Wisset, daß er hier weilt!' entgegnete der Earl selbst. 'Harold der König' erwiderte der Reiter einer 'sendet dir Gruß und diese Botschaft: Friede und ganz Northumbrien bietet er dir an: ja, um dich als seinen Bundesgenossen und Freund zu sichern, ist ein Drittel von ganz England ihm kein zu hoher Preis.' Tostig beklagte, daß dieser Vorschlag ihm nicht früher, ehe so vieles Blut vergossen, gemacht sei; doch erkundigte er sich, welchen Ersatz Harald von Norwegen für seine angewandte Mühe bekommen sollte. *'Von Englands Erde ſieben Fuß oder so viel mehr, als seine Länge die anderer Menschen überragt'*, war des Geharnischten Antwort, der der englische König selbst war. So Lappenberg in seiner Geschichte von England 1, 537.

Endlich erinnere ich noch an den spanischen Dichter Cristoval de Castillejo († 1556), der in einem vortrefflichen kleinen Gedichte (Lemcke, Handbuch der spanischen Litteratur 2, 290) singt·

Si amor cruel
me hace la guerra,
seis pies de tierra
podran mas que él.

WEIMAR. REINHOLD KÖHLER.

ZUR DEUTSCHEN LIEDERDICHTUNG.

1.

Die Herausgeber des MF. haben eine einzelne Strophe unter die namenlosen aufzunehmen vergessen, die bereits im Jahre 1849 in Hattemers Denkmahlen des Mittelalters 3, 596 gedruckt war. Schon der äußere Umstand, daß die Handschrift dem zwölften Jahrhundert angehört, überhebt uns des Beweises, daß diese Strophe noch dem 'Frühling' unserer deutschen Liederdichtung zufällt: das würden außerdem die Reime *erstorben* : *verdorben; worden* : *orden* und *ermant* : *cam* beweisen. Sie ist aus tiefer inniger Empfindung von einem Manne gedichtet, der nach einem Leben voll weltlicher Lust und Liebe sich in die Klostermauern, in den 'grauen Orden', zurückgezogen.

Owê mîner gar virlornen jâre
diu mir in der welte sint erstorben!
ir velschiu minne stuont mir ie ze vâre,
des ich nâch der sinne was verdorben.
nu hât mich diu minne des ermant
daz got durch uns ûf ertrîche cam
und daz sîn wort ze guote an uns ist worden:
sîn minne hât mich brâht in grâwen orden.

Die Handschrift liest 1. *virlorn.* 3. *velsu. ie*] *zo.* 4. *des*] *de'.*

2.

Die Handschrift der Erlanger Universitäts-Bibliothek 1655 (Papier, schmal folio) des vierzehnten Jahrhunderts enthält nach einer Erzählung 'des Wirtes Märe', die von der Hagens Grundriß S. 187 erwähnte, ein paar Strophen, die in MSH. 3, 466 ff. gedruckt sind. Die erste Strophe ist dort übersehen worden, die vor 'Rifen ûf der heide' steht und ein für sich bestehendes Liedchen bildet.

Hutze tutzel wer bint ir?
sagent mir!
rôter munt,
tuont mir kunt
vreude und sliezent ûf daz herze mîn.
daz was trûric gên dem snê.

nimmer mê
schol man sehen
oder spehen
gên mir spilden ougen trûric sîn.
rôtiu wengel, habent mir ein slegel her!
ich muoz ummevâhen dich:
sam tuo du mich.
mit vreuden ringen dâst mîns herzen ger.

Der Ausdruck, mit dem die Strophe beginnt, ist als Liebkosungswort aufzufassen; deutlicher wäre *'Herzentüttel'*. Das Liedchen gehört, nach Reim und Versbau zu schließen, noch dem dreizehnten Jahrhundert an.

KARL BARTSCH.

WUOTAN, ZIU.

Es ist unläugbare Thatsache, daß Namen alter Götter und Reste alter Mythen auf den Teufel übertragen worden sind (Grimm Myth. 957, Simrock Myth. 500). Ich habe in Wolf-Mannharts Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 4, 149 nachgewiesen, daß der Name Donar in Tirol häufig zur Bezeichnung des Teufels diene. Jüngst erfuhr ich, daß der Name Wuot in Oberengadein geradezu für Teufel gebraucht werde. Merkwürdiger als die noch häufig gang und gäben Ausdrücke *Dunar*, *Dunder*, *Wuot* etc., ist der Name *Zitenz*, den der Teufel in Ulten führt. Ich glaube entschieden annehmen zu dürfen, daß dieses Wort ein Niederschlag des alten *Ziu*, *Zio* sei, und daß dieser Göttername sich somit im abgelegenen Thale, das an die wälschen Marken stößt, noch erhalten habe.

ZINGERLE.

OHNE SCHATTEN, OHNE SEELE.

DER MYTHUS VOM KÖRPERSCHATTEN UND VOM SCHATTENGEIST.

VON

E. L. ROCHHOLZ.

Es scheinen die im Volke noch lebenden Vorstellungen über den Schatten die wissenschaftliche Aufmerksamkeit nur selten erregt zu haben, wenigstens wollte es der hier folgenden Mittheilung nicht glücken, in unseren neueren Sagensammlungen Belangreicheres und Anderes darüber aufzuspüren, als was Menzels Odin S. 32 und Wolfs Beiträge 2, 347, beide auch nur vorübergehend, dazu angemerkt haben. Wichtig aber muß dieser Gegenstand gleichwohl sein, schon wegen der ausgedehnten Rolle, welche in der Landwirthschaft der physische Schatten spielt, vorerst noch ganz abgesehen von seinem Bruder, dem metaphysischen Schatten, der das Gebiet der Geisterwelt und des Aberglaubens nicht minder betriebsam fortwährend anbaut: denn nach dem physikalischen Schatten pflegt unser Landmann Alles, von seiner eigenen Person an bis zu den kleinsten Dingen hinab zu verwerthen, was da von Lebendigem in seinem Besitze und seiner Umgebung ist. Er bemisst und berechnet Dinge und Wesen nach ihrem Schattenwurf, benennt sie darnach und bestimmt darnach ihre Dauer und ihr Schicksal. Er denkt sich Element, Weltgegend und Gestirne von den Einflüssen dieses geheimnissvollen Wesens gelenkt; er sieht Witterung und Jahreslauf abhängig davon; Mensch, Thier und Pflanze unterscheidet er in schattenwerfende oder schattenmildernde, in schattenhäufende oder schattenlose. Und so hat er nach jenen mundartlichen Benennungen, die er dem vielfachen Wechsel des Schattens giebt, bald entweder seine ganze Landschaft zubenannt, bald hat er dem Hauptstrom in ihr, dem Gebirge, dem Bannwald, er hat sich selbst oder seinem Grenznachbar einen damit zusammenstimmenden Eigennamen beigelegt. Kurz dieser Schatten ist dem Älpler und Sennen noch jetzt seine älteste Stundenuhr, sein ältestes Grenz- und Markenmaß, sein leiblicher Vor- und Nachtreter, sein Doppelgänger und als solcher sogar noch seine Lebens-Assecuranz. Darum giebt er dem Schatten

gern die Ehre, wenn die Rede auf scheinbar geringe, in ihren Folgen jedoch wesentlich wichtige Umstände kommt, und sagt sprichwörtlich: die Sache freilich ist klein, aber ihr Schatten ist lang.

Mit demselben Sprichworte meint die nun folgende Arbeit auch auf sich selbst deuten zu dürfen. Sie hofft mit ihrem schmalen Gegenstande und beschränkt auf den Raum eines bloßen Aufsatzes mit den nachfolgenden Erbsätzen und Sagen, die der Schatten in dem Glauben der Bevölkerung des schweizerischen Aarthales besitzt, manches in der deutschen Sprach- und Sittengeschichte aufhellen und damit bis zum germanischen Mythus vom Schatten vordringen zu können.

Betrachtet man zuerst die Volksvorstellungen über den physikalischen Schatten, so sollte man wohl glauben, daß dem Südländer der Schatten und dem Nordländer das Licht als das vorzugsweise Erwünschte gelten müßte. Die beiden Racen sollten in Verwerthung von Licht und Schatten sich so widerstreiten, wie sich ihre Zonen klimatisch widersprechen. Allein dem ist in Wirklichkeit doch nicht also, sondern es stimmen die Beiden gerade darin vielfach überein, daß sie Sonne und Mond, Mittag und Mitternacht, absolutes Licht und absolutes Dunkel als zwei gleich gefährliche Gewalten betrachten, und deren Einfluß scheuen. Dem Südländer ist der Mittag ein Stocken und Stillstehen der Zeit; nichts, selbst die Gottheit nicht, ist dann mehr wirksam und wach. Dem Griechen schläft dann entweder der Pan oder er ist gar gestorben, Apollo versendet seine Pestpfeile, das giftige Mittagsgespenst der Empuse schleicht umher, das ewig bewegte Weltmeer steht stille, als ein Riesenfisch streckt es sich in der Sonnenschwüle zum Schlafe hin: „Auf schweigendes, windstilles Mittagslager sinkend, in Ruh gewiegt.“ (Aeschylus, Agamemnon). Gleicher Weise ohnmächtig soll der Juden Gott um Mittag sein, denn die Feinde sprechen von ihm höhnend:

Er dichtet, er ist über Feld, er schläft vielleicht.

1 Könige 18, 27. Wohl lässt sich solches aus dem vernichtenden Brande der tropischen Mittagssonne begreifen; wenn da die heiße Luft ihr zitterndes Wogen beginnt, nennt es selbst die abgehärtete, altarabische Poesie die unglückseligste Lage, als ein Wanderer zu Fuß des Weges daher kommen zu müßen. Ein darüber handelndes Gedicht, die Frau von Temim, hat Fr. Rückert übersetzt: Morgenländ. Sag. u. Geschicht. 2, 33. Die durch die Sonnenhitze des

Mittags entstehende Seuche (λοιμὸς bei Homer) macht es nöthig, daß man sich hinter vielfach geschichteten, feuchten Thierhäuten verbirgt. Wenn Proteus, der okeanidische Titane, um Mittag aus den Meerestiefen emporsteigt und seinen Mittagsschlaf hält, ruht er in Mitte seiner Robbenheerden, die einen unerträglichen Geruch von sich geben. Um den Schläfer so erblicken zu können, hüllt sich Menelaos mit dreien seiner Gefährten selber in Robbenfelle. Ähnlichen verderbenschwangern Dunst athmet Pan aus, wenn er des Mittags schläft, und die Menschen hüten sich dann wohl vor jedem Geräusche, um ihn nicht zu wecken. Der Ziegenhirte bei Theokrit sagt:

Nein, wir dürfen nicht, Schäfer, wir dürfen nicht flöten des Mittags,
Scheuend die Rache des Pan; er schlummert, vom Jagen ermüdet,
Immer um diese Zeit, und leicht ist der Böse zu reizen.
Zürnend schnaubet er stets aus der Nase die bitterste Galle.

Ebenso betet der römische Hirte beim Palilienfeste zur Pales (Ovid. Fast. 4, 721), die Göttin möge ihn bewahren, den Faunus erblicken zu müssen, „wenn dieser in Mittagsglut die Felder betritt."

Allein auch die Nacht gewährt dem Südländer nicht das Gefühl des Friedens und Schutzes. Sie geht ihm zu glanzvoll und leuchtend auf; die Klarheit ihrer wesenlosen Luft, weithin ausgebreitet über den Rand der leeren Wüste, peinigt ihn mit der Vorstellung grenzenlosen Alleinseins. Das scharfkantige Mondlicht, der kaltblickende Glanz des Sternbildes erinnert ihn an das blankgeschliffene Schwert des Stammfeindes und Bluträchers. Wo er zeltlos übernachten muß, da droht aus dem Nachtschatten die Seuche und der Tod auf seine Glieder niederzufallen.

„Es geht daher ein Unglück von Mitternacht,
ein großer Jammer, die Schatten werden groß."

Jerem. 6. 1, 4. So bleibt er dem Tage und der Nacht bloßgestellt, wie ein schildloser Krieger den lauernden Pfeilschüssen der Gegner. Nicht unter diesem ehernen Himmel kann er Schirm, Schutz und Schatten finden, drum sucht er sie außer aller Welt unter Gottes Flügeln. Hievon sprechen die Psalmen 57. 91 und 121: Unter den Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der erschrickt nicht vor dem Grauen der Nächte und vor den Pfeilen des Tages. Der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Mit Anfang der Nacht, sagen die Rabbinen, läßt Gott alle Thüren des Himmels zuschließen und die Engel sitzen schweigend dabei, und schickt die bösen Geister in die wilde Welt, und wem sie in der Nacht begegnen, den beschädigen sie. Aber nach Mitternacht schreit man im Himmel aus, daß man die Thore gegen Tag wieder aufschließen möge. Das hören die Hahnen hienieden auf Erden und fahen an zu krähen. Alsdann verlieren die bösen Geister ihre Kraft. Daher lautet das *Brachach* oder Dankgebet, das man am Morgen beim Hahnenruf spricht: Gelobet seist du Gott, Herr aller Welt, daß du dem Hahnen Verstand hast geben. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, p. 170.

Ganz Ähnliches liegt nun auch in der Naturanschauung des Deutschen. Die Sonne heißt ihm freilich vorzugsweise die liebe Frau, vom Volksliede wird der Mond der gute, und von der Edda die Nacht die Traumfreundin genannt. Und doch erscheinen dann wieder beide, Sonne und Mond, Tag und Nacht, ebenso oft als eine riesige Übermacht, die entweder heimtückisch das Leben beschleicht, oder übermüthig plump und mit plötzlichem Anfall es erdrückt. Nicht aus den klimatischen Contrasten allein entspringt ein solcher Widerspruch, sondern weit mehr aus der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens, wenn es das Höchste als ein unabänderlich und mitleidslos Angeordnetes verwerthen soll, wenn es das Unentbehrlichste als ein ewig Wechselndes und Dauerloses begreifen soll. Denn damit ist nicht abgeholfen, daß man es — wie wir neuzeitlich sagen — durch das Gefühl auffasse und es nachempfinde. Eben in der Empfindung lässt sich dasjenige nicht unvermischt fassen, was der Sinnesforschung zu tief sich verbirgt, oder was überallmächtig sich ihr aufdrängt. Alles, was so dem Denken unbegreiflich bleibt, das verwandelt sich der Vorstellung in ein Zweiseitiges und Zweideutiges, in ein Rechts und Links, kurz in unreine Symbole des Glaubens. Dann entsteht der scheckige Aberglaube und leiht den höchsten Potenzen die unwürdige Farbe seiner eigenen Halbheit und Rathlosigkeit. Bald ist ihm Berhta, wie es ihr Name besagt, die lichtstrahlende, freudeverbreitende Göttin, bald wieder eine in die Kuhhaut gehüllte, nächtlich schreckende Eisenbertha (Panzer, Bair. Sag. 2, no. 184). Bald ist ihm Hulda, ihrem Namen entsprechend, die allen Menschen holde Frau, bald wieder ein kinderfressendes Gespenst, Frau Holle. Der an den Wurzeln seines Wortes, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, weiterspringende Begriff ist nicht

der letzte Grund dabei, woraus diese irre Zweideutigkeit entstehen muß. Denn wenn die Wörter Huld und hold ein Geneigtsein ausdrücken, so wird die darnach benannte Göttin Hulda zwar anfänglich als ein hold sich vorwärts beugender, als ein behütender Schutzgeist sich zeigen, sie wird dann aber eben desshalb auch als ein Schattengeist aufgefasst werden müssen, der das von ihm mit Eifersucht Behütete um so geiziger überdeckt und des Gänzlichen verhüllt und verdunkelt. Dadurch eben wurde Wodans lichte Gemahlin zur verhohlenen Schattengöttin (altnord. bedeutet *huld* obſcuritas. Myth. 250. 899) oder zum irreführenden Zauberweibe, welches dem Wanderer in den schwedischen Einöden mit trügerischen Dampfgebilden und Luftspiegelungen gastliche Bauernhöfe vorgaukelt, Hullahöfe genannt; oder gar zur zaubersiedenden Hexe *Huldr*. Einem und demselben Wortstamme also impft der in sich selber schwankende Begriff die sich wieder aufhebenden Begriffe ein von Schatten und Licht, von Schwarz und Weiß, von Böse und Gut, und in diese zwei Widersprüche zerfällt dem irren Menschengeiste alles Dasein und alle Zukunft. Je nachdem eben Muth oder Verzagtheit mehr in ihm vorherrschen, malt er sich jene Geisterherrin *Hel* doppelfarbig aus, schillernd zwischen Licht und Schatten, die Göttin der Unsterblichkeit wird ihm ein Zwitter, elsterfarbig, halbschwarz und halbweiß. Bemerkt er das Walten der Naturkräfte, wie sie aus dem dunkeln Erdinnern und aus dem blanken Äther ausströmen, so erdenkt er sich dafür die Reihe jener zahllosen Licht- und Schwarz-Elbe, die einen mit ihrer schicksalsvollen Freiheit, die anderen mit ihrem nicht minder gefährlichen Humor; die einen bald negerhäuptig, kraushaarig, missgestaltet und schwarzbemantelt; die anderen blondlockig, kinderlieblich mit Schwanenflügeln und weißen Gewändern. Es sind dies eben so viele positive als negative Pole, die hier im Glauben und in der Vorstellung, gleichwie anderwärts in der Physik, bei gegebener Berührung mit andern Körpern, bald die eine polarische Kraft, bald die andere vorherrschen lassen, ohne daß doch die entgegengesetzte als absolut unterdrückt zu betrachten wäre. Es ist dieses Schwanken und Überschlagen der Potenzen in ihre Gegensätze mythologisch bisher am rundesten nachgewiesen worden durch Weinhold in den Sagen von Loki. Die milde Frühlingswärme steigert sich allmählich zur brennenden Gluth der Hundstage, um sich dann eben so rasch wieder zu verflüchtigen. Diesem Satze gemäß lässt die Edda aus dem Feuergotte Loki (Lohe) einen scherzenden und spielenden Göttergenossen werden, dann einen

unwürdigen Possenreißer, einen schadenfrohen Ränkeschmied, endlich den hündisch schmähenden und frevelnden Götterfeind. Der Feuergott wird ein Geist der Vernichtung, ein verzehrendes und fressendes Feuer, wie es von Jehovah gesagt ist. Der Licht- und Wahrheitsfreund schlägt in den lichtscheuen Satan um, der Lebensgott Loki wird zum außerweltlichen Schattengott Uthgardhaloki; da wird er zum kinderfressenden Moloch, zum Weltenwolf, welcher Sonne und Mond, ehemals die Kinder seiner Lust, zugleich verschlingt. Was noch von wirklicher Göttersubstanz an ihm ist, ist allein das grob dynamische, die unfassbar ausweichende Flamme, die sich wie eine giftige Schlange glatt und behende wendet und nur so lange unschädlich ist, als sie gleich der Lüge in ihren eigenen Schlingen gefangen, in ihrem eignen Rauche sich erstickt. Festgebunden mit dem siebenfachen Bande Gleipnir liegt dann der zum Zerstörer gewordene Erzeuger am Felsen seiner Pein, hasst Menschen und Götter, den Menschen und Göttern gleich verhasst.

Betrachten wir nun zuerst die Volksmeinungen, welche über die Mittagssonne bei uns gelten, so ergiebt sich dieses Gestirn keineswegs als ein so vollständig gnadenreiches, daß es über Gerechte und Ungerechte in gleicher Milde bei uns aufgeht. Schon in Parzival (247, 26) wird die Sonne angerufen, um mit Schaden zu schlagen und einen Unheilstifter zum Lande hinauszuscheinen: *ir sult varen der sunnen haz!* Bei uns wird der Schein der Sonne mit Vorsicht abgewehrt und die Mittagssonne gemieden. Da wandeln die verwünschten Schloßjungfern umher und legen auf weißen Tüchern die weißen und schwarzen Bohnen aus (Aargau. Sag. 1, 225), wer ihnen nicht rechtzeitig ausweicht, der ist den Geistern verfallen und muß mit nächstem Jahre sterben.

Vom Mittagsteufel, dem *daemon meridianus,* leiteten die Kirchenschriftsteller des 6. Jahrhunderts eine Reihe Krankheiten her, es wurden seinetwegen die Kirchen in der Mittagsstunde zugeschlossen, die sonst den ganzen Tag bis zum Abendläuten offen stehen sollen. Die Pest selbst hieß damals *morbus meridianus,* wie noch die Lausitzer Smertniza die mit dem rothen Tuche um Mittag erscheinende Pestjungfrau ist. Wir werden nachher die Waldfrau Meridiana als angebliche Gemahlin und Todesbotin des Papstes Sylvester II. kennen lernen. Unser Mittagsgespenst heißt Kornkind, Kornengel, im

Waatlande und Kanton Wallis *Le pliorant, Le pleureur,* der Greiner; es liegt weinend Mittags in hohen Kornfeldern, wer aber mitleidig hin eilt, um es aufzuheben, der muß noch selbiges Jahr sterben. Aargau. Sag. 1, 344. Oder es ist die kinderraubende Kornmuhme, die Roggenfrau; ein Weib, das mit ihrer Sichel den Mädchen, welche in Leinfeldern jäten, den Kopf abzuhauen droht. Müller-Schambachs Ndsächs. Sag. und Gräßes Sächs. Sag. erzählen davon. Sie heißt in Wolfs Ndl. Sag. no. 491 die Lange Frau, denn sie ist noch einmal so hoch als das reife Korn, in dem sie sitzt, und nimmt zugleich die ganze Breite des Weges ein; da läuft sie den Vorübergehenden nach und schlägt die Entspringenden mit einem Ährenbüschel ins Gesicht. Auch in Thiergestalt kommt der Mittagsgeist. Im Jura kriecht er bei ungewöhnlich heißer Sommerszeit in Drachengestalt aus dem Hochwalde herunter und heißt der Stollenwurm. Als Bock sonnt er sich am Charfreitag-Mittag bei gutem Wetter auf der Ruine Hagberg, die beim Solothurner Städtchen Olten liegt wirft aber keinen Schatten. Als Nachmittagslamm grast und blökt er im Tobelhölzli in der Aargauer Gemeinde Ober-Siggenthal; es ist verboten, nach dem sonst friedfertig scheinenden Thiere zu gehen. (Aus meinen hds. Sammlungen.) Das Aleman. Kinderlied verzeichnet mehrfache Meinungen, wornach die Sonne kleine Kinder frisst; man darf die Windeln vor des Kindes Taufe nicht in der Sonne trocknen (no. 630), man muß das Taufkind tief überdeckt zur Kirche tragen, damit es Wind und Sonne nicht fressen (no. 662), man muß die Sonne bedrohen, dem Kinde ja nicht in die Augen zu scheinen (no. 962). In der Liederfibel steht als Mahnung zum Frühaufstehen:

Wenn die Sonne mit hellem Schein
Euch schauen will ins Bett hinein,
Kinder, springt geschwind heraus,
Sonst sticht sie euch die Augen aus.

Ein böhmisches Märchen erzählt, eine gütige Fee habe einmal der kleinen frommen Tochter einer in Armuth gerathenen Wittwe bestimmt, daß jedes Haar, welches dem Kinde ausgekämmt werde, zu einem Goldfaden, und jede Thräne, die es weine, zu einer Perle werden solle; allein das Kind müsse behütet werden, daß nie ein Sonnenstrahl sein Antlitz treffe, oder es würde sonst von großem Unglück befallen werden. Einmal aber berührte doch ein Sonnenstrahl das Gesicht des Mädchens und sogleich war es in eine goldene Ente verwandelt und flog davon. Märchensaal v. Kletke.

Bd. 2, S. 124. Allbekannt ist der Glaube, ein Kind werde sommersprossig, das man in seinem ersten Vierteljahre viel in die Sonne trägt, und man müsse räudig werden, wenn man in der Morgensonne bei der Feldarbeit schwitzt. Am gefährlichsten erschien dieser Einfluß der Sonne am Tage der Sommer-Sonnenwende, am Johannistage. Mit dem von seiner Höhe wieder abwärts gehenden Gestirne weicht auch die Lebenskraft auf der Erde, mit dem sommerlichen Lichte stirbt auch der Lichtgott. In Uhlands Lied Sonnenwende steht übereinstimmend:

Ihrer Göttin Jugendneige
Fühlt die ahnende Natur,
Und mir dünkt, bedeutsam schweige
Rings die abendliche Flur.

Um Johanni darf man nicht klettern, nicht baden, nicht im Gewitter spazieren gehen, sonst stürzt man zu todt, ertrinkt, wird vom Gewitter erschlagen. *Der helge Zink Jan will drei Dhuden han*, sagt man im Bergischen vom 24. Juni. Montanus, Volksfeste 1, 34. Im Aargau: *Johanni mueß drei Mâ hâ.* Da die Sonne vom Weltenwolf verschlungen zu werden droht, so begeht man am 23. und 24. Juni zu Savilly das kirchliche Fest des Grünen Wolfes, *la fête du Loup-Vert;* ein Wolf, sagt man, habe der hl. Nonne Osterberta im Kloster Savilly, vier Stunden von Jumiéges gelegen, ihr Eselein zerrissen, und musste ihr dann statt dessen die Klosterwäsche heim transportieren helfen. Der Tag wird dorten mit einem kirchlichen Tedeum, Johannisfeuern, Mahlzeiten und Festprozessionen begangen. Liebrecht, zu Gervas. v. Tilbury p. 209. Ebenso wird in der aargau. Stadt Zofingen die Wintersonnenwende von Zechern festlich begangen; „man muß ihr helfen, sich drehen," sagt man daselbst. Anderwärts wird in dieser Nacht das Johannisblut gepflückt, *Hypericum perforatum;* es führt den Beinamen Jagenteufel. Das Blutbad der Nibelungen tritt in der gleichen Zeitfrist ein:

ze einen sunnewenden der grôze mort geschach (2023).

Zum andern Hauptgestirn, dem Monde übergehend, würde es hier am unrechten Orte sein, wenn man sich auf die vielfachen Einzelheiten einlassen wollte, die dem günstigen oder ungünstigen Einflusse der Mondphasen zugeschrieben werden. Der Mond, sagt man bei uns, ist ein Doppelwesen, sonst würde er nicht bald kleiner, bald größer. Er wird also von der Volksmeinung ebenso, wie es in den vorausgegangenen Sätzen an der Sonne gezeigt worden, als

ein Blendling und Zwitter aufgefasst. Mithin ist in dieser laufenden Untersuchung nur dasjenige von Belang, was dem Mondlichte Gleichartiges unter jenen nachtheiligen Wirkungen zugeschrieben wird, die bereits vom Sonnenlichte geltend gemacht sind.

Man kennt die scheußlichen Kinder, die der vorhin erwähnte Gott Loki erzeugt hat, welche mit ihrem ungeheuerlichen Hunger die Weltordnung zu vertilgen drohen: der Sonnenhund Sköl und der Mondhund Hati, welche das Tag- und Nachtgestirn verschlingen. Mondblut nimmt das Schweizer Landvolk nicht als bloß etwas Figürliches, sondern als materiell Vorhandenes an, wie ihm denn der Mond selbst rein als ein leiblich lebender Geist vorschwebt. Es fallen Blutstropfen aus dem Mond herab. Es ist daher vom kranken Mond (*luna deficiens*, bei Rhabanus *laborans*) vom bösen Wädel die Rede. Wie er selbst durch den drohenden Mondwolf leidet, so schickt er seine Wolfsplagen und Krankheiten auch auf die Erde herunter und steckt diese mit an.

Zur Zeit, wo dann ein Sterben eintreten soll, wird der Mond blutroth und sein Bild in ihm gestaltet sich aus einem Schiffchen in einen Sarg um. Dies geschieht in der Mitternachtsstunde. Der Mondwolf und der Mondmann verschlingt Nachts zwölf Uhr die Welt. Es heißt der Auszählspruch im aleman. Kinderliede (no. 228):

nün, zeh: git e Chräh,
oelf, zwölf:
git es Chrättteli volle Wölf.

Und übereinstimmend in E. Meiers schwäb. Kinderreime. no. 42:

Um zwölfe kommt der Mâ,
und ißt Alles z'samme na (hinab).

Wenn sich an der Bretterwand eines Wohnhauses auf Island des Abends bei Lichte ein Halbmond (*tûngl hâlfr*, Halbzunge) zeigt, so heißt man dies einen *Urdharmâni*, den Mond der Norne Urdhr, und ein allgemeines Sterben wird dann folgen. Eyrbyggjasaga, c. 52. Bei Mannhardt, Mythen, p. 555.

Gleichwie die Sonne kleine Kinder zu fressen droht, so ist auch der Mond ein Kinderräuber, der die beiden Kinder Widfinns gestohlen hat. In Grimms KM. no. 25 frisst die Sonne die kleinen Kinder und der Mond spricht zu ihnen, ich rieche Menschenfleisch. Bei unseres Göthes Geburt wirkt er mit seinem Gegenscheine, da er eben voll wird, so mächtig ein, daß das Dichterkind nicht eher zur Welt kommen kann, als bis jene Planetenstunde vorübergegangen ist.

Naschende Kinder, die zugleich läugnen wollen, lässt man in Altbaiern die Formel nachsprechen:

Hab i's tô, veschluck mi der Mô!

Panzer, Bair. Sag. 2, no. 118. Und aus Würtemberg bringt E. Meier denselben Reim bei; aber noch auf die Sonne mit ausgedehnt (in Wolfs Ztschr. f. Mythol. 1, 169):

haun i's daun, so komm i in Maun.
haun i gsponne, so komm i in d'Sonne.

Der Mond ist also überall Wohnort der Verwünschten. In ihm büßt die Spinnerin mit ihrem Rockenstiel, die des Nachts zur Unzeit fleißig gewesen; in ihm der *Dieterle*, welcher am Feiertage bis in die Kapelle hinein den Hirsch gejagt hat; das *Tangelimandli*, welches die Sense zur Nachtmahd gedengelt; das *Bürdelimandli*, das am Feiertage im Bannwald Reiser gebunden hat, es muß dorten die Sense dengeln, oder an seinen Reisig- und Strohwellen fortbinden. Von den körperlichen Übeln nun, welche der Mondschein veranlasst, will ich nur einige hier aufzählen. Mit dem adject. *mönig* bezeichnet unsre Mundart Alles unter widriger Constellation des Mondes Erzeugte und dadurch Missrathene. Mönige Äpfel sind verglaste, wässerige; mönige Weiber irrsinnige; mönig heißt im Rosskauf einer der sieben Hauptmängel, welche den Kauf gerichtlich rückgängig machen. Vieh, das man im mondbeschienenen Bache tränkt, geht dadurch zu Grunde; Menschen, die daraus trinken, werden kropfig und kretinenhaft. In des Hypochonders Mondlied von Lenau heißt es:

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Scheint der Mond auf ein noch ungetauftes Kind, so wird es mondsüchtig (Myth. Abgl. no. 1034), scheint er aufs Ehebett, und der Mann geht zum Weibe, so werden mondsüchtige Kinder daraus. daher rührt, bemerkt Schönwerth (Oberpfalz 2, 65. 66), bei unsern Bauern der Ursprung und Brauch der Bettvorhänge und des Betthimmels. Der Seemann hütet sich, im Schlafe sein Gesicht dem Vollmonde zuzuwenden, er würde mit Blindheit geschlagen werden. Myth. 678. Also tritt auch hier, wie vorher in Folge des Sonnenlichtes, ein Zustand ein, den unser Alterthum *helblind*, Todesblind

nannte, und über den nachher noch geredet werden muß, wenn von Sonnen- und Mondsfinsterniss gehandelt wird.

Nachdem nun die Vorstellungen entwickelt sind, die über Licht und Gestirn giltig waren oder sind, kommt ihr Gegentheil in Betracht, der Schatten.

Gleichwie man den Schatten physikalisch als Mangel an Licht bestimmt, so nimmt ihn die Volksrede als synonym mit schwarz, links, falsch, unfrei, schädlich und verdammt. Diese Bedeutungen sollen der Reihe nach aufgewiesen werden. Wir beginnen den ersten Abschnitt dieser Arbeit, welcher handelt

I. VOM KÖRPERSCHATTEN.

Der Norden und die Nebelöde ist die schwarze Weltgegend, von dorten her kommt das Kindergespenst, der Schwarze Mann, über welchen schon Geiler von Kaisersberg gepredigt (Prediger Teutsch. Augsb. bei Hans Otmar 1508. Bl. XLII.) gleichwie nach der Edda der Vernichtungsgott *Surtr* auftritt, der Schwärzer, der einst beim Weltuntergange mit seinem alles verfinsternden Rauche die Gestirne auslöschen wird.

Seinen Namen trägt die Braunkohle, die auf Island Surturbrand heißt. Das ohne Licht gelegene Land ist das Schwarzland, gegenüber dem fruchtbaren und sonnigen Weißland. Altn. *surtr,* goth. *svarts,* ahd. *suarz,* vergleicht J. Grimm GDSprache 1, 412 dem Sinne und dem Lautgesetze nach dem lat. *surdus; surda tellus* ist das unfruchtbare Schwarzland. Die zwei Nachbarschlösser am Aargauer Rhein Weißwasserstelz und Schwarzwasserstelz sind je nach ihrer südlichen oder nördlichen Lage zubenannt. Unsere Schwarzenbäche und Schwarzachen entsprechen dem „schwarzen" Cocytus in dem von dreifacher Nacht umgebenen Tartarus (Hesiod. Theog. V. 726). Die Solothurnische Amtei Schwarzbubenland ist so geheißen nach ihrer geschlossenen Lage im Juragebirge, und dagegen das Weißland nach seiner offenen Lage im Berner Oberlande. Ein Schwarzwald (*Myrkvidh*) bedeckt uns den Hochnorden Skandinaviens, ein anderer das Gebirge um Einsiedeln in Schwyz, ein anderer den badisch-würtembergischen Gebirgsstrich. Schwarzwind und Wälderbise heißt uns der Nordwind, Schwärzibirne die wildwachsende Mostbirne. Das Wetterloch, aus welchem an unserem Horizonte das Unwetter aufzieht, nennen wir *Chrisiloch,* es ist schwarz

wie unsere Schwarzkirschen. *Git's Räge?* fragt man daher das Kind, welches Schwarzkirschen gegessen und den Mund noch nicht sauber abgewischt hat.

Das behütende Dunkel wird selber zum verdeckenden Hut. Der Hades trägt einen unsichtbar machenden Helm. Il. 5, 845. Die Helkappe, mit der die finstre Todesgöttin Hel im Nebellande sich birgt, ist Siegfrieds Nibelungisches Tarnkleid und jene Tarnkappe, mit welcher (im ahd. *Muspilli*) der Teufel sich verhüllt: *daz der tiuval kitarnit ſtentit.* Der Norden selber ist in den Aargau. Sagen (vgl. daselbst im Register: *Hut* und *Schwarz*) ein schwarzer Filzhut, und wenn mit ihm die Götter das bessere Wetter machen, heißt er Nebelspalter. Auf diese zwei Regen- und Schattenhüte bezieht sich ein Kalenderspruch:

dört durh-ab wie ne Wullhuet:
und dört durh-ab wie ne Schinhuet:
denn iſch s' Wëtter guet.

Wenn der Wilde Jäger seinen Hut von glänzendem Wachstuch aufsetzt, so bricht ein achttägiger Platzregen los. Aargau. Sag. 1, 176. Der Hut des Wapper, des Antwerpner Stadtgespenstes, ist ein Eisentopf. Wolf, Ndl. Sag. no. 379.

Der Schwarzkünstler muß seine Beschwörung nordwärts gekehrt sprechen; nach Norden, nach Blåkulla (*blå* bezeichnet leichenblaß und todtenschwarz), nimmt die Hexe in Schweden ihre Ausfahrt. Der Thurmwächter zu Greifswalde darf am dortigen Nikolaithurme nur aus drei Fenstern blasen; aus dem vierten, das nach Norden geht, leidets der Teufel nicht und der Magistrat solls verboten haben. Temme, Pommer. Sag. no. 119. Nach Norden ist der Galgen errichtet; nur weil er kahl steht, heißt er der lichte Galgen, sonst aber der Nordhaldenbaum, der Laublose, der Kalte Baum. Grimm, RA. 682. 808. Nordwärts gekehrt und mit der linken Hand muß der Liebestrank getrunken, der Zaubersud und Feldschaden ausgeschüttet werden. Moses und Aaron nehmen ihre Fäuste voll Ruß, sprengen ihn gen Himmel, und böse Blattern fahren auf bei Menschen und Vieh in ganz Egyptenland. Die heidnische Hellia lag gegen Norden; drum sagt der Oberpfälzer, links der Sonne liegt die Hölle. Schönwerth, Sitt. u. Sag. d. Oberpfalz 2, 53. Jemanden zur Linken setzen, ihn an Schatten thun, heißt ihn aus der freien Sonne ins Gefängniss setzen. Der Beklagte steht vor unseren Gerichtsschranken linker Hand. Schattenhalb und Taschenhalb ist linker

Hand. Taschenhalb bezeichnet uns in humoristischer Redeweise die Verwandtschaft mütterlicher und weiblicher Seits, daher bedeutet's auch links; zwar ist die Tasche der Weiberjüppe rechter Hand, allein noch steht nach dem Landrechte dem Weibe keine eigene Hand zu, sie wird nicht unmittelbaren Rechtens, sondern verbleibt unter ihrem Vogte. Schattenhalb ist bei Gütern ihre absonnige nördliche und nachtheilige Lage, Sonnenhalb bezeichnet die entgegengesetzte. Das Links wird daher auch im Güterbesitze zu *lëtz, laevus*, gleichwie in der Schiffersprache Leeseite und Leebord die linke Schiffsseite bezeichnet. Die letze Vorsäß, die letzihalb gelegene Alp ist im Gebirge eine sonnenlos oder schattenhalb gelegene Alpweide. Stalder 2, 168. Schattenmaier gilt unter der Bauernsame des baierischen Algäus als Scheltname; *Schattebûr* ist ein an der Solothurner Aare verbreiteter Über- und Hausnamen; die Güter eines solchen Bauern liegen im Schattenwurf der Hochwälder oder Bergkämme; sie sind *schad-liem*, schädlich (Stalder 2, 306), oder wie schon die Schlettstädter Glossen solche Felder nennen, *scateluomi, opaca loca.* W. Wackernagel altd. Leseb. Aufl. 3, p. 179, 38. Das Gegentheil solcher Lage ist in Baiern das Land des *Sunnebauer.* Schmeller Wtb. 3, 259.

Es wird also Schatten und Schaden als eins genommen, wie beide Wörter als eins und dasselbe auch unter den Geschlechtsnamen vorkommen.

Der Familienname *Schaten* kommt einer niedersächs. Adelsfamilie zu, die im Halberstädtischen begütert gewesen (Abel deutsch. Alterth. 2, 591), die Adelsfamilie von Schaden besteht in Süddeutschland noch. Bligger der Landschade (*scato*) war ein Raubritter auf Neckarsteinach, und sein Geschlecht führte ein Heidenhaupt (wohl einen Mohrenkopf) im Wappen. Bechstein d. Sagenb. no. 893. Dies führt uns auf die Mythe, welche in der j. Edda von der Schattenriesin *Schaden* erzählt wird.

Der Gewittergott Thôrr hatte den Winterriesen Thiassi erschlagen. Des getödteten Riesen Tochter Skadhi (*damnum*) ist ein Mannweib, sie legt Helm und Panzer an, zieht bewaffnet nach Asgard und verlangt da von den Göttern ein Doppeltes als Mordbuße: Zur Sühne soll man ihr ein Lachen abgewinnen, und zur Vergeltung soll man ihr einen der Götter zum Gemahl geben. Gott Loki (die bewegliche Frühlingswärme), der schon ihren Vater einmal durch Schlauheit getäuscht hatte, ist durch eine schreiende Posse im Stande, die

trauernde Riesentochter zum Lachen zu bringen, und so ist ihrer einen Bedingung Genüge gethan.

Auch bei ihrem zweiten Begehren wird sie überlistet. Denn der von ihr zu wählende Gemahl wird ihr nur mit verhülltem Leibe vorgestellt, so daß sie nichts als seine Füße erblicken kann. Nach der Form des tadellosen Fußes rathend, meint sie den jugendschönen Baldur vor sich zu haben, und erliest sich nur den Niördhr. Ihre Ehe mit diesem fällt keineswegs glücklich aus. Skadhi wollte Thrymheim, ihr väterliches Gut droben im Gebirge, nicht verlassen; Niördhr eben so wenig seine Wohnung Noatun unten am Seestrande. Ihm gefiel nicht der Wölfe Geheul im Hochlande, ihr nicht der Möven Geschrei am Meeresufer. So verglichen sich Beide, das Jahr hindurch abwechselnd in Thrymheim und in Noatun zu wohnen. Da durchfuhr dann Skadhi neun Nächte lang (die neun rauhen Monate des nordischen Jahres) als Jägerin und Schlittschuhläuferin die Thrymheimer Berge, und nur die drei kurzen Sommermonate verweilte sie am Strande zu Noatun (Schiffstätte) mit Niördh. (Nach Weinhold, Riesen p. 41, und Sagen von Loki, in Haupts Ztschr. 7, 50.) Die Deutung dieser Mythe ist einfach. Dem Feuergott Loki gelingt es wohl, den starren Trotz der Reifriesin in ein Lächeln aufzuthauen, und der Frühlingsgeist Niördhr vermag es drei Monatsfristen lang die nordische Winterstrenge zu mildern. Dann aber überzieht sich die Seeküste schon wieder mit Eis zum Schlittschuhlauf und das Gebirge schneit sich ein, daß die Wölfe hungern und heulen. So erblickt man den Frühling im Norden nie in seiner ganzen Gestalt, nur an der Schönheit seiner flüchtigen Fußspuren wird er kenntlich, alsbald wieder decken Nebel und Schatten die Anhöhen bis über die Schultern herab. Niördhs Name sieht Weinhold im Sanskr. *nîra* Wasser, und dem Suffix *dh*, sankr. *dha* : enthaltend, fussend; gleich dem sanskr. *Nîradhi* bezeichnet Niördhr das Meer, denn als Gott stillt er Wind und Meer und bringt den Landfrieden. Sein Weib Skadhi führt, wie es dem Mannweibe in Helm und Brünne zukommt, einen Mannsnamen. J. Grimm in Kuhns Ztschr. f. Sprachforsch. 1, 79 leitet diesen Namen, ahd. *scadari*, auf sanskr. *xatra* d. i. Krieger (Kschatrija) und auf sanskr. *xata, vulnus*. Die Göttin Skadhi ist demnach nicht nur eine nächtliche Schattengöttin, sondern auch eine schadende Kriegerin; also enthüllt sie sich als eine bewaffnete Walküre, die Nachts in blutbespritzter Brünne angeritten kommt, während Hagel zu Thal fällt, so oft ihr Ross die Mähne schüttelt

(Helgelied). Der Name Nachtschaden, der oberdeutsch die ausfahrende Hexe und den von ihr angestifteten Hagelschlag bezeichnet, und der Pflanzenname Schwarzer Nachtschatten (*solanum nigrum* und *atropa belladonna*) correspondieren mit dem Namen und dem Wesen dieser Skadhi.

Nun soll dieser schadende Schatten aus dem Landrechte, der Sage und dem Volksglauben nachgewiesen, es sollen Licht und Schatten im Kampfe gezeigt werden.

Den Mondes- und Sonnenfinsternissen schreibt man eine vergiftende und verpestende Wirkung zu. In den Eifelgegenden trieb man beim Eintritt einer Sonnenfinsterniss die Heerden von der Weide heim und deckte die Dorfbrunnen zu, in dem Glauben, es falle Gift vom Himmel. Schmitz, Eifel. Sag. 1, 99. In der Schweiz hält man besonders den Schatten des Nußbaumes für giftig; nicht bloß ist er dem Graswuchse verderblich, er bringt auch dem in ihm Lagernden Kopfweh und Zahnweh, und ein Säugling, den die Mutter unter einem Nußbaum stillt, wird einst viel Übles zu erleben haben. Auffallend ist es, wie genau diese Sätze mit denen übereinstimmen, die Plinius H. N. XVII, 18 und anderwärts über den Einfluß des Schattens angiebt, er nennt ihn für manche Gewächse eine Stiefmutter (*noverca umbra*), denjenigen der Nußbäume aber heißt er für Alle, die er befällt, ein Gift. Wir lieben allerdings und selbst in der Nähe unserer Wohnungen den Schatten der Linde, der Eiche, des Hollunders; aber auch ihm verbleibt noch eine magische Wirkung, vor welcher in Sprache, Brauch und Gesetz gewarnt wird. Noch im vorigen Jahrhundert hat Hippel in den „Lebensläufen" wunderliches über die sogenannte Lindenkrankheit geschrieben, von welcher man im Lindenschatten befallen zu werden glaubte. Um dieselbe Zeit beschäftigte sich das Schauspiel „Kätchen von Heilbronn" mit dem magischen Einfluß, welcher vom Hasel- oder Hollunderstrauch ausgehen soll; der Ringelreihen im Alemann. Kinderliede no. 310 nimmt an, daß Kinder, die sich unter den Hollunderbusch setzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich ist dieser Satz nicht ohne seinen Gegensatz; denn keine Hexe soll Macht haben über den, der im Schatten des Hollunderbaumes steht. Schindler Aberglaub. des Mittelalt. 1858, 161. Fühlbar spielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Unsere Dorfoffnungen bestimmen, wie es mit dem Schatten solcher Bäume gehalten werden soll. Ein auf der Gutsgrenze stehender Fruchtbaum ist dem Nachbar-

acker zinspflichtig nach dem Maße, in welchem er diesen beschattet; der überschattige Baum steht zum Nachbargute im Anriese, d. h. in dem Maße, als sein Schattenriß und sein Tropfenfall dieses Gut mittrifft, hat er an dasselbe zu steuern.

Das Amtsrecht von aargauisch Meerenschwanden, an der Reuß im Freienamte, (Abschrift vom Jahre 1622, in Dr. Feers zu Aarau hds. Gesetzessammlung) bestimmt: *wölliche* (Gutsbauern) *bäum oder eichen gegen einanderen habent, die dem Gut schatten gebent, da soll eines dem anderen warnen, und so er's dann nit hinweg thut, so soll der ander, dem ſy ſchädlich ſind, gewalt haben, einen ziemlichen billichen ſchatten abzenehmen. Es ſoll auch ein jeder dem andern den Abryß von den zamen bäumen, wie brüchlich, namlich den halben theil werden und gefolgen laßen.*

Nach dem jetzigen aargau. Gesetze müssen hochstämmige Bäume zwanzig Fuß entfernt vom Nachbaracker stehen, Obstbäume auf zehn Fuß, Geländerbäume zwei Fuß entfernt. Nach dem Schattenwurf des muthmaßlich jetzt ältesten Baumes in unserem Landstriche bestimmt die Aargauer Sage 1, no. 53 das Schicksal des Landes selbst. Die Welt wird untergehen, heißt es, wenn der Schatten der Linde zu Linn am Bötzberge einmal hinüber reicht auf die Ruine der Habsburg, welche, geschieden durch das Aarthal, auf dem jenseitigen Wülpelsberge gelegen ist. Der Volksreim über diesen Lindenbaum und jenes Stammhaus des Kaisers Rudolf lautet:

Leit d'Linden ihrs Chöpfli ûf s Ruedelis Hûs, Se-n-iſch mit alle Wélten ûs.

Von der Wormser Liebfrauenkirche gilt etwas Ähnliches, das ich in J. W. Wolfs Sagensammlungen gelesen zu haben meine; es sollen nämlich die Thurmspitzen ihren Schatten gerade so weit werfen, als im dortigen Weingelände die Liebfrauenmilch am edelsten wächst, und was weiter drüber hinaus gewonnen wird, ist ein minder edler Wein. Bei dieser Legende bleibt nur ein nothwendiger Vordersatz verschwiegen. Die Mutter des Herrn ließ hier beim Stillen des Kindes ein Tröpfchen Frauenmilch zur Erde fallen und hat damit das Land befruchtet. So erzählen es Flury's Graubündtner Sagen. Es hat daher die der Jungfrau geweihte Wormserkirche, so weit sie überschattig ist, die noch immer fortdauernde Nährkraft ihres Bodens mit dem Nachbarlande nach alter Pflichtigkeit zu theilen; die Kirche steht zu den nächsten Weinbergen dorten im Anriese. Somit wird der Schatten auch ein Schatzhüter. In dem Mittagsschatten, den der Kirchthurm zu Mespelaer in Flandern wirft, haben

die Türken eine goldene Wiege vergraben und lassen sie noch von Geistern behüten. Wolf Ndl. Sag. no. 298.

Ein Marmorbild in Apulien trug einen ehernen Ring ums Haupt mit der Inschrift: Den ersten Mai, wenn die Sonne aufgeht, hab ich ein gülden Haupt. Da bewog ein gefangener Türke den apulischen Fürsten Robert Guiscard, am ersten Mai bei Sonnenaufgang an derjenigen Stelle nachgraben zu lassen, auf die der Erzreif des Statuenhauptes schattete, und man entdeckte da einen großen Schatz. Philonis Magiologia, p. 848, versetzt diese Begebenheit ins Jahr 1060. Mit der Mai- und Pfingstsonne muß der von den Dämonen geizig verborgene Hort aus der Tiefe heraufrücken, muß blühen. Der Schattenwurf, sonst sein Hehl- und Deckmantel, muß ihn mit melden. Darum wird in der Edda die Sonne die Überlisterin der (schatzhütenden) Zwerge genannt. Ebenso verjagt Thorr die Schattenriesen, so oft seine Gewitter das Gebirge benetzen und seine Blitze es durchfurchen. Dringt dann der erste Sonnenstrahl in den gelichteten Bergwald, so erstarren und versteinern die hier hausenden wilden Männer und Weiber; ihre Häupter und Glieder rollen zersplitternd thalab, bis aus dem Schutt der nieder gestürzten Bergwand der Frühling aufgrünen kann. Dieß geben nachfolgende Sagen zu erkennen.

Der Riesenschmied der Edda will den Göttern eine uneinnehmbare Burg bis zum Sommerbeginn fertig bauen, wenn ihm zum Lohn dafür die Götterfrau gegeben wird und zum Trinkgeld Sonne und Mond. Muthwillig gehen die Götter diese Wette ein. Der Burgbau beginnt am ersten Wintertage; noch sind nur noch drei Tage bis zum Sommer, so wird der Bau fertig dastehen. Da weiß Loki das Unternehmen zu vereiteln. Er lockt in Gestalt einer Stute des Baumeisters steineführenden Hengst von der Arbeit hinweg. Als Gott Thorr am vorbestimmten Tage die Schloßpforte nicht fertig sieht, bezahlt er dem Riesen so den Lohn, daß dessen Hirnschädel in zahllose Stücke zerspringt (Gylfaginning). In ähnlicher Weise ergeht es Hrimgerde, Hatis riesiger Tochter, die gleichfalls heiratslustig aus dem Norden herkommt und mit Eheversprechungen bis zur Morgendämmerung hingehalten wird. Da, als die Sonne erscheint, ruft Etzel frohlockend: Blicke nach Osten, Hrimgerde! Der Sonnenstrahl traf sie und am Ufer, wo sie stand, erstarrte sie zu Stein. Noch heute, sagt Säm. Edda 145^{b}, steht der Fels dort. Oder der Bergriese wird zum Teufel, die Riesenjungfrau zur schönen Sennin

Agnes. Diese entspringt seiner Nachstellung und schreitet mitten durch einen Felsen hindurch, den ihr die hl. Jungfrau Maria aufthut. Doch da ihr der Teufel auch hier nachdringt, wird ihr Leib in Stein verwandelt. Alljährlich nun, wenn die Sonne am Sonnenwendetage durch dieses Teufelsloch bei Berchtesgaden ihren Strahl wirft, jauchzt hier die steinerne Agnes. Panzer Bair. Sag. 1, no. 12. Göthe las erst in seinen alten Tagen die Nibelungen, unsere jetzige Sagenwelt war ihm meist fremd, und unsere Edda blieb ihm unbekannt; er wusste also nichts von dem lichtscheuen Zwerg Alviß, welchen Gott Thorr mit schlau erdachten Fragen so lange hinhält, bis der Strahl der Morgensonne erscheint und den Zwerg auf ewig versteinert. Um so anziehender ist es zu sehen, wie der Dichter solche echte Naturanschauungen unseres Alterthums gleichsam wieder entdeckt und neu gestaltet hat. In seinem „Märchen“ (Octavausg. 1828, Bd. 15, 216) liefert er folgende Erzählung über Schatten und Licht.

Es wohnt ein Riese nicht weit von einem brückenlosen Flusse. Während des Mittags ist er unvermögend und schwach, seine Hände können keinen Strohhalm, seine Schultern kein Reisigbund tragen; um so mächtiger aber ist er stäts bei Sonnen-Auf- und Untergang. Setzt man sich da auf den Nacken seines Schattens, während der Riese sachte nur dem Ufer zugeht, so wird man zugleich mit über den ganzen Fluß hinübergehoben. Doch man will sich nicht immer auf sein launenhaftes Belieben verlassen und erbaut daher am Wasser eine Brücke. Sobald aber diese fertig ist, beginnt nicht etwa die erhoffte ruhige Passage, sondern eine ganz neue Störung tritt ein. So oft nämlich der Riese des Morgens zum Bade herabgeht, schlaftrunken und sonnengeblendet sich die Augen ausreibend, fährt der Schatten seiner ungeheuern Fäuste so ungeschickt unter der Volksmenge herum, daß Menschen und Thiere in Massen zusammenstürzen und man Gefahr läuft, von der Brücke in den Fluß geschleudert zu werden. Dieß dauert jedoch nur so lange bis er ganz herangeschritten ist, und nun geradaus auf die Himmelsthüre zugeht. Im Augenblicke, da diese sich öffnet, ist er in eine colossale Bildsäule von röthlichglänzendem Gestein verwandelt. Und damit sich das Ungethüm auch im Tode noch dienstbar mache, zeigt sein Schatten nunmehr die Stunden an, die auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in bedeutsamen Bildern eingelegt sind.

So versinnlicht der Dichter den Kampf zwischen den Schattenriesen und den Lichtgöttern. Die Poesie stellt die Sache als schon

erfüllt, der religiöse Glaube als erst dann sich erfüllend dar, wenn menschliche Kräfte anhaltend Beistand leisten werden. „Ahriman sogar, der dunkle, wird dereinst vergehn im Lichte," heißt es nach orientalischem Glauben, in einem Jugendgedichte Platens. Kinderspiele zeigen, wie wir der Sonne noch fortwährend zum Siege verhelfen. Aus dem Orte Gerlachsheim im fränkischen Taubergrunde wird mir mitgetheilt, daß die Kinder dorten gegen regenschwere Abendwolken mit dem offnen Sackmesser „duksen" (zucken) und dabei sprechen:

Schatte, leg dich nieder,
Sunn, Sunn, komm bald wieder!

Von den Büsumerkindern in Ditmarschen erzählt Müllenhoff, daß sie beim Sonnenuntergang das Messer an einem Bindfaden in die Luft schnellen, um damit die Sonne herein zu zucken.

Thorrs Donnerkeil und diese Kindermesser sind also der Götter und der Menschen Waffe im Streite mit der riesenhaften Finsterniss, und diese wird mit den Dolchen des Lichtstrahles durchbohrt und zerrissen.

Der Schattenriese wird leibhaft gedacht als Fels- und Waldgebirge. Es soll gezeigt werden, daß Göthes Märchen auch darin kein bloß phantastisches Spiel treibt, daß es den Felsenriesen zum Stundenzeiger werden lässt.

Eine Felsenspalte am nördöstlichen Abhange des Wiggis im Glarnerlande heißt beim Volke die Wiggisuhr, eine tiefste Scharte davon der Geschlossene Pfad. Wenn die Morgensonne hinter dem Berge Schilt hervorkommt, fängt jene Stelle an sich zu beschatten und verdunkelt sich um so weiter, je höher die Sonne rückt. Mittags steht jener Schattenpunct in horizontaler Richtung mit der Sonne; Abends sechs Uhr, bei Sonnenuntergang, hat er in seiner Spalte vollkommene Nacht. Die Holzhauer, Wildheuer und Gemsjäger wissen sich darnach die Tageszeit fast bis auf die Minute anzugeben. Manche andere Namen einzelner Schweizer Gebirgszinken und Felsnadeln stammen von dieser Art der Stundenzählung her, z. B. der Bergname *Vierinadel,* Mittagshorn u. s. w. Am sprechendsten aber ist dieß in den Gletscherschluchten im Engadiner Berninathale. Da dringt kein Kirchengeläute, nicht einmal der Ton des Küherhorns hinter in diese unwirthlichen Eisregionen, und dennoch lassen Krystallsprenger, Wurzelmänner, Bergamasker-Schafhirten und Jäger diese Wildniss nicht undurchforscht. Da müssen ihnen die verschiedenen Gebirgszacken durch

ihren Schatten die einzelne Tagesstunde bezeichnen und tragen deswegen lauter Stundennamen. Es giebt da einen *Piz de Nove, Piz de Dieci, Piz d'Undeci, Piz Mezzodi, Piz de Duan, Piz Terzer, Piz Cordera (quartera)*: Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 133. Auch anderwärts in Gebirg und Ebene war oder ist diese Landschaftsuhr noch im Brauche. Der Mittagsstein am Lohnberge, im Kreise Liegnitz, eine vierzig Fuß hohe Kuppe, wirft den Schatten auf die s. g. Teufelswiese und zeigt damit den dortigen Mähern Mittag an. Ein Zwölfestein in der Ortenau ist in derselben Weise sagenberühmt. In den Moosstrichen der Donau und des Lechs in Baiern ist der Colonist oft stundenweit von seiner Ortskirche entfernt auf der Feldarbeit und kein Wanderer kommt da bei ihm vorüber: da bestimmt er sich die Tagesstunde nach dem Schattenmaße, das eben sein Körper wirft; er merkt sich Ende und Richtung seines Schattens, zählt dann nach Schritten die Länge desselben und rechnet so die laufende Stunde heraus. Dasselbe meldet aus Würtemberg E. Meier, Schwäb. Sag. 2, p. 494. Mein Schatten ist sehr langsam, ich erwarte meinen Schatten — dieß soll im Orient noch jetzt die Redeweise des Feldarbeiters sein, gleichwie es schon im Buche Hiob 7, 2 heißt, daß der Dienstknecht sich sehnet nach seinem Schatten. Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen, ist die noch übliche Begrüßungsformel der Türken. Die Lanze, die bei Homer die weithinschattende heißt, ist bei den arabischen Wüstenstämmen wirklich noch das Werkzeug, aus dessen Schatten man sich die Tageszeit bestimmt.

Bevor nun gezeigt wird, daß in dieser Redensart der Mensch die zweifache Furcht ausdrückt: es möchte beim Ausbleiben seines Schattens die Zeit und zugleich sein Leben mit stillstehen, sollen noch einige alterthümlich lautende Local- und Eigennamen des Schattens angeführt und nebst ihrem Sagengehalte erklärt werden.

Mit einerlei Wortstamm benennt unsere Sprache das schattige Waldgebirge, das dunkle Meer und das finstere Grab, diese drei großen Hauptgemarkungen, die das Land oder das Leben abgrenzen, Wir haben demgemäß Leewälder, Leberberge, Lebermeere und Leefelder, d. h. Grabfelder. Es ist nachzuweisen, wie die Vorstellungen über den Schatten in eben diesen Wortstämmen, Le, Lew, Ler sich ausgebildet haben.

Das Waldesdunkel und die finstere Wassertiefe wird Le genannt. Der altnordische Wasserriese *Hlê* wohnt nach einer dänischen Sage

auf der Insel *Läsöe (Hlêsey)* im Kattegat und hält sich dorten einen Hirten *Snio*, d. i. das Schneewehen vom Meere her. Myth. 220. Mannhardt, Mythen 84. In weiterer Ausdehnung der Mythe bewohnt *Hlê* das unbeweglich stehende Eismeer, *mare mortuum*, welches die Isidorischen Glossen mit *lebirmeri* übersetzen. In der ahd. Weltbeschreibung Merigarto heißt es von diesem Todtenmeere:

Ein mere ist giliberot, *sine muozzin foleuaran*
daz ist in deme uuentilmere vuesterot. *zi des meris parm.*
so der starche vuint *ah ah denne!*
giwurffit dei skef in den sint, *so ni chomint si danne,*
nimagin die biderbin uergin *sini uuelle got loson,*
sih des nieht iruuergin, *so muozzin si da fûlon.*

Wie die Seelen der Schiffbrüchigen in der Tiefe dieses Lebermeeres beim Gotte und seiner Gemahlin (der Ran) Zuflucht und Obdach finden, wie sie von der Ran mit offnen Armen aufgenommen und zugedeckt werden „unter umgestülpten Töpfen", das erzählen Wolf Ndl. Sag. no. 506, Grimm DS. no. 52. An die Stelle solcher Hlêmeere treten in unsern Binnenländern die Leewasser mit ihren geisterbehüteten Leebrücken. Auf der Leebrücke zwischen dem Flecken Schwyz und dem Dorfe Brunnen am Waldstättersee sitzt die Nachtspinnerin und wen sie anhaucht, der erblindet. Leeblind ist stockblind, wie nordisch *helblindi*, todtblind. Heul! Heul! pflegen in den Niederlanden die Brautpaare zu rufen, bei ihrer ersten Fahrt über eine Brücke und dabei sich fest ans Herz zu drücken (Wolf Ndl. Sag. no. 530); sie wollen vereint sterben, wenn die unter solchen Leebrücken wohnende Hel eins von ihnen zum Tode abführen sollte. Auch „Halsbrecherbrücken" sind daselbst in solchem Rufe. Wolf DMS. no. 193.

Dem Lebermeere entgegengesetzt ist der Leberberg, das verschließende Grenzgebirge, die wallförmig deckende Berghöhe, die abgrenzende Landmarke, die Wetterscheide. „Der Berg Jurassus heißt ob Baden im Eergöuw Lägeren und Läberberg." H. Bullinger, hds. Chronic. Tigurin. fol. I, cap. 16. In der Öffnung des Züricherdorfes Nürenstorf v. J. 1448 wird über die alljährliche Besichtigung der Ehfaden (*ductus legitimus*) und der Grenzsteine des Dorfbannes so bestimmt: *der ander vad vacht an bî des kellers hûs vnd gat vnder der Lewern hin an die linden vntz an daz Fallend-tor.* Hds. Samml., betitelt „Urkunden der Grafschaft Kyburg", Privatbesitz des Dr. Maurer in aargau. Bremgarten. Der Seckelmeister Lewern zu

Stein am Rhein überträgt ein ihm heimgefallenes Lehen i. J. 1553. Obige hds. Samml. Abtheilg. „Haus Österreich“ Bd. 3, 379. Derselbe Geschlechtsname Leber gilt noch in Thurgau und Aargau. Einige hohe Bergrücken des Thüringerwaldes werden Läber genannt. Der Leber ist einer der drei bei Geiselbuelach gelegenen alten Grabhügel. Schmeller Wörtb. 2, 410. 528. Aus der Bürde der Grabhügel hat sich im ahd. Muspilli die Seele der vom Tode Erstehenden zu erlösen: *ar derô lêuuô vazzôn.* Eine Urkunde des XI. Jhd. (in K. Roths klein. Beitr. zur Gesch. u. Sprache, München, Heft 10, p. 233) schreibt: *illos cumulos, quos leuuir vocamus;* dem Worte ist also hier der Begriff von *clivus* und *agger* beigelegt. Es entgeht uns keineswegs, daß hier die Stämme *hel* und *hle* mit einander vermischt zu sein scheinen. Allein man wird sie nicht trennen können. Hel, die Göttin der Winterkälte und des Todes, steht zu *hëlan oc-culere, celare,* zu hohl *cavus, κοιλος* und *clam* d. i. *câli-m.* Schmeller Wb. 2, 166 zeigt die Glossen: *hali* = *lubricus, crepido* und *clivus,* um den Begriff der Abhängigkeit als den ursprünglichen in ihnen nachzuweisen. Das Verhehlen *καλυπτω,* das Bedecken mit dem *heloth-helm* kommt dem Gotte Hle zu, der die Schatten im Leewalde und die Todten im Leeberge hütet. Bergentrückte Volkshelden und Kaiser kennt die Sage, der Tod selbst und Odhinn als Seelenherr heißt „der Hauptmann vom Berge“. Myth. 805, 807. Leiblich im Berge und geistig zugleich in Walhall zu sein, war Volksglaube. Das Leberthal bei Elsäßisch Schlettstadt soll von Riesen angebaut worden sein (Stöber, Elsäß. Sag. no. 113) und zugleich soll Karl d. Gr. die Abtei Leberau gestiftet haben. Zedler Univ. Lex. s. h. v. Die Form *hleuuir* contrahiert sich in *hleir* und *leer.* Der Leerwald, zwischen Braunschweig und Königslutter, war einst zwei Meilen groß. Zedler, ibid. 16, 1344. Der Leerberg im Ansbachischen, auf der Heerstraße nach Würzburg hat ein gleichnamiges Dorf, welches nach wohlbegründeter Mittheilung von dorten her bäuerlich auch Leber genannt wird. Jeden Sonntag nach Pfingsten wurden in dortiger Kirche zu Ehren dreier hl. Jungfrauen an die Kinder Bretzeln ausgetheilt. Panzer, Bair. Sag. 1, 176, p. 154. Wir kommen nachher noch auf diese drei Jungfrauen als den drei heidnischen Schutzgeistern, zurück. Die beiden Aargauer Grenzdörfer, Moos- und Kirchlerau, heißen mundartlich *Mooslerw, Kilchlerw,* und das Berner Patriziergeschlecht deren von Lerber leitet davon ab.

Überträgt sich nun dieser gleiche Namen auf den Bergwald, so entwickeln sich daran die ferneren Begriffe von Schatten, Wilde Jagd, Grab und Schattenreich; und dieß ist nun zu zeigen.

In Österreich scheint sonst ein Sprichwort gegolten zu haben, so lange die Einfälle der Ungarn das Land in Unruhe versetzten: Wenn mir der Feind auch Alles nimmt, den Wald kann er nicht mitnehmen. Dieß drückt der Österreicher Seifried Helbling (abgedruckt in Haupts Ztschr. IV.) in mehrfach anders gewendeten Formeln aus:

sô mir die Unger nement rê,
sô vert er jagen hin ze lê. (V, 13.)

Ein solcher Lehwald liegt bei Daun in der Eifel, mit einer Felsenhöhle, Namens Arons- oder Arnszelt, in die eine Seele verwünscht ist. Schmitz, Eifelsag. 2, p. 65. Ein anderer Leewald bedeckt den Jurabergzug des Weißensteines ob Solothurn, und war einst zwischen dieser Stadt und viererlei Dörfern ein Gegenstand von hundertjährigen Processen, die erst durch das Rechtsgutachten der Tübinger Facultät (gedruckt zu Solothurn 1837) entschieden wurden. Er war bis zum 16. Jahrh. nordwärts gegen Gänsbrunnen hin die Sprachgrenze gewesen zwischen der deutsch-alemannischen und der französisch-burgundischen Bevölkerung. Heut ist er ein hochgelegener Tummelplatz für die Durchzüge des Türst und seines wilden Heeres. Ob zu diesem Namen auch der eddische Baum *Lærad* gehört, der mitten in Walhall stehend, mit seinem „stillen Schatten" die Götterthiere nährt? Müllenhoff (Zur Runenlehre 1852, 6) verzeichnet aus Caedmon 52, 7 *holtes hléo*; aus Heliand 33, 22 *waldes hlêa*, und aus der Inschrift jenes bei Tondern aufgefundnen goldnen Hornes *hlevagastim*, d. i. den Gästen des Waldschattens, den Jagdgenossen (gewidmet); denn alts. *hlêa*, ags. *hléov, hlíu*, Gen. *hlêwes*, bedeutet Schattendach. Aus diesem Begriffe des Wortes entwickelt sich derjenige von Grab. *hlaiv* wird von Ulfila ausschließlich für *sepulcrum* gebraucht. Zur Bezeichnung des über Lazarus gewälzten Grabsteines steht in Heliand, V. 8150, *leia* (statt *hlêa*). Die Schlettstädter Glossen (Haupts Ztschr. 5, 336[b]) übersetzen: *lê tumulus*, und Graffs Diutisca 1, 260[a] gewährt *hlœo, mausoleum*. Jenes dem Drusus in Mainz errichtete Grabdenkmal hieß im IX. Jahrhundert *Trusilêh*. Hattemer, Denkm. 3, 602. Der seit dem XI. Jahrhundert urkundlich genannte Grabhügel *Gunzenlê* am Augsburger Lechfelde ist von Pfeiffer (Germania,

1, 81) als der Tumulus eines deutschen Kriegshelden behandelt worden *).

Der im Grenzwalde wohnende Holzbauer, der in den Wald entfliehende Verbannte ist der Leemann. Arnold von Brescia, verbannt aus Italien nach Zürich kommend, führte hier den Namen Leemann. Zürich. Neujahrsbl. der Hülfsgesellsch. 1843, 6. In den Wald gehen, in die Holzbirnen entlaufen, heißt uns noch sterben; Wälderwohnungen sind in der Edda die Gräber genannt. Westerwäldische und Oberpfälzische Dorfkirchhöfe pflegen am Saume der Wälder zu liegen. So bezeugen es Riehl und Schönwerth. Mit dichten Waldungen ist nach mittelalterlicher Vorstellung das Todtenreich umgeben: *totum esse infernum accinctum densis undique silvis.* Myth. 761. Gleichwie der am Waldsaume wohnende Hofbauer der Schattenmeier heißt, so der im Walde wohnende Todesgott Holzmeier. ibid. 811. Die Schweiz hat Leewälder mit Leemännern; Baiern hat Helhölzer, Helwälder, in denen der gespenstische Helmann und der Verlorene Waldmann haust. Panzer Bair. Sag. 1, no. 165. 2, no. 121.

Hiemit scheint wohl genügend gezeigt, daß der Meeresgott *Hlê* sich in die Schattengöttin *Hel* umgestellt hat, die an dunkeln Fuhrten sitzend, in den Niederlanden Heul heißt, bei uns Heuel (Aargau. Sag. 2, no. 389. 406), in Sachsen Heulemutter und Frau Hel. Harrys Ndsächs. Sag. 2, no. 6. Nun soll auch noch die gänzliche Verschlechterung dieses Begriffes und sein Herabsinken auf gemeine Todesart und thierisches Sterben an der gleichen Wortform aufgewiesen werden. Vom Begriff des Todtliegenden aus bilden sich

---

*) Ich gebe hier einen kleinen Nachtrag zu meinem Aufsatz. König Konrad (Konradin) genehmigt die Überlassung zweier Höfe zu Verherbach an das Nonnenkloster der hl. Katharina zu Augsburg durch Urk. vom 22. Mai 1264, ausgestellt „in campo Lici in Guncenlen apud Augustam“ (Mittheilung der deutschen Gesellschaft f. Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig 1, 150); gedruckt steht „liti In Gunzenleu.“ — Jenes Germ. 1, 98 aus Graff angeführte *Marachleo* steht in einer Urk. K. Arnulphs Mosapurc 21. Merz 890: — „ita autem præfati loci terminus ab eis fuit circumductus atque limitibus distinctus, id est de Marapah usque ad Marachleo, inde quoque ad Rispah“ etc. (s. Lang, Regesten 1, 22). Marachleo soll Märkelkofen sein, im Landgericht Dingolfing in Niederbaiern. — Bemerken will ich noch zu der Schreibung *Trusinleh*, daß sich hier, wie in der spätern Form *Gunzenlech*, *Drusenloch*, die anlautende Spirans *(hlêo, hlê)* ans Ende des Wortes geflüchtet hat, und daß daraus auch die latinisierte Schreibung *conciolegis* zu erklären ist.
Pfeiffer.

daran die Benennungen, welche mundartlich zur Bezeichnung von Henker, Büttel, Schlächter, Aas, Schindanger und Versenkgrube dienen.

Löbenmeister hieß in München der Oberprofoß (Schmeller, Wörtb. 2, 528). Der Leb in Nürnberg war der Schinderknecht, der Leu hieß in Zürich der Weibel und Oberknecht der Metzgerzunft. Letzterer hatte sogar ein „Leuenhaupt", die Büste eines Löwen, bei Zunftaufzügen mit umher zu tragen; so weit war das Verständniss aus unserem Worte gewichen. Kunz Haß, in seinem Lobspruch auf Nürnberg v. J. 1490 (Ztschr. f. deutsch. Kultur-Gesch. Nürnberg 1858. Juniheft, 395) sagt von der Ordnung der Nürnb. Stadtmetzger und Fleischbeschauer:

wer ein reudigs hat gestochen,
muß der leb on haffen kochen,
bis das er's gar verprennet hat.

Das finnige Thier, welches ein Metzger ausschlachtet, verfällt dem Schinder *(leb)*, und muß durch ihn verbrannt (und ohne Hafen gekocht) werden. Der Oberpfälzer sagt von schlechten und kranken Thieren *e léiwer Ochs, e léiwa Kou, e léi's Pfa* (Pferd). Schmeller, Wb. 2, 406. Schwäbisch-alemannisch aspiriert dasselbe Wort den Anlaut: Kleemeister heißt der Fallmeister. Kleemetzger war i. J. 1472 der amtliche Titel des sonst sogenannten Keibenschinders. Troll, Gesch. der Stadt Winterthur 5, 203. Die Aargauer gemeine Schelte „Kleekuh, Kleewagen" bezeichnet das dem Schinder und Schinderkarren Verfallene, ein schlechtes Weibsbild. Der alte Ortsname *Marachlêo* deutet auf solcherlei Hügel, in denen man geschlachtete Rosse heidnisch bestattete; man nennt jene bei uns „Keibengräber." Aargau. Sag. 2, p. 24. 246. Ist also Leu der Name des Henkers und Schinders, so ist das Leuenfeld die Keibenstatt und der Schindanger. Ein solches Leuenfeld mit der angegebenen Bestimmung bei der Stadt Aarau am linken Aarufer heißt so schon seit älterer Zeit. Helvet. Almanach 1816, 86. Der sel. Bruder Nicolaus von der Flüh stammt aus dem Unterwaldner Geschlechte der Leuenberger und war wohnhaft im Walde Am Ranft. Melch. Schuler, Sitten und That. der Eidgenoss. 1. Der Leuengraben zu Luzern ist die seit d. J. 1581 daselbst angelegte große Stadtkloake. Cas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 304. Der die Kloaken zu reinigen hat, ist schwäbisch der *Läubleführer* (Schmid, Schwäb. Wb. 342) und appenzellisch der *Läublihôpmâ* (Tobler, Sprachsch. 294). Hier trifft im oberdeutschen

Worte Laube *(habitaculum)* der Doppelbegriff Schattenort und heimliches Gemach, Abort, wieder zusammen. Ebenso geht auch aus dem mhd. *liewe mansio* und aus dem ndd. *löœwe tabernaculum* gleicherweise der Begriff von *refugium, asylum* hervor und hat sich in jenen ndd. Ortsnamen so oft wiederholt, die mit = *leben* (Eisleben, Fallersleben etc.) zusammengesetzt sind.

Das ist es, was wir aus der Anschauung und der Sprache des Volkes beizubringen wissen von der Körperlichkeit und leiblichen Wirksamkeit des physischen Schattens; es gewinnt seine wesentliche Bedeutsamkeit, wenn wir nun im zweiten Abschnitte handeln von dem geistigen Einfluße des Schattens.

(Der zweite Abschnitt folgt im nächsten Hefte.)

DER ZAUBERER VIRGIL.

Die älteste Fassung des Gedichtes, das ich (Germania 4, 237) herausgegeben, findet sich in einer Erzählung der Çukasaptati und lautet nach Benfey Pantschatantra 1, 456.fg.:

Eine Frau lebt ausschweifend; ihr in sie vernarrter Mann glaubt aber den Gerüchten über sie nicht. Einst, als sie bei ihrem Liebhaber liegt, nimmt ihr der Schwiegervater einen Fußring. Sie bemerkt es sogleich, entlässt ihren Liebhaber und holt ihren Mann, der in einem andern Bette schlief, in das ihrige. Am Morgen beklagt sie sich bei ihrem Manne über das, was sein Vater gethan. Der Mann fordert den Fußring von ihm zurück. Der Schwiegervater giebt seinem Sohne zur Antwort, er habe Jemand bei seiner Frau betroffen. Die Frau schwört, dieß sei ihr Mann gewesen, und will sich zur Erhärtung einem Gottesurtheil unterziehen. Sie will zwischen den Beinen einer Statue eines Yakscha hindurchgehen, welches nur eine Unschuldige vermöge. Das ist der Schwiegervater zufrieden. Sie verabredet nun mit dem Liebhaber, daß er am folgenden Tage, wo sie vor allem Volke das Gottesurtheil bestehen will, sich toll stellen und sie umarmen soll. Dieß geschieht. Darauf schwört sie 'wenn ein anderer außer dem Wahnsinnigen mich berührt hat, will ich nicht zwischen deinen Beinen hindurchgehen können'.

Ähnlich lautet die mongolische Darstellung (Benfey 1, 485), wo die mit ihrem Liebhaber, dem Beamten Isarans, ertappte Königstochter einen Reinigungseid über ein Weizenkorn leisten soll. An dem festgesetzten Tage erscheint unter dem Volke auch der Liebhaber, schwarz angestrichen, ein Auge zuschließend, auf einem Fuße hinkend, die widerlichsten Gesichter schneidend, mit einem Stocke. Während alle diesem Scheusale ausweichen, dringt er bis zur Königstochter vor, die über dem Weizenkorn den Eid leistet, daß sie nur diesen Mann liebe. Da das Weizenkorn sich nicht erhebt, werden die Worte als wahr erkannt. Benfey, der 1, 459 auch der abendländischen damit verwandten Erzählungen gedenkt, erwähnt die dem Virgil zugeschriebene Geschichte, nicht doch scheint es zweifellos, daß ein naher Zusammenhang zwischen ihr und dem zweiten Theile der Erzählung der Çukasaptati besteht.

ROSTOCK, 18. September 1859. KARL BARTSCH.

MORGEND ALS ADJECTIV.

Mit dem ältern *morgend* (am morgenden Tage) scheint ein *morgig* zu concurrieren, etwa wie wüthend und wüthig (das wüthige Heer bei Göthe 1, 226). Der Fall ist einer Beleuchtung werth.

Unsere Zeitgenossen sagen fast alle „der morgige Tag", und finden das (wie heutige, gestrige) ganz in der Ordnung. Mit morgend, das zu veralten beginnt, verbinden einige den Begriff des Anbrechens, ähnlich den Participien präs. (der reißende Strom etc.), die allerdings ursprünglich den Thätigkeitsbegriff hatten.

Die Geschichte des Wortes und die Gesetze der Wortbildung können hier allein entscheiden.

Das Substantiv *morgen* finden wir schon im Altnordischen; in der Edda *morgin*, Dat. *morni*. Goth. *maúrgins*, ahd. *morgan*, mhd. *morgen* (vgl. Gr. Myth. 709). Das Adjectiv ahd. *morgan-lîh* (matutinus), *morgan-ig* (crastinus). Das Adverb ahd. *morgenôn* und *morgenun* (Graff 2, 853) am folgenden Tage, *in morgan* (in crastinum, wie französ. l'endemain d. i. le en demain), *uber morgene* und *ubermorne*. Im Mhd. werden die Kasus des Subst. adverbial verwendet (vgl. mhd.

Wörterb. 2, 218): Gen. *morgens* und *morndes* (wie noch jetzt im Alemann. in der Bedeutung: Tags darauf); Dat. *morgene* und *morne* (mane und crastino die), wie jetzt noch im niedersächs. *moren*; das Adv. *enmornen;* das Adj. *an dem morgenem tage* (Exod. Diemer 146, 19), aber auch *an dem morgnigem tage, der morn-ig tag* (mhd. Wörtb. 2, 220), dagegen *morgen-lich* wie das ahd. *morganlîh* (matutinus).

Wir finden also bis zum 14. Jahrh. keine Form, die wie ein Partic. präs. aussähe. Noch in Brants Narrenschiff (1494) heißt es: *der mornig tag* (bei Zarncke 31, 22).

Für unser Adjectiv kommen hier zwei Stämme in Betracht: *morgen* und *morn*; letzterer ist verkürzt aus *morgene, morne,* und scheint aus dem Dativ hervorgegangen. Zarncke erwähnt neben *morndrig* (das noch in der Schweiz gehört wird) auch der verstümmelten Form *morgig* (S. 363). Im 16. Jahrh. scheint der richtige absol. Gen. *morgenes tages* in *morgendes tages* verwandelt zu sein, und es trat die Form *morgend* auf, mit unorganischem *d* (wie jemand st. *ieman*), daher auch das *d* in morgendlich (oder *morgentlich*) st. des alten *morgenlich.* In dem alemann. *morndes* wird aber die zweite Silbe so scharf betont, daß ich diesem *d* einen demonstrativen Charakter beilegen möchte, im Sinne von: *morgen des tages.*

Bei den Schriftstellern des 16. Jahrh. finden wir:

Bei Luth. Sprichw. 27, 1 „rühme dich nicht des morgenden Tages", wofür die Koburger Bibel (1483) „morgenlich" gebraucht; Matth. 6, 34 „der morgende tag"; bei H. Sachs III. 2, 103 „morging tag", ähnlich dem engl. morning; bei Agricola Nr. 91 „der mornige tag"; so ist auch crastinus mit „mornig" übersetzt im Dictionar. von 1518 (Hagenau); bei Steinhöwel (Esopus) 62 „auf den morgenden tag".

Im Simpliciss. (1669) finden wir: „auf den morgenden tag" (153 in Kellers Ausg.) „des morgenden Tags". Für das 17. Jahrh. fehlen mir sonstige Belege; die Form *morgend* steht aber noch fest bei Göthe, Tieck, Immermann u. a.; auch in Tirol sagt das Volk noch: „der morgente Tag". In Sch. u. G. Briefw. 4, 66: „ihr morgender Brief"; in G. Wahlv. 399 „den morgenden Schmuck"; Göthe 1, 227 „das Wunder es dauert zum morgenden Tag"; Göthe 21, 105: „in Hoffnung morgenden Wiedersehens"; bei Tieck Aufr. in den Cev. 363 und 397: „wegen des morgenden Festes"; 359: „am morgenden Tage"; bei Imm. Münchh. 4, 24: „morgende Weihe".

Morgend, das sich also vom 16. bis Anfang des 19. Jahrh. behauptet, ist durchaus keine Participialform, aber trotz dem unorganischen *d* vorzuziehen der entstellten Form *morgig*, die in neuester Zeit aufzukommen scheint. Wohl bilden wir: trotz-ig, brüch-ig, heut-ig, gester-ig (noch im Simpl. 200 *gester*) etc., indem wir *ig* dem Stamme anfügen, allein einen Stamm *morg* giebt es nicht. Etwas anderes ist es mit *hör-ig, gehör-ig*, die auf ein Verb *hören, gehören* zurückzuführen sind, und von denen darum auch Participialformen *(hörend, gehörend)* im Gebrauche sind. Das richtige, aber längst erloschene Adj. (im Sinne von crastinus) ist *morgen-ig* oder *morn-ig*, das unorganische ist *morgen-d*, das fehlerhafte Adj. ist *morg-ig*, welches bei unsern Classikern wohl kaum zu finden ist.

WIEN. TH. VERNALEKEN.

EINIGES ÜBER SILETE.

Über den formelhaften Ruf *sile, silete, silentium habete* in den geistlichen Spielen des Mittelalters hat sich zuletzt Dr. Karl Hase in seiner trefflichen kleinen Schrift: 'Das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Übersicht' (Leipzig 1858) geäußert, jedoch die wahre Bedeutung jenes Gebrauchs noch immer nicht ergründet und festgestellt. Mone hat in seinen Schauspielen des Mittelalters (2, 157) richtig angenommen, das Gebot, Ruhe zu halten, sei an die Zuschauer gerichtet [1]). Die Ansicht Ludwig Bechsteins (Thüring. Mysterium, S. 11), es gelte vielmehr den sprechenden und singenden Personen, selbst Christus müsse sich einmal gefallen lassen, daß die Engel ihm ein *sile!* zurufen, widerlegt Hase einfach durch die Bemerkung: 'Als ob die agierende Person nicht von selber schwiege, wenn sie den auswendig gelernten Satz ihrer Rolle gesprochen hat.'

Mone geht bei seiner Erklärung von *silete* nur von einem einzigen, gewiss seltenen Falle aus; er hat eine Bühne vor Augen,

[1]) Auf die Anregung Mones (a. a. O. 2, 167 u. 168), ob nicht vielleicht das Gebot des Stillschweigens in den Spielen, welches diese mit der gallikanischen und mozarabischen Liturgie, nicht aber mit der römischen gemein haben, auf einen Zusammenhang des späteren Schauspiels mit der alten gallikanischen Liturgie hinweise, ist meines Wissens noch niemand weiter forschend eingegangen.

welche, wie auch die beigegebene interessante Zeichnung lehrt (S. 156), von großer Ausdehnung in die Breite ist, so daß die Zuschauer allerdings gezwungen waren, den Darstellern an die bestimmten Orte der Handlung zu folgen und nachzurücken; das unvermeidliche Getöse hatte alsdann auf den Ruf *silete!* zu verstummen. — Wie aber, wenn die Bühne nicht so breit gebaut war oder wenn sie, wie es so oft geschah, drei Stockwerke enthielt, und die Zuschauer somit auf ihren Plätzen blieben? Eine Unruhe im Publicum wird sich immer geltend gemacht haben, allein gewiss nur dann im höheren Grade, wenn Auge und Ohr nicht beschäftigt waren, wenn in der Handlung eine Pause eintrat.

Hase spricht S. 38, 39 von dem Geschäfte des Proclamators, der als Herold oder als Engel wirken und selbst als der heilige Augustin auftreten mußte; nicht klar ausgedrückt ist es und deutet auf einen Irrthum, wenn gesagt wird, er habe die Zuschauer 'fleißig' durch *silete!* zum Schweigen zu ermahnen. Dann hätte es in seinem Belieben gestanden, jenen Ruf erschallen zu lassen, sobald ihn die Unruhe des Publicums dazu veranlasste. Daß es aber nicht willkürlich war, wann gerufen wurde, folgt aus den bestimmten Vorschriften. Betrachten wir die Stellen, an welchen in den Handschriften *silete* geschrieben steht, so wird es sich immer da finden, wo Scenen und Auftritte wechseln. Zu beachten ist ferner, daß jenes Gebot nicht vor, sondern immer erst nach den Angaben in Betreff der Scenerie gesetzt wird. Die durch den Scenenwechsel nothwendig werdende Pause, während welcher die Darsteller einander Platz zu machen hatten, Gruppen und Chöre aufzustellen und zu ordnen waren, wurde durch den Ruf *silete!* beendet und abgeschlossen, der folgende Auftritt konnte nach vollendeter Scenerie und nach hergestellter Ruhe beginnen.

Nun geschieht es öfters, daß *silete* vorgeschrieben steht, ohne daß man sich ein zeitraubendes scenisches Arrangement zu denken hätte; die sich folgenden Scenen oder Auftritte spielen aber an verschiedenen Orten oder zwischen ihnen liegt ein größerer oder kleinerer Zeitraum. Daraus kann gefolgert werden, daß auch ohne äußerlichen Grund bei Scenenwechsel eine Pause mit Absicht gemacht wurde, um anzudeuten: anderer Ort, andere Zeit, mit anderen Worten, um die theatralische Illusion hervorzubringen.

Wer sich lebhaft das Theater des Mittelalters in seiner großen Einfachheit, ja im Vergleiche zu unseren Decorationen, Verwand-

ungen und Maschineriekünsten in seiner Unbeholfenheit vergegenwärtigt, wird diese Deutung der Pausen als theatralische Hülfsmittel nicht gezwungen finden. Kleiderpomp zu entfalten, durch Massen zu wirken, darauf war auch die Bühne des Mittelalters bedacht, unbekannt aber waren ihr die Mittel der dramatisch-scenischen Ökonomie. Auch wir vermögen uns in einem Abende in alle Gegenden der Welt zu versetzen und Jahre zu durchleben, doch dabei muß uns das Fallen und Hinaufgehen des Vorhangs zu Hülfe kommen; der historische Sinn verlangt auch auf der Bühne sein Recht, unsere geschwächte Phantasie bedarf des äußeren Reizes. Dahingegen genügte in den geistlichen Spielen eine bloße Pause, um Zeit und Ort zu verändern, und hiervon gab der Ruf *silete!* Kunde.

Diese Bemerkungen, welche hier für jetzt ohne weitere Ausführung und ohne Belege im Einzelnen gegeben werden, da abgesehen von der Vermuthung über den Zweck der Pause die Nachprüfung leicht und einfach ist, mögen besonders bei 'kritischen' Ausgaben alter Spiele beachtet werden. Die Schreiber haben vielfach die Formel anzuführen vergessen, der Herausgeber hat sie also am gehörigen Orte zu ergänzen. Verhältnissmäßig am häufigsten fand ich *silete* im Spiele von der heiligen Katharina (in Stephans Stofflieferungen); dort hat es der Schreiber richtig siebzehnmal gesetzt, dagegen zwölfmal ausgelassen. Auf der andern Seite hat der Herausgeber *silete* zu streichen, wenn es überflüssig steht: ein Fall, der mir allerdings noch nicht begegnet ist.

MEININGEN. REINHOLD BECHSTEIN.

ADLER UND LÖWE.

Walther von der Vogelweide ruft dem Kaiser Otto zu:

ir tragt zwei keisers ellen,
des aren tugent, des lewen kraft:
die sint dez herezeichen an dem schilte.
die zwéne hergesellen,
wan woltens an die heidenschaft!
waz widerstüende ir manheit unde ir milte? 12, 24.

Wackernagel in Simrocks Übersetzung der Gedichte Walthers 2, 143 bemerkt: Der Löwe bedeute Mannheit, der Adler Milde, und führt drei Belege dafür an. Zu diesen trage ich die zwei folgenden nach, die freilich einer spätern Zeit angehören und eigentlich nur die Kraft einer Beweisstelle haben. In den Fiori di virtù [1]), einem um das Jahr 1320 verfassten, dem Tomaso Leoni zugeschriebenen Werke, wird auch der Adler als Sinnbild der Milde, der Löwe als Bild der Tapferkeit genannt. In der neuesten Ausgabe [2]) dieses berühmten Buches, das oft aufgelegt und auch in andere Sprachen übersetzt worden ist, lautet die den Adler betreffende Stelle: „E puossi appropriare la virtù, della liberalità all'aquila, ch'è il piu liberale uccello che sia al mondo, ch'ella non potrebbe avere mai tanta fame ch'ella non lasciasse sempre la metà di quello ch'ella prende agli uccegli che le vanno presso; e rade volte si vede volare, che certi uccegli, che non si possono pascere per sè, non le vadano dietro per avere quella vivanda che le rimane" (p. 37). Über den Löwen heißt es dort: „E puossi appropriare la fortezza al lione, il quale sempre dorme cogli occhi aperti, e se il cacciatore, lo va cacciando, sì lo sente incontanente; e perchè non lo trovi, sì cuopre colla coda tutte le pedate ch'egli fa, acciò non possa vedere che via s'abbia fatta; e se alla fine avviene che il cacciatore lo truovi, egli non fugge, anzi si dirizza contro a liu senza alcuna paura, e sostiene forte la battaglia" (p. 71).

Vintler, der seine Blume der Tugend nach dem genannten „welschen buoche" gedichtet hat [3]), giebt die zwei mitgetheilten Stellen in folgender Weise:

Ich mag geleichen die tugent der milt,
dem adeler ist si gezilt,
das er der miltist vogel sei, als man list,
als er auch auf dem ertreich indert ist.
wann er mag nimer als grozen hunger haben,
er las die andern vogel mit im laben
alle die die pei im sein.
wann, das ist oft worden schein,
das im ettleich vogel fliegen nach,

[1]) Haupt, Ztschr. 10, 259.

[2]) Fiori di virtù testo di lingua ridotto a corretta lezione per Agenore Gelli. Firenze 1855.

[3]) Haupt, Ztschr. 9, 110—115. 10, 258.

darumb das si selben sein schwach,
das seu in nit mugen speiß gewinnen (Innsbr. Hds. Bl. 29ᵇ).

Vom Löwen sagt Vintler:

Die sterk geleich ich wol
dem leben, wanne der slaffen sol,
so slafft er mit offen augen, hor ich sagen,
und wanne in die jager wellen jagen,
so wirt er sein für sich innen,
und darumb das si in nicht vinden,
so tuet er ain hubschen sitt,
wann er bedecket sein fuesdritt
mit seinem swanz, wan er get,
als das von im geschrieben stet.
und ob er den jagern wirt chunt,
so fleucht er nicht ze chainer stund,
wann er stellet wider den jager sich
an alle vorcht gar vestiglich (Innsbr. Hds. Bl. 75ᵃ).

Der Glaube an die Milde des Adlers kam noch im 17. Jahrhundert vor. Denn im Kreuterbuch des Adam Lonicerus (Frankfurt am Mayn 1630) S. 653 wird vom Adler gesagt: „er frisst auch seinen eygenen Raub nicht bald allein, er werde denn durch den Hunger dazu gezwungen, sondern lässt den anderen Vögeln, welche ihm derenthalben nachfliegen, und gleichsam auff den Dienst warten, auch etwas davon.“ Vom Löwen heißt es dort S. 598: „Er ist ein gehertzt Thier, stark, mild, edel und großmütig.. Und wann er von den Jägern gesucht wirdt, mercket er ihre ordnung und verscharret seine Fußtritt mit dem schwantz, auff daß ihn die Jäger dardurch nicht mögen spüren.“ Letztere Sage findet sich schon im Physiologus (Massmann, Gedichte, S. 311) und im wälschen Gast V. 12955 ff.

I. V. ZINGERLE.

DAS GOLDENE HORN.

Die Wiltener Handschrift, aus der K. Bartsch ein Gedicht auf den Zauberer Virgilius in dieser Zeitschrift 4, 237 veröffentlicht hat, enthält Bl. 103ᵇ—104ᵇ ein Gedicht, das sich auf den Sagenkreis von König Artus bezieht. Es führt die Aufschrift: „Meister Conrad

von wiertzpurg in seinem abgespitzten don vnd sind viiii lied“ und handelt von einem goldenen Horn, das die Ehre der Frauen ebenso prüft, wie der Zaubermantel, von dem in Lanzelet (V. 5783—6140) die Rede ist. Wie im Gedichte des Ulrich von Zatzikhoven die Botin der Meerminne den Ehre und Zucht erprobenden Mantel bringt, überreicht hier eine Jungfrau das für viele Frauen verhängnissvolle Horn. Da dieß dem Konrad von Würzburg irriger Weise zugeschriebene Gedicht bisher nicht im Drucke erschienen ist, theile ich dasselbe in etwas gesäuberter Schreibung hier mit.

1.

Kunik Artaus zu tische saß
selb anter fürsten herren,
iegleicher mit der frawen sein
in also hohem preis.
da man das erste essen aß,
ein gieng in hochen eren
ain junkfraw, die was also fein
in hoveleicher weis.
si trueg an ir von golt ain reiches gewande
und auf irem haubte klar von gestain ain harpande,
si fuert ain horen in ierer hant, was helfenpainen gar,
das was überall geschriben mit guldein puechstaben klar.

2.

Zu dem horen stuent ir gedank,
das si sei solten grüessen.
si westen nicht des horen schall,
des do die junkfraw lacht.
si ruert daz horen, daz laut erklank
sein don so übersüesse.
die herren sassen überal,
ir kainer geeßen macht.
die junkfraw sprach zu dem kinig an alles werken:
„set hin das horen! das wil eu mein fraw und ieren dienest schenken,
und haist es überlesen schön, so wiert es euch erkant:
euch santz mein fraw in der [1]) . . aus der Syrenen lant [2]).“

[1]) tristro?
[2]) Syrneyer lant.

3.

Kunig Artaus der sprach also: Bl. 103b
„got dank meiner frawen zarte,
wan ich sei doch in trewen main
so an falschen rat.“
wie palt rueft er ainem schreiber do:
„lest ab den herren die worte,
deu die kunigin rain
daran geschriben hat.“
der schreiber las das horen gar sonder laugen,
er sprach: „vil lieber her mein, ich sagt euchs getaugen.“
der kinig sprach: „ir lest es laut, das selb ich euch gepeut,
das die herren mügen gesagen, was uns das horen beteut.“

4.

„An dem horen geschrieben ist:
welch fraw pfligt taugner minne
und hat einen argen wan
und des gewinnet muet,
dar pei erkent man ieren list,
zu hant wiert nun si inne,
das nicht getrinken mag ir man,
in geust das horen guet:
wie edel er ist, wenn er sein nicht geneusset,
hat sein fraw zerprochen ir ee, daz horen in begeusset.“ —
künig Artaus hies schenken ein den klaren zyper wein [1]),
er sprach: „ich wil versuchen mein frawen und wil der erst hie sein.“

5.

Die junkfraw die was also klueg,
si pot dem kunig das horen:
mit listen si da urlaub nam,
für war ir market das.
kinig Artaus wolt trinken fueg,
er west nicht umb den zoren.
vor den herren laid er scham,

[1]) den zyper klaren wein

er ward alle naß.
der kinig sprach zu seiner schönen frawen:
„es sol nimmer mer kain man ainem weib als wol vertrawen.“
er wolt die künigin da an dem tisch geschlagen han:
das unterstuend ain ritter junk, der selb hieß Yban.

6.

Der kinig von Kriechen nams in die hant
in also freyem muete:
er begoß sein reichen wat,
des da kinig Artaus lacht.
er gab es dem von Engelant.
dem kam es nicht zu guete:
er jach: „der teufel hat [1])
das horen mir her pracht.“
da nam es der edle kinig von Preussen,
er sprach: „ich traw meiner frawen wol, ich wel euch überheussen.“
Bl. 104ᵃ.
da er es gen dem munde trueg, der wein her gein im schoß,
er begoß sich sa ze hant, er sprach: „mich treugt mein loß.“

7.

Der kinig von Hungern so frolich
das horen [2]) auch entpfienge:
er begoß sich mit der vart
zu seiner frawen angesicht. —
er gab es dem von Frankreich,
dem es auch also ergienge.
er sprach zu seiner frawen zart:
„des entraut ich dir nicht.“
da nam es der kinig Karlinge
er sprach: „en nummer dumne [3])! was deutent dise dinge?
da für hiet ich ain aid geschworen, das mir das wär geschehen.
es möcht vil lieber sein, wir hietten das horen nie gesehen.“

---

[1]) er jach es het der teuffl mir das horen herpracht.
[2]) herre.
[3]) d. i. in nomine domini.

8.

Der kinig von Spang sach umbe sich,
zu seiner frawen (er) loste.
do er zu trinken solt haben pflicht,
der scham ward er gleich.
si sprach: „mein herr, nun trink für dich,
mein er ich nie verkoste.
nun trink, hab wir des guetes nicht,
so sei wir erenreich.“
da trank der edel kinig gar ane laugen,
das es kinig Artaus an sach mit paiden seinen augen.
er jach: „das horen das sol wesen dein aller erst [1]) erkant,
dar zu sol dir gelobt sein dein purg und auch dein lant.“

9.

Sein Fraw die allerschönest was
unter den kiniginnen
und doch die stätist an ierer er,
das wisset sicherleiche:
vein lauter als ain spiegel glas.
des ward man da wol inne.
da er solt für pas trinken mer,
da ward er freidenreiche.
die abenteur ein ende hat genomen, Bl. 104[b].
die fürsten herren all geleich, (die) zu hofe waren komen,
si ritten da hin wider heim mit trewleicher qual.
des sank maniger schonen frawen er gar vast da hin zu tal.

I. V. ZINGERLE.

ABOR UND DAS MEERWEIB.

Unter diesem Titel ließ Jacob Grimm in Haupts Zeitschrift 5, 6--10 ein Bruchstück von 130 Reimzeilen abdrucken, das auf einem Pergamentblatt der Bibliothek zu Kopenhagen sich befand.

[1]) aller erst ward erkant.

Die Reime des Bruchstückes sind genau, bis auf folgende: *swœre : hêre* (= *herre*) 1^a, 5. *lieht : niht* (lies *nieht*) 1^a, 11. *gebadete : gelabete* (Hs. *gebatte : gelabte*) 1^a, 25. *wâge : bâgen* 2^b, 9. *tage : clagen* 2^b, 19. Unter diesen Reimfreiheiten ist mit Ausnahme der dritten (*gebadete : gelabete*) keine, die einer Abfassung des Gedichtes im 14. Jahrhundert widerspräche, wie sie Grimm annimmt. Jener eine Reim ist im Charakter des zwölften Jahrhunderts. Gleichwohl wäre es übertrieben und leichtsinnig auf Grund éines Reimpaares dem Fragmente eine ältere im vierzehnten Jahrhundert überarbeitete Gestalt zuzuschreiben. Wenn ich gleichwohl diese Behauptung aufstelle, so bestimmt mich allerdings in Verbindung mit jenen Reimfreiheiten die Beobachtung, daß an mehreren Stellen eine Überarbeitung hindurchblickt, indem alte assonierende Reimpaare durch Einschiebung zweier Reimzeilen oder Vertauschung mit andern Reimworten zu bessern versucht wurde. Dieß ist anzunehmen 1^a, 31 ff.

in der selben lîten man lese:	*an der selben lîten*
sungen alsô wîten	*sungen alsô wîten*
an den boumen obene	*an den boumen obene*
(daz was wol ze lobene)	
die cleinen vogele überal.	*die vil cleinen vogele.*
dâ was ein wünnenclîcher schal.	

Im folgenden vielleicht *getragen : man* 1^b, 5. Auch 1^b, 21—24 scheinen zwei Reimzeilen eingeschoben.

Statt	hieß es:
und wolt sich dâ gebadet hân	*und wolt sich dâ gebadet hân.*
in der selben lîten.	
der phlac sie zallen zîten,	*des phlac sie alle zît.*
daz selbe wîse merwîp;	
sô jungete sich aber ir alter lîp.	*sô jungete sich aber ir alter lîp.*

Die Zeilen 1^b, 33—2^a, 2 weisen, unter sich assonierend, auf éin altes Reimpaar hin. Nur ist hier zweifelhafter, welche Zeilen die eingeschobenen sind. Ich möchte so herstellen:

seht dô gewan sie den muot	*seht dô gewan sie den muot*
daz sie im senfte was und guot.	
in eine burc sie in truoc:	*daz sie in in ein burc truoc.*
da gewan sie alles des genuoc	
daz (l. des) im durft und nôt was.	*da gewan sim des im durft was.*

Sicherer als an dieser Stelle ist die Einschiebung an folgender, 2^a, 19—22:

eine wurzen sie her vür truoc, lies: *eine wurzen sie her vür truoc,*
sie was listic unde kluoc.
des herren heil sich dô erhuop.
die wurzen sie ûf einem berge gruop. *die sie ûf einem berge gruop*;
wo die armselige Einflickung der mittleren Zeilen ins Auge springt. Auch in den nächsten Zeilen ist die Assonanz zweifellos herzustellen:

daz nie kein irdisch man mê vernam *dar nie dehein irdisch man*
noch sît noch ê hie ûf enquam. *noch sît noch ê nie enquam.*

vederbogen : *gevlogen* in den beiden folgenden Versen ist wohl auch nicht das echte: *vederboge* für 'Flügel' ist sonst nicht nachgewiesen und ich halte es für ein um des Reimes willen gebildetes Wort. Der alte Dichter schrieb vielleicht:

wan daz sie sam ein ander vogel
dar nâch ûf dem berc was gevlogen.

2^b, 27. 28 glaube ich ebenfalls mit Sicherheit herstellen zu können. Statt:

do behielt in die vrowe dar lies: *do behielt in diu vrouwe*
und nam sîn mit guoten triuwen war. *mit vil guoten trouwen*
(= *triuwen*).

Endlich sind auch die beiden letzten Zeilen des Bruchstückes leicht auf ihre ursprüngliche Form zu führen:

sie gab im einen kocher und einen bogen. *sie gap im kocher unde bogen.*
swâ dir kumt der wilde vogel gevlogen. *swâ dir kumt der wilde vogel.*

Wo verhältnissmäßig so viele Stellen mehr oder minder sicher auf eine ältere poetische Form hinweisen, wird es erlaubt sein, etwas kühner ein paar Zeilen herzustellen. 1^a, 12—16 lesen wir:

der îsenhosen enmoht er nieht (: *lieht*)
ouch getragen. die muoster dâ lân.
alsus nam er urloup und gie von dan,
der edel küene wîgant:
alsô rûmt er dô daz lant.

Die Verbindung der beiden ersten Zeilen ist gegen die Art mittelhochdeutscher Dichter, am meisten gegen die einfache des zwölften Jahrhunderts. Die Worte *die muoster dâ lân* sind schleppende Wiederholung von 1^a, 8, und die vierte Zeile ist eine überflüssige Redensart. Für den Gedanken wesentlich sind nur die erste, dritte,

fünfte Zeile. War der Reim in den beiden letzten vielleicht *orlof* : *hof* und hieß es:

alsus nam er orlof
unde rûmte den hof —?

Die Mundart, der *orlof* für *urloup* angehört, stimmt zu dem oben erwähnten *hêre* für *herre* (: *swœre*) und das nordwestliche Deutschland, im zwölften Jahrhundert so reich an Dichtungen, wäre auch die Heimat dieses Gedichtes, dessen Verlust um so mehr zu bedauern ist, als es vermuthlich einem eigenthümlichen Sagenkreise angehörte.

ROSTOCK, 3. Jänner 1860. KARL BARTSCH.

EIGENNAMEN AUS TIROL.

In Berg- und Flußnamen, in den Bezeichnungen der Ortschaften und Wälder erhalten sich oft noch Spuren der lange schon vergessenen Religion und Tradition unserer Altvordern. Ein vollständiges Verzeichniss aller Flur- und Hofnamen, aller Quellen und Berge, aller Wälder und Ansiedlungen unseres Vaterlandes würde für den Sagenforscher und Mythologen von großem Werthe sein. Da es mir jedoch nicht gegönnt, aus einem so reichen Schatze zu heben, so mög' es genügen, einige Ortsnamen Tirols, die auf mythische Basis, auf alte Sagen oder alte Gebräuche hinweisen, aufzuzählen: Abfaltern, Abfaltersbach, Ansheim, Asburg, Bärtrach, Drachensee, die drei heiligen Brunnen, Jungbrunnen, Goldbrünnlein, Diesenegg, Dingstuhl, Dreifingerspitz (Berg), Dreiherrenspitz (Berg), Enzenberg, Enzenstall, Elbaneck-Horn, Freiberg, Fricken, Fricking, Frauen-Schritt (Berg), der hohe Fräulekopf (Berg), Freiberg, Froi, Frosuna, Frudiger, Hatting, Heidenberg, Heidenburg, Heidenschaft, Heinzenberg, Heunfels, Hexenfelsen, Himmelshorn, Holaberg, Juffenau, Juffing, Jaufen, Ifer, Ifinger, Junsberg, Lorea, Laureg, Maistatt, Mallstatt, Mendel (Berg), die hohe Munde (Berg), Nenzinger Himmel (Thal), Norgglas, Norgengasse, Orgenkopf, Putzen, Putzes, Putzalpe, Putzerjoch, der grüne Pitz (Berg), Rossbach, Rossberg, Rosskar, Rosskogel, Rosskopf (Berg), beim Rosskopfer (Hof), Rosskor, Rossruck, Rosswagen (Berg), Rosswand (Berg), Rossbad, Rossbrunn, Rosslach, Rabenstein, Rabland, Rosengarten (Berg), Schrattenthal, Salern, Salurn, die drei Schwestern (Berg), Spertenthal, Spertengrund, Solstein, Sonnenjoch, Sonnenspitze, Sonnenstein, Sonnenwendberg, Sonnen-

wendjoch, Sonntagsfeld (Berg), Donnerschlagsee, Thorberg, Thorhelm, Thorspitze, Thürschenbach, Truden, Trudenstein, Türtsch, Dirschingsbach, Tofana, Teufelseck, Teufelsloch, Unterasling, Unholdenkopf (Berg), Veigenstein, Wansthal, Wunderegg, Osterndorf, Frauensee, Grendelbach. Auffallend ist, daß zahlreiche Ortsnamen auf *ian*[1]) endigen, gleich vielen. Namen der Heldensage. Beispielshalber mögen folgende hier stehen: Andrian, Barbian, Grissian, Missian, Prissian, Riffian, Siffian, Uviana, der beinahe unzählichen auf *an* allein nicht zu gedenken. Neben *ian* findet sich in „recht alten" Namen auch *ion* z. B. Erbion, Gamion.

Zum Schlusse dieser kleinen Lese von Namen, die ich gelegentlich ergänzen werde, bemerke ich noch, daß Enz, Kuprian, Kuperian, Ortwein[2]), Ortlieb heutzutage noch als Familiennamen vorkommen.

I. V. ZINGERLE.

LITTERATUR.

Orendel und Brîde, eine Rûne des deutschen Heidenthums. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich, Meyer und Zeller. 1858. 203 S. kl. 8.

Der Herausgeber hat es versucht, das in zwei schlechten Quellen, einer späteren Handschrift und einem noch späteren Drucke, erhaltene Gedicht auf seine ursprüngliche Gestalt zurückzuführen, die ihm der fahrende Sänger des zwölften Jahrhunderts gab. Ettmüller hat das ganze Gedicht in XXIV Abschnitte zerlegt, eine Eintheilung, deren Grund man nicht recht einsieht. Hoffentlich wird der Herausgeber nicht in dem Wahne leben, damit zwei Dutzend der beliebten 'Lieder' herausgefunden zu haben. Er hat ferner das in Reimpaaren überlieferte Gedicht in vierzeilige Strophen zerlegt: die Vermuthung, daß das Gedicht ursprünglich in dieser Form abgefasst gewesen, hatte bereits von der Hagen (Einleitung S. XXI) ausgesprochen. Dennoch scheint mir, trotzdem daß Ettmüller diese Form durchgeführt, die Annahme unerwiesen. Die Vergleichung mit der otfridischen Strophe ist abzuweisen, beide beruhen auf verschiedener Grundlage. Otfrid verband vier Kurzzeilen oder zwei Langzeilen zu einer Strophe, weil ihm das Vorbild der lateinischen Hymnen vorlag, die auch vierzeilige Strophen haben. Die volksthümliche Poesie verband vier Langzeilen zu einer Strophe, wie die Eddenlieder und die später modificierte Nibelungenstrophe thun. Eher also wäre, wenn überhaupt das Gedicht strophisch abgefasst war, eine achtzeilige Strophe anzunehmen. Allein die Nothwendigkeit einer solchen Annahme ist nicht zuzugeben. Die Volkspoesie bindet fast immer zwei unmittelbar auf einander folgende, mit einander reimende Zeilen auch durch den Sinn, d. h. sie macht nach dem zweiten Reime meist einen größeren oder kleineren Sinnesabschnitt.

[1]) Vgl. Fr. Zarncke's Beiträge zur Erklärung u. Gesch. d. Nibelungenliedes. S. 225.

[2]) Dieser Name wird im romanischen Dialecte Arquint geschrieben.

Bei dieser Eigenthümlichkeit ist es nicht schwer, Strophen zu bilden, da sich eine beliebige Zahl von Reimpaaren zu der Strophe vereinigen lässt, zumal, wenn man nicht blöde im schweigenden Verwerfen sogenannter 'unechter' Verse ist: auf diese Weise ist Schades sechszeilige Strophe ebenso berechtigt, wie die vierzeilige Ettmüllers, d. h. keine von beiden. Liest man ohne Vergleichung des v. d. Hagenschen Abdruckes den Ettmüllerschen Text, so erscheint die Annahme vierzeiliger Strophen ganz gefällig. Anders gestaltet es sich, wenn man die Lesarten zu Hilfe nimmt. Der Text ist beinahe um $^1/_5$ gekürzt; über die Gründe der Verwerfung schweigen die Lesarten fast immer, S. 163 wird ganz allgemein gesagt: 'Neben der charakteristischen Plumpheit nun, die diese Zusätze des 15. Jahrhunderts sehr leicht erkennen lässt, ist es dann auch noch der Umstand, daß sie sich fast niemals in die strophische Form fügen, der sie als Erzeugnisse einer spätern, ungebildeteren Zeit kennzeichnet und mithin ihrer Entfernung ruft.' Ersterer Grund ist ganz subjectiv: 'Plumpheit' wird man der Spielmannspoesie des 12. Jahrhunderts überhaupt nicht absprechen können. Nicht desshalb, sondern weil sie dem Herausgeber für seine Strophentheorie unbequem waren, wurden sie ohne Weiteres verworfen. Mir scheint das 'sich nicht Fügenwollen' nicht ein Zeichen der Unechtheit, sondern vielmehr ein Beweis gegen die Aufstellung der vierzeiligen Strophe. Wir werden nachher die 'Zusätze' etwas näher ins Auge fassen.

Die Mundart des alten Gedichtes ist niederrheinisch gewesen, was sich aus den theils noch erhaltenen, theils glücklich hergestellten Reimen ergiebt, und daher sind die Eigenthümlichkeiten dieser Mundart mit Recht gegen beide (oberdeutsche) Quellen durchgeführt worden. Daß ein Gedicht des 12. Jahrhunderts zu Grunde liegt, kann nicht zweifelhaft sein: allein zu weit ist der Herausgeber gegangen, wenn er versucht, das Ganze auf die Gesetze der Verskunst des 13. Jahrhunderts zu bringen und die Überlieferung beider Quellen dieser Meinung zu Liebe höchst gewaltsam behandelt. Das Gedicht von König Rother, das in Bezug auf Zeit und Heimat des Verfassers dem Orendel am nächsten steht, zeigt dieselbe Freiheit des Versbaues: übrigens stellen sich Ettmüller nur zu häufig Sinn und Grammatik entgegen, wie ich im Einzelnen zeigen werde.

Strophe 6 des einleitenden Gedichtes 'von dem grâwen rocke' muß der Herausgeber eine Reimzeile ergänzen, die bloßes Flickwerk ist, um die überlange Zeile 42 H. zu zerlegen.

Strophe 14, 3. 4 soll *stônt* : *enphienc* reimen, und derselbe Reim wiederholt sich 26, 3. 4. Eine Erklärung suchen wir vergeblich bei den Lesarten; die Abweichung von dem Überlieferten wird nicht einmal angemerkt. Die Flickreime in DH weisen allerdings auf eine Entstellung hin, aber Ettmüller wird wohl selbst nicht glauben, das Ursprüngliche gefunden zu haben. Sollte vielleicht die niederdeutsche Form *stôd* (= *stuont*) auf *blôt* reimend, Ursache der Entfernung gewesen sein?

16, 1. 2. *verworhti'n starche in einem steinsarche.* DH haben den Accusativ, der in dieser Bedeutung bei *verwürken* der gewöhnliche Casus ist: der Herausgeber hätte nicht unterlassen sollen, für den so ungewöhnlichen Dativ Belege beizubringen.

17, 1. 2. Es liegt die Vermuthung nahe, zumal wenn man H erwägt, die ursprüngliche Lesart der beiden oft wiederkehrenden Verse sei gewesen: *hi warph in zo der stunde in des meres unde;* vgl. 30, 3. 4 und öfter.

25, 1. 2. Vielleicht war das ursprüngliche *hi wôsch* (warum hier *wuosch* neben *gôt?*) *den rôc grâwen ûz dem wilden wâge.*

27. 28. Schon hier wird der Herausgeber genöthigt, den Sinn in die folgende Strophe hinübergehen zu lassen; in 28, 1 ist zudem die Lesart *drin* gegen DH.

28, 2. *den lide, hêre, dû durch mich,* statt *den lide du, hêre, durch mich.* Solchen gezwungenen Wortstellungen, die man am wenigsten einem Volksdichter zutrauen darf, begegnen wir in Ettmüllers Bearbeitung oft: in dem vorliegenden Falle war nicht einmal ein Grund zu dieser Änderung im Versbaue. Vgl. noch I. 9, 2 *daz ir gâvet mir ein wîf.* V_1 22, 1 *nu gif, der himile hêre, trôst mir durch dîn êre.* 33, 4 *dâ den roc man veile drôch.* X, 14, 2 *den Grâroc an hi rande.* XI, 13, 4 *hi lêch sîn ros mir unze iezuo* (l. *iezô*) kann gelten. XXII, 26, 3 *du weist daz mîne sêle nie dar umbe ich underwegen lie.* XXIII, 12, 3 *des scaltu hûde scône, rîcher kunich, mir lônen.* 15, 4 *war havet den Grâroc ir gidân?* 28, 2 *im wâre wâgir vil die dôt.* 50, 2 *dem portnâr daz houft hi ave slôch.* 62, 4 *dâ di burch si wiste.* 65, 2 *die Brîden dir virriede.* 74, 4 *daz wir mugen sie bestân.* 78, 2 *dem portnâr daz houft si ave slôch.*

28, 3 *ind durch al menschen kunne* : *al* ist unerlaubt; es muß *allez* heißen; auch hier konnte das Metrum kein Hinderniss sein, da die folgende Zeile sich ungezwungen mit vier Hebungen liest.

I, 3. 4. Diese Zeile ist ergänzt, und um dieser Ergänzung willen die erste Zeile der folgenden Strophe geändert. Solche Kühnheit begegnet nicht selten.

5, 3. 4. Der Reim *swert* : *hêr*, der 7, 1. 2 wiederkehrt, ist schwerlich der echte.

10, 4 lies *daz sagen ich û wârlichen: û* ist grundlos gestrichen.

11, 1 reimet *Oygel* : *diheine.* Diesen Reim kann man nicht zugeben. Die Form des Namens Oygel hat der Herausgeber vorgezogen (vgl. S. 152): es ist aber, wie hier der Reim ergiebt, zu lesen *Ougel* : *vrouwen*; *Ougel* steht z. B. V. 249.

21, 4 lies *trût sun* : *trût* ist ohne Grund weggelassen.

III, 9, 4. *als ich û bedûten* für das richtige *als uns daz bôch bedûdet.* Warum sollen beide Quellen, die nicht aus einander schöpften, hier auf gleiche Weise den richtigen Text, der einen genauen Reim bot, entstellt haben? Aber der Herausgeber tilgt, man weiß nicht warum, die Beziehungen auf ein Buch, wo er nur kann: sieh die Bemerkung zu V, 14, 4.

15, 1. den sicher echten Reim *menige* : *Babylonje* hat der Herausgeber entfernt, um einen Absatz nach 14, 4 zu erhalten. Die Länge von 15, 4 nach D darf, wie alle derartigen Zeilen, bei einem fahrenden Sänger des 12. Jahrhunderts nicht befremden.

17, 4. Eine willkürlich erfundene Zeile, vermuthlich erfunden, weil die Überlieferung sich nicht in die Schranke des Verses zwingen ließ.

22, 4 ist wieder Zusatz des Herausgebers: DH lesen *an den selben stunden.* Das war allerdings nicht erträglich, da 22, 1 schon *an den stunden*

vorkam: aber 22, 1 wird zu bessern sein *hi erdrancte in den unden*, und dann ist 22, 4 nach DH nicht anzutasten.

IV, 2, 4, *gên Jêrusalêm bit êren* für das richtige *bit harde grôzen êren*, das formelhaft wiederkehrt, z. B. III, 7, 2. Die folgenden vier Zeilen sind ohne Grund gestrichen, sie hätten eine Strophe nach Art der übrigen gegeben, nur hätte sich die letzte Zeile nicht dem Versmaß gefügt und darum wurden wohl alle ausgeworfen.

4, 3. *unde* für *winde* in DH: daß die *unde* 'wehen' bedürfte doch noch einiger analogen Stellen.

8, 4. *in die urkunde:* es muß wohl gegen DH und den Herausgeber heißen *in die unkunde*.

9, 4. Wieder ein vom Herausgeber hinzugedichteter Vers: die Überlieferung ist aber ganz richtig, wenn man liest *sîn hêrlîchez gewâte, daz hi an im hâte*. *â* für *ae* begegnet in den Reimen einigemal und entspricht der niederrhein. Mundart, z. B. bei Heinrich von Veldeke. Dann sind zwei Zeilen ausgelassen, die aber durch den Reim *nôden* : *gôden* sich als niederrheinisch und echt erweisen.

23, 1. *drat* : *sprach*, es läge nahe hier *quat* für *sprach* zu vermuthen: aber ähnliche Reime begegnen öfter, z. B. 5, 19 *stat* : *brach*.

23, 3. 4. Vielleicht hieß es *du hâst dich vermâret, du sîst ein viscâre*.

Nach 24, 4 sind acht Zeilen ausgeworfen, die sich aber durch den Reim *Orendel* : *hende* (vergl. IV, 3, 3) als echt ebensogut hier wie an jener Stelle erweisen. Der Herausgeber konnte sie aber nicht brauchen, weil sie nach der vierten Zeile keinen Absatz machen.

Nach V, 1, 2 sind wiederum acht Verse ausgefallen, nach D zehn, die folgendermassen herzustellen sind:

die was sô rechte wunnechlîch: — *dâ dienden im vil schône*
siben turne hêrlîch — *acht hundert vischêre:*
stônden vor der burge. — *der was er ein hêre.*
sie zême wol kunige — *die mûsten alle tûn durch nôt*
der sêze zo Rôme. — *daz in Îse gebôt.*

Daß sie echt sind, lehrt schon der Reim *burge* : *kunige*, den ein Hinzudichter des 15. Jahrhunderts nimmermehr gebraucht haben würde, wie auch H wirklich ihn durch Einschiebung von Flickwörtern zu entfernen sucht.

10, 3. 4 sind hinzugedichtet, um die 'Strophe' vollständig zu machen.

14, 4. *als wir daz noch hôren sagen* : *noch* hat der Herausgeber für *buoch* (l. *bôch*) gesetzt. Warum, sieht man nicht ein, da er die Beziehung auf eine schriftliche Quelle anderwärts gelten lässt: vgl. Seite 1, Str. 7, 2 *iz wart ein bôch gefunden* (lies *vunden!*). X, 20, 4 *als daz bôch uns saget noch*. XI, 27, 2 *alsô uns daz bôch saget;* vgl. XXI, 16, 4 *als iz in* (lies *an*) *dem liede stât*. Getilgt dagegen ist die Beziehung auf die Quelle, wie hier, noch 7, 21, 4. 13, 32, 4. 15, 18, 2. 16, 15, 2. 17, 3, 4. 18, 13, 4. 21, 1, 2. 21, 14, 2. 23, 60, 2.

18, 1. *si kouphten ime ein niderkleit umb dri phennige gereit:* DH reimen *vil geringe* : *phenninge*. Wäre Ettmüllers Text der echte, so wäre kein Grund zur Änderung vorhanden gewesen. Übrigens steht der hier verworfene Reim bei Ettmüller V, 26, 1. 2.

18, 3. *scô:* warum nicht *scôch?* Daß ein niederrheinischer Dichter *scô* sagte, wird Niemand bezweifeln. Aber daneben doch gewiss auch *scôch.*

20, 4. *wâge* ist unnöthig für *mere* von DH gesetzt.

31, 2. Ist Zusatz des Herausgebers, um eine Strophe zu gewinnen und die überlange Zeile in zwei zu zerlegen.

32, 3. Es ist nach der Andeutung in D zu lesen, *der hâstu niwan einen gihaven.*

41, 4. Ebenfalls vom Herausgeber hinzugedichtet, um 794 in zwei Verse zu zerlegen. Solche lange Zeilen, gewöhnlich in der Mitte mit einem Abschnitte, könnten eher auf eine fünfzeilige Strophe als die ursprüngliche des Gedichtes hindeuten, wie im Salmân und Morolt; hier hieß es dann etwa:

swie dirz sî ergangen,
du maht wol ein herzoge
sîn in dînem lande.

Dann folgen wieder sechs Zeilen, die der Herausgeber zu unterdrücken für gut befunden hat. Aber auch hier ist *Orendel* : *missewende* gewiss ebenso echt als an andern Stellen, wo es stehen geblieben.

Nach VI, 8, 2 sind zwei Zeilen ausgeworfen, die sich der 'Strophe' nicht 'gefügt' hätten: aber daß sie nicht erst aus dem 15. Jahrhundert stammen, sondern echt sind, lehrt *nu* in H (Z. 832), das durch Lesefehler aus *ihn* oder *in* (D liest *ich enhab*) entstanden ist. Sind zwei Zeilen unecht, so sind es 831. 834 und es reimte ursprünglich *mêre* : *sêle.*

10, 3. 4. Die Lesart von D *gœbe* für *brâhte* weist auf das richtige: es ist zu lesen *dane was die sich bewâge, die im daz mâl gâbe.*

15, 4. 16, 1 sind Zusatz des Herausgebers, wieder um eine Strophe zu gewinnen.

18, 1—4. Auch hier ist willkürlich geändert, der strophischen Eintheilung wegen. Aus sechs Zeilen sind vier gemacht: der sicher echte Reim *hêre* : *Jêrusalême,* den ein Dichter des 15. Jahrhunderts schwerlich gebraucht hätte, ist entfernt. Nicht besser ist die folgende Strophe behandelt, wo auch zwei Zeilen hinderlich waren. Auch hier kehrt in der Antwort, wie häufig in der Volksdichtung, derselbe Reim *(hêre* : *Jêrusalême)* wider; 881. 2. werden zu bessern sein, indem man schreibt:

die enmidden under in steit
und einen zobelmantel treit,

was wegen *steit* geändert wurde.

VII, 1, 2 ist gegen DH ohne Grund geändert und in einen willkürlichen Vers verwandelt.

Nach 7, 4 sind vier Zeilen ausgeworfen, die nicht anzutasten waren, Freilich war wieder die strophische Abtheilung gestört! Die Überlieferung hat sechs, von denen die vier letzten so zusammenzuziehen:

und lûhte als die sunne.
die selben ich û nenne.

9, 4. Die vier folgenden Zeilen, die schon oben (909—12) weggeworfen wurden, mußten auch hier entfernt werden, weil sie nicht zur Strophe passten. Aber der Gebrauch von *minne* in er Bedeutung 'A ndenken' spricht für die Echtheit; ebenso das Wort *kêre.*

10, 3. Ich würde vorziehen mit D, das im Allgemeinen vorzüglichere Lesarten hat, *vilzgebûre* zu lesen.

11, 3. 4 sind an Stelle zweier wenigstens im Reime untadelicher Verse gesetzt: auch hier würde die Überlieferung, wenn der Herausgeber Recht hat, nicht angetastet worden sein.

12, 1 ist ganz erfunden und an die Stelle des nicht zu entfernenden Verses *als wirz an dem bôche hân* gesetzt; auch 3. 4 sind erfunden: der Herausgeber brauchte aber noch zwei Zeilen zu seiner Strophe.

15, 3. 4. Die Assonanz *giheize* : *eigen* ist nicht zu billigen.

Nach 21, 4 sind wiederum acht Zeilen ausgelassen, man sieht nicht ein warum. Die strophische Eintheilung wäre kein Hinderniss gewesen. Die Zeilen lassen sich (auch bei Ettmüllerscher Behandlung des Verses) recht gut so herstellen:

er was geworht mit sinnen. *obe im von golde swebete*
die vogele sungen drinne, *ein valke als er lebete:*
die nahtigal und zîse: *daz lêch der heiden mêre*
die sungen wol ze prîse. *dem Grâroc durch êre.*

Gerade die singenden Vögel in einem Speere sind ein charakteristischer Zug der Spielmannspoesie des 12. Jahrhunderts, der aus den byzantinischen Romanen entlehnt ist.

24, 1—4 ist aus zwei Zeilen der Überlieferung gemacht, die sich nicht in den Rhythmus und die Strophe fügten: daher hat der Herausgeber die vierte Zeile hinzugedichtet.

Nach 25, 2 sind zwei Verse ausgeworfen, die sich durch den Reim *hêre* : *Gabriêle* als alt und echt erweisen.

VIII, 2, 4 ist Zusatz des Herausgebers: aber V. 1035. 36 deuten eher, wie mehreres, auf eine fünfzeilige Strophe, deren beide erste Zeilen 1033. 34 sind, die Ettmüller ausgelassen, und die drei letzten

is mûz von sînen handen
noch hûde geligen tôt
vil kônre wîgande.

5, 3. 4. Die Abweichung von dem Reime *erwerben* : *werde* ist überflüssig, ja sogar ungut: aber der Herausgeber konnte vermuthlich die Zeilen der Überlieferung nicht in den für ihn nothwendigen Rhythmus bringen. Die beiden nach 12, 2 ausgelassenen Zeilen waren beizubehalten, um so mehr, als sie an andern Stellen stehen geblieben und durch den Reim (*kône* : *ungevôge*) sich echt zeigen.

Vor 16, 1 sind ebenfalls zwei Verse in ihr Recht einzusetzen:

er bat den degen kûne
daz er im sîn ros lûwe.

Schon der Änderungsversuch in D deutet auf das Vorhandensein einer älteren Form, die in diesem Fall H gewahrt hat.

IX, 2, 1. 2. *wâre* : *sablâre*, die Form *sablâre* verdiente bessere Beglaubigung als die entstellte Überlieferung *gar* : *sablar*. Vielleicht hieß es *gewâte* : *sablâte*.

4, 4 ist unnöthigerweise von der Wortstellung in HD abgewichen: man lese *of hi sî wilt oder zam*.

8, 4. Auch hier ist ohne Noth geändert: lies *ichn gere dir kein schade sîn.*

16, 3. 4. Die Überlieferung weist auf eine fünfzeilige Strophe, deren Schluß lautete:

her ist ouch ein kristen man,
und hêtet ir drî tûsent,
her torstes eine bestân.

X, 4, 4. In DH folgen hier 62 Zeilen: auch sie sind stillschweigend verworfen, wie alles Andere. Aber auch hier spricht Inhalt und Form für die Echtheit. Der Inhalt durch die Beschreibung des kunstreichen Helmes, mit singenden Vögeln und Blaswerk, die wieder an byzantinische Phantasien erinnert. Auch W. Wackernagel (Germania 4, 140) macht diese Stelle mit Recht als ein Zeugniss des 12. Jahrhunderts geltend. Die Form spricht wenigstens nicht dagegen, und einige jüngere Reime können leicht entfernt werden, wie 1267. 68 *lag* : *trach* (wo auch das niederrheinische *lach* wegen der Verkürzung nicht hilft), wenn man liest:

under der linden sich strachte
ein louwe unde ein trache.

6, 3 ist an die Stelle der (vertauschten) Zeile 1284 *als uns daz bôch dôt bekant* gesetzt: unnützerweise, vgl. zu V, 14, 4.

Nach 11, 4 fehlen wieder zwei untadliche Zeilen:

nu merke, trûtgeselle,
waz ich dir sagen welle;

denn so hätte ein Dichter des 15. Jahrhunderts kaum gereimt, wenn ihm nicht ein älterer Text vorlag.

Nach 16, 2 sind zehn Zeilen getilgt, ohne andern Grund, als weil sie der strophischen Eintheilung widerstrebten.

In 17 sind aus zwei Zeilen der Überlieferung (1383. 84) wiederum durch Zusätze vier gemacht.

Nach 24, 4 fehlen wieder vier mit Unrecht getilgte Zeilen.

Nach 25, 4 ist eine noch größere Lücke, von 30 Zeilen. Vergleicht man die Reime, so finden sich solche darunter, die für die Mundart und Zeit des alten Gedichtes charakteristisch sind. Die Annahme, daß der Überarbeiter (des 15. Jahrhunderts) in den alten Reimen und der alten Mundart hinzugedichtet (er war ein Oberdeutscher) widerspricht allen historischen Erfahrungen. Vgl. *gôder* : *nôden* 1395. *himele* : *nidere* 1403. *hêre* : *Gabriêlen* 1405. *Orendel* : *gesendet* 1411.

XI, 5, 1. 2 sind Zusatz des Herausgebers, aber dadurch werden die zu einer Strophe zusammengehörigen Zeilen zerrissen 6, 3—4. 7, 1—2; vgl. IV, 12, 1—4. V, 20, 1—4.

5, 4 führten die Lesarten nicht auf *kusse mich*, sondern auf *kôse mit mir*, 'rede mit mir', vgl. 11, 4.

14, 2. *noch diheines mannes hie*: warum nicht *ie*, das DH bieten?

22, 2. Es fehlen darnach zwei Reimzeilen, deren Reim *hof* : *ros* sie als alt erweist, und auf die sich auch 23, 1 bezieht.

23, 3. 4. Die Änderung der Überlieferung in den Reim *dan* : *Ascalôn* scheint nicht gelungen.

26, 2. Es fehlen dann vier Zeilen, in denen der häufige Reim *wîne* : *spîse* (so würde ein Dichter des 15. Jahrhunderts schwerlich gereimt haben) begegnet.

XII, 3, 3. 4. *brennen* : *derren*] aus D *brinnen* : *dar innen*. H liest mit eingeschobenem Reime *zerstörn* : *verkern*. Das Richtige war doch wohl *brennen* : *drinnen*, wenn nicht die niederdeutsche Form *bernen* : *derren* die bessere Assonanz giebt.

15, 1. 2 hat der Herausgeber schwerlich das Richtige getroffen, denn dieser Reim *(schiere* : *ziere)* wäre nicht von DH einstimmig entfernt worden. Viel eher ist *schiere* : *spiegel* das Echte.

25, 4. *wirn fôz bit im gerîden*, eine harte Wortstellung, die durch das Bestreben, die echte Lesart *wirn wellen fôz mit im gerîden*, auf sieben Silben zu reducieren herbeigeführt ist.

28, 2. Dann sind 18 Zeilen ausgelassen, wie oben nach X, 25, 4, wo die Situation und zum Theil die Verse dieselben sind.

Nach 37, 4 fehlen vier, ohne Zweifel echte Zeilen, die wohl so herzustellen sind:

sie hâten sich durch vorhten — *sie wânden daz der mêre*
alle verborgen, — *immer bî in wêre.*

Nach 38, 4 hat der Herausgeber wieder 14 Zeilen gestrichen: auch hier war kein rechter Grund dazu.

44, 1—2 sind wieder größtentheils Erfindung des Herausgebers: in D stehen dafür sechs Zeilen, H ist unvollständig.

dô batte in die juncvrouwe — *in phellere unde in saben*
und leite in an mit trûwen — *als wirz an dem bôche haben,*

denn *saben* ist für *zobel* zu schreiben.

XIII, 1, 1—2. Den Reim *lanc* : *Ascalôn* würde ich einem Dichter des 12. Jahrhunderts nicht zugeben, noch weniger einem Herausgeber des 19ten.

3, 3. 4. Die schon oben vorgekommenen Verse (XII, 3, 3. 4) hat der Herausgeber hier anders hergestellt: eines kann offenbar doch nur das Richtige sein.

4, 4. *dâ mach mich nieman abe gewinnen*: wenn die Anwendung des Accentes nicht ganz sinnlos ist, so kann doch der Vers nur mit dreisilbigem (schweren) Auftakte gelesen werden. Das hat bei einem Volksdichter seine Schwierigkeit. Übrigens müßte es dann doch wenigstens *da* (ohne Circumflex) heißen!

10, 1. *wagenlanke:* dies Wort hat der Herausgeber aus den Lesarten der Quellen mit allzugroßer Kühnheit gebildet.

11, 3 lies *izn wende unser drechtîn.*

12, 4. Hier ist wieder einmal deutlich, wie den Herausgeber das Bestreben, 'richtige' Verse zu bekommen, gegen den echten Ausdruck hat fehlen lassen, denn das zweideutige *hi* hat die alte Überlieferung gewiss nicht an der Stelle des von beiden Quellen gegebenen *der Grâroc* gehabt, wenn auch bekannt ist, daß mhd. Dichter mit dem Wechsel der Pronomina es nicht grammatisch genau nehmen. Derselbe Fehler begegnet 36, 4. XVIII, 23, 4.

19, 2 ist eingeschoben, um einen Reim und vier Zeilen zu gewinnen, und um die lange Zeile (1939) zu zerlegen.

25, 3. 4. *si swôren des im eide, si swôren meineide.* Abgesehen von der gezwungenen Wortstellung in der ersten Zeile (vgl. zu I, 28, 2) hat der Herausgeber auch in Bezug auf den Reim nicht das Richtige getroffen. Auf dieses konnte die ganz ähnliche Stelle 2524. 25 ihn führen: aber sie hat der Herausgeber zu tilgen für gut befunden. Es ist zu lesen: *si swôren im des eide: die liezens alle meine* oder *die wurden alle meine.*

26, 3. 4. Ungut hat der Herausgeber hier die Lesart von D aufgenommen; das richtige scheint H, wenn auch entstellt, bewahrt zu haben. Man lese:

dô sach hi ûph der heide
manege banier weiben,

vgl. Ruolant 278, 19. *dô sâhen si von den heiden manigen vanen weiben.*

Nach 26, 4 sind 14 Zeilen der Überlieferung getilgt, doch wohl auch als Zusätze des 15. Jahrhunderts. Aber die Reime zeigen, daß auch hier einige Zeilen wenigstens alt sind. 1973. 74 *abgerihte* : *wiste*, und die beiden folgenden Zeilen sind mit Hilfe von D zu bessern:

er zôch abe allez sîn gewâte,
daz im frou Brîde gegeben hâte.

45, 3. 4. Auch hier hat der Herausgeber das Ursprüngliche schwerlich getroffen. Dieses lautete wohl *daz man dâ bî sâge, daz ez frou Brîde wâre.* Derselbe Reim 2321. 22, welche beide Zeilen nach XV, 14, 4 mit Unrecht gestrichen sind.

56, 1. Die an andern Stellen begegnende Ausdrucksweise *sich gewande* ist wohl auch hier zu ändern in das meist von D gebotene *dô genande.*

63, 1—4 ist mit allzugroßer Kühnheit aus zwei Zeilen (2153. 54) gebildet.

65, 3. 4 sind Zusatz des Herausgebers.

XIV, 2, 2. Die Überlieferung ist unnöthig angetastet: man lese *gôtlich hi zo ime sprach.*

13, 1. Die Ausdrucksweise ist sicherlich nicht die echte, aber der Herausgeber brauchte sie, um einen Sinnabschnitt nach 12, 4 zu gewinnen.

XV, 7, 1—4 aus zwei Zeilen (1291. 92) gedehnt, was auch nicht nöthig gewesen wäre, wenn der Herausgeber nicht so beschränkende metrische Regeln dem alten Gedichte auferlegt hätte.

11, 3. 4. Den Reim *nât* : *rôt* traue ich dem alten niederrheinischen Dichter nicht zu. Die beiden folgenden Zeilen mit dem alterthümlichen Reime *gerihte* : *wiste* sind mit Unrecht getilgt worden.

Nach 14, 4 fehlen zwei Zeilen: sieh oben zu XIII, 45, 3. 4.

15, 4 unnöthig geändert. Man lese *ein gôt ros dar* (Ettm. *im*) *bringen*, vgl. XVIII, 9, 4.

Nach 19, 4 fehlen vier Zeilen, die schon oben (2133—36) getilgt worden waren. An beiden Stellen aber mit Unrecht: denn *verwâzen* : *gelâzen* hätte der Überarbeiter des 15. Jahrhunderts kaum gereimt.

XVI, 3, 3. 4. Vielleicht war der echte Reim *nâhen* : *krâpen.*

4, 1. 2. Auch hier scheint Ettmüller das Richtige nicht getroffen zu haben, denn dieser Reim *(sûre* : *mûre)* wäre von den Überarbeitern nicht entfernt worden.

8, 2. *mêre* ist unpassend für das richtige *behôde mir den mêren* (= *maeren*) gesetzt; denn neben *mâre* sagte der Dichter wohl auch *ê*, ebenso XIX, 25, 3. 4.

14, 1. Vom Herausgeber ergänzt, um einen Schluß nach 13, 4 und eine Strophenabtheilung zu gewinnen.

19, 3. 4. Den Reim *lît* : *wârheit* hat der Herausgeber wahrscheinlich (er sagt nichts darüber) gegen die Überlieferung gesetzt, weil Heinrich von Veldeke ähnlich reimt *arbeit* : *zît* (Eneit 91, 40), doch vgl. Pfeiffer in der Germania 3, 497.

23, 1—4 aus zwei nicht allzulangen Zeilen (2455. 56) gedehnt.

Nach 37, 4 fehlen zwei Zeilen, die ohne Zweifel auch echt sind, vgl. zu XIII, 25, 3. 4. Es ist zu lesen *si swûren im des eide, sie liezens alle meine.* Vgl. noch 2535. 36. 2545. 46. Die folgenden 21 Zeilen sind mit Unrecht getilgt. Auch hier finden sich Reime, die gewiss alt sind, z. B. *künige* : *Montelie* 2576. *künigen* : *Babilonje* 2537.

XVIII, 21, 3. Die Accentuierung *hinder scilde sie sich bugen*, zeigt, daß der Herausgeber den Vers mit zweisilbigem Auftakte gelesen haben will: dann muß man aber betonen *búgèn* : *zúgèn*, also mit Verletzung der ursprünglichen Quantität. Die Nothwendigkeit dieser Betonung (an dieser einzigen Stelle) ist nicht ersichtlich: denn 21, 4 wird ohne Mühe gelesen *zwei scàrphe swért si zúgen.*

XIX, 13, 4 ist ergänzt, um 2895 in zwei Zeilen zu zerlegen.

19, 1—4 aus zwei Zeilen (2921. 22) entstanden, durch Einschiebung einer Zeile: derselbe Fall XXI, 5, 1—4. XXII, 16, 1—4.

21, 3. Die Entstellung in H *nit allein* weist darauf hin, daß die Vorlage nicht, wie der Herausgeber immer schreibt *bed alle*, sondern *mit alle* las.

36, 2. *selve willekomen sîn.* Die Änderung von *gote* in *selve* ist ganz grundlos.

XX, 1, 2. Eingeschoben, um 2997 zu zerlegen, ebenso 2, 2.

3, 4. *der rosse alsô grôze struo:* ein mhd. Wort *struo* ist mir unbekannt. Es muß wohl heißen *stuot*, 'grex equarum' Graff 6, 652. Alb. v. Halb. 254.

8, 4. Warum nicht *giner*, was der ursprünglichen Mundart näher steht als *jener*, und das H bietet?

28, 4. *ritâre* ist wohl nur ein Versehen für die sonst angewendete richtige Form *riddâre.*

Nach 30, 4 sind vom Herausgeber 22 Zeilen getilgt worden, mit Unrecht, wie die Reime *toufen* : *gelouben* 3133. 3147 zeigen. Auch der strophischen Eintheilung hätten sie nicht widerstrebt, denn 3133—36. 3137—40. 3141—44. 3145—48. 3149—52 bilden fünf ganz richtige Strophen. 3139. 40 lauteten in echter Gestalt vielleicht: *si sprach 'ob er mir das verseit, er siht mich nimmer gemeit.'*

33, 1 statt *gâvedhi* läse man besser *gebedhi* des Metrums wegen.

XXI, 13, 2. *staden* in *stade* zu ändern war nicht nöthig, um einen ungenauen Reim zu bekommun. Die schwache Form *stade* begegnet häufig genug.

16, 4. *als iz in dem liede stât.* Die Überlieferung hat das Richtige *an dem liede*, was auch die gewöhnliche stehende Ausdrucksweise ist.

21, 3. 4. So gut hier der Reim *Triere* : *zefôren* gelten konnte, war er auch oben 5, 3. 4 nicht anzutasten.

24, 2. Nach dieser Zeile mußten zwei echte

du enwellest dich lân toufen
unde an Krist gelouben

weichen, um den Sinn in éine Strophe zu bringen, zu welchem Zwecke freilich auch 24, 4 hinzugedichtet werden mußte.

Nach 27, 4 sind vier Zeilen ausgefallen, die richtig hergestellt, gewiss echt sind. Man lese:

dô slôgen si die gôde, *uber ir lîp zutal ran.*
daz ir blôt rôdez *frou Brîde weinen began.*

was auch der strophischen Eintheilung nicht widerstreitet.

XXII, 9, 4. Um den Abschluß einer Strophe zu gewinnen, ist diese Zeile erfunden und die folgenden 10 gestrichen: aber der Herausgeber hat nicht bedacht, daß es im Charakter der mittelalterlichen Dichtung und namentlich der volksthümlichen liegt, den Bericht fast mit denselben Worten zu wiederholen, wovon im Orendel zahlreiche Beispiele.

11, 2—4. Das Unzusammenhängende dieser Rede ist dem Geiste unserer ältern Dichtung zuwider und die Änderung zu gewaltsam.

20, 1—4. Auch hier kann man die Gewaltthätigkeit des Herausgebers nicht billigen. In den weggeworfenen Stellen und Versen sind wieder eine Zahl älterer Reime, die, wenn Ettmüller Recht hätte, nur dadurch zu erklären wären, daß der Überarbeiter und Hinzudichter des 15. Jahrhunderts in archaistischer Weise nach Art des 12. hätte dichten wollen: aber das sieht weder der Rohheit der übrigen Zusätze ähnlich, noch hat es sonst Analogien in der Geschichte der Poesie.

22, 2. *an welhen got hi wurde jehen:* ich glaube nicht, daß der niederrhein. Dichter diese Umschreibung durch *werden* angewendet hat.

26, 1—4 aus zwei Zeilen ohne Noth durch Hinzufügung verlängert.

28, 1—2. Es war nach Analogie der Änderung in 20, 12, 1. 2. zu lesen: *hi frâgede si der mâre, wannen si dar quâmen.*

38, 2. Nach dieser Zeile sind sechs Verse (3493 — 98) gestrichen, aber der an andern Stellen als echt erkannte und durch seine Wiederholung gerade als echt erwiesene Reim *wîne* : *spîse* spricht gegen den Herausgeber.

XXIII, 12, 1. *zwâr* : *jâr* reimte der alte niederrh. Dichter nicht, ebenso wenig *sê* : *zwên* 13, 1. 2.

29, 1. 2. Auch der Reim *got* : *dôt* ist wohl nicht echt.

Nach 39, 2 sind mehrere Zeilen ausgeworfen: ihre Echtheit scheint mir aus 3693. 94 hervorzugehen, wo zu lesen ist:

des endet der priester niet.
alsus kundet uns daz liet.

45, 4. *im* in DH ist ungut mit *in* vertauscht worden.

66, 1. 2 sind Zusatz des Herausgebers und zwar ein überflüssiger, denn dadurch werden 68, 3. 4. 69, 1. 2., die eine Strophe bilden sollen und auch oben (XXI, 20, 1—4) bildeten, auseinandergerissen; vgl. auch XXIII, 67, 3. 4. 68, 1. 2, mit XXI, 19, 1—4.

XXIV, 11, 1—4 sind ohne Zweifel unecht und Zusatz des Schreibers, vielleicht allerdings schon in der alten Handschrift.

Haben wir eine Menge der vom Herausgeber vorgeschlagenen Änderungen missbilligt, so schließen wir unsere Bemerkungen doch mit dem Geständniss aufrichtiger Freude an dem Versuche überhaupt, das alte Gedicht in unüberarbeiteter Gestalt herzustellen. Der Leser wird unbedingt in dieser Ausgabe an dem Gedichte größern Genuß haben, als in dem Hagenschen Abdrucke, der den ganzen Schmutz der jüngern, rohen Zeit enthält. Wir bedauern nur, daß den Herausgeber ein falscher Grundsatz (von der vierzeiligen Strophe) und eine zu rücksichtslos geübte Kritik verleitet hat, das alte Gedicht mehr als gut war zu verkürzen und zu beschneiden. Seine Herstellung ist oft scharfsinnig und zeugt von glücklichem Nachempfinden der alten Dichtung: ich will nur einige seiner gelungenen Besserungen anführen. 8, 10, 1. 12, 1. *ginande* für *gewande*. 10, 21, 3. *kunder*. 11, 10, 2. die Herstellung von *mâre* hier und an vielen Stellen. 15, 1. 2. *fûren* (irrig steht *fuoren*) : *burchmûre*. 12, 18, 3. *sahs*. 12, 51, 3. 4. der Reim *stimme* : *minne*. 13, 13, 3. *minnen*. 13, 35, 2. 18, 22, 2. *zandern*. 13, 42, 2. *gare*. 16, 20, 3. 21, 20, 3. *minnen*. 16, 25, 4. *lâze*. 32, 2. *sân*. 17, 13, 3. *ubile*. 20, 12, 2. *quâme*. 32, 3. *bit minne*. 22, 14, 1. *rôrach*.

Zum Schlusse noch ein Wort über die mythologische Deutung der Sage. Ihre Beurtheilung im Einzelnen will ich anderen überlassen, die sich speciell mit mythologischen Forschungen beschäftigen. Mir scheint die Deutung eine sinnige und in dem echt poetischen und zugleich doch wissenschaftlichen Geiste gehalten, der namentlich Uhlands Forschung über Thôrr auszeichnet.

ROSTOCK. KARL BARTSCH.

Choice-Notes from „Notes and Queries." — Folk-Lore — London 1859. VI. 304. 8. (5 Shilling.)

Der gelehrte und auch in Deutschland namentlich durch seine Sammlung altenglischer Volksbücher bekannte Herausgeber der Zeitschrift „Notes and Queries" W. J. Thoms hat den glücklichen Einfall gehabt, die in derselben in einer großen Reihe von Jahrgängen zerstreuten mannigfachen Notizen auszuheben, zu ordnen und das Zusammengehörige in einzelnen Bänden zu mäßigen Preisen herauszugeben, wodurch für Jedermann das für ihn besonders Wichtige und Anziehende zugänglich gemacht werden soll; ein verdienstliches Unternehmen, wodurch sich Thoms wiederum den Dank vieler und besonders derer erwerben wird, die auf dem Continente seine Zeitschrift nicht zur Verfügung haben. Erschienen sind bis jetzt Bd. I „Interesting Historical Notes and Memoranda" und Bd. II, der vorliegende; andere über Biographie, Litteratur, Sprichwörter, Balladen, Sprachforschung u. s. w. sollen folgen. Wir haben es hier mit dem zweiten Bande zu thun, dessen Untertitel „Folk-Lore" sich am besten durch Volksmythologie wiedergeben lässt und sich mit Sagenkunde, Märchen, Aberglauben, Sitten und Gebräuchen u. s. w. befasst,

d. h. alle diejenigen Mittheilungen enthält, welche der oben erwähnten Zeitschrift über diese Gegenstände von ihren mannigfachen Correspondenten bisher gemacht worden sind, ohne jedoch ein geordnetes System englischer Volksmythologie zu bieten oder bieten zu wollen. Thoms bezeichnet seine Sammlung als: „the scattered fragments of Folk-Lore, contributed originally to the pages of Notes and Queries, and collected into this little volume. To those who have paid no attention to the subject they may appear little better than the drivellings of antiquated crones, unworthy of the consideration of intelligent men (darüber ist man nun wohl in Deutschland wenigstens hinweg). Yet worthless as they now seem, the time will come when some future disciples of Jacob Grimm shall evolve from them — as Owen from the disjecta membra of the old world — a complete system of the ancient mythology of these islands."

Da der Herausgeber es sich zur strengen Pflicht gemacht hat, alle genannten Mittheilungen in derselben Gestalt wiederzugeben, in welcher sie ursprünglich in seiner Zeitschrift erschienen, so erwächst daraus freilich oft der Übelstand, daß theils Überflüssiges, theils durch Beantwortungen, Entgegnungen u. s. w. Berichtigtes sich hier vorfindet, was ohne Nachtheil hätte wegbleiben oder doch kürzer mitgetheilt werden können. In andern Fällen hätte ein einziges Wort der Auflösung lange Erörterungen erspart, wie interessant diese auch sonst in einem andern Gesichtspunkt als dem mythologischen sein mögen, so z. B. hat keiner der gelehrten Correspondenten von Notes and Queries gesehen, daß eine ihrer „schönen" Landsmänninnen sich, wie es scheint, den Spaß gemacht hat, den Räuberbräutigam aus Grimms Kindermärchen (no. 40) nach England zu versetzen und in Kent zu localisieren (Folk-Lore p. 138—140); oder hat die alte Frau, welche in Cranbrook jener Dame als Cicerone diente, ihr wirklich eine in genannter Gegend heimische (dort an Sir Richard Baker mit dem Beinamen Bloody Baker sich heftende) Sage erzählt, die ja auch sonst weitverbreitet und außer manchen Orten in Deutschland auch in Dänemark und Ungarn vorkömmt [1])? Wie dem aber auch sei, man muß sich wohl wundern, daß weder Wright noch Keightley noch Taylor (der Übersetzer der Grimmschen Märchen) noch auch Thoms selbst auf jenen Umstand aufmerksam gemacht, und so die langen, genealogischen Erörterungen und Widerlegungen (Folk-Lore p. 140—146) überflüssig gemacht haben.

Andrerseits geschieht es auch, daß mythologische Gegenstände aus „Notes and Queries" in dem vorliegenden Bande übergangen worden sind, oft freilich wohl nur, weil der mythologische Zusammenhang nicht klar genug vorlag; über Dick's hatband z. B. habe ich bereits oben (Germ. 2, 245) gesprochen [2]);

[1]) S. die Anm. zu den KM., 3. Aufl. (1856) S. 68.

[2]) Zu den dort erwähnten Stricken aus Sand s. nun auch noch Folk-Lore, p. 219. „About ten miles from Launceston, on the Bodmin road (or at least in that direction) is a large piece of water called Dosmere (pronounced Dosmery) Pool. A tradition of the neighbourhood says that on the shores of this lonely mere the ghosts of bad men are ever employed in binding the sand „in bundles with beams [d. i. bands] of the same."" Ztschr. f. Myth. 2, 148 (Märchen aus Rügen). „Der Seefahrer aber hat dem Teufel die Aufgabe gestellt ein Ankertau aus Haffsand zu machen;" bei Grundtvig, Gamle Folkeviser 2, 417 sagt ein zauberkundiges Weib:

die Notiz über den Pyrrhocorax in Notes and Queries 1857, no. 66, p. 268[a] [3]) ist interessant, weil sie sich auf eine weitverbreitete, und auch in England schon sehr alte Sage bezieht, die ich zu Gervas. S. 81 besprochen und unter anderem auch darauf hingewiesen habe, daß der von Camden gebrauchte Ausdruck incendiariae aves aus Plinius stammt [4]); u. s. w.

Jedoch sehen wir von diesen kleinen Mängeln ab und freuen uns vielmehr über die Masse mythologischen Stoffes, der uns im Folk-Lore geboten wird, und wovon wir hier einiges hervorheben wollen. So wird p. 269 durch einen Correspondenten von „Notes and Queries" erzählt: „I remember, some forty years ago, hearing a servant from Lincolnshire relate a story of two travellers who laid down by the road-side to rest, and one fell asleep. The other seeing a bee settle on a neighbouring wall and go into a little hole, put the end of his staff in the hole, and so imprisoned the bee. Wishing to pursue his journey, he endeavoured to waken his companion, but was unable to do so, till, resuming his stick, the bee flew to the sleeping man and went into his ear. His companion then awoke him, remarking how soundly he had been sleeping, and asked what he had been dreaming of? „Oh!" said he, „I dreamt that you shut me up in a dark cave, and I could not awake till you let me out." The person who told me the story firmly believed that the man's soul was in the bee." Hier haben wir mit einem Mal die alte Sage von König Guntram aus Paulus Diaconus, sogar der Stock des Reisenden erinnert an das dort vorkommende über den Bach gelegte Schwert! S. zu Gervas. S. 114, vgl. Ztschr. f. Mythol. 4, 449. — Aus p. 69 geht hervor, daß der Glaube an Arturs Verwandlung in einen Raben (DM. 637) unter dem Volk in Cornwall noch lebendig ist, oder doch vor nicht gar langer Zeit noch war, und daher letzterer Vogel daselbst noch allgemein verschont wird. — Sehr merkwürdig ferner ist der in derselben Grafschaft unter den Bergleuten herrschende Glaube in Betreff der Knockers, von denen es heißt (p. 68): „They are the ghost, the miners hold, of the Old Jews that crucified our Lord, and were sent for slaves by the Roman em-

---

V. 19. I min ynske-thide,
do kunde ieg skielle en kuinde wed liffue.
Ieg kunde gange med strande
och winde op reb aff sande.
V. 20. Wed strande
och wende op reb aff sande.
Ieg kunde med di reebe
op thil maanen löbbe.
Vgl. S. 415 V. 27. Ieg tenchte, ieg kunde med min haand
slaa et reb aff rendendis vand.

[3]) „The country people to their sorrow know the Cornish Chough called Pyrrhocorax to be not only a thief, but an incendiary, and privately to sett houses on fire, as well as rob them of what they find portable," aus der Britannia depicta 1720 und „It is very apt to catch up bits of lighted sticks, so that there are instances of houses beingset on fire by its means; which is the reason that Camden calls it incendiaria avis," aus der Penny-Cyclop (art. „Corvidae") nach Pennant.

[4]) Vgl. Mannhardt Germ. Mythen S. 39 Anm. Zu dieser Sagenreihe gehört auch die provenzalische Novelle von Arnaut von Carcasses, bei Rayn. Choix 2, 275 ff. Bartsch, Prov. Lesebuch S. 25 ff. Benfey, Pantschatantra 1, 382 f. und dazu Nachtrag 2, 563 zu §. 162. Kuhn, Herabkunft des Feuers etc. S. 30. 254 f.

perors to work the mines: and we find their old swelting houses, which we call Jews'houses, and their blocks on the bottom of the great bogs, which we call Jews'tin: and then a town among us, too, which we call Market Jew u. s. w." Dieß erinnert an die von Hariger mitgetheilte Sage in Betreff der durch Kaiser Claudius aus Rom vertriebenen und unter die Erde gesperrten Juden (eos includi fecisset in quodam abdito terrae, coaluisse usque ad tempora praefati Valentis in gentem magnam) [5]. — Die p. 26 mitgetheilte northumbrische Sage von den Katzen, deren eine einem bei Nacht Vorübergehenden zuruft: „Joaney Reed, Joaney Reed, tell Dan Ratcliffe that Peg Powson is dead," gehört zu denen, die zu Gervas. S. 179 ff. besprochen sind [6]. — Ein Gebrauch in Somersetshire [7] ist von Interesse, weil er an die von mir zu Gerv. S. 168 besprochenen Steinhaufen (Nobelskrüge, ἔρμακες) erinnert und ohne Zweifel auch zu ihnen gehört [8]. — Endlich will ich noch einen Volksglauben erwähnen, der p. 243 no. 6 als in England weit verbreitet, so angeführt wird: „It is a good thing to have meeting eye-brows. You'll never know trouble." Hier ist von Personen die Rede, die ein *Rätzel* haben, oder wie man in Schlesien sagt, *mottenbrätnig* sind. *Rätzel* ist so viel wie *Schrätzel*, *Schrat* (Prätorius Anthropod. Pluton. 1, 15). Das Schräzel aber ist gleich der *Mahrt* (s. Mannhardt Germ. Mythen, S. 296. 715. Praetor. l. c. 1, 27) und *mottenbrätnig* ist verdorben aus *martenbranig* (d. i. martenbranig) [9], denn die *Mahrt* erkennt man an den zusammengewachsenen Augenbrauen (s. Mannhardt l. c. S. 633 Anm.). Merkwürdig ist nun, daß, während nach schlesischem Aberglauben [10] der einem Martenbrauigen ins Gesicht Schauende berufen wird, nach englischem ersterer ein Glückskind ist [11].

Aus den angeführten Beispielen, die, wie fast die ganze Sammlung, direct dem Volksmunde entnommen sind, wird man nun leicht ersehen, daß Thoms den „Folk-lorians" [12] eine sehr willkommene Gabe dargebracht hat, wofür ihm dieselben zum besten Danke verpflichtet sind, der durch die beigegebenen sorgfältigen Indices noch erhöht wird.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

---

[5]) Zu Gerv. S. 95. Über den daselbst S. 96 erwähnten Gog Magog s. auch Weisman, Alexander (Frankf. a. M. 1850) 2, 464 ff. Hinsichtlich der bei letzterem S. 465 aus dem Pecorone erwähnten durch Vogelnester verstopften Trompeten s. zu Gervas. S. 107.

[6]) Zu dem das. Anm. 26 Angeführten füge noch Ztschr. f. Myth. 1, 461 ff. no. 1—4. 2, 60. 183, no. 29. 4, 216. Wolfs Beitr. z. d. Myth. 2, 280. 325. Kuhn Sagen aus Westphalen etc. zu Nr. 269. 282.

[7]) „On the highest mound of the hill above Westonsuper-Mare, is a heap of stones, to which every fisherman in his daily walk, to Sand Bay, Kewstoke, contributes one towards his day's good fishing." p. 175 no. 13.

[8]) S. auch noch Ztsch. f. Mythol. 2, 61. 90. 132 f. Wolfs Beitr. 2, 280.

[9]) Brane = Braue; s. WB. s. v. Augenbran.

[10]) Auch nach kärtnischem; s. Ztschr. f. Mythol. 3, 30 no. 22.

[11]) Eine τύνοφρυς κόρα scheint bei den (sicilischen) Griechen für eine Schönheit gegolten zu haben. Theocrit. 8, 73.

[12]) Oder „Folk-lorists"; ad libitum.

Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde von Theodor Vernaleken. Wien, Wilh. Braumüller, 1859. VIII und 386 S. 8.

Hr. Vernaleken, der durch seine Alpensagen (s. Germania 2, 255) sich um deutsche Sagenkunde ein großes Verdienst erworben hat, ließ seiner ersten Lese bald eine zweite folgen. Ruhte schon auf der frühern Ernte reicher Segen, so begleitete ein ungleich größerer noch diese zweite Sammlung, die zu den besten und lehrreichsten Sagenwerken zählt. Das vom Herausgeber sich gesetzte Ziel, „die bereits gewonnenen Resultate der deutschen Mythologie, Volks- und Sittenkunde theils mit neuen Zeugnissen aus bisher unerforschten Landestheilen zu belegen, theils durch neue Züge zu bereichern" (S. II) ist hier in überraschender Weise erreicht. Die Sagenschätze mancher bisher in dieser Beziehung ganz unberücksichtigter Provinzen sind hier zum ersten Male gehoben, geordnet und verwerthet. Um von der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum der Sammlung eine Vorstellung zu geben, theilen wir kurz die Aufschriften der Abschnitte mit. Das Buch eröffnen die Sagen und Aberglauben, welche sich an das Siveringer Brünnlein angesetzt haben (S. 4—19) ihnen folgen II. Mythen über Wuotan (Nr. 1 — 34), III. Wuotan und der Tod (30 Nummern), IV. Die Entrückung (31 Nummern). — Der zweite Abschnitt ist den kleinen Elementargeistern oder Wichten und Elben gewidmet, und enthält Mittheilungen über Wassergeister (30 Stücke), Zwerge (Nr. 31—46), Hausgeister (Nr. 47—49), Waldgeister (Nr. 50—70). Eine reiche Lese von Volksgebräuchen und Aberglauben (S. 279—370), Mittheilungen über das Losen oder über das Glücksuchen und Zukunftsforschen des Volkes und ein Anhang, der verschiedene Sagen und mythische Züge (S. 356—381) enthält, bilden den übrigen Theil des Werkes. Ein sorgfältig gearbeitetes Register ist als trefflicher Schlüssel beigegeben. Nach diesen allgemeinen Bemerken möge auf manches Einzelne näher eingegangen werden. Gleich in den Mittheilungen über das Siveringer Brünnlein begegnen uns merkwürdige Züge, die der Herausgeber mit vollem Rechte auf Wuotan deutet. Die Hauptrolle spielen dabei die Glück spendenden Karl und Agnes. Schon der Name Karl erinnert an Karl den Großen oder Karl Quintus (s. Grimm, Myth. S. 890, Simrock, Myth. S. 242), die an Wuotans Stelle entrückt im hohlen Berge sitzen oder mit dem wüthenden Heere umfahren [1]). Agnes erscheint hier als Gemahlin Karls, d. i. Wuotans. Es wäre zu wünschen, daß bald über Agnes, die auch sonst als weise Frau erscheint und an deren Tag sich allerlei Glauben und Gebräuche knüpfen, genauere Forschungen angestellt würden. Sehr reich sind die Reste der Wuotansmythen. Noch finden sich in Österreich die Namen Wotn, Wut, Wudil (S. 23) und beinahe alle Züge dieses Gottes kehren in beigebrachten Sagen wieder. Die Nr. 6 (S. 25), 15 (S. 37), 22—24 (S. 46 — 50) u. 27 (S. 53) glaubt Referent jedoch nicht als diesem Abschnitte angehörig bezeichnen zu müssen, denn sie fallen in den dritten Kreis: Wuotan und der Tod. Über das S. 36 berührte Christopholusgebet sind zu vergleichen Baaders Sagen S. 68 u. 93, Wolfs

[1]) Schon Geiler weiß von den Umzügen des Carolus Quintus. Stöber zur Geschichte des Volksaberglaubens, Basel 1856. S. 20.

Beiträge 2, 91. — Bedeutend ist, daß Dietrich von Bern, der nach wendischen Sagen ins Gefolge des wilden Jägers gehört (Grimm, Myth. S. 888, Simrock, Myth. S. 241) auch im nördlichen Böhmen als wilder Jäger erscheint (S. 43). In den Sagen von der wilden Füa (S. 43) tritt uns die leuchtende Perahta entgegen (vgl. dazu Alpenburg S. 64). Zur Note 45 muß Ref. bemerken, daß der Ausdruk Furen im Sinne von Lärm, Unfug auch in Tirol vorkommt (Schöpf, Beiträge, Separatabdruck, S. 86). Zu S. 66 ist beizufügen, daß im Volksglauben neben dem Tod auch eine Tödin sich findet (vgl. Alpenburg S. 347, Wolf, Ztschr. 1, 260, 4, 409). — Nicht einstimmen kann Referent mit der Erklärung des Dodamanderl als Todtenmännchen (S. 69). Dodamanderl ist nichts anderes als Tattermännchen in der Bedeutung von Kobold, Zwerg. In einigen Gegenden Unterinnthals wird auch Dodamon statt Tattermann gesprochen. Desshalb ist auch die Stelle „Da hat de's Dodamanderl in Dodamon daschlogn" (S. 70) nicht dahin zu erklären, daß das Todtenmännchen den Todtenmann erschlagen habe. Die einzelnen Strophen des S. 69 u. 70 mitgetheilten Liedes sind auch in Tirol als Schnaderhüpflen verbreitet. Beim Mähen des Todes (S. 71) hätte das weitverbreitete Schnitterlied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod", Simrocks Volkslieder, S. 579, erwähnt werden können. Sehr reich vertreten sind die Sagen vom Todtenritte (S. 75—81), die in Bürgers Lenore ihren vollendeten Ausdruck gefunden haben. Bei den oft wiederkehrenden Reimen:

„Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle" (S. 75 etc.)

hätte das Volkslied Lenore (Simrock, Volkslieder, S. 37) eine Berücksichtigung verdient. Zu den Sagen und Gebräuchen, die auf Wuotans Umfahrt in den Zwölften Bezug haben, giebt Hr. Vernaleken einen neuen Beitrag im Umfahren des hl. Thomas (S. 94 u. 95). Zu den Mittheilungen über die Klage (S. 105) ist beizusetzen, daß das Weinen oder Heulen derselben vom Käuzchen herrührt, das hierzulande kurzwegs auch Klage genannt wird (vergl. Tirols Volksmeinungen S. 45). Den Glanzpunct des Werkes bilden die Entrückungssagen von den Bergen Blanik und Radhost (S. 109 ff.). All die Züge, die von bergentrückten Helden uns sonst zerstreut begegnen, haben sich an diesen Bergen angesetzt und stimmen in überraschender Weise zu den Kyffhäuser- und Unterbergsmähren. — Die S. 119 angeführte, in Steiermark verbreitete Meinung, daß die Soldaten nicht in den Himmel können, sondern „die grüne Wiese" zu ihrem Sammelplatz hätten, steht in Verbindung mit dem Glauben des Mittelalters, daß vor der Hölle eine Wiese sei, auf der Vieh weide (vgl. Simrock, Myth., S. 472). Zu den S. 117—119 mitgetheilten Sagen von dürren Stäben, die zum Beweise der Unschuld grünen, kann Referent folgende schöne Familiensage beibringen: Die um Kunst und Wissenschaften hochverdienten Ritter von Annaberg führen drei rothe Rosen an einem dürren Zweige im Schilde. Dieß Wappen schreibt sich von folgender Begebenheit her. Ein Annaberger erfreute sich viele Jahre keines Leibeserben und pilgerte desshalb nach dem hl. Lande. Bei seiner Zurückkunft fand er die Gattin eines frischen Söhnleins genesen — und zweifelte darob an ihrer Treue. Wüthend drohte er ihr mit Verstoßung und Kerker. Die Arme betheuerte ihre Unschuld. „Wenn dieser dürre Rosenstengel frische Rosen treibt, glaube ich an deine Treue, sonst nimmer," rief der Erzürnte. Sie gieng

in die Kapelle, betete dort drei Tage und drei Nächte — und sieh, an jedem dieser Tage trieb das dürre Reis eine frische Rose. Da glaubte der Ritter dem Wunder und nahm den dürren Stengel mit den drei rothen Rosen ins Wappen auf, das die Annaberger bis zum Erlöschen ihres Geschlechtes führten (Vinschgau). — S. 135 erscheint eine weise Frau als feuersprühendes Schwein, ein seltener Zug, der mit dem goldborstigen Eber in Beziehung stehen könnte. In Böhmen soll auch der Glaube vorkommen, daß derjenige, der sich am Christabend bis zum Nachtessen ganz der Speise enthält, ein goldenes Schwein durch die Luft fliegen sehe. Dieß Goldschwein ist zweifelsohne der Juleber [1]) und Referent möchte Hrn. Vernaleken ersuchen, der Fährte dieses Edelwildes nachzuspüren. Zahlreich sind die Sagen vom Baume, aus dessen Holze die Wiege für den glücklichen Erlöser Verwunschener gemacht werden soll (S. 124, 136, 139, 140, 148). Für die seltene Sage von zwei spinnenden Jungfrauen und dem am Tische festgebundenen Teufel giebt Hr. Vernaleken auch einen neuen Beleg (vergl. darüber auch Menzel Odin S. 81. Panzer 2, 56). Bedeutend sind die Sagen (S. 153—156), die als Nachträge zu Dietrichs Aufsatz: die deutsche Wasserhölle (Haupts Zeitschrift 9, 175—186) gelten müssen. Die zu S. 160 gemachte Bemerkung: In Baiern und weiter nordwestlich kommt die Benennung (Wichtel) noch vor, in Österreich habe ich sie nicht gefunden," muß Referent dahin berichtigen, daß Wichtel, Wichtelmannl auch in Tirol gang und gäbe sind (vergl. Sagen aus Tirol S. 54. „Das ist ein Wichtel" von neckischen Kindern; „es sind halt so Wichtlen," nämlich Zwerge). Sehr zahlreich sind die Mittheilungen über Wassergeister, von denen Vernaleken mit Recht bemerkt, es finden sich weit mehr männliche als weibliche Wassergeister (S. 161). S. 188 erscheint ein Wassermännchen mit einem Beile in der Hand, wie in einer Tiroler Sage (Sag. a. Tirol S. 416). Das Beil scheint Attribut der Wassergeister gewesen zu sein, was ihre Namen Hackmann, Schwingshackel nur bestätigen. Zur berührten Darstellung des Wassermannes (S. 164) kann ich auf ein Bild des hl. Christoforus in einem Bauernhause im Dorfe Telfes in Stubai verweisen. Der riesige Christusträger schreitet über den Fluß, aus dem ein Wassermännchen auftaucht. Dieses hat einen menschlichen Oberleib und eine Krone auf dem Haupte; der Unterleib theilt sich in zwei Fischschwänze, deren flossige Ende ihm die Hüfte berühren. — Auch hier halten die Wassergeister Seelen in Töpfen gefangen (S. 179), erscheinen als Pferde (S. 186) und fordern Opfer (S. 193). S. 180 begegnet uns die Sage vom Wassermann und der Katze, die schon im Mittelalter bekannt war (S. Hagens Gesammtabenteuer 1, 259, das Schrätel und der Wasserbär). Noch interessanter sind die Sagen von weiblichen Wassergeistern S. 196—205. Nicht zu den geringsten Verdiensten der reichen Sammlung zählt, daß Hr. Vernaleken neuerdings im Volksglauben drei Arten Zwerge: weiße, braune und schwarze nachweist. Die braunen und weißen Zwerge thun dem Menschen kein Leid an, aber die schwarzen (S. 225, vergl. Grimm, Myth. S. 414). Zu S. 232 ist anzufügen, daß auch in Tirol die Benennung des Teufels mit „Gangerl" sehr verbreitet ist. Daß die Hausgeister durch neue Kleider verscheucht werden (S. 238), ungesalzene Speisen lieben (ibidem), als spiritus

[1]) Dieser Glaube kommt auch in Thüringen (Grimm, Myth. S. 45, Wolf, Beitr. 1, 184) vor.

familiaris dienen, wird hier durch neuerliche Belege bestätigt. Der Hausgeist heißt in Galizien Didko, und in südslavischen Landestheilen begegnet uns noch der deutsche Skrat (S. 240). Der baierische Hoiamann (Schönwerth 2, 342, Leoprechting S. 32) tritt in Österreich als Hehmann auf S. 231. — Die Sage Nr. 54 S. 247 wäre richtiger bei den Wassergeistern eingereiht worden. Zum Coronagebet S. 264 verweist Referent auf die Sagen aus Tirol S. 460 u. 472. — An die Stelle des unsichtbar machenden Farrensamens tritt in Österreich die Waldpflanze Fonich (S. 264), deren wissenschaftlicher Name mitgetheilt werden sollte. Sehr zahlreich und theilweise bisher unbekannt sind die Volksgebräuche und Aberglauben, namentlich die Mittheilungen über Dodamon S. 280, wo er wirklich vom Tattermann unterschieden werden muß, was von dem früher und S. 279 Beigebrachten nicht gilt. — Das S. 293 auftretende Pfinzdaweibl ist Perahta. — Referent glaubte, diesem Werke eine längere und eingehende Besprechung widmen zu sollen, da es durch seinen reichen und werthvollen Inhalt, sowie durch seine Anordnung und Darstellung sich auszeichnet. Die wenigen Ausstellungen mögen Hrn. Vernaleken beweisen, mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit Ref. den „Mythen und Bräuchen des Volkes in Österreich" gefolgt ist. Möchte der verdienstvolle Herausgeber auch in Zukunft weder Mühe noch Kosten scheuen, um den Sagenschatz der österreichischen Länder vollends zu heben. ZINGERLE.

---

1. **Aus der Oberpfalz.** Sitten und Sagen. Von Fr. Schönwerth. Dritter Theil. Augsburg 1859.
2. **Elsässisches Volksbüchlein.** Kinderwelt und Volksleben in Liedern, Sprüchen, Räthseln, Spielen, Märchen, Schwänken, Sprichwörtern von August Stöber. Zweite stark vermehrte Auflage. Erstes Bändchen. Basel 1859. 8.

1. Mit dem vorliegenden dritten Theile schließt sich das reichhaltige Sagenwerk aus der Oberpfalz ab. Er enthält Mittheilungen über Tod und Hölle, über Teufel und Teufelswerke, über den Himmel und das Weltende. Wie in den zwei ersten, früher besprochenen Bändchen (Germania 4, 123) wird hier neben vielen aus anderen Werken schon Bekannten manches Neue geboten. Am reichsten ist der Teufel mit seinem Anhange (S. 25—284) vertreten. Vor der Hölle begegnet uns wieder die große grüne Wiese, auf welcher getanzt wird (S. 26). An Feiertagen weiden die bösen Geister, die noch zu erlösen wären, darauf, und der Höllenbube hütet ihrer (S. 26). Auch das Wirthshaus, der oft besprochene Nobiskrug (Simrock, Myth. S. 472. Haupt, Ztschr. 4, 388) fehlt nicht dabei. Die Teufel führen ein fröhliches Leben und unterhalten sich mit Kegel- und Kartenspiel (S. 27), deren letzteres ihre Erfindung ist (S. 42) Merkwürdig ist die S. 87 erzählte Sage: „Teufels Dank." Der Teufel warnt hier eine Dirne vor dem Schlosse und giebt ihr, als die Verführte von dort zurückkehrt, einen derben Schlag ins Gesicht. Dieselbe Sage wird vom Schlosse Maultasch in Tirol erzählt (Sagen aus Tirol S. 272). Zahlreiche Belege giebt Schönwerth zu den Sagen vom Spielen und Kegeln der Verdammten (S. 141—148). Ein sehr seltener Zug ist, daß eine Hexe als Hirsch erscheint (S. 166). Die Sage steht ohne Zweifel in Beziehung mit dem Hirschen, der die Jäger in die

Unterwelt verlockt (vgl. Simrock, Bertha, S. 81 ff.). Die tanzenden Katzen, von denen beinahe in allen deutschen Gauen erzählt wird (vergl. Sagen aus Tirol S. 300, Anm. 3), sind Heiden und werden Wana genannt. Sie haben zu gewissen Zeiten ihr Fest und ihren Tanz (185—191). Der Name mahnt schon an die Wanen, und die beigebrachten Sagen sind spärliche Reste eines uralten Mythus. Mit zahlreichen Sagen ist die Wanderung unseres l. Herrgottes mit St. Petrus belegt (S. 294—309). Ein gewaltiger Hirsch mit einer leuchtenden Flamme zwischen dem Geweihe (S. 309) weist einen Ritter aus dem dichten Walde. Ein neuer Beleg, daß der Hirsch zu den weisenden Thieren zählt. Zahlreich und merkwürdig sind in der Oberpfalz die Sagen vom Weltende, namentlich die vom kalten Baume (S. 339—343) und von den bergentrückten Göttern und Helden (S. 344—361). Besonders vollständig ist uns die Mythe vom bergentrückten Wodan im §. 7, S. 350 gegeben. Die in andern Entrückungssagen zerstreuten Züge begegnen hier gesammelt. Nicht weniger beachtenswerth ist das über die Eisriesen und die Feindschaft zwischen Mond und Sonne Mitgetheilte (S. 361 — 368). Den Schluß dieser Anzeige mögen einige kurze Bemerkungen bilden. Zu dem S. 10 erwähnten Sprichwort: „Der Tod hat ihn am Bandel" giebt uns die schöne indische Sage von Sawitri (Holtzmanns indische Sagen 1, 244 ff.) ein auffallendes Gegenstück:

„So sprechend, aus Satjawats Leib
zog Jam ein Männchen, daumesgroß,
an seinem Seile mit Gewalt.
Der Leib ward blass und regungslos.
Jam aber, mit Satjawats Geist
am Seile, gieng nach Süden fort" (S. 263).

Zu weit geht Hr. Schönwerth, wenn er S. 97 vom Röckchen oder von der Kutte des Teufels sagt, daß dieß Kleid auf Wodan deute, besonders, da der Ort des Erscheinens meistens der Wald ist. — Weniger gelungen sind einige Namenserklärungen. Wer möchte im „Garandere" oder „Spani-, Spadi-, Spari-, Speri-Fankerl" das Altsächsische gêrfiundd! wieder finden (S. 40) oder in „Wuggerl" das nordische yggv (ibidem)? — Sehr vermisst wird bei dem Werke, das ich allen Freunden deutscher Sage und Sitte bestens empfehle, ein vollständiges Register. Der Gebrauch desselben bleibt bei diesem Mangel sehr erschwert.

2. Eine sehr reichhaltige Sammlung von Kinderliedern, Sprüchen und Räthseln, die ein erfreuliches Zeugniss vom Fortleben deutscher Sitte und Sprache im Elsaß giebt und einen werthvollen Beitrag zur Litteratur des Kinderliedes und Spieles bietet. Von vielen schon bekannten Liedern werden hier neue Variationen mitgetheilt. Von großem Fleiße und genauer Kenntniss der einschlagenden Litteratur zeugen die Erläuterungen und Zusammenstellungen (S. 112—198). Namentlich werden darin interessante Belege aus der Magiologia des Philo, Browns Pseudoxia epidemica, Fischarts Gargantua und Geilers Werken beigebracht. Das Büchlein muß als eine lobenswerthe Ergänzung von Rochholzs alemannischem Kinderlied und Kinderspiel bezeichnet werden. Möchte das 2. Bändchen der Sammlung nicht zu lange auf sich warten lassen.

ZINGERLE.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen

DIE DEUTSCHEN GEDICHTE VON SANCT OSWALD.

VON

KARL BARTSCH.

Daß von den beiden deutschen Gedichten, welche die Legende vom heiligen Oswald behandeln, das von Ettmüller herausgegebene dem zwölften Jahrhundert angehöre, wird von unsern Litterarhistorikern nicht mehr bezweifelt. So sagt Wackernagel S. 163 fg.: 'die zwei Bearbeitungen der Legende von Oswald, dem heiligen englischen Könige, die ältere, welche Christum selbst als begehrenden Pilgrim an den Hof des Königs bringt, noch aus dem zwölften Jahrh., die jüngere, in deren Beginn wie im Orendel der weltkundige Waller Tragemund erscheint, vielleicht erst aus dem fünfzehnten.' Und ebenso führt Gödekes Grundriss S. 22 das Gedicht bei der Spielmannspoesie des zwölften Jahrhunderts auf. Ein Zweifel an der von Ettmüller mit so großer Bestimmtheit ausgesprochenen Behauptung wurde gleichwohl schon im Jahre 1836 erhoben: denn während Mone im Anzeiger 4, 414 der Ansicht Ettmüllers beitrat, und den Zusammenhang zwischen Oswald und Otnit nachzuweisen, ja sogar ersteres Gedicht bestimmter um die Zeit von 1147 zu setzen versuchte, machte Schmeller in den Münchener gelehrten Anzeigen des genannten Jahres, S. 995, seine Bedenken geltend. Schmellers gewissenhafte Art der Forschung, sein richtiger, vorurtheilsfreier Blick hätte seinem Ausspruch ein größeres Gewicht geben sollen, als es der Fall gewesen zu sein scheint: doch kann man das damit entschuldigen, daß seine Recension wahrscheinlich nur wenigen derer, die am deutschen Alterthum Theil nehmen, zu Gesichte gekommen ist.

Ich will desshalb was Schmeller sagt hierher setzen. Nachdem er das Leben Oswalds in der deutschen 'Legende der Heiligen' mit dem deutschen Gedichte verglichen und zu dem Resultate gekommen, daß weder die Legende aus dem Gedichte, noch dieses aus jener zunächst hervorgegangen sei, bespricht er den bei Ettmüller (2076) vorkommenden Ausdruck *'als uns daz tiutsche buoch nû seit,'* und bemerkt (S. 1009): 'Ist der ganze Satz nicht als ein bloßer Reimbehelf anzusehen, so deutet freilich auch er auf ein früheres deutsches Werk über St. Oswald, aus welchem sowohl die Legende, als das Gedicht, jedes auf seine Weise erweitert und beschränkt, verfertigt sein konnte. — In welcher Zeit war nun dieses schon vorhanden, und war es in Prosa oder in Versen geschrieben?' Und weiter heißt es von den beiden Handschriften, der Münchener und Schaffhausener (S. 1010): 'So viel ist gewiss, daß beide Codices Abschriften eines früheren sind. Die oben erwähnte Phrase findet sich in beiden, ist also auch für jenes Original anzunehmen. Wäre dieses schon im zwölften Jahrhundert verfasst, so würde sie gar auf ein deutsches Buch des eilften Jahrhunderts verweisen, welches, als Prosa noch mehr denn als Gedicht, sicher unter die auffallendsten Erscheinungen unserer vaterländischen Litteratur gerechnet werden müßte. Wäre es in Versen, gleichwohl ob hoch- oder niederdeutsch, gewesen, so müßten auch unsere Abschriften ohne Zweifel noch ganz andere Spuren jener Zeit oder jener Mundart an sich tragen. Dieselben ungenauen Reime, die sie zeigen, kommen auch in andern Werken des 14. und 15. Jahrhunderts vor. Und nicht weiter hinauf getraut sich Referent seines Theils die Abfassung des Gedichtes zu setzen. Die prosaische Erzählung, *'daz tauzsch buoch'* mag etwas älter sein. Und S. 1016: 'Möge nun wer da will, das Gedicht, weil es schlecht gereimt ist, ins zwölfte Jahrhundert hinaufrücken: Ref. bleibt, alles übrige wohl erwogen, des Bedünkens, daß auch die Art, wie noch jetzt unser Volk reimt, nicht erst von gestern her, sondern minder Gebildeten durch alle Jahrhunderte gemäß gewesen sei.'

Am treffendsten ist die letzte Bemerkung: in der That muß man sich wundern, mit welcher Leichtigkeit Gedichte, die in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts erhalten sind, wegen ungenauer Reime schlechthin dem zwölften Jahrhundert zugewiesen worden sind. Ohne weiter zu prüfen, erkannte Ettmüller 'sogleich, daß das Gedicht ein Werk des zwölften Jahrhunderts sei.' Zingerle in seinem Schriftchen über die Oswald-Legende (Stuttgart und

München 1856) sagt S. 8: 'Die ganze Bearbeitung von der Legende von St. Oswalds Leben, wie sie uns Ettmüller mittheilt, stammt nach meiner Ansicht nicht aus dem zwölften Jahrhundert. Jedoch finden sich einzelne Stellen, in denen der epische Ton so gut angeschlagen ist, als in den besten Volksepopöen, und diese weisen auf ein hohes Alter zurück. Wenn man das Gedicht aufmerksam liest, so ist es nicht schwer, ältere Bestandtheile von den neuern, ächt volksthümliche Stellen, die uns hoch ansprechen, von späteren Einschiebungen zu unterscheiden. Ich glaube, daß die uns vorliegende Legende nur eine Überarbeitung und Erweiterung einer älteren Legende ist, die zu Grunde gelegt wurde, und aus der oft ganze Stellen ungetrübt mit herübergenommen wurden.' Die Zweifel Zingerles stützen sich auf die Reime, und diesen Grund hat er von Schmeller entlehnt. Was nun seine Ansicht betrifft, es liege ein älteres Gedicht zu Grunde, dessen Zeitalter anzugeben er sich erspart hat, so ist das Unterscheiden von älteren und jüngeren Stellen leichter gesagt als ausgeführt. Dem dunklen Gefühle darf man hier am wenigsten trauen, weil die volksthümlichen Dichtungen mehrerer Jahrhunderte im 'Ton' einander sehr nahe kommen. Ein Kriterium für das Alter eines Gedichtes ist daraus nicht zu ziehen.

Zweierlei ist zuvörderst zu erwägen: die Reime und der Wortvorrath. Auf beides hat Ettmüller keine Rücksicht genommen und sein Urtheil war augenscheinlich nur auf die Reime gebaut, und selbst diese sind keiner eingehenden Prüfung unterworfen worden.

Wir betrachten zuerst die Reime, die einer Abfassung des Gedichtes im 12. Jahrhundert widersprechen. Dahin gehört die Verletzung der Quantität in zweisilbigen Reimen, deren einer lange, der andere kurze Penultima hat. Der Art sind *lêre* : *here* 51. *êre* : *here* 387 (vgl. 373. 699, wo der Herausgeber *mêr* : *her* reimen lässt: warum nicht auch hier *mêre* : *here*?) und derselbe Reim noch 977. 2137. 2199. 2333. 2833. so wie *lêre* : *here* noch 463. 1941. 1989. *mêre* : *here* (vgl. 373. 699) 807. 1017. 2361. *mere* : *herre* 2955. *sêre* : *her* (warum nicht *here*? denn so wie sie in der Ausgabe stehen, haben die Verse gar keinen Reim!). 1291. *jagen* : *gâhen* 2413, wo doch leicht zu ändern gewesen wäre: denn *jâgen* : *gân* hätte ganz der Weise von Gedichten des 12. Jahrhunderts entsprochen. *hôchgeboren* : *ôren* 3295. Offenbar sind aber alle diese Reime stumpf aufzufassen und der Bearbeiter sprach *lêr, sêr*, er reimte *lêr* : *her*, wie er auch *sêr* : *ger* 719. 2111. : *her* 1661. 3059. 3449. *mêr* : *beger*

2471. : *ger* 3233 im Reim bindet. Daß aber Dichter des zwölften Jahrhunderts nicht *lêr sêr* im Reime sprachen, hätte der Herausgeber wissen sollen.

Die Abwerfung des *e* nach langer Wurzelsilbe, im Präteritum schwacher Verba, im Adverbium und sonst begegnet in den Reimen des Gedichtes ungemein häufig. Außer den schon erwähnten, die in diese Klasse fallen, bemerke ich folgende.

1. Im Präteritum schwacher Verba, *sant'* : *lant* 81. *heilant* : *sant'* 393. *erhôrt* : *wort* 995. *erlôst* : *trôst* 1143. *swert* : *gewert* 2121. *vart* : *spart* 2803. *gewert* : *begert'* 2985. Ferner das sehr häufige *erschricket* : *blicket* (sieh Anmerkung zu 162), wo ein *erschrickete* : *blickete* gegen die Weise des zwölften Jahrhunderts wäre und zu schreiben ist *erschrihte* : *blihte*: der Reim begegnet 161. 491. 1649. 2229. 2269. 2379. : *anblicket* 3013. 3351.

2. Im Adverbium: *schôn* : *Aarôn* 295. 2085. 2319. 2579. 2903. 3031. Merkwürdiger Weise steht *schône* : *Aarôn* 2329 als Reim, so unsinnig wie das vorher bemerkte *sêre* : *her*. Eine Nominativform *Aarône* wäre nicht undenkbar: über dergleichen Accusativformen sieh Haupt zu Neidhart 54, 32. Aber die Analogien anderer Reime, die gleich folgen, sprechen dagegen und beweisen die Abwerfung des *e*. Der Name erscheint noch im Reime, *Aarôn* : *krôn* (Ettmüller schreibt wieder *krône*!) 2149. *schôn* für *schône* noch in *schôn* : *lôn* 561. 1411. Ferner *balt* für *balde* in folgenden Reimen. *balt* : *gestalt* 339. : *walt* 969. : *Oswalt* 405. 473. 559. 577. 1257. 1459. 1635. 1875. 2183. 2225. 2249. 2259. 2535. 2867. 2879. 3171. 3189. 3265. 3385. 3389. Ferner *ein* für *eine* in *erschein* : *alein* 1963. *eben* für *ebene* in *eben* : *heben* 3329. *spât* für *spâte, spât* : *rât* 2223. : *hât* 2917. *drât* für *drâte,* in *trât* : *hât* 847. *hât* : *drât* 1277.

3. Bei Substantiven, nach langem, wie nach kurzem Wurzelvocal. (*die*) *bischof* : *hof* 97. *tage* : *pflac* 135. 167, wo der Bearbeiter offenbar *tag* : *pflag* sprach und schrieb. *rabe* : *tac* 621. 1133. 1227, auch hier ist *rab* : *tag* zu lesen, mit einer im 14. und 15. Jahrhundert sehr gewöhnlichen Assonanz. *übergap* : *klage* 1139. *tôr* : *vor* 1757. 2811. 2913. *sîn* : *roubgalîn* 2067. 2653. *swert* : *geverte* 2121. *kristenkint* : *gesinde* 2099*). *vermeit* : *scheide* 2795. 2971. *tuon* :

*) Der Reim *kint* : *gesinde* begegnet auch in der heiligen Margarête (Zeitschrift 1, 157) 87, wozu Haupt bemerkt: 'Ich habe als Nothbehelf das mascul. *gesint* gewagt, das in der Genesis vorkommt,' Fundgruben 2, 70, 38.

suone 3009. *ungevuoc* : *suon'* 3321, wo Ettmüller die ganze erste Zeile ergänzt hat: aber *ungevuoc* : *suon* wäre, auch abgesehen von der unerlaubten Verkürzung, keine richtige Assonanz, denn *c* : *n* assonieren nicht im stumpfen Reime. Eine adjectivische Verkürzung ist *hôchgemuot* : *der guote* 1889. Die Verkürzung des Dativs in *golt* : *solt* 1399. *vlîz* : *wîz* 1441, mache ich nicht geltend, weil sie nicht dem 12. Jahrhundert widersprechen würde. Manche Stellen sind leicht zu bessern: lies *knehte* : *rehte* 89. 107. 1425.

Die Reimbindung *s* : *z* begegnet zwar in manchen Denkmälern des 12. Jahrhd., aber in Anbetracht der andern einer viel jüngeren Zeit angehörenden Freiheiten werden wir auch dieß *s* : *z*, dessen sich die Dichter des 13. Jahrh. meist enthalten, als etwas dem Bearbeiter Zukommendes betrachten, zumal da der Reim häufig begegnet. *was* : *vergaz* 29. 741. 1545. *saz* : *was* 635. *daz* : *was* 2529. 2849. *genôz* : *erbelôs* 49. : *triuwelôs* 953. *grôz* : *verlôs* 2823. *gruntlôs* : *grôz* 2951. *hûs* : *ûz* 923. Noch auffallender ist aber *vlîze* : *spîse* 1023, wo der Dichter analog den vorher erwähnten Kürzungen *spîs* : *vlîz* sprach.

Wir haben noch einige ungenaue Reimbindungen zu erwähnen, die vielleicht für Ettmüller hauptsächlich Anlass gewesen sind, das Gedicht ins 12. Jahrhundert zu setzen. Zunächst die Bindung *gerne* : *hêrren*, sie begegnet an folgenden Stellen: *gerne* : *dienstherren* 117. 1947. 1995. 2581. : *hêrren* 171. 523. 603. 1121. 1461. 3403. und mit *êren* 293. 455. 895. 2859. 3249. 3353. *ungerne* : *hêrren* 3393. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß Dichter des 12. Jahrhunderts *gerne* : *hêrre* reimen: aber ist dem Herausgeber nicht aufgefallen, daß niemals *gerne* mit *herre*, sondern immer mit *herren* gebunden wird? Er wird das einen Zufall nennen: es ist aber keiner, sondern erklärt sich daraus, daß der Dichter *gern* : *herrn* sprach, wie in der That Dichter des 15. Jahrhunderts reimen, und ebenso sprach er *gern* : *êrn* (oder *geren* : *êren*), denn die verschiedene Quantität des Vocales kommt namentlich vor doppelter Consonanz im 15. Jahrh. nicht in Betracht. Die Verkürzung *gern* für *gerne* stimmt aber ganz zu den vorher erwähnten Adverbien *schôn*, *spât*, *drât*, *balt*. Darnach sind auch die folgenden Reime zu behandeln, *gerne* : *mêren* 2321. 2949. : *kêren* 2856. *herren* : *gewern* 3359. Nur einmal wird *gerne* : *êre* gebunden 2221, und hier ist scheinbar die Verkürzung *gern* : *êr* nicht anwendbar, aber hier ist ohne Zweifel mit der Münchener Hs. durch *mîne êren* zu lesen, wodurch, was ich sagte, aufrecht erhalten wird.

Ähnlich verhält es sich mit den Reimen *worden* : *hôchgeborn* 2049. *zorne* : *worden* 2927. 2931, die durch die im 15. Jahrhundert geläufige Form *worn* zu erklären sind, vgl. meine Auswahl geistlicher Dichtungen 16, 799. 800 (Erlösung S. 268) und dieselbe ungenaue eine Silbe verschluckende Aussprache erklärt den Reim *êre* (l. *êren*) : *werden* 2897, wo der Dichter *êrn* : *wern* sprach. Noch andere Ungenauigkeiten weisen nicht auf alte, sondern auf sehr junge Zeit hin, so *bûwen* : *troum* 1101. 1329, was so geschrieben gar kein Reim ist, aber durch *bawn* : *trawm* ganz gut erklärt würde, wenn nicht überhaupt für *mâze bûwen* mit der Münchener Hs. *maspawm* zu lesen wäre. Der Reim *gâz* : *wâr* 1781 ist nicht zu gestatten (vgl. die Lesarten der Münchener Hs. zu dieser Stelle): doch steht hier die Schaffhausener auf alterthümlicherer Stufe, wie das nicht häufige *gâz* zeigt. — 1977 *gerne* : *verjehen* ist wiederum kein Reim: M hat hier die richtige Zusammenfassung von 1975—78 in zwei Zeilen. — 2449 *drî* : *gelîch* ist ebenfalls zu verwerfen, vgl. M; ebenso *vor* : *vrô* 2815. Auch der Reim *bite* : *nit* 3305 kann unmöglich einem Gedichte des 12. Jahrhunderts angehören, sondern zeugt für das 14. oder 15. Jahrhundert. — *schîn* : *gemein* 1493 würde auf jüngere Zeit, in der *ei* für *î* gesprochen wurde, schliessen lassen, wenn nicht M hier anders und besser läse. *ei* : *î* begegnet noch einigemal *vîn* : *rein* 1103. *sîn* : *heim* 2665, wo aber die sinnreiche Ergänzung von *sîn* erst dem Herausgeber zufällt. *wârheit* : *hôchzît* 3119. Dagegen würde *diet* : *sît* 3129 für das alte *î* sprechen: aber *diet* rührt hier erst vom Herausausgeber her: die Handschrift hat *luit* : *sit* d. h. *leut* : *seit*, und das ist ein dem 15. Jahrh. ganz gemässer Reim. — *unverzeit* : *staet* 1509 wird Ettmüller wahrscheinlich auch als Zeichen hohen Alters anführen: daran hindert die Kürzung *staet*, wie die Verschiedenheit des Vocals, wenn der Reim ein stumpfer sein soll.

Zeichen eines verhältnissmäßig jungen Textes ist außerdem der Gebrauch von *vrî* als Reimflickwort, vgl. 521. 595. 1033. 1311. 1647. Ebenso von *zart* 1512. und die Bindung *ô* : *â* in *vrô* : *klâ* 2297.

Diese durch den Reim erwiesenen Eigenheiten des Gedichtes weisen seine Abfassung an den Schluß des vierzehnten, wenn nicht schon in das fünfzehnte Jahrhundert, dem beide Hss. angehören. Gleichwohl bin ich nicht abgeneigt, eine ältere Grundlage anzuerkennen und zwar auf Grund des von Schmeller mit Unrecht als Füllung betrachteten Verses 2076 *als uns daz tiutsche buoch nû seit*, der in der Münchener Hs. noch einigemal vorkommt. In diesem

'deutschen Buche' sind wir eine poetische Quelle anzunehmen berech-
tigt, da die älteste prosaische Bearbeitung im Sommertheil des Le-ben
der Heiligen nicht über den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück
geht. Welcher Zeit nun dieß ältere Gedicht angehört habe, is
schwer näher zu bestimmen. Die Form *schintvessel*, die sich 2225
2285. 3296 in beiden Hss. findet und von Ettmüller in *schiltvezze*
geändert worden ist, deutet nach Schmeller (S. 1014) auf die Zei-
zwischen Konrad von Megenberg und dem Schluße des 14. Jahr-
hunderts. Wir müssen, um einige Anhaltspunkte zu gewinnen, die
alterthümlicheren Worte des Gedichtes ins Auge fassen. Die Unter-
suchung hat ihre Schwierigkeit, weil sich nicht leicht bestimmen
lässt, wann ein Wort aus dem Gebrauche in der Dichtkunst kam-
Namentlich fehlt es an hinreichenden Belegen im 14. und 15. Jahr-
hundet auch in dem sonst so vortrefflichen mhd. Wörterbuche.

gebæren 758, das nur hier begegnet, mag zu den alten Worten
des Gedichtes gerechnet werden, wenn nicht *erbæren* zu lesen ist,
das in der Bedeutung 'erheben' noch im 16. Jahrhundert vorkommt,
vgl. Schmeller 1, 192.

brechen : *daz here mit einander ûf brach* 2555. *ûf brechen* in
diesem nhd. Sinne begegnet mhd. nicht. Der Ausdruck findet sich
noch in dem anderen Gedichte von St. Oswald (Zeitschr. 2, 120)
1075 *zuhant das volk uf brach.*

gebrehte 364: kommt noch im 15. Jahrhundert vor, vgl. mhd.
Wörterbuch 1, 244.

gebrehten : *mit rîtern und mit knehten mac ich deste bas ge-*
brehten 454: das einfache *brehten* begegnet im Liederbuche der
Hätzlerin.

brût: der Reim *briute* : *liute* 3113 (Dat. sing.) scheint für
ältere Fassung zu sprechen, denn der Sprache des 15. Jahrh. würde
der Reim in *braut* : *leut* auseinandergegangen sein.

dagen; die einleitende Formel *welt ir hæren stille gedagen!* ist
eine vom 12.—14. Jahrhundert in der volksthümlichen Poesie übliche.
Das Wort *gedagen* 1. 141. 1741. *verdagen* 695. 844. 1079. 1895.
2087. 2201. 2513. gehört zu denen, die auf eine ältere Zeit schließen
lassen: in den im mhd. Wörterbuch 1, 297 ff. aufgeführten Bei-
spielen erscheint keines, das über die erste Hälfte des 14. Jahrh.
hinabreichte. Zwar kommt das Wort sogar noch im 16. Jahrh.
vor, Schmeller 1, 359, aber mit einer erklärenden Note, ein Zeichen,
daß es nicht mehr verständlich war.

diezen 2673, durch den Reim (: *vliezen*) gesichert, begegnet zwar vereinzelt noch im 15. Jahrh., ist aber aus rechtem Gebrauche schon im 14. gekommen, vgl. Schmeller 1, 401.

gâch, mir ist *gâch* 617. 925. 1561 und öfter: der Ausdruck begegnet noch im 16. Jahrhundert, Schmeller 2, 28.

galîne 2541 und in der Zusammensetzung *roupgalîne* 2066. 2068. 2653, kommt im 15. Jahrh. nicht mehr vor: allein die verkürzte Form *galîn*, in der das Wort im Reime erscheint, spricht doch entschieden gegen die Abfassung im 12. Jahrh. Der ersten Hälfte des vierzehnten wäre das Vorkommen und die verkürzte Form schon gerecht.

gâz 1781: das Wort erscheint in der Schriftsprache im 14. Jahrh. nur selten vorzukommen, wie Suchenw. 8, 201: im Volksdialecte hat es sich bis heut noch erhalten: vgl. Schmeller 4, 126.

ger, mir ist *ger*, vgl. mhd. Wörterbuch 1, 531: die dort angeführten Stellen reichen nicht über den Schluß des 13. oder den Anfang des 14. Jahrh. hinab. Im Oswald begegnet der Ausdruck 720. 774, in ersterer Stelle im Reime auf *sêr*, was gewiss unecht ist: auch 2472 hat Ettmüller mit Recht in der Anmerkung *was in ger* vermuthet.

gerwen, garwen: *er hât sich selben garwet kreftenclîche* 1449. Die im mhd. Wörterb. 1, 481 angeführten Stellen für das Wort in der Bedeutung 'bereiten' reichen nicht über das 13. Jahrhundert hinab. Auch Schmeller führt 2, 65 keine Stelle aus späterer Zeit an.

giel 3297: das Wort begegnet noch im 15. Jahrh. bei dem Büheler, mhd. Wörterbuch 1, 511.

jehen 408. 716. 975. *verjehen* 185. 786. 1178 und öfter: das Wort darf als kein Beleg älterer Fassung angeführt werden, denn es begegnet noch im 15. Jahrhundert, Schmeller 2, 267. Eher wird man die Form *jâhen*, die durch den Reim (: *sâhen* 1249) gesichert ist, anführen dürfen, denn die spätere Sprache scheint entweder das Präteritum Plur. zu meiden oder es schwach zu bilden, vgl. Schmeller a. a. O.

kemenâte 212. 1016. 1272, begegnet noch im 15. Jahrhundert. Schmeller 2, 295.

kriuzestal, *enkriuzestal* M 1202. 1706: kommt das Wort noch im 14. Jahrhundert vor?

lâzen: das Präteritum *lie*, das durch die Reime : *knie* 2483. 2709. : *gevie* 1883. : *übergie* 2155 gesichert ist, kommt etwa noch im 14., im 15. Jahrhundert nicht mehr vor.

lin 920 M: das Wort scheint österreichisch, am häufigsten hat es Ulrich von Liechtenstein. Dieß führt uns vielleicht auf die Heimat des älteren Dichters.

magedîn 39. 3036. 3103 und 2490 M: auch dieß Wort kommt wohl nach der ersten Hälfte des 14. Jahrh. nicht mehr vor, vgl. mhd. Wörterbuch 2, 3.

mark 'Ross' 2357, vgl. Schmeller 2, 617, durch den Reim (: *stark*) gesichert, gehört zu den älteren Ausdrücken des Gedichtes: in der volksthümlichen Poesie begegnet das Wort häufig; die höfischen Dichter meiden es, mhd. Wörterbuch 2, 63.

marnœre 1565. 2567. 2656, kommt nach den im mhd. Wörterbuche 2, 82 citierten Stellen, womit Schmeller 2, 610 zu vergleichen ist, zu urtheilen nach dem Ende des 14. Jahrhunderts nicht mehr vor.

gemeit 1345. 2653. *dûhte sich gemeit* 542. 1407: letztere Redensart weist auf das 15. Jahrh. hin, andere Beispiele sieh bei Schmeller 2, 646.

molte 3093 kann nicht als Beweis gelten, da das Wort auch noch später in Zusammensetzungen erscheint.

niemen 934 M, reimend auf *riemen*: ein solcher Reim begegnet noch im 14. Jahrh. bei Suchenw. 28, 37.

nôthelfœre 3418, vgl. mhd. Wörterbuch 1, 682.

pfeller 793: kommt noch im 15. Jahrhundert vor, Schmeller 1, 308.

schiezen: so ist zu lesen 922 *starke rigele schôz man dâ vür.*

schiltvezzel 3225. 3285. 3296, in der Bedeutung 'Knappe' nur im Oswald, dagegen jüngere Beispiele von *schintvessl*, wie auch hier beide Hss. lesen, wortspielend mit *schinden*, weil es als Schimpfwort 'Lotterbube' gebraucht wird, sieh bei Schmeller 3, 371.

sigehaft 2871 scheint im 15. Jahrhundert nicht mehr vorzukommen.

sîgen 'sinken' 3090, durch den Reim gesichert, ebenfalls ein älteres Wort, das im 15. Jahrh. sehr vereinzelt begegnet, vgl. Schmeller 3, 213. Hätzlerin S. 344.

spilwîp 989, vgl. Schmeller 3, 562, wo für *spilweib* nur die Stelle aus der Münchener Hs. des Oswald (cod. germ. 719) angeführt ist: es scheint nach dem 13. Jahrh. nicht mehr vorzukommen.

stîc : stîc und strâze sint im genomen 1733: ich führe die Stelle an, um auf die merkwürdige Übereinstimmung mit Walther 8, 23 *stîc unde wege sint im benomen* hinzuweisen.

stimme: der heiden sprach ein stimme grôz liest M 849: vgl. die Anmerkung zu Strickers Karl 7994.

sumerlanc 2835. 3037, ein älteres Wort, vgl. mhd. Wörterbuch 1, 931.

temeren 2078; vgl. Schmeller 1, 369 und mhd. Wörterb. 3, 29.

tougen 829; vgl. Schmeller 1, 437: im Liederbuche der Hätzlerin kommt das Wort noch vor, mhd. Wörterb. 3, 59.

trân, wie das mhd. Wörterbuch 3, 95 schreibt, mit der Bemerkung 'gegen *tran* mit kurzem *a* sprechen die Reime': gewiss nicht die des Oswald! *tran* : *lobesam* 581. *man* : *tran* 3165. 3207: das kurze *a* stimmt allein zu der Ableitung von *trinne*. Die Stellen des mhd. Wörterbuches schließen den Gebrauch des Wortes mit dem Anfange des 14. Jahrh. ab.

getrehte 31. 552. 723, von *trahten:* das Wort, das ahd. z. B. bei Otfrid öfter vorkommt, begegnet, wie die Stellen im mhd. Wörterbuche 3, 83 nachweisen, außer einer einzigen, dem Schluße des 12. Jahrh. angehörenden, erst wiederum am Schluße des 13., im 14. und 15. Jahrh., auch noch im 16., z. B. bei Hans Sachs; vgl. Schmeller 1, 473.

trehtîn 2891. 2987. 3075. 3133 und M 1171 überall im Reime: das Wort scheint im 14. Jahrh. bei den Dichtern kaum noch vorzukommen. Zwar führt Schmeller 1, 473 aus den Ingolstädter Reimen von 1562 das Wort noch an: aber diese Reime haben, was ich bei andern Worten (z. B. bei *gedagen*) auch beobachtet habe, viel Alterthümliches, und es verdient untersucht zu werden, ob nicht der Verfasser (Paulus Aemilius von Ingolstadt, Schmeller 1, XVI) ein älteres Gedicht umarbeitete, aus dem viele Reime und Ausdrücke stehen blieben.

understân 'verhindern' 318. 322. 3292, noch später vorkommend, Schmeller 3, 599.

vürchlîn; sieh die Lesarten von M zu 1790: das Wort kommt noch im 15. Jahrh. vor.

varnde liute: so ist unzweifelhaft 998 für *wernde liute* zu lesen: der Ausdruck war dem Schreiber nicht mehr verständlich. Daß der Rabe nur die Verkleidung eines Spielmannes ist, bedarf keiner nähern Begründung.

wâfen 1686 in der Bedeutung 'wehe' noch bei H. Sachs.

wæge 'nützlich, dienstlich' 1744, begegnet noch im 15. und 16. Jahrhundert.

wæhe 2203: auch dieß Wort kommt bis ins 16. Jahrh. vor, Schmeller 4, 49.

wan 'leer' 1783: zwar erscheint es vereinzelt noch später, Schmeller 4, 79: aber die unmittelbar vorhergehenden Zeilen mit dem alterthümlichen *gâz* sprechen dafür, daß auch dieß Wort im Gebrauche jenem gleichaltrig ist.

gewæte 1704. 3026, vgl. Schmeller 4, 194.

verwegen, sich einer Sache, 270. 3201. 3447, ist noch im 15. Jahrh. nachgewiesen von Schmeller 4, 43. Vergl. noch *unerwegen* 1641.

verweisenen oder *verweisen* 19, das nur an dieser Stelle vorzukommen scheint, hat wohl jüngern Ursprung, da mhd. *verweisen* immer 'zur Waise machen' bedeutet; vgl. *verweisent* 1692, wie Ettmüller gegen das handschriftliche *verwaiset* liest.

westerbarn 1493 M: der Ausdruck *wester* begegnet noch im 17. Jahrh. nach Schmeller 4, 192, *westerbarn* dagegen scheint nach dem 13. Jahrhundert nicht mehr vorzukommen.

wîlen: 'die heiden hâten niht mêr ze wîlen, sie begunden vil bald îlen' 2651 sieht doch gewiss nicht nach dem 12. Jahrh. aus! Wenn hier eine ältere Fassung zu Grunde liegt, so lautete sie: *die heiden niht mê twalden : sie gâhten vil balde.*

gewinnen, einem ane gewinnen 814. 3110 und 2092 M; nach Schmeller 4, 91 nur in der ältern Sprache gebräuchlich.

gezinde 1551 scheint nur eine dem Reime zu Liebe gemachte Entstellung von *gezierde* zu sein, wie M liest.

zogen, Prät. *zogten,* in M öfter für das *zugen* in S, z. B. 1560.

zwiu 47, was Ettmüller richtig aus der Verderbniss der Hs. erkannt hat (M liest *zwew*), begegnet im 13. Jahrhundert häufig, im 14. noch zuweilen und im 15. gewiss nicht mehr.

Es geht aus dieser Zergliederung des Wortvorrathes hervor, daß allerdings eine Reihe von Ausdrücken begegnet, die auf eine ältere Zeit als die beider Handschriften zurückweisen. Es ist aber unter denselben, wenigstens in S, kein einziger, der speciell dem 12. Jahrhundert angehörte, und dergleichen würden sich doch in den Reimen hin und wieder erhalten haben. Wir können aber auch nicht annehmen, daß eine Dichtung des 13. Jahrhunderts dem rohen

Überarbeiter vorgelegen: denn dann würden die Reime reiner sein, auch wenn es ein volksthümliches Gedicht war, es müßte denn ein mundartliches sein, wozu nichts berechtigt. Wohl aber drangen am Schluße des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die höfische Kunst wieder verbauerte, ähnlich unreine Reime ein, wie sie im 12. Jahrh. üblich gewesen waren. Dieser Zeit wird das 'deutsche Buch', welches dem Überarbeiter vorlag, angehört haben: weiter zurückzugreifen liegt, wenigstens äußerlich, kein Grund vor.

Es bleibt noch übrig, die Ungenauigkeit der Reime zu betrachten, so weit sie nicht schon oben behandelt wurden, wo gezeigt wurde, daß die Überarbeitung höchstens am Schlusse des 14., vielleicht erst im 15. Jahrhundert stattgefunden habe. Alterthümlichen Freiheiten im Reime begegnen wir nirgends, sondern nur den in der Volksdichtung üblichen Assonanzen, die sich noch bis heut finden: *degen* : *leben, laden* : *sagen, degene* : *ebene, gezeigen* : *heiden, küniginne* : *bringen, stimme* : *inne, wîp* : *zît, verlengen* : *senden* u. s. w., oder der Bindung *m* : *n*, die Niemand als einen Beweis hohen Alters gelten lassen wird: *lobesam* : *man* 13. 95. : *kan* 225. *vernam* : *man* 71 und noch oft. Die scheinbar auf ältere Vocalisation, auf den Mangel an Umlaut, deutenden Reime, wie *snuore* : *füeren* 1073. *buoben* : *ungevüege* 3303 lassen sich ohne Mühe beseitigen. Der öfter wiederkehrende Reim *biderbe* : *widere* 1099. 1327. 2027 ist nicht, wie es Ettmüller scheinen mag, ein Zeichen von Alter, sondern im Gegentheil einer jungen Zeit, in der man *bider* : *wider* sprach, wie schon Schmeller a. a. O. S. 1016 bemerkt hat. Bei *wâren* : *pflâgen* 1589 lag die ursprüngliche Lesart *lâgen* : *pflâgen* zu nahe, als daß der Herausgeber nicht darauf gekommen sein müßte, wenn ihm nicht die Assonanz statt eines Reimes willkommen gewesen wäre: die Münchener Hs. liest richtig *lâgen*.

1603. 4. *nu râtet zuo, mîn stolzen degene, daz unser die heiden niht inne werden*: der Reim wäre auch für einen Dichter des 12. Jahrhunderts, selbst vom Jahre 1147, wie Mone will, unerlaubt: die Münchener Hs. hat richtig *herren* : *werden*, woraus wieder hervorgeht, was ich oben bemerkte, daß der Bearbeiter *herrn* : *wern* sprach, wie *worn* für *worden*.

1831. 2. *an der selben verte in ein schifkneht erhôrte*: für den Herausgeber gewiss wieder ein trefflicher Reim und Beweis des Alters! Die Münchener Hs. bietet *an dem selben worte*.

2077. 8. *hameren* : *temeren,* auch hier ist absichtlich der Reim unterdrückt worden, vgl. Engelhart 2729 *ein getemere, als ob tûsent hemere dâ klüngen,* und die andern im mhd. Wörterbuch 3, 29 angeführten Stellen. Die Vermuthung Ettmüllers, es wäre vielleicht *tameren* zu schreiben, entbehrt jeder Begründung.

2117. 8. *wâren* : *sêre*: daß die Münchener Handschrift auch hier das Echte hat, zeigt die matte Ausfüllung durch *sêre.*

2391. 2. *die vogel* : *betrogen,* mit unerlaubter Verkürzung des Plurals, zeigt recht deutlich, daß die Assonanzen auch dem Bearbeiter des 15. Jahrhunderts nicht fremd waren.

2489. *erschînen* : *hinnen,* auch so würde der Dichter des 12. Jahrhunderts nicht gereimt haben. Die Stelle ist verdorben, wie M zeigt.

2663. *sihtic* : *inbrünstic* ist, wie schon das im 12. Jahrh. nicht vorkommende *inbrünstic* zeigt, nicht ältere Freiheit, sondern jüngere Rohheit des 15. Jahrhunderts.

2993. *orte* : *enparte;* man lese die verschiedenen Vermuthungen Ettmüllers in der Anmerkung: das nahe liegende scheint wieder absichtlich übersehen zu sein, um einen wunderschönen Reim des 12. Jahrhunderts zu gewinnen! M bietet *durchborte.*

3289. 90. *lestern* : *mezzer* könnte man auch einem Volksdichter des 15. Jahrh. als Assonanz durchgehen lassen: aber die Münchener Hs. scheint auch hier wieder das Richtige zu gewähren.

3465. 6. *got der guote* : *muoter:* die Ungenauigkeit ist sehr unbedeutend; gehörte der Reim dem älteren Gedichte an, so ist wohl eher zu schreiben *der guoter* : *muoter.*

Es bleiben für die Möglichkeit, daß das Gedicht im 12. Jahrh. verfasst sei, nur einige wenige Reime übrig, die gegen die Menge der spätern von mir nachgewiesenen nicht in Betracht kommen und auf die bei dem schlechten Zustande beider Hss. kein Verlass ist. Ich will sie aber auch hersetzen, damit man mir nicht absichtliches Verschweigen zur Last lege. *künige* : *burge* 1501, was allerdings einem Dichter des 12. Jahrh. gemäss wäre, kaum noch einem des angehenden 14. *ûzeristen* : *zouberlisten* 2615 hat nicht so viel zu bedeuten, denn die Erhaltung des *i* in dem ersten Reimworte bestätigen die Hss. des 14. Jahrhunderts. *mannen* : *gewinnen* 2091 wäre noch anzuführen: doch ist die im allgemeinen zuverlässigere Münchener Hs. entgegen. 2745 *raste* : *kristen,* auch hier liest M anders. Andere Reime, die wie ältere aussehen, täuschen nur durch den Schein, *getrûwe* : *beschouwe* 151. *getrûwen* : *vrouwen* 183. *vrouwen* :

getrûwen 2145. *juncvrouwen* : *getrûwen* 2599: an allen diesen Stellen ist *getrouwen* zu lesen, der Bearbeiter sprach eben *trawen, frawen, schawen.* — *rîtaere* : *hêre* 1857 (sieh Ettmüllers Bemerkung zu 17) ist *ritter* : *her* zu schreiben, wie man im 15. und 16. Jahrh. unbedenklich reimte.

Ich möchte gleichwohl die Möglichkeit, daß es ein deutsches Gedicht von S. Oswald im 12. Jahrhundert gegeben, nicht bestreiten: nur daß wir in dem uns erhaltenen eine jüngere Abschrift desselben haben, ist entschieden abzuweisen. In der Münchener Hs. haben sich einige Ausdrücke erhalten, die vielleicht dem 12. Jahrh. angehören, aber im 13. wenigstens noch ganz gebräuchlich sind: vgl. oben *kriuzestal, lin, westerbarn, niemen.* Eine Vorstellung von dem alten Gedichte uns zu machen, wäre jedoch unmöglich: kaum können wir die Gestalt des zu Anfang des 14. Jahrh. verfassten Gedichtes erkennen. Wäre auf die Reime größerer Verlaß, so ließe sich über die Mundart desselben Manches vermuthen. *grôz* : *bôt* 121 könnte sogar auf Niederdeutschland weisen, wenn nicht unglücklicherweise M *gôz* für *bôt* gewährte. Dahin würde auch *stân* : *van* 2561 gehören. Aber die Form der Präpos. ist nicht rein niederdeutsch. Endlich wäre erlaubt in dem häufigen Reime *erschricket* : *blicket* (sieh oben S. 132) eine Entstellung des hochdeutschen Schreibers oder Bearbeiters aus *sach* : *erschrach* zu sehen. Allein der Anhaltspunkte sind zu wenige und zu unbedeutende, um Folgerungen daraus zu ziehen.

Ich gebe nun die wichtigeren Lesarten der Münchener Handschrift, die im Ganzen einen lesbarern Text gewährt, und die nicht seltenen Lücken der Schaffhausener ergänzt. Wo es angeht, gebe ich den Text in der mittelhochdeutschen Schreibung, die der ältere Dichter ohne Zweifel noch hatte. Durch 'lies' habe ich bessere Lesarten von M bezeichnet.

Cod. germ. 719. Pap. 4°, 15. Jahrh., 56 Blätter. 'liber sancti Oswaldi'. Vgl. die Stellen der Insbrucker, Anzeiger 1856, 271 ff.

1. *Wolt ir herschaft stille tagen.* — 3. lies *miltisten.* — 5. *in*] *aus.* 7. *chreftiklich.* — 14. *werden man.* — 16. lies *ûf sînem hove.* — 20. *das im gie grossew sarg zue.* — 21. *grôzen* fehlt. — 21. 22. in einer Zeile. — 23. *dez czwang in grossew.* — 37. *kindischer* ist die richtige Lesart. *kindisch* ist 'jung'. — 41. *ey himlischer furst her.* — 47. lies *zwiu sulen dir*: M hat *zwew.* 67 fehlt. — 87 fehlt. — 96. *werden man,* vgl. 14.—105 fehlt. — 108. lies *knehte* : *ie den man nâch sînem rehte.* — 113. 4. vertauscht mit 115. 6. 118. *wir tun es recht gern.* — 122. lies *man dô wazzer gôz.* — 128. *zames*]

lies *reines*. — 130. lies *guoter koste allez geraete*; vgl. Ettmüllers Anmerkung. — 137. 8. *erlie* : *gie*, ohne Zweifel ist zu lesen *dô sich diu wirtschaft zerlie*, wie Wigalois 1661 *dô sich der bûhurt zelie*, und andere Stellen, die das mhd. Wörterbuch 1, 952 anführt. — 144. lies *merket wes mir sî gedâht;* vgl. zu Darifant 12.—149. lies *ir herzen lieben vriunt mîn*: denn man sieht nicht ein, warum die Herzöge allein genannt werden. — 151—154. besser nach M in zwei Zeilen: *mit triuwen der ich u getrouwe* : *ir wizzet wol* [*daz*] *mîn lant stât âne ein frouwen*. — 162. *ye ainer den andern anblickt*. — 180 fehlt. — 195. *Nun cham*. — 196. lies *wallœre*: auch die Prosa bei Zingerle 44, 23 hat *waller*. — 199. lies *erwallet*: M *erwallen*. — 207. lies *ellender*: M *ellend;* ebenso 215. — 219—222 in M zwei Zeilen, *ain kungiñ schown und minekleich dew mir gezam vber mein reich*. — 235. *sant* fehlt. — 239. *Paimg* (oder *Panng*) fehlt. — 245. 6. *si selbvierden iunkfrawen Her dez sult ir mir getrauen Si hat cristen gelauben*, mit dreifachem Reime. 262. lies *wes ir ze muote waere*. — 277. *got sein stewr dar zue*. — 284 fehlt. 298. lies *daz er mir gebe die tohter sîn*: die Worte *die jungen künigin*, die S hat, sind nur hinzugesetzt, um den rührenden Reim *sîn* : *sîn* zu vermeiden. — 319. 20. lies *sterbe im diu alte heideninne, er welle die* (l. *sîn*) *tohter selbe minnen*: auch aus S hätte diese Lesart schon gefolgert werden können. — 323. lies *daz der heiden sîn tohter iht minne*, vgl. 319.—403. *was* fehlt in M wie in S, und ist nicht nothwendig: auch widerspricht es ganz dem Geiste der Volksdichtung, das einzelne Wort an den Anfang des Verses zu setzen. — 418. lies *herre merke, waz ich dir sage*. — 421. lies *und hietet* (M *hiest*) *ir ouch noch niht vernomen*. — 445. *gehaben* reimend auf *sagen*, indem 446. 448 fehlen. — 483—506 fehlen, durch den gleichen Reim ist die Überspringung erklärlich. — 535. 6 vertauscht. — 543. 4 fehlen. — 546. *Er sprach wohl mic wart. Daz ich die chunst gelernt han*. — 561—4. lies *zwelf mark von golde rôt. dem meister (geben) er dô gebôt. der kunic den meister schône beriet* : *frôlich er von dannen schiet heim* u. s. w. — Nach 576 folgen *vertige mich von hinnen zuo der edelen kuniginne*. — 591. 2. lies *nu sende dich der himelische heilant hin über des meres (wilden meres?) tran*. — 605. 6. *Ich kan irs alles sampt wol sagen*. — 609—12 fehlen, des Reimes wegen. — Nach 616 *daz urloup was schiere zergangen, der rabe schied schiere von dannen*. — 632. lies *er vlouc zehen tage ungâz und untrunken*. — 637. 8. lies *in hete diu mûede und der hunger sînes lebens harte betwungen*, wo Ettmüller unnöthig ergänzt. 648. lies *daz er den visch under die clappen vie*. — 680—682. *Rab*

kurczweil vns ainsdaz ist an der zeit. — 683. 4. vertauscht. — 640. lies *gâz.* — 698. lies *varnde liute.* — Nach 720 lies *si wolten ervarn diu mære, waz wunders in daz mer komen wære. dô* (M *als*) *die frowen hin umbe sâhen, dô begunde der rabe gâhen : er sûmete sich niht mêr, im wart als den fischen ger;* offenbar hat hier das zweifache *ger* den Ausfall in S veranlasst. — 727. lies *in aller der gebære.* — 745—798 fehlen: hier scheint *nâhe,* das sich in *genâhen* (798) wiederholt, Ursache des Ausfalls. — 803. 4. lies *die stolzen künigínne mac ich der botschaft nimmer bringen inne.* — 805. lies *wolt ich in der ahte zuo ir komen.* — 812. *her abe* fehlt. — 816. *so mûs im vngemût sincken.* — 827. 8. lies *dâ mit begunde er nîgen schône dem rîchen kunige Aarône.* — 836. lies *die sâhen ein (an ein* M*) ander an.* Nach 840 lies:

der uns beschiede (lies bescheide) der maere,
wes der cluoge vogel waere.'
dô sprach ein heidenischer hoveschalc,
der was von arte ein rehter wehselbalc,
er sprach 'ir heiden allesant,
des raben vart ist mir wol bekant:
mich entriegen die sinne mîn
er ist gesant nâch der jungen künigîn.'
der rabe sprach mit einem geschelle
'der tiufel in der helle
klaffet zaller stunde
[dir] ûz dînem valschem munde.
daz dir dîn mûl verwahsen wære,
daz diuhte mich ein liebez mære,
daz du keinen rât mohtes geben,
die wîl du hâst dîn valschez leben.'
er sprach 'ir heiden alle sant,
mîn vart tuon ich iu bekant:
ich bin geflogen balde
her von einem vinstern walde:
ich hân êren vil vernomen
und bin ûf gnâde her komen,
daz mir der künic gebe brôt und wîn
durch die grôze êre sîn.'
dô sprach alsô schône
der rîche künic Arône
'bistu durch mîn hûsêre komen,

triuwen, daz hân ich gerne vernomen.
swes dîn herze an mich begert,
des soltu alles sîn gewert.'
der künic hiez springen.
dem raben ze ezzen und ze trinken bringen.
der kamerære sûmte sich niht mêr
und truoc ze ezzen und ze trinken her.
dô man ze ezzen und ze trinken brâhte,
der rabe im einer vrâge gedâhte.
an der selben stunde
er den künic vrâgen begunde.
er vrâgte in alsô schône
'sage mir, rîcher künic Arône,
swer izzet dîn brôt und trinket dînen wîn,
dem tuostu doch niht an dem leben sîn.'
der künic sprach unverborgen
crabe, lebe âne sorgen:
swer trinket mînen wîn und izzet mîn brôt,
der kumt in keiner slahte nôt.
hie an dem hove mîn
soltu ân alle sorge sîn.
dîn lîp unde dîn guot
ist bî mir rehte wol behuot.'
dô der rabe die rede vernam,
wie harte er sich vröuwen dô began!
aller nôt begunder vergezzen
und [begunde] vrôlich trinken und ezzen.
dô der rabe gaz und getranc,
êrst gewan er mangen gedanc,
wie er mit sînem getrehte
den heiden der botschaft innen bræhte.

[7. *mich triegent dann.* — 25. *dô*] *er.* — 27. *meines.* — 34. *truoc*] *begunde — tragen her.* — 36. *sich wedacht.* — 44. *leb nur.* — 45. *mein wein.* — 49. *Den leib.* — 50. *pein mir.* — 52. *begund.* — 57. *getracht.* — 58. *pringen macht.*]

843. 4. lies *du dunkest mich ein vester man, daz ich dir mîn botschaft niht gesagen kan, dune wellest mir dînen fride geben.* — 849. lies *der heiden sprach ein stimme grôz.* — 892. *werden man.* — 902. *sich* fehlt, wie in S. — 906. lies *den tiursten, so ich sie inder*

mac gehaben. — 919. 20. *Mit der selben vart dem raben lin und tür verdrungen wart* : schon *lin* würde zeigen, daß M hier das ältere hat. Man lese:

dem raben mit der selben vart
lin unde tür verdrungen wart.

922. lies *schôz.* 925 fehlt. 933. 4. lies:

mit hirzînen riemen.
dem raben half dâ niemen.
der heidensch künic dô niht enlie,
den raben er an ein stangen gehie.

[2. *den. 4. stang.*] 939. 40. lies:

einen sîdîn mantel sie umb gevie:
wie balde sie zuo dem vater gie!

959. lies *und habez uf al mîn êre.* — 971. *nain lieber.* — 995. 6. *Alz der kungk erhort die wort.* — 998. *komen*] lies *geflogen.* — Nach 1022 lies:

sie het den raben verborgen
unz an den niunden morgen.

1024. lies *mit trinken und mit guoter spîse.* — 1043. *waz*] *des.* — 1049—52:

mir habent die wilden heiden
alsô vil getân ze leide,
daz ich besorge mînen lîp:
nu gip mir urloup, edelez wîp.'
'mîn vater tuot dir niht mêre:
daz geloube mir, rabe, ûf mîn êre.

[2. *alz. 4. du edles.*] 1093. lies *welle er mit gemach bestân.* — 1101—4. *Hais des kiels maspawm Vnd hais im die vart nicht wesen ain trawm Weschlahen mit edelm gestain Daz daz sei lauter und rain*: auch hier hat M in den beiden letzten Zeilen das Richtige: in der zweiten ist *lâze* besser als *heize*, und *wesen* wohl zu streichen, weil bei *lâzen* der Infin. häufig ausgelassen wird. — 1107. *Daz im daz schon erglast.* 1108. lies [*volliklîchen*] *lûhte vierthalp raste.* — 1110. *Wes.* — 1111. 2. *Im und seinen helden gût.* — 1031. 32. lies:

er hete nimmer reste
und îlte von der veste.

1134. lies *an den zehenten tac,* und ebenso 1135 *zehenden,* was zu den neun Tagen der Prosa (Zingerle 42, 1) besser stimmt als zwanzig Tage. — 1141. 2. fehlt. — 1160. *zwai vñ dreissig.* — 1171. 2. lies:

nu hât mir geboten der himelische trehtîn,
daz ich sul drîstunt biten umb den herren dîn.

[1. *gepoten* nach *trehtîn*. 2. *dreistud.*] 1174—75. lies:

er sprach 'sît du mich kennest sô wol,
sô kan ich dich es niht verdagen.

[2. *ich dein sein nicht.*] M stimmt wieder besser zu der Prosa, Zingerle 49, 8. 1178. *also begund der rab jehen*. 1183. 4. lies:

und erwarp die küniginne guot
dem fürsten nâch allem sînem muot.

1201. 2. lies: nu viel der einsidel werde
enkriuzestal zuo der erde.

[2. *en* fehlt.] 1205 — 10. *Daz wisset an der selben stund Ain visch das vingerl in den mund*, wegen der Wiederholung von *an derselben*. 1212. lies *ûz des meres sant*. 1227. *do flog d. e. r. von hinn*. 1229. lies *Als diu zît het*. 1230. *nu was er haim*. 1245. lies *der hete niht vergezzen*. 1261. *furst her*. 1262. lies *swief den mantel*. 1265. lies *duhte*. 1266. lies *den raben er lieplich ûf zuhte* (M *rucht*). 1269. *vil* fehlt in M und S. 1279. 80. *schmach* : *gach*. 1294. *daz* fehlt in M und S. 1302. lies *oder wes der künigîn sî gedâht*. 1321. lies *wil du mit gemach bestân*. 1329—32 lies:

heiz dir des kieles masboum,
und lâ dir die vart niht [wesen] ein troum,
beslahen mit edelm gesteine,
daz daz sî lûter und reine.

1338. *Waz du bedurfst czû acht iaren*. 1355. *und* fehlt M und S. 1357. lies *Sant Oswald sich selben vant*. 1364 in zwei Zeilen *Den prief het geschriben Ain edlew chungīn*. 1368. lies *dienstliute*. 1370. *gewinnen*] *vinden*. 1374. lies *grôziu sene*. 1401. lies *zwei. sibiczig tausent*. 1407—10 in zwei Zeilen:

die kriuze wurden schiere bereit;
des dûhte sich der künic gemeit.

1476. *Daz sei euch allen gesait*. 1493. 4. lies *ieclîcher wirt reine als ein westerbarn* : *ir herren, daz sag ich iu für wâr*. 1505. 6 fehlen. 1510. lies *und werdet schône mit mir bereit*. 1512. *vater sebart*: worin also wohl der Name des Vaters steckt. 1526. lies *er hiez sie schutten ûf einen anger dar*. 1533. lies *sô wære wir kristen alle sant*. 1534. *wol*] *anainander wol*. 1535—46 fehlen. 1546. *achczehen*. 1551. *gezierdes*. 1552 *es* fehlt in M und S. Nach 1554 folgen 1535 — 1544. vorher aber folgende Verse:

Sant Oswalt mit den herren unmüezic was,
daz er des raben dâ heim vergaz. (= 1545—46.)

von den herren die dâ wâren komen
wurden die kriuze alle ûf genomen. (= 1539. 40.)

1537. *sich hart schamen.* 1538. *nemen*] *haben.* 1542. *dar umbe* fehlt. 1556. lies *als uns daz tiutsche buoch seit.* 1560. lies *zogten.* 1570. *schickt sich.* 1575. lies *als diu zît het ein ende.* 1583. 4. *von zwelf turn gût Waz die vest wol wehût.* 1588. fehlt. 1589. *wâren*] *lâgen.* 1603. *degene*] *herren.* 1609. 10. lies:

ich sihe dort bî dem wilden mer'
alsô sprach er zuo dem her
'zwêne vil hôhe berge:
dar zwischen haben wir guot herberge.

[3. *Gar v. h.* 4. *wir gar ein.*] 1620. fehlt. 1622. 24. lies *ab den kielen.* 1625—30. *Zwischen d. perg auf daz feld ward gericht mank zelt*: der Grund der Auslassung liegt in 1625 und 1629. 1645—47. *Daz er mir erfar an der kungin frei.* 1665—68. *Ich pin chomen vnder die wilden haiden Nu stund ez mir nie so lait* (lies *leide*). 1705. 6. *Ir stolczen recken werden Nu vall ygleicher nider krawczstal auf die erden.* lies *enkriuzestal.* 1721. 2. lies:

und sante in einen engel werden
nider ûf die erde.

1730. lies *wan er ist gar* (lies *vil*) *harte besezzen.* 32. lies *in den heidenischen landen.* 1733. *ist im benomen* (vgl. oben, Walther 8, 23). 1735. 6. lies

kumstu im niht ze helfe in kurzer zît,
so verliesent si alle ir lîp.

1737. 38 vertauscht M. 1770. lies *haben.* 1775. 76 = 1735. 36. bis *auf all den leib* für *alle ir lîp.* 1779. lies in zwei Zeilen:

aber sprach der rabe
'engel merke waz ich dir sage.

Nach 1780. *engel daz sage ich dir für wâr*: wodurch Ettmüllers zwei Zeilen besser in vier aufgelöst werden. 1781. 82. *Daz ich chainer schlacht speis Engel des wil ich dich erweisen* (lies *beweisen*) *Zu meinē leib nie genam Meinē herren ich nichtz gehelfen kan.* Nach 1790 vier in S wegen des Reimes übersehene Zeilen: lies

si brâchen mir abe brôt und wîn,
si vorhten immer (lies nie) den herren mîn:
alsô wart mîn gar vergezzen,
ich muoste mit den vârchlîn ezzen.

[4. *must nur.*] 1807. 8. vertauscht M. 1811. lies *dannoch.* 1815. lies *von der erde.* 1816. *dez twang.* 1820. *nû*] lies *im.* 1825. 26. *Ich cham an dem vierden morgen Do sant Oswalt lag in grossen sargen.* 1831. *An den selben wort.* 1837. 38 fehlen. 1845. 46. *Er sprach zu sand Oswalt pald Eȳ milter kung Oswalt.* 1857—60. *Vñ mach dich zu ritther sprach der furst her chain schefknecht pistu nimmer mer.* 1873. *Nu gie er mit dem raben* (: *herren*). 1779. 80. *Daz die welt also ab nimpt Daz kain pot mer also enpfangen wirt.* Es lautete ursprünglich wohl:

daz diu welt alsus verwirt,
daz kein bote mê sô enpfangen wirt.

1908. *vürchlein.* 1913. 14. lies:

daz du si bêde wellest vâhen
unde an einen galgen hâhen.

1927. 28 in sechs Zeilen: lies

dô sprach der edele rabe
'herre, nu merke waz ich dir sage.
ez ist hiute der vierte tac,
für wâr ich dir daz sagen mac,
dannoch was ich in Engellant:
des habe dir mîn triwe ze phant.

[6. *daz hab.*] 1931. 32 fehlen. 1944. *hôchgemuot,* wie Ettmüller ergänzt hat. 1058. lies *der sich.* 1967. *vlucte*] *flog*: es reimt auch in M darauf *zucte,* aber der ursprüngliche Reim war wohl *vlouch* : *zouch,* was vielleicht mit dem oben bemerkten auf die Spur des älteren Gedichtes weist. 1975—80 lies:

wâ liezestu dînem herren?
den sæhe ich rehte gerne.
daz ist gewesen sô lange:
des ist mîn vröude nâch [im] zergangen.

2001. *erhaben*] *gelait.* 2023. *Huntz* (*unz* auch in S) *wird auch ich.* 2035. lies:

daz sint mir alliu starkiu mære.
nu hân ich weder hamer noch schære.

scher, wie Ettmüller schreibt, ist keine mhd. Form für Scheere. 2049. 50 fehlen. 2051. *der vert.* lies *gedâht.* 2053 fehlt. 2056 fehlt. 2059. 60 vertauscht. 2068. *schikt er sich auf ein äckerlein.* 2076 fehlt. 2084. *daz fur dew purk komen wär,* wie S. 2091. 92. lies:

von manigeme vremdem man
sint dir dîn lant gewunnen an.

[2. *deinew.*] 2117. 18. lies:

si verwâfenten sich grimme
in die liehten stahelringe.

[1. *verbappten.* 2. *stachlin r.*] 2121. 22. lies:

beidiu swert unde schilt.
der heiden geverte wart unmilt.

2130. lies *du solt borgen der zühte dîn.* 2131. *Woldest du mir ez gelauben* (: *sagen*), vielleicht ursprünglich *woltestu mirz gelouben, sô wolte ich dir die wârheit ougen.* 2136 *in*] *durch.* 2145. 46. fehlen. 2159—62 fehlen, wegen des gleichen Reimes. 2180. 81. lies *zogten.* 2187. lies *dô si der heiden an sach, er begunde* u. s. w. 2191. 92. vertauscht, ebenso 2195. 96. 2206. *Wie daz dein tochter aus enpfesset war:* es ist wohl zu lesen *enpferret.* 2213. 14. lies:

bedarftu unser niht ze dienære,
[heiden,] so bescheide uns der rehten mære.

2225—27. *Do sand Oswalt erhort die red do.* Nach 2248 lies:

noch keines wîbes gebære:
des wart in ir gemüete swære.

2255. *erhaben*] *gelait.* 2259—62. lies:

daz ich niht innen wurde, sprach der fürste balt,
wie diu juncvrouwe wære gestalt.

[1. in zwei Zeilen.] 2266. fehlt. 2277. 78. *Da von seit mir all froleich Vnd wurcht mir guldein clo dem hirschen mein.* 2288. lies *macht mirs schône und innen hol.* 2293. 94. *Lat ewch nur nicht wesen lait.* 2306. lies *als uns daz tiutsche buoch seit.* 2311. *achtoten.* 2337. lies *vor den winden.* 2353. 54 vertauscht. 2357. *ziehen schnellew pfard,* lies *ziehen snellîu mark.* 2364. *slahen*] lies *stechen.* 2366. lies *ir jagthorn.* 2370. *die porten man in auf schloß.* 2371. *Do dew p. w. auf.* 2382. lies:

ab den heiden und ab den hunden.
er het ze bîten niht mêr:
im was ze vliehenne ger.

Die beiden letzten Zeilen hat S auch, aber entstellt: Ettmüller hat sie als 'unecht' aus dem Text verwiesen. 2390 fehlt. 2395. 96 fehlen, wie Schmeller bemerkt, mit Recht. 2402. 3. lies:

daz in die herren heten vernomen,
ieclîchen besunder

nam dô grôze wunder,
wie der hirz zuo in komen wære.

2407. 08 vertauscht. 2412. *si westen selber nicht wie,* also fast, wie Ettmüller ergänzte. 2419. lies *die si* [*ze*] *nâhest bî ir sach.* 2429. *waz sol ich dir sagen mer.* 2439. lies *umbe swief sie* (M *schweift*). 2460. lies *giengen mit der jungen künigîn vrî.* 2454. lies *als uns daz tiutsche buoch seit.* 2463. *preischuosch (prîsschuoch).* 2478. *Vnd namen war ob si es mochten erspringen.* 2485. lies *zuo der porten an die mûre.* Nach 2488 lies:

wie si brâhte mit ir güete
wazzer zuo der glüete.

2489—92. lies:

Marîâ dîn gnâde lâz an uns schîn [werden]
und hilf uns armen magedîn,
daz wir vrôlîch komen von hinnen
und sælde in dînem namen gewinnen.

[4. *sel.*] 2495. 96. *In aller der gepär Alz ez von ainē wind auff geworffen wär.* Nach 2502 lies:

an der selben stete
si daz tor hin wider zuo tete.

2519. 20. *Edler furst her glaub mir ez auf mein er.* 2528. *guldeins gwant.* Nach 2538 lies:

dô sprach der vürste lobesam
'wol ûf alle mîn dienestman
und lât uns heben von hinnen:
ich hân rehte die junge küniginne.'
die selben dienstherren
vröuweten sich der êren,
daz in sô wol was gelungen
und si die künigîn heten gewunnen.
der milte künic Oswalt
begunde îlen alsô balt
dâ er al sîne diener vant.
hin gegen dem mer was im gâch:
die sîne zugen im vaste hin nâch.

[14. *seinen.*] 2552. *Do wurden si.* 2557. *Daz si.* 2561 fehlt. 2574—76. lies:

den ruof si vrœlîch sungen.
nu lâze wir sie gote enpfolhen varn:

der mac si alle wol bewarn.
wir suln nu niht verdagen
und [suln dâ heime] von der alten künigîn sagen.

2584. fehlt. 2586. lies *umb ein glîzendez golt.* 2599. lies *sie selbvierde juncvrouwe.* 2602. *Der haiden schray lawt hewt vnd ymmer mee.* 2619. 20 vertauscht. 2622. *mag nu gewern* (= Ettmüllers Ergänzung). 2624. *Retten die haiden all sampt.* 2663. 64. lies:

daz die heidenische man
wurden die cristen sihtic an.
hieter dô niht gehabt den raben,
sô wâren die cristen ze tôde erslagen.

2675. 76 vertauscht. 2687. lies *sîn heidenischer zorn.* 2698. lies *veigetac.* 2703—05. *daz hat chain christen ob got will noch nie getan.* 2719. 20. vertauscht. 2730. *vierdhalbhundert.* 2745. 46. lies:

an der selben vriste
kômen die werden cristen.

2752. lies *raste pflegen.* Nach 2772 lies:

in dem êwigen leben:
des wil ich iu mîn triuwe geben.

2784. lies in drei Zeilen

nu muoz ez an ir leben gân.
si suln des haben unser triuwe,
ir hervart muoz si harte geriuwen.

2787. 88. lies:

Sant Oswalt niht enlie,
den sturmvanen er selbe gevie.

[2. *in sein hant geuie.*] Nach 2792. lies:

Sant Oswalt die heiden an sach:
daz wort er vürstelîche sprach
'ir heiden, ir sult iuch wern,
iuch kan nieman mêr ernern.

[2. *türsteclîche?*] 2805. 06. *Mit starken schwert schlegen Begunden si sich auf ein ander heben.* 2813. lies *er vaht als ein wilder ber.* 2815—18. lies:

er vuorte den strît sô wîslîch,
des fröuweten sich die sîne alle gelîch.
die cristen wâren unverzeit
und pruoften den heiden arbeit.

2820. *mindern*] *schmeln.* 2829. *Die cristen sich chreftichleich rachen.* Nach 2830. lies:

die cristen wâren muotes rîche:
die heiden mohten in niht gelîchen.

2848. *Dez schonet man fur die ander man.* 2851. *vnter giengen.* 2863. 64. lies *haben; sô soltu mich dînes gespottes vertragen.* 2873—76. *Daz er dein dienstlawt haist auf stan.* 2877. 78. vertauscht. 2893. 94. *Den du enpfiengd an dē heiligen krewcz Do erlost du frawen vnd man.* 2921. *Auf meinē leib stan*: besser als S. 2961. *Vñ wirt dein got rain.* 2968. *Gieng hin auf die stains want.* 2979. 80. lies:

die du enpfienge in dem heiligen Jordân
beidiu durch frouwen und durch man,

vgl. 2893—94. 2983—84. lies

daz die heidenische herren
in dînem namen alle cristen werden.

2994. lies *durch port.* — 2995. lies *schiel.* — 2996. lies *daz sâhen heiden und cristenman.* — 3002. *seit vns daz tawczsch puoch sait.* — 3020. lies *und cristen glouben mêren.* — 3023. lies *ich wil mich an den haben.* — 3032. fehlt. — 3038. 40 fehlen, wodurch Ettmüllers Ergänzung unnöthig ist. — 3041. *An dem dritten tag do sich.* — 3042. LII. — 3047. *ir drî* lies *und.* — 3119. 20. *Do het er ain schonew hoczeit Seit uns daz tewsch puoch sait.* — 3121. *subentag.* — 3122. *Yedem man er zů essen vnd zů trinken gab.* — 3129. 30. *Vnd hyes im pringen arm lăwt.* — 3141. *IX schar.* — 3142. lies *als manec tûsent kam ouch dar.* — 3151. *wîlen*] *peiten.* — nach 3156 lies

er tet glîch einem armen man
und schiet mit den armen liuten [von] dan.

3170. lies *bărmeclîchen.* — 3182. *Alz wir in nie wurden sichtig an.* — 3184. *an die newten schar.* — 3225. *schint vessel.* — 3236. *gevie,* wie Ettmüller ergänzte. — 3278. lies *dâ sol man si zeinem altertuoch haben.* — 3283. *hêre* fehlt. — 3288. *si reichten im zuo der sîten.* — 3289. lies *bezzern.* — 3301. 02. *den vierden nam er pei dem hâr, und zoch in vmb gar ungewar.* — 3306. lies *rasten.* — 3321. lies *daz sie dem bilgerîn iht getorsten tuon.* [*dem*] *die* M.]. — 3337. 38. fehlen. 3356. *nû*] *nur.* — 3357. *zuo* bis *leben* fehlt. — 3363. 64 *nam: kam*] *gevie* : *gie.* — 3367. 68. lies

alsô sprach der vürste stæte
'bilgerîn, nu gip mir dîn gewæte.

[1. *stat.* 2. *gebant.*] — 3375. lies *rîchtuom wil ich mîden.* — 3379. 80. in vier Zeilen lies:

dâ mite urloubte er sich mit sinnen
von der edelen küniginne,
urloup nam er von dem bilgerîn
unde auch von den helden sîn.

3382. lies *als uns daz tiutsche buoch noch seit.* — 3386. *den.* — 3397. *hân.* — 3398. lies *daz soltu mich wizzen lân.* — 3419. lies *vierzehen.* — 3423. *dein manhait wil wetwingen.* — 3428. lies *daz himelrîche zelône.* — 3436. *die wolt auch sein gotes dinerin.* — 3445. lies *des lîbes in nôt.* — 3451. *sy erchanten sich ir schuld.* — 3452. *vnd wurben nach gotes huld.* — 3454. lies *legen.* — 3457—60. *Vnd enpfiengen si wirdichleich Vñ fürten si in daz ewig himelreich,* wegen des zweimaligen *wirdiclîche* übersprungen. — 3463. 64. *Er vnd dew chungin Die wolt auch gotes dienerin sein.* — 3470. *sant Oswalds puoch.*

Das zweite deutsche Gedicht, welches Pfeiffer in Haupts Zeitschrift 2, 92—130 nach der Wiener Handschrift abdrucken ließ, wird von Wackernagel in der oben angeführten Stelle ‚vielleicht' erst ins 15. Jahrhundert gesetzt. Ihm folgt Zingerle S. 38. 'Ich halte die hier mitgetheilte Legende für jünger als die vorige. Der schlichte innige Volkston, der uns bei II (dem andern Gedichte) oft sehr anspricht, fehlt hier gänzlich, ebenso mangelt die ernste Haltung, die bei II durchweg sich zeigt.' Es sind also wieder allgemeine Gründe, mit denen nichts bewiesen ist. Gödekes Grundriß S. 26 scheint das zweite Gedicht zu den im 13. Jahrhundert überarbeiteten, die sich an Dichtungen des 12. anschließen, zu rechnen, denn er stellt es zwischen den Reinhart Fuchs und Wernhers Maria. 'Die epische legendenhafte Erzählung vom Könige Oswald weicht in der jüngeren Bearbeitung von der älteren (freilich beide in gleichzeitigen schlechten Hss. erhalten) bedeutender ab, sowohl durch umgestaltete Einzelheiten, wie durch die ganze Form.' Dazu bemerkt Pfeiffer (Germania 2, 495) mit Recht: 'das jüngere Gedicht von König Oswald kann nicht in dem Sinne wie der Reinhart, Wernhers Maria, die jüngere Rec. der Kaiserchronik oder des Strickers Karl eine Überarbeitung eines ältern Gedichtes genannt werden, sondern ist eine durchaus freie, vermuthlich auf einer lat. Prosa

beruhende Behandlung der alten Legende.' Letzteres ist nun freilich eine nicht begründete Annahme, aber die Unabhängigkeit der beiden Gedichte von einander ist zu ersichtlich, als daß an eine Überarbeitung gedacht werden könnte.

Eine nähere Untersuchung über das 'jüngere' Gedicht hat ebensowenig wie über das vorige jemand unternommen. Auch hier müssen wir von den Reimen ausgehen. Auf den ersten Blick bieten sich eine Menge von Reimen dar, die nur dem 15. Jahrhundert angehören können; höchstens dem 14., aber viel weiter zurückzugehen als die Hs. (vom Jahre 1472) sind wir nach diesen Reimen nicht berechtigt. Dahin gehört die Verletzung der Quantität in *mære* : *begere* (Hoffmann liest *ere* für *begere*, Wiener Hss. S. 180.). 1. *namen* : *quâmen* 25. *hêre* : *mere* 87. *wære* : *here* 109. *here* : *lêre* 113. *gâben* : *rabe* 167. *sælic* : *ledic* 395. 487. *irfûre* : *vorlore* 401. *sagen* : *wâgen* 421. *irslagen* : *wâgen* 544 (so ist statt *wegin* zu lesen). *here* : *gebære* 574 (so statt *geberde*). *unbegobit* : *gelobit* 588. *wære* : *here* 622. *rabe*: *gâbe* 630. *boten* : *tôten (tâten)* 849. *frâgen* : *sagen* 917. *gâbe* : *habe* 1112. 1206. *gote* : *spôte (spâte)* 1367. *gefaren* : *wâren* 1424.

Die Abwerfung eines *e* nach langer Wurzelsilbe. *zwâr gar* 59. 123.: *wâr* 363. Die Bindung *s* : *z* in *maz* : *was* 13. *hûs* : *ûz* 321. *undirlâz* : *was* 923. 1278. *was* : *laz* 967. *kôs* : *grôz* 1174. Ferner in Bezug auf die Vocale *ô* für *â*. *got* : *hot* (für *hât*) 391. 447. 1328. *unbegobit* : *gelobit* 588. *boten* : *tâten* 849. *och* : *nâch* 1234. *gote* : *spâte* 1367. Zu den jüngeren Merkmalen gehören auch einige durch den Reim gesicherte Wortformen, wie *wuste* für *wiste* (: *luste*) 385, wo die Hs. *woste* : *loste* schreibt, ferner die rohen Reime *verdrozzen* : *stôzen* 837. *juncfrowen* : *komen* 845. *lêre* : *gerne* 1308, wo der Dichter des 15. Jahrhunderts augenscheinlich reimte *allen deinen leren wil ich fulgen geren.*

Auch diesem Gedichte fehlt es nicht an zahlreichen ungenauen Reimen, aus denen, wer Lust hat, schließen könnte, es sei nur Überarbeitung eines Gedichtes aus dem 12. Jahrhundert. Aber ich halte sie ebenso wie bei dem vorigen für jüngere Rohheit, so *cleider*: *heiden* 232. *wert* : *fart* 252. *aschenbrodele* : *gefedere* 323. *landen*: *ange* 359. *niht* : *mich* 427. *undirtân* : *lobesam* 498. *lade* : *raben* 536. *lande* : *schemde* 580, wo ohne Zweifel *schande* zu lesen ist. *niht*: *crist* 661. *geswummen* : *unden* 669. *keine* : *leide* 747. *himelrîch*: *lîp* 729. *haben* (lies *hân*) : *man* 809. *bescheiden* : *reite* 883. *ange*: *lande* 887. 961. *jâren* : *strâmen* 889. *leide* : *heiden* 907. 1222. *alter*: *marter* 933. *mêre* : *hêrren* 947. *wîse* : *inbizze* 957. *eine* : *meide* 977.

vorginge : *quœme*? 997. *was* : *dast* 1148. *wœre* : *quœme* 1190. *alsam*: *man* 1232. *gewanken* : *werken* 1381. *welden* : *winden* 1389. *mœre*: *wœren* 1418. *tihten* : *cristen* 1428. *nam* : *capellân* 1430. *ufte* : *fûze* 1450, wo wahrscheinlich zu lesen ist: *her liez en vil unsuze binden hende und fuze. Oswalden* : *behalde* 1456.

Dennoch bin ich der Ansicht, daß unter der rohen Form des 15. Jahrhunderts ein älteres Gedicht verborgen liegt, wenn auch keines aus dem 12., wohl aber eines, das wahrscheinlich dem 13. Jahrhundert angehört. Der Grund, warum der Überarbeiter des 15. Jahrhunderts so vielfach änderte, was bei einem genau reimenden Gedichte des 13. Jahrhunderts nicht nöthig gewesen wäre, lag in der Mundart des alten Gedichtes, welches niederrheinisch oder mitteldeutsch war. Der Überarbeiter aber war ein Oberdeutscher, ihm passten daher viele Reime seiner Vorlage nicht, gerade wie aus diesem Grunde auch Wickram bei der Überarbeitung Albrechts von Halberstadt stärker ändern musste, als es bei einer hochdeutschen Grundlage erforderlich geschienen.

Trotz der starken und rohen Überarbeitung lassen sich noch Spuren des alten niederrheinischen Gedichtes entdecken, andere durch Conjectur herstellen. Ich fasse hier zusammen was sich mir ergeben hat. *a* für *o* steht in *want* (= *wonet*) : *gesant* 435. *vort*: *wart* 721: eine Form *vart* ist zwar nicht nachgewiesen, aber das Wort begegnet nur in mitteldeutschen und niederrheinischen Denkmälern, wie die Stellen im mhd. Wörterbuche 3, 380 nachweisen. Außerdem steht *a* für *o* in *sal* 406. 478. 786. 949. 1095.

a steht für *œ* in *salde* für *sœlde*; die Verkürzung des Vocals vor der doppelten Consonanz ist hier wie anderwärts durch den Reim gesichert. *balde* : *salde* 671. 1007, wo die Hs. *sulde* liest.

a für *ê*, dem niederrheinisch *œ* gleichkommt, steht in dem Präteritum *karte* für *kêrte, farte* : *karte* 851.

a erscheint mit *â* gebunden vor *ht, naht* : *bedâht* 375, wie in allen niederrheinischen Dichtungen, ebenso vor *t* in *hât* : *stat* 463. *bat* : *rât* 562. 1088. *hât* : *bat* 703. in *strâm* : *nam* 901. ist bei dem erstern Worte wohl eine Form mit kurzem *a* anzunehmen, die auch mitteldeutsche Reime wahrscheinlich machen.

e für *i* in *getreben* : *vergeben* 1009. *unverzegen* : *legen*, wie 807, für das handschriftliche *unvorczogin* zu lesen ist. Unbeweisend sind die in der Hs. stehen gebliebenen Reime *gevedere* : *wedere* 115. 195. 573 839. : *nedere* 131. 616. *sedir* : *gefedir* 652. : *wedir* 769.

ê für *ae* nach allgemeinem mitteldeutschen und niederrheinischen Sprachgebrauche, in *hêrren* (lies *hêren*) : *dienœren* 847. *mœre*: *mêre* 1023. verkürzt vor *ht* in *knehten* : *gedœhten* 313.

î berührt sich mit *ie* in den folgenden Reimen: *mir* : *schier* 153, wo man auch *mier* : *schier* schreiben darf. *geviel* : *spil* 260. *kiele*: *île* 791. *hier* : *mir* 993. Aber auch außer diesen Stellen, wo man *î* für *ie* schreiben darf, wird *î* : *i* gebunden. *bin* : *dîn* 685. *mîn* : *bin* 863. *sîn* : *hin* 1033. Dagegen ist *mîn* : *koningin* 185. 1005 nicht hierher zu ziehen, weil der Dichter *koningîn* sprach.

o für *u* steht in keinem beweisenden Reime, *loste* : *koste* 147 steht für *luste* : *kuste*, noch als Beweis für die zum niederdeutschen neigende Vor- und Grundlage des Gedichtes.

o für *ou* in *orlop* 632. 635.

ô für *uo* scheint durch den Reim *dar zuo* : *jô* 1208 bewiesen, aber freilich kann letzteres Wort auch nur Füllwort um des Reimes willen sein. Sicher ist *tuon* : *nuo* 159.

o mit *ô* wird gebunden in *wort* : *gehôrt* 506, was allen niederrheinischen Dichtern eigen, und in dem häufigen *got* : *nôt* 1013. 1025. 1045. 1192. 1200. 1404, an dessen Echtheit aber zu zweifeln ist.

û steht für *iu* in *bûwe* : *nûwe* 568; für *üe* in *unsuoze* : *füeze* 1450, wie für *ufte* zu lesen ist. Auch in 351 *suoze* : *ich grüeze*.

ei nehme ich als durch Contraction entstanden, außer den gewöhnlichen *seite*, *meit* u. s. w. an in *vreite* (*vrâgete*) : *seite* 51. 212. 1287. 1297 : dem widerspricht nicht *vrâgen* : *sagen* 917, denn hier wird *vregen* : *segen* nach niederdeutscher Weise zu schreiben sein.

Die Consonanten bieten folgendes Bemerkenswerthe.

n wird wie bei allen niederrheinischen Dichtern zuweilen am Schlusse abgeworfen, namentlich im Infinitiv. Beweisende Reime sind zahlreich: man könnte sie wie die oben erwähnten für Ungenauigkeiten gelten lassen, wenn sie nicht zu den übrigen niederrheinischen Dialekteigenthümlichkeiten trefflich stimmten. *benke* : *bedenken* 71. *kôsen* : *lôse* 133. *tuon* : *nuo* 159. *rîche* : *elîchen* 226. *juncvrouwe*: *schouwen* 335. *balde* : *behalden* 393. *sagen* : *klage* 455. *rabe* : *haben* 695. 709. : *gelaben* 697. *liute* : *bediuten* 771. *beide* : (Hs. *beiden*): *verscheiden* 1142 u. s. w.

f geht in *h* über in *creftic* : *mehtic* 566. *craft* : *maht* war 779 wohl der ursprüngliche Reim für das entstellte *craft* : *lag* der Hs.

d für *t* nach niederdeutscher Art in *margarîden : gesmîde* 610, wie für *margaritin steyne : gesmeide reyne* herzustellen ist, und im Präteritum schwacher Verba, *meide : seide* 1084, oder *magede : sagede.*

ch im Auslaute steht für *c*, beweisend ist der Reim *ouch: vlouch* 914. 941. 969. (vgl. oben die Lesarten von M zu 1967).

ch wird am Schlusse abgeworfen in *nâ (nâch) : nâ (nâhe)* wie 1076 für *nach : nach* der Hs. zu lesen ist; ausserdem in *hô : jô* 560. *alsô* 1402, was aber auch hochdeutsch ist.

h fällt in der Mitte aus. *sên* : *gên* 244. *bî : gewî* 1031. *vrîen : verzîen* 222. *swêr : mêr,* wie 1216 zu lesen ist. *sên : den* 1262, doch ist hier vielleicht zu ändern:

du salt nu alhie sîn,
waz den genen wirt gegên,

denn das mitteldeutsche und niederrheinische *gên* für *geben* wird auch auf das Participium anwendbar sein. *gên : sên* 1270. Wahrscheinlich ist auch *was : vorgas* 179 an die Stelle des ursprünglichen Reimes *niet : liep* getreten und zu schreiben:

daz vingerlîn was im liep,
daz er ir vergaz niet.

Ein häufig vorkommender Reim, der ebenfalls niederrheinisch ist, ist *êren* : *hêrren* (lies *hêren*) 17. 311. 594. 1128. *mêre : hêrre* (lies *hêre*) 761.

Beim Personalpronomen bemerke ich die niederdeutsche Form *gî,* die wahrscheinlich 1346 herzustellen ist, indem man schreibt:

juncvrouwe waz machet gî?
zwâre, des berichtet mî.

Zu den niederdeutschen Bildungen, die sich in der Hs. erhalten haben, gehört auch *schônde* 93. *schemde* 580. Zeichen einer älteren Fassung ist ferner *abe* für *aber,* das auf *habe* reimt 540, wenn man nicht auch hier ungenauen Reim annehmen will.

Das ältere Gedicht hatte auch den rührenden Reim, *hochgemût: mût* 491. *Oswalt : gewalt* 177. *mære : mêre* 1023. *nâ : nâ* 1076. *vreissam : lobesam* 91. 141. *rebelîn : vingerlîn* 717. Daneben unerlaubte, wie *endelîch : lobelîch* 37. *frôlîch : lieplîch* 1132, wo aber *minneclîch* leicht abhilft.

Ich führe noch eine Reihe von Stellen an, in denen das ursprüngliche, meist mundartliche, mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit herzustellen ist.

53. 54. *ap her yrne hette irkorn eyne iunckfraw zo wol geton*; ein Reim, den man auch einem Dichter des 15. Jahrhunderts kaum verzeihen wird. Es könnte gestanden haben *irkorn : ûz irkorn*, was der Überarbeiter wegen des rührenden Reimes entfernt hätte. Alle in das richtigescheint das entstellte *ieren* zu geben, das in Lamprechts Alexander vorkommt. Es ist zu lesen *ob er sêhe ieren ein juncvrouwen ziere. irne* steht auch 84. *yrne* 797.
56. lies *leben mohte*, ebenso 86, vgl. 451. 758.
57. 58. lies *kiusche unz an sîn ende ân alle missewende*; ebenso steht 712. 734. *bas* für *biz* oder *unz*. Zu dem zweiten Verse vgl. 760.
65. 66. *off seynen stul her en satzte, uff dy bang her sich selbir satczte*, auch das ist offenbar entsellt, aber das ursprüngliche nicht leicht herzustellen. In der ersten Zeile ist vielleicht zu lesen:

ûf sînen (einen?) stûl hern sitzen bat.

und in der zweiten hiess es dann

an die bank er selbe sat,

was dem oberdeutschen Überarbeiter zu entfernen schien.
87. 88. lies

dô sprach der brûdir 'herre,
uber dem wilden mere verre.

89. 90. 91. 92 stehen in falscher Reihenfolge: an 88 schliesst sich unmittelbar 91. 92, dann folgt 90, aber 89 stört den Zusammenhang und den Satzbau, es hiess vielleicht

mit der du kûsche leben maht,

und für 89 das der Überarbeiter hinzudichtete, um den Reim *maht* zu entfernen, lautete es etwa

si ist schône und wol geslaht.

113. 4. lies

den lâze bringen drâte
und volge mînem râte.

123. 4. reimte wohl *dir* : *mir*, was am nächsten läge, wenn nicht *vrîn* (= *vrîen*) : *magedîn*, vgl. 145. 146.
153. 4. von *mir* : *wunderschir* ist mir wegen der Verkürzung des zweiten Wortes bedenklich; es reimte wohl

der lâze dich gesunt var (: gar),

was wegen des apocopierten *n* entfernt wurde.
156. *irwirp nw das megeteyn, nu* scheint aus *mî* (= mir) verschrieben, das ich vorher 1346 vermuthete.

198. lies

dâr im der heiden wart bekant.

210. enthält, wie schon der fehlende Reim und die Länge der Zeile zeigt, zwei Verse, die etwa lauteten

begunden zu dem raben gên
und begunden im alle jên,
si hêten schôners nie gesên,

oder weil das zweimalige *begunden* schleppend ist, lieber

und im des alle jâhen,
daz si niht schôners sâhen.

216—219 lies

dar umme her vûre durch die lant.
der rabe im dô niht bekant
torste sînen (sînes?) willen geben:
her hête verlorn daz leben.

229. *grande (: lande)*, ebenso 985. Das im mhd. Wörterbuch fehlende Wort deutet wiederum auf den Niederrhein, wo manche durch das Niederländische vermittelte französische Worte Eingang fanden.

294. lies *wesin (: genesin.)*

381. *gân : tragen,* ein Reim *gein : trein* oder *gân : trân* wäre nicht unerhört, wie neben *gêt* auch *geit*, so kann *gein* neben *gên* vorkommen, und *trân* fände seine Analogie in *getrân*, das im mhd. Wörterbuche 3, 67 citiert wird. Auf *trein* weist übrigens die handschriftliche Lesart *trayn.*

395. *selig : ledig,* ein schon oben erwähnter Reim des Überarbeiters, der 487 nochmals begegnet, wahrscheinlich schrieb der Dichter

unde dâ von heilic,
von sunden unmeilic

vgl. andere Stellen im mhd. Wörterbuche 2, 95.

418. *ver* für *vrou* gehört ebenfalls zu den niederdeutschen Anklängen, ebenso steht *vor* 905. 972.

602. Der Reim ist entstellt, vielleicht hiess es

daz lie sie legen schiere
an den raben ziere.

632. *orlop wil ich haben nw, ich muoz von hinnen nw* : auch hier ist die niederrheinische Form Grund der Änderung gewesen; man lese

orlop wil ich haben nû,
ich mûz hinnen von û (= iu).

vgl. 635. *orlop soltu von mir haben.*

725. vielleicht ist der unreine Reim *was : saz* zu entfernen, wenn man schreibt

her saz ûf eime steine was (scharf),
der ûz dem mere gewahsen was,

oder *wassen : gewassen*, wobei der Überarbeiter das erste *was* nicht verstand.

731. lies *der im sîne spîse.*

763. lies *sage waz hât sie mir gesant.*

800. 801. vielleicht ist zu lesen

schicke betalle dîne var,
als du sîst ein koufman.

849. 850 lies

die wort die boten drâte
Oswalde kunt tâten,

wie auch 113 *drâte* vom Bearbeiter entfernt wurde.

883. 4. lies

im wart zu varn bescheiden
sebinzên tageweide.

887. lies *im was (tet?) unmâzen ande (: lande)* für *bande* d. h. *bange*, wie 360 steht, wo auch ursprünglich *ande : lande* reimte, dagegen 961 eher *Spange : ange.*

889. 90. den unreinen Reim *jâren : strâmen* könnte man entfernen, wenn man schriebe

daz er niht zu lande
in vil manegen jâren quam
von des wilden meres stram,

vgl. *stram : nam* 901.

923. 4. vielleicht mit unumgelautetem Dative und rührendem Reime

das ir lîp iegenôte
was in grôzer nôte.

932. lies *des schiffes gieng her zende.*

942. lies *dem herren er ûf den arm vlouch.*

957. 8. lies

daz du keiner wîse
inbîzest gûter spîse.

977. lies *dar inne alterseine.*

1003. 4. auch hier ist wohl *mî* herzustellen und zu schreiben

lieber rabe, belîp bî mî,
ich tûn al daz dir liep sî.

1021. *von hinne* ist zu streichen.
1045. wahrscheinlich *hilf mir durch dînen werden tôt.*
1090. lies *wie sie ir friedel nême (: quême).*
1126. *bey der weisin hant; weisin* kann ebensowohl aus *zeswen* wie aus *winstern* entstellt sein.
1158. 9. *Daz horn lawte vnd bedewtet das Seynen zorn vnd grymmigen has:* auch hier ist der echte Reim zerstört, es ist zu lesen

daz horn grimme lûte
und sînen zorn bedûte,

oder die erste Zeile *daz horn schal vil lûte*, vgl. 1189.
1186. *grosse libe* wahrscheinlich stand im Originale *unse liebe.*
1216. 17. lies

unde mache daz mîn swêr
bî drîn tagen nimmer mêr.

1223—26 ist so zu bessern

daz her im vaste leide
begunde denken drumbe:
her vûr vil manige krumbe
unde manigen irren ganc.

1231—33. lies

und besante sich zuhant.
her brachte zu hove sân
wol drîzic tûsent man.

1255. wahrscheinlich ist zu lesen

vil nâhen bî dem wâge,

aber das darauf reimende Wort weiß ich nicht zu finden, vermuthlich ein Compositum von *lâge*, ähnlich wie *wurmlâge?*
1269. lies *und nie getâten sîn gebot.*
1278. der ursprüngliche Text lautete wohl

in den hals âne twâle.
vil grôz was ir quâle.

1289. 90. *so ist der andir stul gegebin dir her ist aldo gesatczt dir*: auch hier könnte die niederdeutsche Form *gesat* wie oben (sieh zu 65) die Ursache der Änderung und des fehlerhaften Reimes sein: freilich müsste man kühner ändern, etwa *der stûl der enebin stât her ist aldâ dir gesat.* Scheint dies zu kühn, so lese man *sost der andir dir gegebin, her ist aldâ gesat enebin.*
1300 enthält zwei Reimzeilen. Man lese 1299—1300

wes die drî stûle wêren?

dô sprach der engel hêre (mære?)
'der eine sal Oswaldes sîn.

1318. lies *daz wunderlîchest mêre.*
1323. lies *den tûvel ane gebetet hân.*
1333. lies *di lebendig mache und gesunt.*
1351. *feyn* ist von dem Überarbeiter eingeschoben, der ältere Dichter reimte *konigîn* : *mîn,* wobei etwa *hêre* vor *konigîn* zu ergänzen.
1354. lies *und hât mich hôhe gemant.*
1361. 2. vielleicht

sô wil her sich toufen lân
und wil an got glouben sân

(vgl. zu 1231) oder

sô wil her sich lân toufen
und wil an got gelouben

was voraussetzen würde, daß der ältere Dichter auch unreine Reime brauchte, und somit doch vielleicht auf das 12. Jahrh. zurückwiese.
1378. lies *daz ich di kûscheit mîn.*
1414. lies *lebindig bî dem ûver stân.*
1428. wenn die Vermuthung richtig ist, daß schon ein Gedicht des 12. Jahrhunderts zu Grunde liegt, so reimte dieses *tihtin : mahtin.*

Ich habe die Möglichkeit, daß ein deutsches Gedicht des 12. Jahrhunderts dem Bearbeiter dieser Oswalddichtung vorlag, als ganz entfernt eben (zu 1361. 1428) angedeutet. Nach einzelnen von den oben angeführten ungenauen Reimen und den eben erwähnten beiden Stellen ist jedoch die Annahme nicht unwahrscheinlich. Unter den früher genannten Reimen hebe ich namentlich hervor *geswummen* : *unden* 669. *alter* : *marter* 933. *gewanken* : *werken* 1381. *welden* : *winden* 1389, die recht gut einem Gedichte des 12. Jahrhunderts angehören können und von denen die drei letzten Reime kaum in einem Gedichte des 14. oder 15. Jahrhunderts vorkommen möchten. Bedenkt man, daß am Niederrhein in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Hauptsitz der Literatur war, so wird es von vornherein nichts Unwahrscheinliches haben, daß ein niederrheinisches Gedicht (und ein solches müssen wir unläugbar als Grundlage der späteren Bearbeitung annehmen) von St. Oswald dem 12. Jahrhundert angehört habe. Eine Herstellung aber scheint mir unmöglich. Wie es sich jedoch auch damit verhalte, so viel glaube ich erwiesen zu haben, daß die zweite Dichtung von Oswald die ältere ist.

Es bleibt noch übrig die verschiedenen deutschen Bearbeitungen unter einander zu vergleichen. Zingerle hat dieß zwar im allgemeinen gethan, allein sich auf die wesentlichsten Punkte beschränkt. 'Die Abweichungen sind in beiden Gedichten unwesentlich und beschränken sich hauptsächlich auf Handhabung der Form. Dem Bearbeiter von Nr. III (dem eben besprochenen Gedichte) schien die überlieferte Oswaldlegende, an die er nicht glauben mochte, eine heitere Sage zu sein. Zur eigenen und anderer Belustigung wollte er dieselbe bearbeiten und davon schreiben sich wohl die abweichenden Stellen und der zum Theil humoristische Ton her' (S. 39). Wir ziehen zur Vergleichung die prosaische Bearbeitung im Sommertheile des Lebens der Heiligen heran, auf die Schmeller zuerst aufmerksam gemacht und die Zingerle nach einer Innsbrucker Handschrift (S. 43—66) hat abdrucken lassen. Ich bezeichne der Kürze wegen das von Ettmüller herausgegebene Gedicht durch *A*, das andere durch *B*, die Prosa durch *C*.

Die Macht Oswalds bezeichnet *A* dadurch, daß ihm 12 Königreiche (oder lies *zwelf künige rîche?* vgl. *B* 21), 24 Herzöge, 36 Grafen, 9 Bischöfe dienen: in *B* sind es 9 Könige, 13 Bischöfe, 40 Grafen, außerdem 1700 Ritter und 30000 Mann: in *C* 13 Königreiche, 9 Abteien, 12 Bistümer, die Zahlen stimmen also mehr zu *B* als zu *A*.

In *A* erscheint der Engel des Nachts, der ihm räth eine Frau zu nehmen, in Folge dessen lässt Oswald seine Mannen berufen und frägt sie um Rath, was für ein Weib er nehmen solle: erst als sie erklären sie wüssten keine, entlässt er sie und nun erscheint der Pilger Warmunt. In *B* rathen ihm, ohne daß ein Traum vorhergeht, seine Mannen ein Weib zu nehmen: dies ist das natürliche, was in allen ähnlich gebauten Dichtungen die Einleitung bildet. Der Engel ist jüngerer Zusatz. Auch in *C*, wo vorher erzählt ist, daß ein Rabe ihm mit einem Briefe vom Himmel gesandt worden und bei ihm geblieben, rathen wie in *B* die Mannen eine Frau zu nehmen.

Der Pilger heißt in *A* Warmunt, in *B* Tragemunt: in *C* ist kein Name genannt; offenbar hat *B* den unentstellten Namen bewahrt. Er trägt eine Palme in der Hand nach *AC*: zwei und siebzig Länder sind ihm kund *A* 198, ebensoviele Sprachen *B* 49.

Oswald führt ihn in die Kemenate *A* 212, *B* 63, wobei die fast wörtliche Uebereinstimmung nicht zu übersehen ist:

A	*B*
er nam in under sînen arm	nam den brûdir bî der hant
drâte	und fûrte en vil drâte
und vuorte in in sîn kemenâte.	in eine kemenâte.

In *C* 45, 1 führt er ihn in einen Saal. In *B* setzt er ihn auf den Stuhl, sich selbst auf die Bank: seine Mannen tadeln ihn deswegen und er weist sie zurecht: nichts davon in *AC*.

Die Jungfrau, zu der Tragemunt räth, heißt Pamige oder Paimge in *A*, Spange in *B*, Pay in *C*, nach dem Drucke Pia: ihr Vater Aaron in *A*, was zugleich Name des Landes ist, in *C* Gaudon, in *B* wird er nicht genannt. Der Name Spange ist offenbar der unentstellte, aus dem die andern geflossen: auch hier hat also *B* das echte [1]).

In *A* glaubt sie im Stillen schon an Gott mit drei Jungfrauen: nichts davon sagen *BC*. Alle ihre Freier werden getödtet, das sagen *AB*, in *C* hat der Vater geschworen, sie keinem Manne zu geben, der sie ihm nicht mit Schwertschlägen abgewinne. Daß er sie nach dem Tode der alten Heidin zum Weibe nehmen will sagt *A*: ähnlich *B* später, wo aber die Heidin schon gestorben und nur die Jungfrau noch zu jung ist: *C* hat diesen Zug nicht.

Daß der Rabe redend geworden, sagen nur *AC*: in *C* verschwindet der alte Mann, in den beiden andern Redactionen ist von ihm nicht mehr die Rede, ohne daß von einem Verschwinden erzählt wird.

Ausführlich erzählt *A*, wie der König das Gefieder des Raben auf dessen Wunsch mit Gold beschlagen und ihm eine goldene Krone machen läßt: in *B* gibt ihm Tragemunt diesen Rath, aber nachher ist von der Ausführung keine Rede mehr. Ein goldnes Fingerlein wird in *ABC* dem Raben unter die Flügel gebunden: in *AC* außerdem noch ein Brief, der nach *C* die zwölf Stücke des heiligen Glaubens enthält.

Das Abenteuer des Raben unterwegs, der von den Meerfrauen gefangen wird, hat *A* allein: die Dauer der Reise ist in *A* 10 Tage

[1]) Das scheint mir die Frage. *spange* ist = *bouge*, und so liest die Stuttgarter Prosaauflösung von *A* (cod. theol. et philos. 4. nr. 81, vgl. Zingerle, Nachtrag), nämlich *pauge*; daraus sind all die Lesarten *pamige*, *paimge*, *pay*, *pia* entstellt, und *Spange* vom Bearbeiter von *B* an die Stelle des im 15. Jahrhundert nicht mehr gebräuchlichen *Bouge* (*armilla*) gesetzt. Über die Verwendung dieses Wortes zu Personennamen vgl. Förstemann 1, 218. und Myth. 840. Pfeiffer.

vor und 6 nach seiner Gefangenschaft, in *C* 19 Tage: in *B* ist keine Zeit angegeben.

In *AC* erscheint der Rabe bei Tische und richtet seine Botschaft aus, soll von dem alten Heiden getödtet werden, aber die Jungfrau bittet ihn los, in *A* mit der Drohung, sie wolle sonst ein Spielweib werden. *B* weicht hier bedeutend ab: von der Tochter ist vorläufig noch nicht die Rede, der Rabe wird als Lustigmacher beim Könige beliebt, spielt mit ihm Schach und beschenkt seine Dienstmannen mit Kleidern. Dieß ist offenbar nicht die alte Fassung, sondern willkürliche Änderung. Die Königstochter erfährt von seinen Künsten, bittet sich ihn vom Vater aus und trägt ihn in ihre Kemenate (*A* 1015—16 = *B* 383—384). Jetzt erst richtet der Rabe seine Liebesbotschaft aus und übergibt das Fingerlein, worauf sie ihm als Gegengeschenk für Oswald eines unter die Flügel bindet. Sie entbietet ihm 72 Schiffe zu rüsten und als Kaufmann verkleidet zu kommen, um sie zu holen. Der Rabe wird auf ihren Befehl von ihren Jungfrauen mit Perlen und Seide geschmückt und dann entlassen. Die Zahl der Schiffe ist in allen drei Redactionen dieselbe, ebenso ist allen das Fingerlein gemeinsam, das sie Oswald schickt: in *AC* außerdem noch einen Brief.

Das nun folgende Abenteuer hat *A* in Übereinstimmung mit *C*: der Rabe fliegt 20, nach *C* 9 Tage auf dem Meere, als ihm ein Sturmwind Brief und Fingerlein ins Meer wirft, beide verschlingt ein Fisch. Der rathlose Rabe wendet sich an einen Einsiedler, der seit 30 Jahren (*A*) auf einem Steine im Meere sitzt (vgl. *B* 725): durch dessen Gebet wird der Fisch herbeigezogen und der Rabe empfängt Beides zurück. In *B* ist es ein Fischer gut und weise, Meister Eise (so ist statt Reise der Hs. zu lesen), der in seinem Nachen auf die Knie fällt und den Raben als Raphael oder Gabriel anbetet: auf sein Gebot wirft er das Netz aus und fängt den Fisch, der das Ringlein verschlungen. Offenbar ist auch hier *B* dem ursprünglichen näher, wie schon die Übereinstimmung mit Orendel lehrt, in welchem der Fischer Eise ebenfalls erscheint. Der Rabe fliegt nach *A* noch bis zum 6., nach *C* bis zum 9. Tage: in *B* fliegt er nach der Begegnung mit dem Fischer noch über 11 Tage und ruht auf einem Steine mitten im Meere aus, wohin ihm Gott seine Speise aus dem Paradiese sendet.

Er kommt zu Oswald und richtet seine Botschaft aus: Oswald rüstet die 72 Schiffe: in *A* lässt er goldene Kreuze machen.

Sie fahren ab, vergessen aber den Raben: hierin stimmen alle drei Redactionen überein. In *A* fällt das ganze Heer auf die Knie und bittet um Hilfe: ein Engel erscheint und weiß durch List den Raben, der nicht mitgehen will, zu bewegen: in vier Tagen kommt er zu Oswald. In *C*, das im wesentlichen zu *A* stimmt, ist es ein von Gott gesandter Wind, der ihn in 18 Tagen übers Meer führt. In *B* endlich, wo die himmlische Maschinerie am wenigsten stark hervortritt, werden Oswalds Mannen heimgesendet, und schließlich muß Oswald selber umkehren, um den Raben zu holen. In *A* verlangt der Rabe, daß die Küchenknechte gehängt werden und Oswald verspricht es: in *B* erbietet sich Oswald dazu, aber der Rabe lehnt es ab: in *C* fehlt dieser Zug ganz. In *B* müssen sie nun noch 17 Tagereisen machen und acht Jahre (!) umherfahren. 71 Schiffe gehen unter: Speise und Trank ist längst aufgezehrt, als Oswald vor dem im Schiffe befindlichen Altar auf den Rath des Raben gelobt, drei Tage in der Woche zu fasten. In Folge dessen sendet Gott einen Wind, der ihn zu Frau Spange führt.

Der Rabe fliegt nun zu ihr: in *AC* geschieht dieß gleich nach der Ankunft des Raben. Die Jungfrau entbietet in *A* durch ihn Oswald, er solle mit 12 Goldschmieden und 200 Mannen auf einer Raubgaline ans Land fahren und vor der Burg ein Zelt aufschlagen: Oswald ist in Verlegenheit, woher er die Goldschmiede bekommen solle: da treten 12 aus seinen Rittern hervor und geben sich als Kunstverständige zu erkennen. Er thut nun wie die Königin befohlen: Aaron, der sie hängen lassen will, wird von ihr beruhigt und bewogen sie in seinen Sold zu nehmen. So liegen sie 1 Jahr und 12 Wochen vor der Burg, ohne eine Frau zu sehen. Ähnlich in *C*: auch hier soll Oswald 12 Goldschmiede mitbringen und einen goldenen Adler auf das Zelt setzen: die Tochter weiß ihn auf dieselbe Weise zu beschwichtigen.

Anders in *B*: hier verlangt die Jungfrau, daß Oswald einen silbernen und goldenen Hirsch haben müsse, der laufen könne, sonst wolle sie nichts von ihm wissen. Oswalds Gebet schafft einen Hirsch herbei, der von den Burgbewohnern gejagt wird. Diese Hirschjagd haben auch *AC*: hier hat Oswald aber auf Spanges Geheiß gleich den Hirsch auf die Fahrt mitgenommen.

In *A* entfernt sich die Königstochter verkleidet aus der Burg, deren Pforten bei ihrem Gebete zu Maria aufspringen: in *C* benutzt sie den Vorwand auch der Hirschjagd zusehen zu wollen. Die Burg

Burg ist in allen drei Redactionen verschlossen: in *B* eröffnet sie Oswalds Gebet.

In *AB* fahren sie nun ab: während dessen kommt der König zurück, findet die Tochter nicht, bläst in sein Horn, welches alle seine Mannen zusammenruft, und fährt den Entflohenen nach. In *C* fährt Oswald gar nicht ab, sondern sitzt mit der schönen Jungfrau zusammen und wird von dem Vater überrascht. Das Horn fehlt. Sie streiten bis zum dritten Tage.

In *A* erreicht der Heidenkönig die Fliehenden: Oswald gelobt in der Noth, jede Bitte, die einer im Namen Gottes an ihn richte, zu erfüllen, wenn ihm Gott helfe. Er siegt im Kampfe: alle bis auf Aaron fallen. In *B* kommt Oswald erst in seiner Heimath an, sammelt 30000 Mann und kämpft mit seinem am 3. Tage (vgl. *C*) ankommenden Schwäher, der ebenfalls allein übrig bleibt und in einen Kerker gelegt wird. Auch in *C* bleibt nur Gaudon übrig.

Aaron will sich taufen lassen, wenn Oswalds Gott die erschlagenen Heiden wieder erwecke: dieß geschieht auf Oswalds Gebet, nun will Aaron von neuem kämpfen, aber die Heiden, die die Hölle kennen gelernt, wollen nicht mehr: so erzählt *A*. *C* stimmt damit, nur wird hier der Kampf wirklich erneuert und nochmals bis zum 3. Tage gekämpft. *B* weicht wieder ab: hier zeigt ein Engel dem gefangenen Heiden die Hölle, in der sein Weib als Wölfin ihm erscheint. In Folge dessen will er sich taufen lassen, wenn Oswald seine Leute erwecke. Indem Spange ewige Keuschheit gelobt, wird das Gebet Oswalds erhört. Die Heiden werden getauft: der Heidenkönig empfängt den Namen Johannes.

In *AC* will sich der König taufen lassen, wenn Oswald aus dem Felsen einen Brunnen rinnen mache: in *A* schlägt Oswald mit dem Schwerte, in *C* mit dem Fuße an den Stein, letzteres scheint die ursprüngliche Gestalt. In dem neuentstehenden Quelle tauft er nach *C* die Heiden und Aaron: dieser wird in *A* Zetimus, in *C* Symon genannt.

Die wiedererweckten Heiden müssen nach Oswalds Ausspruch in *A* nach Jahresfrist sterben: auf Oswalds Gebet wird ihr Wunsch, daß es gleich geschehen möge, erfüllt. Die andern fahren nach England. Nach *C* kehrt Symon in seine Heimath zurück und lässt dort sein Weib und sein Volk taufen. Hierin stimmt *C* mit *B*: auch hier kehrt der getaufte Johannes heim, lässt taufen und die Widerstrebenden tödten. Damit schließt *B*.

In *A* folgt noch einiges: es erscheint bei dem Hochzeitfeste, das Oswald und Pange feiern, Christus als Pilger und fordert von Oswald Reich und Weib. Trauernd gewährt ihn der König, wird aber von ihm zurückgerufen und erhält die Verkündigung, daß sie beide in Jahresfrist sterben werden. In *C* weicht der Schluß ab und hält sich mehr an die Überlieferung Bedas und der vita Oswaldi, die Beda folgt: es wird von Oswalds Frömmigkeit und Mildthätigkeit, von Bischof Aidarus, von der Glocke erzählt, die Oswald machen lassen, damit jedem sein Recht werde, so wie von seinem Kampfe gegen die heidnischen Britenkönige, in dem er fällt: den Schluß bilden die Wunder, die er nach seinem Tode gewirkt hat.

Die Abweichungen von *A* und *B* sind so bedeutend, daß sie auf eine gemeinsame schriftliche Grundlage kaum schließen zu lassen scheinen: aber auf gemeinsame mündliche Überlieferung, an der jeder der Bearbeiter willkürlich änderte. Dagegen ist die Übereinstimmung zwischen *A* und *C* nicht zu verkennen. Hierbei muß ich noch etwas verweilen. Daß *C* außer der auch *A* zu Grunde liegenden Quelle lateinische Texte, namentlich Beda benutzt, hat Zingerle schon an einigen Stellen dargethan (S. 57. 64. 65.). Schon im Eingange stimmt *C* an einer Stelle zu Beda.

Beda 3, 6 quo regni culmine sublimatus, nihilominus, quod mirum dictu est, pauperibus et peregrinis semper humilis, benignus et largus fuit.

C (44, 8) Der herschaft ubernam er sich nit und was diemütig und hett got vor augen und dienet im tag und nacht mit großem fleiß.

C 56, 11—57, 6 ist wie Zingerle nachgewiesen aus Beda 3, 6 (nicht 7) entnommen. Auch das Gebet Oswalds vor dem Kampfe ist im Wesentlichen aus Beda.

Beda 3, 9. Non multo post interfectionem ejus exacto tempore contigit, ut quidam equo sedendo iter juxta locum ageret illum, cujus equus subito lassescere, consistere, caput in terram declinare, spumas ex ore demittere et augescente dolore nimio, in terram coepit ruere u. s. w.

C 60, 12. Darnach uber vil jar, als sant Oswalt erschlagen wart, da wolt ain ritter zu ainem perg reyten, und do er auf das velt kam, darauf sant Oswalt erschlagen wart, do ward sein roß gar siech. Do must der ritter gen und traib das phert vor im. Da legt ez sich oft nider und kart und want sich hin und her vor großem smertzen.

Invenit puellam ibi, neptem patrifamilias, longo paralysis morbo gravatam.

61, 5. do hett der wirt ain tochter, die hett das paraleis geschlagen, und lag in großer krankait.

3, 10. eodem tempore venit alius quidam de natione Britonum, ut ferunt, iter faciens juxta ipsum locum, in quo præfata erat pugna completa, et vidit unius loci spatium cetero campo viridius ac venustius.

61, 18. Zu der zeit kamen etlich man von Britania auch an dieselben stat, do sant Oswalt pegraben was, und sahen das der fleck, da sant Oswalt lag, gar schone und grüne was.

Vgl. noch 62, 11 mit Beda 3, 10, *quod cum repente convivæ* u. s. w. 63, 5 mit Beda 3, 11, *reginæ Britanniæ Ofchridæ, quæ erat filia fratris ejus, id est, Osovii.* 63, 10 steht *Laudissimo,* entstellt aus Beda's *in provincia Lindissi.* 63, 16 *ain schone weisse tauben,* durch Mißverstand oder falsche Lesart aus *columna lucis* (doch vgl. 63, 20). 63, 21 mit Beda 3, 12 *cum esset in suo monasterio venit illuc quidam hospes, qui solebat nocturnis horis repente ab immundo spiritu gravissime vexari.*

Aber wo *C* mit *A* stimmt, da ist es Auflösung eines alten Gedichtes, und zum Theil lassen sich noch die Reime erkennen, ja sogar ganze Verse herstellen. Der Verfasser von *C* hatte mehrere Quellen vor sich, und aus diesen erklärt sich die stellenweise Abweichung: vgl. 44, 21 *und an etlichen püchern stat geschriben es wer ain engel;* 53, 7 *und etwen stet geschriben ez wer ain engel.* Es gab also außer den uns erhaltenen lateinischen und deutschen Quellen noch andere, die uns verloren gegangen. Die meisten schöpften aus Beda: so Usuardus nach seinem eigenen Zeugnisse. Er sagt unterm 5. August: *Eodem die sancti Oswaldi regis Anglorum cuius actus commemorat venerabilis Beda presbyter in gestis ejusdem gentis: narrans inter caetera de eo, quod cum quadam die sederet ad prandium, discum argenteum, qui erat positus ante eum, confringi præcepit minutatim alimoniamque pauperibus dari,* aus Beda 3, 6 (vgl. *C* 56, 11—57, 6). Beda folgte wohl auch der Anonymus aus dem dreizehnten Jahrhundert, der nach seiner eigenen Aussage das Gedicht über das Leben und die Wunder Oswalds aus Prosa in Verse brachte, *'In nova fert animus antiquas vertere prosas carmina'*, vergl. Warton, *history of english poetry* (London 1824) 1, S. CLXIX. Die Hand-

schrift des noch ungedruckten Gedichtes befindet sich in der Bodleyana, A. 1. 2. B. (Blatt 57).

Ein deutsches Buch von Sanct Oswald befand sich in der ehemaligen gräfl. Ortenburgischen Bibliothek zu Tambach in Franken laut eines alten Verzeichnisses (Serapeum 3, 339) *'von sand Oswald ein puech'* unter lauter poetischen deutschen Manuscripten, dem Renner, Willehalm, Erec u. s. w.

Ich will die Stellen aus *C* hersetzen, in denen sich Reime erhalten haben oder herstellen lassen.

Zingerle 44, 22.

er schein in der gebære
als ein wallære.

vgl. die Lesarten der Münchener Hs. zu *A* 196.

45, 14. ûf ir houbet vinger drî
und swuor drî eide dâ bî
in heidenischer ê,
daz er sie niemer mê
deheime manne wolde geben,
ern gwunnes im an mit swertslegen.

46, 11. daz er ir ouch sagete
daz er si lieber habete.

47, 4. mich hât der künec von Engellant
mîn herre Oswalt her gesant.

vergl. *A*. 877

künic Oswalt in Engellant
der hât mich her gesant.

47, 15. nu hâstu im urloup gegeben,
und fride daz er müge reden.

vgl. *A*. 943

nu hâst du im dînen vride geben
beidiu lîp unde leben.

47, 20 und trug in mit ir in die kamer, damit vergleiche *A* 1015.
und truoc in mit ir drâte
in ir kemenâte.

B 383 si trûc en vil drâte
in eine kemenâte,

wo offenbar in *C* nur der Reim zerstört ist durch das durch *kamer* ersetzte *kemenâte*.

47, 21. sie helset in und kuste
und dructe in an die bruste,

auch im folgenden klingen noch die Reime durch *rabe* : *sage, mêre*: *hêrren*.

48, 10. hin wider : gevider, dann vielleicht
und nam ein vingerlîn dar zuo
und sprach zuo dem raben duo.

48, 12. dar zuo solt du im sagen,
daz in kein mensche lieber habe.

49, 4. dô was dem raben vil leide
und saz ûf einem steine.

49, 10. in dem jâre drîstunt
hât mir got getân kunt.

49, 21. daz tet der engel drâte.
der einsidel im nâte
brief unde vingerlîn
under daz gevidere sîn.

50, 10. und bitet got swaz dar ane stê,
daz daz schiere geschê.

51, 10. kuniginne : gewinne.

51, 22. zehant er ir sagete,
waz ir Oswalt enboten habete.

52, 3. *bringen (dar) : adelar, der sol recht sein sam er lebe und als er hinfliegen welle*: ein beiden Dichtern sehr gewöhnlicher Ausdruck, um die Vollendung eines Kunstwerkes zu bezeichnen, der ohne Zweifel auch aus dem Gedichte entlehnt ist. Es hieß etwa

rehte als er lebete
und sîne vetege wegete.

52, 16. daz ersach ein heidenischer man
und sagete ez dem künige (an? sân?)

53, 13. sam er sich wolde vâhen lân
unde lief dan aber sân,

oder *vâhen* : *gâhen*.

53, 15. daz sach an der zinnen
diu junge küniginne:
sie sprach zuo zir vrouwen
'ich muoz den hirz schouwen
dâ solt ir mir helfen zuo.'
daz wolden si vil gerne tuo.

54, 8. vil rîlîcher kleinâte
sie mit ir genomen hâte.
54, 10. mit sînen gesinden
und mit der küniginnen.
54, 12. mit sînem gesinde:
dô wart er schiere innen.
54, 13. vil leide er im gedâhte,
schiere nâch in gâhte.
55, 18. sînen sweher Gaudon
unde hiez in Symon.
55, 20. die jungen küniginne
und sînes swehers gesinde.
55, 23. von cristene glouben,
unz sie sich lie toufen;

vgl. die Anmerkung zu *B* 1361 (oben S. 163).

Sollte das suchende Auge auch an manchen Stellen Reime gefunden haben, wo vielleicht keine anzunehmen sind, so lässt sich doch die Thatsache, daß die Prosa Reime enthält, nicht abweisen. Es fragt sich nur, in welchem Verhältnisse stand das zu Grunde liegende Gedicht zu den beiden andern und wie alt war es? Unreine Reime finden sich häufig, *geben* : *swertslegen* 45, 14. *sagete* : *habete* 46, 11. *gegeben* : *reden* 47, 15. *sagen* : *habe* 48, 12. *leide* : *steine* 49, 4. *sagete* : *habete* 51, 22. *gesinden* : *küniginnen* 53, 10. *gesinde*: *innen* 53, 13. *küniginne* : *gesinde* 55, 20. *gelouben* : *toufen* 55, 23. Darunter sind ein Paar, die, wenn ich recht vermuthete dem 12. Jahrhundert angehören müssen, *sagete* : *habete* 46, 11. 51, 22. und andere weisen durch ihre Mundart auf den Niederrhein, *sage (n)* : *habe* 48, 12. *zuo* : *duo* (lies *zû* : *dû)* 48, 10. *geschê* : *stê* 50, 10. *zuo* : *tuo* (infin.) 53, 15.

Ein niederrheinisches Gedicht hatten wir schon oben als Grundlage des von Pfeiffer herausgegebenen vermuthet. Die Thatsache, daß ein Gedicht des 12. Jahrhunderts im 15. zu Prosa aufgelöst wurde, hat nichts beispielloses: gerade dasselbe fand mit Eilharts Tristan statt, der die Grundlage des deutschen Volksbuches ist, in welchem sich auch noch die Reime deutlich erkennen lassen (Hagens Minnesinger 4, 588 Anm.). Ob nun freilich das hier wahrscheinlich gemachte eins und dasselbe mit jenem gewesen sei, das wir oben vermutheten, lässt sich nicht entscheiden, da zu wenig Merkmale vorhanden sind, um zu bestimmen, ob das im 15. Jahrhundert in *B* umgearbeitete Gedicht dem 13. Jahrhundert angehörte oder nicht,

ob die in demselben vorkommenden unreinen Reime Eigenthum des Überarbeiters sind. Ein näheres Verhältniß aber besteht, wie ich schon bemerkte, zwischen dem von Ettmüller herausgegebenen Gedichte und der Prosa, mithin auch dem ihr zu Grunde liegenden Gedichte. War das dem Überarbeiter des 15. Jahrh. vorliegende Gedicht ein dem 12. Jahrhundert angehöriges, wie ich schon oben wenigstens für möglich erkannt habe, wenn sich auch äußere Gründe dafür nicht beibringen lassen, so war es unbedingt kein anderes als dasjenige, dessen Trümmer ich in der Prosa gefunden. Die Stärke der Umarbeitung erklärt sich daraus, daß die Sprache niederrheinisch, der Überarbeiter augenscheinlich ein Oberdeutscher war. Doch kann es auch sein, daß zwischen dem Gedichte des 12. Jahrh. und der Überarbeitung des 15. eine vermittelnde Redaction vom Anfange des 14. Jahrhunderts liegt. Da *B*, wie es scheint, mit großer Leichtfertigkeit gearbeitet ist und sich nicht treu an die Vorlage hält, so wäre es auch nicht unmöglich, daß selbst *B* diese gemeinsame Grundlage vorgelegen hätte. Übereinstimmung zeigt sich zwischen *ABC* an einer Stelle, vgl. oben zu *C* 47, 20, zwischen *B* und *A* noch an einer andern, vgl. oben S. 166.

Wir sind schließlich, nach langem Umwege, zu demselben Resultate gekommen, das die bisherige Kritik, ohne es zu erweisen, annahm. Ich hoffe der Weg ist kein vergeblicher gewesen, wenn auch alle Dornen an ihm nicht beseitigt, und der Durchblick hin und wieder noch gehemmt ist.

ROSTOCK, 12. Merz 1859.

OHNE SCHATTEN, OHNE SEELE.

DER MYTHUS VOM KÖRPERSCHATTEN UND VOM SCHATTENGEISTE.

VON

E. L. ROCHHOLZ.

II. DER SCHATTENGEIST.

Das deutsche Heidenthum glaubte an einen Schutzgeist, den jeder Mensch besonders zu eigen hatte. Als ein feenartiges Wesen, weiblich und geflügelt gedacht, begleitete ihn dieser Geist von der Geburt bis zum Grabe, trat mit ihm ins Leben, starb mit ihm im Tode, warnte ihn in Gefahren sichtbar, oder flößte ihm ein gewisses vorahnendes Vermögen ein, wenn er in entscheidenden Momenten rathlos war und sich aussetzen wollte. Der Skandinavier nannte diesen Gefolgs- und Geleitgeist die *Fylgja* und unterschied sie als eine *Forynja*, die dem Menschen vorausschritt, seine personificierte Vorsicht, und als eine *Hamingja*, die seinem Körper schattengleich nachschwebte. Zu diesen zwei letzgenannten Fylgjen kommt als dritte noch die allgemeine Todesbotin, die gleichfalls geflügelt erscheinende Walküre, die um den sterbenden Menschen bemüht bleibt. Daß diese dreierlei Arten des Schutzgeistes die drei Lebensalter des Menschen und die drei Tageszeiten sind, verkörpert in dem entsprechenden Schatten der Tageszeit oder der Lebensalter, dieß wird sich nachher herausstellen. Der heutige Isländer verwendet den Namen Fylgja noch immer für jenes mit dem Kinde zugleich geborene, um dessen Haupt geschlungen liegende Häutlein *(ovum, amnium)*, welches als der Helm und das Glückshäublein auch bei uns sorgfältig aufbewahrt wird (vgl. Aleman. Kinderl. pg. 280); und aus Meinerts Liedern aus dem Kuhländchen (Vorrede 1, 111) hat schon Rühs (Über Tacitus Germania pg. 495) nachgewiesen, daß dieser nordische Gefolgsgeist auch für den deutschen Osten gegolten hat. Mit der christlichen Zeit verkehrten sich diese Fylgjen in den Schutzengel, auch dieser mußte das Neugeborene erst beseelen, dann unzertrennlich begleiten. In des Bruder Berthold von Regensburg Predigten heißt's: *alz ein kint lebende wirt, sô giuzet im der engel die sele în.* Der Schutzengel ist an den Schützling ange-

bunden: *zuo im was geweten ein engel, daz im niht geschach* Geo. 3205. Nach der Nialssaga cap. 101 lässt sich ein Heide taufen auf die Zusicherung hin, daß der hl. Michael (der Seelenempfänger) durch die Taufe sein neuer *Fylgju engill* werde. Myth. 829—831. Gleichwie dieser Heide einen nach Rang und Stand hohen Schutzengel im Christenthum verlangt gegenüber jener ebenmäßig vermögenden Fylgje, die er jetzt aufzugeben bereit ist, ebenso nimmt darauf die mittelalterliche Theologie eine ähnliche Stufenleiter von Schutzgeistern an. Die Thiere jeder Gattung — predigt Geiler von Keisersberg, Brösamlin II, Bl. 19 — haben nur ihren Gattungs-Schutzengel; „nit yeglichs thierlin hat ein eignen engel, aber yeglicherlei.“ Und die Kirche hat auch bis jetzt jeder Thierart einen besondern Schutzpatron belassen; einem jeglichen Menschen aber giebt sie seinen besonderen Schutzpatron zu, stellt dem Menschen sogar dessen Wahl frei. Luther nun unterscheidet auch noch hierin. Ein Fürst, sagt er, hat einen viel größeren und stärkeren Engel, der auch klüger und weiser ist, denn ein Graf; und ein Graf einen größeren und stärkeren Engel, denn ein anderer gemeiner Mann. Je größeren Stand und größer Geschäft einer hat, je größern und stärkern Engel hat er auch, der ihn schützet, ihm hilft und dem Teufel wehret.

Unsere Mythen wissen anzugeben, wie die Fylgja diesem verwickelten Geschäfte nachzukommen sucht. Meistens thut sie es nur in jener zarten Weise, wie Athene, die ihren Liebling Achilleus geflügelt umschwebt und ihn, wenn er sich in Scheltworten unschön erhitzt, leise bei der Locke berührt. Sie schenkt dem Haupte einen würdigen Gedanken, dem Herzen erweckt sie eine feine Rührung. Aber so reingeistig kann sie nicht überall sich wirksam erweisen; sie muß ja mit dem Helden vereint zu Felde ziehen, mitten zwischen den gehobenen Schwertern stehen, den Waffenentscheid lenken, denn also bedingt es die aufbrausende Natur ihres Schutzbefohlenen. Oder sie muß sich dem in der Liebe Leidenschaftlichen bräutlich verloben, damit da kein schlechteres Eheweib ihn herabbringe, und ehelicht er gleichwohl ein solches, so lebt sie in dieses Eheweibes Gestalt mit dem Manne häuslich weiter und scheuet selbst nicht vor Polygamie zurück. Betrachten wir nun einige dieser Bündnisse.

Im verlorenen Liede von der Kara, von dem jedoch etliche Stellen in die *Hrômundarsaga Greipssonar* übergegangen sind, schützt die schwanenflügelige Kara — also eine Walkürengestalt — ihren Geliebten Helgi und schwebt während der Schlacht dicht ob seinem

Haupte. Da er nun auf den Gegner Hromund stößt, holt er mit dem Schwerte so hoch zum Hiebe aus, daß er die über ihm fliegende Jungfrau in den Fuß trifft und im gleichen Fehlhiebe die Waffe bis zum Griff in den Boden hinein schlägt. Dieses gewahrend ruft er aus: Nun ist mein Glück dahin, wehe, daß ich dich verlor! Aber auch der feindliche Hromund erkennt die Verwundung der Fylgje und bestätigt: dich selbst hast du erschlagen, indem du deine Geliebte erschlugst! Während Helgi dann nach seinem Schwerte sich bückt, wird er von Hromund todt nieder gestreckt (vgl. P. E. Müller, Sagabiblioth. 2, pg. 545). Man hat die Echtheit dieser Sage zwar bezweifelt; sie lässt sich indessen durch das hier Nachfolgende vollkommen bestätigen. Noch in unserem Volksräthsel vom Schatten (Simrock, Räthselb. No. 470) klagt der Schatten des Abgeschiedenen, mithin die Fylgje, seinem verlornen Menschenkörper also nach:

Da du lebtest, da lebte auch ich,
Da hättest du gerne gefangen mich.
Nun bist du todt, nun hast du mich,
Und daß ich sterbe, was hilft es dich?

Die Sage von des Staufenbergers Geliebten stimmt mit dem eben Erzählten wohl zusammen; sie ist durch das deutsche Gedicht aus dem 14. Jahrh. (ed. Engelhardt Straßb. 1823) und durch ihre Localisierung in der Ortenau doppelt verbürgt. Diejenigen, welche sie mit der Fabel von Amor und Psyche verglichen haben, wussten nur halb, was sie wollten. In Kürze lautet sie so. Es saß einst an jenem Felsen in der Ortenau, welchen man den Zwölfstein nennt, ein schönes fremdes Weib (eine Fee, heißt es), als eben der Ritter von Staufenberg am Pfingsttage dorten vorbei zu Hofe ritt. Nachdem sich das Weib ihm zu erkennen gegeben hatte als diejenige, die schon bei ihm gewesen, seit er ein Pferd überschritten, die ihn in Kampf und Streit gehütet, ihn auf Weg und Straßen heimlich gepflegt, vor allem Leid bewahrt und ihn allein geliebt habe, da vermählen sie sich zusammen. So oft er sie künftighin zu sich wünsche, sagt sie, daheim oder auf der Reise, werde sie flugs bei ihm sein, jedoch nur ihm und sonst Niemanden sichtbar. Nie jedoch, setzt sie warnend hinzu, solle er ein ander Eheweib neben ihr begehren, sonst müsste sie vor Allen ihren Fuß sehen lassen. Dieß würde des Geliebten Tod sein. Doch als nun der Ritter zu Hofe kam, wurde er dem Könige bald werth und dieser bot ihm seine Muhme zur Frau an. Auf des Staufenbergers Geständniss, daß er

schon einem Weibe angehöre, daß er dieses aber nur vor Niemand sehen lassen wolle, entgegnete der Bischof, dieß könne sodann kein rechtes Weib, sondern müsse wohl vom Teufel sein. Und in solcher Verwirrung überstimmt, ließ sich der Ritter mit der Fürstin vermählen. Da geschah, wie ihm die Liebste vorausgesagt. Während er mit der Braut und seinen Hochzeitsgästen zu Tische saß, stieß durch die Decke des Saales ein Menschenfuß herab bis ans Knie, wunderschön und blank wie Elfenbein, und verschwand vor Aller Augen, ohne eine Spur in der Decke zurückzulassen. Der Ritter erkannte nun sein Loos. Er nahm von Braut und Freunden Abschied, beichtete und verschied. Vgl. Grimm D. S. Nr. 522.

Hier erscheint die Fylgje anfänglich als Mittagsgeist, denn sie sitzt feengleich am Pfingsttage am Zwölfstein. Sie ist also dorten ursprünglich der Felsschatten gewesen, nach welchem die Ortenauer die Zeit der Sommersonnenwende und die Tagesstunden berechneten. Hierauf wird sie der Gefolgsschatten des Staufenbergers, und indem sie sich diesem vermählt, ist sie ihm ebenso nur an dem Fuße kenntlich, wie von der Riesin Skadhi jener Niördhr auch nur nach seinem schönen Fuße zum Gatten gewählt werden und in seiner übrigen Gestalt ihr verborgen bleiben muß. Und wie es Helgi's Tod ist, als er den verwundeten Fuß der über ihm schwebenden Kara erkennt, so stirbt der Staufenberger, als über seinem Haupte die Geliebte das blanke Bein durch die Decke des Hochzeitsaales stößt. Überall ist damit auf die blendend weiße Befiederung der geflügelten Schwanenjungfrau und Walküre hingedeutet. Ein fernerer Grund des Verderbens spielt hier mit herein, von dem weiter unten die Rede sein wird: wer seines Gefolgsgeistes zur Unzeit ansichtig wird, oder Grund wird, daß ihn Andere sehen, dessen Tod ist es. Darum sagte man in der Nähe um Fulda: Wenn Jemand sterben sollte, so sei eine Waldfrau von der wilden Frauen Loch her gekommen und habe sich weheklagend in der Nähe des Sterbhauses gezeigt (Wolf Hess. Sag. 53 ff.). Man besitzt die Liebe der Fylgje zwar ungewollt, wie jede echte Neigung ungerufen entsteht, aber dennoch und obschon sie neben der Liebe des eigenen Eheweibes mit da ist, kann sie sich in eine geschlechtliche Eifersucht verwandeln. Dahin zielt, was man sich von dem Stallmeister des Koburger Herzogs Johann Casimir erzählte: es habe derselbe seine Wohnung fortwährend wechseln müssen, denn in jeglicher Miethe gieng ihm allenthalben ein Mittagsgeist nach, der seiner noch lebenden Ehe-

frau völlig gleichsah (Grimm D. S. No. 259). Schon hier ist zu bemerken, daß aus diesem Fylgjenglauben alle jene zahllosen Geschichten entsprungen sein müssen, die man überall erzählt vom Zweiten Gesicht, vom Sichselbstsehen, vom Doppelgänger, vom Schatten im Lehnsessel, vom Bettgespenst in der Schlafkammer. Dieser Histörchen ursprünglicher Inhalt, gegenüber ihrer jetzigen Sinnlosigkeit, ist der seinem Körper folgende Schatten, welcher, weil er als das Wesentliche des lebenskräftigen Menschenkörpers erschien, auch zugleich als die um das Fortleben ihres Körpers tief besorgte Menschenseele galt. Und soweit geht einer solchen Seele Lebenslust, daß sie sich mit ihrem Menschenkörper sogar in Buhlschaft einlässt. Aber dieser Geleitsschatten muß mit dem erliegenden Körper endigen, dem Erschlagenen kann seine Fylgje weder mehr voranschreiten, noch nachfliegen, des Schattens Aufhören bedingt auch mit der Fylgje Tod. Fylgje, Schatten, Körper und Seele zeigen sich hier als eines. Ihre intime Gegenseitigkeit erträgt es, daß sich auch allerlei kleiner Hauszank zwischen den Beiden erhebt, aber er wird ausgeglichen und Eines steht wieder für das Andere gegen Jeden ein. Alles ist Reciprocität. Dieß findet sich noch in recht herzlicher Weise ausgedrückt bei einem Dichter, in dessen reinkirchlichen Schriften man solches nicht sucht. Joh. Scheffler schreibt in seinem Cherubin. Wandersmann folgendes Epigramm:

Mein bester Freund, mein Leib, der ist mein ärgster Feind,
Er bindt und hält mich auf, wie gut er's immer meint,
Ich haß und lieb' ihn auch, und wenn es kommt zum Scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.

Auffallen muß es, daß diesen Sagen zu Folge die den Geist ihres Pfleglings leitende Fylgje ihn zugleich buhlerisch verleitet, ihn zur Untreue gegen das Eheweib verführt. Ein so wenig mit der deutschen Zucht übereinstimmender Glaube bedarf, wenn er zugleich alt und echt sein soll, am ehesten der Erläuterung. Sogar Karl der Große lebte nach einer hds. Quelle aus dem 13. Jahrhundert ehelich mit einer solchen Waldfee zusammen, obschon er zugleich der berufene Gemahl seiner Kaiserin und der Vater zahlreicher Kinder ist. Allein diese Waldfee wird geschildert als ein Wesen, welches nur in des Kaisers Nähe lebensfrisch und ohne ihn eine leblose Leiche war. Als sie einst schlief und der Sonnenstrahl in ihren offenen Mund traf, erblickte der Kaiser ein unter ihrer Zunge

verborgen liegendes Weizenkorn. Nachdem er dieß herausnehmen lassen, blieb das Feenweib von Stund an todt und lebte nicht wieder auf (Myth. 405). Dieses Kebsweib neben dem Eheweib deutet abermals auf jene Doppelseitigkeit des Seelenvermögens, aus welcher eben die beiden Fylgjen selbst entsprungen sind. Das Vorausschauen und das Zurückschauen des Geistes theilte sich auch dem Griechen in die zweifache Persönlichkeit des Prometheus und des Epimetheus, und erst dem späteren und schärferen Verstande erscheint es als die von dem einen Geiste ausgehende éine Persönlichkeit der homerischen Ate. Diese Tochter des Zeus ist übereinstimmend mit dem im ersten Abschnitte über den schadenden Schatten Vorgetragenen, der Schaden, der auf die unbedachte That folgt „die verderbliche, die nicht den Boden berührt, sondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menschen schreitet und unversehens sich einstellt bei Übereilung und Leidenschaft“ (Il. 9, 115. 19, 90—138). Aber eben damit ist Ate wieder die eine von jenen zwei Wächtern (φύλακες) die nach Hesiod, Proclus und nach Plutarchs Commentar dem Menschen beigegeben sind. Der Neugrieche hat sie mit ihrem antiken Namen in die zwei Schutzengel verwandelt, deren einer zur Rechten steht und die guten Thaten aufzeichnet, während der zur Linken das Üble anmerkt (Welcker, griech. Götterl. 1, 733).

Die griechische Sage von Prokris, des Erechtheus Tochter, birgt in sich eine den deutschen Gefolgsgeistern nahverwande Vorstellung. Der Prokris Gemahl, Kephalus, ist nicht nur ein leidenschaftlicher Jagdfreund, sondern auch ein Frauenjäger und hat damit die Geduld seiner Prokris auf harte Proben gesetzt. Sie folgte ihm daher in seine entlegenen Jagdbezirke heimlich nach und hielt sich beim Orte seiner Mittagsruhe nebenan im Dickicht versteckt. Hier hörte sie, wie er ermüdet und erhitzt in den Seufzer ausbrach, daß doch Nephele (die schattende Wolke) herbeikommen und ihn bei diesen Sonnenstrahlen kühlen möchte. Eifersüchtig auf eine vermeintliche Nebenbuhlerin sprang Prokris auf der Stelle aus dem Verstecke hervor; zugleich aber schleuderte Kephalus, bestürzt über das unvermuthet entstehende Geräusch, seinen Jagdspieß gegen das Dickicht und tödtete so unwissentlich sein eigenes Weib.

Natürlich müssen sich diese Beiden um ihres Pfleglings Neigung eifersüchtig streiten, gerade so wie sich im Gedichte Muspilli die beiden Theile des Todtenheeres um die aus dem Grabe erstehende

Menschenseele „balgen." Auch Bürgers Gedicht vom wilden Jäger stellt diesem zwei solche entgegen gesetzte Rathgeber an die Seite:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und lässt vom Linken sich umgarnen.

Wie in diesem Gedichte der eine Warner ein Bote des Satans ist, der andere ein Engel, so wird auch in der Sage die eine Fylgje zum verführenden Teufel, die andere zur rettenden Heiligen gemacht. Der Teufel kann dem Ritter Riddert, obschon dieser sich ihm verschrieben hat, nichts anhaben, denn St. Gertrud sitzt hinter dem Ritter mit zu Ross (Wolf Ndl. Sag. No. 358). Mhd. Gedichte erzählen von einem Ritter, der seine Frau dem Teufel verschrieben hat und sie ihm nun zu Rosse zuführt. An einer Kapelle vorüber kommend, steigt die nichts Böses ahnende Frau ab und betet da, indessen die hl. Jungfrau Maria heraustritt und sich hinter den Ritter aufs Ross setzt. Nun muß der Satan entfliehen (Wolf, Beitr. 1, 192). Ähnlich stellt sich der Tscherkesse die Peris als weibliche Geister vor, die den Reitern aufs Ross springen, um ihnen von Liebe zu reden. Hat man sich unberathen ihrer Güte erwehrt, so wird man nur um so eher ihrer Rache verfallen. Wolfs Hess. Sagen No. 54 erzählen vom Ritter, der am hessischen Bielstein vorüber reitend von einer uralten Frau, die mühsam auf Krücken einherkam, gebeten wird, er möge sie mit aufs Ross nehmen. Da er Furcht empfand und davon eilte, sprang das Weib ihm auf den Rücken, und man hat nie mehr eine Spur von ihm gesehen. So sind die zwei Seiten unseres menschlichen Wesens als zwei streitende Frauen als zwei doppelfarbige Schwestern, als eine gute und weiße Frau, und als eine schwarze und blinde Hel aufgefasst. Auch in jener bekannten Xenophontischen Erzählung, Herkules am Scheidewege, erscheinen dem Halbgott, als er aus dem Knaben- in das Jünglingsalter eintritt und seine Lebensentschlüsse fassen soll, zwei verschiedenartige, sich bestreitende Frauen; die eine in weißem Gewande an ihm vorüberschreitend, die andere nach ihrem eigenen Schatten blickend, auf Herkules hinzulaufend. Beide machen Anspruch auf ihn. Aber so lange ihr Schützling der leidenschaftliche Mensch sein wird, wird er gerade diejenige Seele am meisten betrüben, die er selber am meisten zu lieben wünscht. Erst wenn nun Orpheus gestorben und zum zweitenmale zu den Schatten hinabgestiegen ist, verliert er seine Eurydice nicht mehr, sondern lebt einträchtig mit ihr, wie es bei Ovid (Metam. 11, 64) heißt:

Jetzo wandeln sie dort mit vereinigtem Schritte die Beiden;
Bald geht jene voran, und er folgt; bald eilet er selbst vor,
Und nach Eurydice darf mit Sicherheit Orpheus sich umseh'n.

Die Frage ist nun, in welcherlei Erscheinungsweise der Geleitsgeist außerdem auftritt und für bedeutsam gehalten wird.

Der Norweger glaubt, einem jeden Menschen gebe sich seine *Fölgie* in Gestalt eines solchen Thieres zu erkennen, das zu seiner eigenen Sinnesart am nächsten stimmt (Myth. 831). Und da von Gott Odhinn gleichfalls behauptet wurde, während sein Körper zuweilen leblos dagelegen, sei inzwischen seine Seele als Vogel, Fisch, Wurm oder als anderes Thier in ferne Länder geeilt (Rußwurm, N. Sag. 42), so war damit dieser nordische Glaube nicht bloß geheiligt, sondern es war zugleich einer ganzen Reihe von Thiergespenstern der Zwinger des Aberglaubens aufgethan. Da der Gefolgsgeist den Launen seines Pfleglings nur geflügelt nachzueilen vermochte, so betrachtet man die Seele am öftesten als einen Vogel. Auf orientalischen Denkmälern ist der Geist als ein doppelt beschwingter Kreis (Feroer) dargestellt. In einem antiken Vasengemälde, die Schleifung Hektors durch Achill darstellend, schwebt Patroklos Seele über dem Achilleus und treibt ihn an; ebenso sind auf altchristlichen Grabmälern geflügelte Figürchen, oft bis zum Übersehen klein, über dem Haupte des Verstorbenen angebracht (Welcker, griech. Götterl. 1, 808). Meine Mutter — so erzählt mir ein hierländischer Freund — zeigte mir in ihrem alten Gebetbüchlein oft ein Bild, auf dem in einer Bettlade ein Sterbender oder Kranker zu sehen war. Unten auf dem Fußbrette saß ein Vögelein und schaute ihm in's Gesicht. Auf meine Kinderfrage, was der Vogel bedeuten solle, meinte die Mutter bald, es sei der hl. Geist, bald es sei der Teufel, der auf die ausfahrende Seele lauere. Daß aber bei solcherlei älteren Bildwerken, selbst wenn eine Taube darauf vorgestellt ist, nicht geradezu an die *columba eucharistica* in diesem Falle gedacht zu werden braucht, dieß hat Wolf Beitr. 2, 209—219 an entscheidenden Beispielen, namentlich aus Gregorius von Tours, nachgewiesen. Ist dir ein Liebes in der Fremde gestorben, so wird es dir ein Vögelein ans Fenster picken. Krähen, nordenher kommend und mit gesenktem Kopfe vom Dache schreiend, deuten auf den Tod des in diesem Hause Erkrankten. Aargau, Volksglaube. Es erscheint der verlassen am Meerestraude stehenden Gudrun ein prophetischer Vogel, welcher ihr den auf dem Fuße nachkommenden Bräutigam

und Befreier ankündet. In den Aargau. Sag. No. 48 erscheint die Seele Verstorbener als Taube, Rabe und Schmetterling; aber dann auch in minder edler Gestalt, als Irrlicht, als Katze, Kalb, Schwein und Hund. Der Hund, welcher den Gott und seine Botinen, Odhinn und seine Walküren, begleitete, der dann unsern ältesten Gauheiligen unzertrennlich bleibt, z. B. der hl. Walpurgis, wird später zum Höllenhunde. Es läuft daher stets in Hundegestalt dem Zauberer seine verlorene Seele nach; so dem Doctor Faust sein Pudel, dem Famulus Wagner und dem Jan de Nivelle der seine, dem Cornelius Agrippa sein schwarzer Paredrius, und liegt der Meister im Sterben, so springt das schwarze Thier verzweifelnd in's Wasser. Der holländische Nachtgeist Lodder kommt einher, die Zottelhaut eines Hundes um die Schultern geschlagen, oder selber ein Hund mit Feueraugen; er streckt die Pfoten über jeden brückenlosen Bach ans andere Ufer, wohin sein Pflegling als Liebhaber auf dem nächtlichen Wege zum Mädchen ist, und lässt ihn über Rücken, Hals und Arme bequem hinüber schreiten (Wolf, Ndl. Sag. No. 265. 213). Sogar die Nachtstunde gibt er dem Wandernden dabei an; denn flimmernd und pickend liegt er auf der Straße wie eine im Mondschein daliegende silberne Taschenuhr (Wolf, ibid. No. 213. 487—489). Hier ist dieser Geist das mit schwarzen Schlagschatten wechselnde glanzwebende Mondlicht; aber auch seinem Namen nach entspricht Lodder dem Lothur (Völuspa 18), welcher Odhins Bruder und Mitschöpfer der Menschen genannt ist. Später wird Letzterer zu Lothur-Loki, d. h. zum Vater der den Mond verschlingenden Hunde, gleichwie dieser Lodder in Hundsgestalt der Mond selbst ist. Anderwärts wird dieser Nachtgeist in den Niederlanden der lange Wapper genannt und wafelt oder wabert als Stadthund zu Antwerpen (Wolf ibid. No. 379); er erzeugt bald dunkle, bald flammende Luftgebilde, welche von den Strandbewohnern auf ein Unheil voraus gedeutet werden (Grimm, D. S. No. 280). Wie Lodder der lodernde Mondschein, so ist auch Wapper die Waberlohe des Gestirnes, und als solches sind Beide bald ein Begünstiger der Liebesnächte, der Brücken und Wege zur Stelle zaubert, bald ein den Freund oder sein nächtlich steuerndes Meerschiff grausam irreführender Unhold. Der persönliche Schutzgeist nimmt also alle möglichen Formen an und stellt jede einzelne Seelenthätigkeit seines Schutzbefohlenen in einer entsprechenden Thierverkörperung dar. Er kommt aus König Guntrams Munde als Schlänglein herausgekrochen (Grimm D. S.

No. 428), aus dem Munde der Tänzerin als weißes Mäuschen herausgesprungen (Göthes Faust). In Gestalt einer Taube flattert die Seele der verstorbenen Dienstmagd aus dem Hausschranke (Aargau. Sag. 2, No. 272), also im Schwanenhemde oder Falkengewand, gleichwie die Göttin Freyja ein solches trägt, welche sich in die Seelen der gefallenen Helden mit Odhinn theilt und desshalb Valfreyja heißt. Die eine der drei Schwestern, von denen Panzers Sagen so viel zu berichten wissen, hat schneeweiße Flügel gleich Engeln, die andere aber nicht, denn sie ist böse und wird sich noch ganz schwarz färben (1, 26). In der Kirche zu Itzehoe ward ein Taubenflügel hergezeigt, ein Soldat hatte ihn der Jungfrau Maria abgeschossen, als sie die Stadt gegen das stürmende Heer der Schwarzen Grete beschützte (Müllenhoff, Schlesw. Holst. S. p. 121). Hier kämpft die weiße Taube gegen den schwarzbeschwingten Unheilsvogel, die christliche Maria gegen die heidnische Grete, beide als sich bestreitende Schutzgeister. Beide sind für diesen Kampf geflügelt, also Walküren; und so sind es auch die vorhin erwähnten drei Schwestern, von denen es bei Panzer 1, 180 heißt: Sie waren gefolgt von einem weißen und einem schwarzen Hündchen; sie ritten zu Dritt in den Krieg und wirkten da mehr als die Ritter selbst, d. h. mehr als ihre Schutzbefohlenen. Wie diese Fylgjen als Schildjungfrauen ihren Helden im Kampfe beschirmten, so wurde die Thiergestalt, in welcher sie erschienen, zugleich des Helden Schildzeichen, das zwischen Weiß und Schwarz wechselnd, Schwan und Adler, Schimmel und Rappen, weiße und schwarze Doggen, Seefräulein und Mohrenköpfe u. s. w. am häufigsten aufweist.

Bei den nordamerikanischen Indianern gilt in gleicher Weise der Manitto. Er wird dem Menschen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizustehen. Der eine bekommt so die Eule, der andere den Büffel zum Begleiter, der Wilde ist stolz darauf und hält sich für stark und mächtig (Loskiel, Gesch. d. evang. Brüdermission. Barby 1789, 53).

Es ist aber nicht allzeit rathsam, seinen Gefolgsgeist zu erblicken. Wir sagen, wer sich selbst sieht, dem ist damit sein naher Tod angekündet. Im Norden heißt's, wer seine Fylgja schaut, den verlässt sie, der büßt damit sein Leben ein (Myth. 831). Nur einmal blickt sich Orpheus um und verliert damit auf immer die ihm nachfolgende Eurydice. Als Agrippas Schüler zu Löwen sich in des Meisters Studierzimmer geschlichen und da in dessen Beschwörungs-

buche gelesen hatte, trat ein Geist zur verschlossenen Thüre herein und fragte, warum rufst du mich, was soll ich dir thun? Der Schüler war darauf nicht gefasst, fand in seiner Angst keine Antwort und wurde vom ergrimmenden Geist erdrosselt (Wolf, Ndl. Sag. No. 264).

In der letzten Predigt, welche Karlstadt zu Basel hielt, sah er, wie ein großer schwarzer Mann in die Kirche kam und sich neben den Bürgermeister setzte. Beim Ausgang aus der Kirche fragte Karlstadt, wer der Unbekannte gewesen, aber das wusste keiner ihm zu sagen, denn Niemand hatte den Mann gesehen. Als der Prediger nach Hause kam, erzählte man ihm, der große schwarze Mann sei vor wenigen Augenblicken da gewesen, habe das jüngste und liebste Kind bei den Haaren ergriffen, als wolle er ihm den Hals brechen, doch habe er's zuletzt wieder hingesetzt und ihm befohlen: Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er sich also bereit halte. Karlstadt erschrak darüber sehr, legte sich zu Bette und starb drei Tage nachher (Wolf, D. M. S. No. 96). Gerbert, der unter dem Namen Sylvester II. den päbstlichen Stuhl bestieg, begegnete einst um Mittag in der Waldeinsamkeit einer Jungfrau, die sich Meridiana nannte. Auf ihren Wunsch entsagt er seiner bisherigen Geliebten, verbindet sich ehelich mit dieser Waldfrau, lernt durch ihre Belehrung Vergangenheit und Zukunft erkennen und wird bei solcher Weisheit das Oberhaupt der Kirche. Aber als er diese Meridiana einst während seines Kirchendienstes vor sich erblickt, ist es das letzte Jahr seines Pontificats und ein Vorzeichen seines Todes. Diese altenglische Sage nebst anderen ähnlich lautenden, von Cäsarius von Heisterbach in ascetischem Sinne erzählt, hat eine ausführliche Besprechung gefunden bei Wolf, Beitr. 2, 236 ff.

Zuweilen erscheint der Schatten nur um zu drohen, aber ohne weitere Folge. Der Schwarze in der Au (Aargau. Sag. Nr. 39) mit seinem Breithute und Zwerchsack, stolpert Nachts neben und über den Leuten hoch einher; aber am Stromufer verlässt er sie wieder oder schleudert ihnen nur Steine in den Fluß nach. Lässt sich dagegen der lange Mann in der Mordgasse zu Hof blicken, so erfolgt im ganzen Voigtlande das große Sterben (Grimm D. S. No. 167). Anderwärts muß dann der Schatten erblickt und von seinem Schützling mit Liebe und Verehrung begrüßt werden. In der Bulle Gregor IX. gegen die heidnischen Stedinger wird von einem ihrer

Ketzerbräuche Folgendes behauptet. Einem Jeden, der in ihren Verein eintritt, komme ein Mann entgegen, eiskalt anzufühlen, von wundersamer Blässe, ganz schwarzaugig und so abgemagert, daß er nur aus Haut und Bein zu bestehen scheint, und diesen Mann habe jeder Novize zu küssen *a posteriori*. Bei einer andern Gelegenheit tritt der Schatten warnend auf und rettet sogar aus der Todesgefahr. Ein solches Beispiel wird erzählt aus Irland in dem bei Cotta erschienen Sammelwerke Erin 6, 18. Ein Weib hatte einen Vampyr oder Leichenfresser zum Ehemann gehabt Namens Nora Guare, d. i. der Braunmann. Nach seinem Tode ließ sie sich einmal verleiten, an sein Grab zu gehen, um da zu lauschen, ob man denn das angebliche Lippenschmatzen und Schnullen einer Vampyrsleiche wirklich hören könne. Als sie da zufällig vor sich hinblickte, sah sie, wie ihr Schatten sich bewegte, während sie selbst stille saß, mit seinen schwarzen Armen ihr Winke gab, daß sie den Platz verlasse, alsdann eine Hand erhob, auf den Heimweg deutete, vom Boden aufstand und hinweg schritt. Nun folgte das erschreckte Weib ihm nach. So war sie diesmal durch ihren Schatten gerettet worden. Denn hätte sie da der wieder erwachende Braunmann getroffen, so hätte er sie sofort verzehrt. Dieser haarsträubende Glaube von dem selbsthätig auftretenden Schatten der eigenen Person ist uns fremd geworden; nicht aber der mit ihm verbundene andere, von dem noch wirksam vorhandenen Schatten längstbegrabener Leute. Kommt der Geist Verstorbener in Mondnächten vor die Hausthüre, so hütet sich der Inselschwede besonders von dessen Schatten betroffen zu werden, weil man sonst auch in des Gespenstes Gewalt geriethe (Rußwurm, Eibofolke 2, 265). Jener Knabe in Pfeffels Institut zu Kolmar soll die Eigenschaft besessen haben, an dem Platze, wo Todte begraben lagen, ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen zu sehen (Grimm, D. S. No. 261). Jüngsthin hat Dr. Reichenbach darüber sogar eine Art Systematik zusammen gebaut in seinen Schriften über das Od und über die Sensitiven.

Dieß führt uns auf den alten Brauch der Schattenprobe und der Schattenbuße. Bei der Schattenprobe wird der körperliche Schatten, den man in Sonnen- und Mondschein wirft, erforscht und als eine Art Lebens-Assecuranz behandelt, um sich damit seiner und der Seinigen Lebensdauer zu versichern.

Die Rabbiner Ramban, Rakanat, Bechai u. A. schreiben über 4 Mos. 14: Gott zeige den Juden in der siebenten Nacht des Pfingst-

festes und zwar durch den Mond, was ihnen das Jahr hindurch widerfahren solle. Daher gehen die Juden in dieser Nacht in den Mondschein hinaus, etliche nackt oder baarhäuptig, andere im Hemd oder Leinlaken, lassen das Gewand fallen und spreiten die Arme aus. Mangelt einem dann im Schatten der Kopf, so wird's ihm dieß Jahr den Kopf gelten, er wird sterben müssen. Mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben, mangelt ihm die Rechte, so trifft's den Sohn, und wenn die Linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. Sieht er gar keinen Schatten, so stirbt er ohne Zweifel noch ehe er von seiner neuesten Reise, die er vorhat, heimkehren wird. Und Alles dieses deuten die Rabbiner aus jener nachher noch zu erwägenden Bibelstelle: Es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (Buxtorf, Judenschul. Basel 1643. pg. 277).

Man tritt im Solothurner-Gäu zur Zeit der alten Fastnacht (an dem auf den Fastnachtssonntag zunächst folgenden) in den Mondschein hinaus, nachdem man vorher ein Gebet zum Schutzpatron gesprochen hat. Wer da keinen vollkommenen Schatten wirft, an wessen Schatten der Kopf sich nicht scharf rundet, der glaubt, die nächstjährige Fastnacht nicht mehr zu erleben. Wirft aber da ein schwer Erkrankter scharfen Schatten, so hat man um so mehr Hoffnung für sein Aufkommen. Auf solcherlei zweifelhafte Versuche mag sich am ehesten die Redensart beziehen, vor seinem eigenen Schatten beben. „Ich weiß noch ganz gut, — so lautet die mündliche Mittheilung, die mir aus dem Dorfe Däniken an der Solothurner Aare zukam — wie unsere Großmutter selig sich freute und Gott dankte, als bei einer solchen Mondscheinprobe ein jedes von uns Kindern seinen tüchtigen Kernschatten geworfen hatte.“ Auch anderwärts noch ist dieser Brauch nicht verschollen. Wer am Sylvesterabend seinen Schatten ohne Kopf sieht, stirbt im nächsten Jahr (Kuhn, Nordd. Sag. p. 408, 148). Während des Essens am Weinachtsabend erblickt Mancher beim Umschauen seinen Schatten doppelt; ein solcher stirbt dann im nächsten Jahre (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 265). Wer sich in der St. Marcusnacht (25. April) an die Kirchenthüre stellt, kann da die Schatten derjenigen erblicken, welche dieses Jahr über im Orte sterben werden (Bechstein, Mythe Sage und Märchen 1854. 1, 161).

Diese Sätze gehören keineswegs unter den gewöhnlichen Mischmasch abergläubischer und zielloser Vorstellungen der Jeztzeit, sie lassen sich schon frühzeitig nachweisen. Der Jesuite Delrio (Dis-

quiss. mag. lib. IV. cap. 2, quest. VII., sect. 2) weiß, daß es seiner Zeit in einigen Klöstern eine herkömmliche Todesvorbotschaft gewesen ist, wenn solche Mönche, die bald sterben sollten, gesehen wurden in ihrem Chorstuhle ohne Kopf sitzend. — Aber um solche dem Tode verfallenden noch länger zu fristen, trug man sie dann wiederholt in die Sonne, man suchte ihren zaudernden Schatten zu erwecken. Der Isländer Torkil lässt sich in der Todesstunde in die Sonne hinaustragen und befiehlt sich dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat (Landnama pag. 19). Ähnliches erzählt Rengger in seiner Reise nach Paraguay von dem indianischen Volksstamm der Quarani's, welche ehedem in den Gebirgswäldern Paraguays der herrschende und zahlreichste Volksstamm waren, nun aber nach und nach ganz aussterben. In der Vorempfindung des ihnen nahenden Untergangs geben sie vor, sie hätten seit alter Zeit einen Jesuitenpater bei sich, der ihr Vater und Rathgeber sei, aber so hochbetagt und abgelebt, daß sie ihn alle Tage an die Sonne hinaustragen müssten, um ihn lebendig zu wärmen. Aus dieser Schattenprobe in Mond- und Sonnenschein wird uns nun das weit verbreitete Märchen (Grimm, No. 44) vom Gevatter Tod erklärbar. Da spricht der Gevatter Tod zum Arzt: Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich jedesmal mit erscheinen; steh ich dann zu Häupten des Kranken, so ist er mein, und du hast dann zu erklären, alle Hilfe sei umsonst, kein Arzt in der Welt vermöge da zu retten. Nun ist der Arzt schlau. Er rettet alle schon für verloren gehaltenen Patienten damit, daß er sie verkehrt ins Bett legt; so daß der betrogene Tod stets zu ihren Häupten zu stehen kommt. — Was anderes soll damit gezeigt sein, als die vorhin erwähnte Langlebigkeit dessen, der einen vollen Kernschatten wirft, und dagegen die Todesgefahr desjenigen, dessen Schatten kein deutliches Haupt abwirft. Der wechselweise bald zu den Füßen, bald zu den Häupten der Kranken stehende Gevatter Tod ist also klärlich jene Fylgja wieder, die der Skandinavier als die vorausgehende und als die nachfolgende Geleitsfrau unterschied. Zu völliger Verdeutlichung wird dieser Glaube gebracht durch die Wendung, welche in Wolfs Deutsch. Hausmärchen pag. 365 dieselbe Erzählung nimmt. Denn hier ist eben diejenige Stellung des Todes zu Häupten der Kranken, die ihnen im Grimmschen Märchen das Leben bringt, eine ihnen das Leben absprechende.

Also ist bei Grimm der Lebensschatten die dem Körper nachschattende Hamîngja, und bei Wolf eine ihm vorausschattende Forynja. Auch nach dem Talmud (Tractat. Abhodazara cap. 1) steht der Todesengel zu Haupt des Sterbebettes, ein nacktes Schwert in der Hand, an dem drei Tropfen Galle hängen; von dem einen Tropfen stirbt der Mensch, vom andern erblasst, und durch den dritten verfault er (Buxtorf Judenschul. pag. 636). Im weiteren Verlaufe jener Wolfischen Erzählung geht nun der in allen Kuren stets glückliche Arzt einmal durch den Wald und begegnet seinem Taufpathen dem Tode wieder. Der Arzt will ihn dießmal durchaus nach Hause begleiten und sehen, wo er wohne, und der Tod verweigert's und wehrt's, und will es durchaus nicht zulassen. Zuletzt setzt der Arzt seinen Willen durch. Sie kommen aus dem Wald hinaus vor ein Schloß, dieß ist gar schön, alle Läden aber sind daran zugeschlossen. Hier abermals soll der Doctor umkehren; jedoch seine Neugier ist zu rege, er will wissen, wie es im Schlosse des Todes aussieht.

Da waren denn alle Zimmer dunkel, aber voll Lichtenen, eins am andern. Was ist das? fragte der Arzt erstaunt, und der Tod erwiederte: das sind die Lebenslichter der Menschen. Ach lieber Pathe, fragte der Arzt, wo ist denn meines? Und der Tod antwortete: darnach frage nicht, das ist dir nicht gut zu wissen. Da gieng es aber wieder wie vorher, der Arzt fragte so lange, bis der gute Tod ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht mehr weit vom Verlöschen war. „Nun gehst du mir aber und bleibst keinen Augenblick mehr," sprach der Tod ernst, „damit ich nicht hier mein Amt an dir üben muß;" und er führte ihn rasch aus dem Schloß in den Wald zurück. Der Arzt eilte nach Hause und wurde noch am Abend ernstlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, schaute er sich im Zimmer um, da stand der Tod zu Häupten seines Bettes. Allein listig wendete sich der Kranke rasch in dem Bette um und streckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig gieng der Tod an das andere Ende des Bettes. Doch da kehrte sich der Arzt abermals und trieb sein Spiel also fort bis gegen Morgen, so daß der Tod trotz aller Güte und Freundlichkeit dessen endlich doch müde wurde. „Mit dir einen habe ich mehr Noth, als mit Allen, die ich seit dem Vater Adam geholt habe, sprach er. Aber laß uns freundlich scheiden; sage mir, willst du heute noch leben, so gewähre ich es dir gerne." Nur noch ein

Vaterunser lang, sagte der Arzt. Das sei dir gewährt, sprach der Tod, der Arzt begann: „Vater unser der du bist — so, und jetzt bet ich fünfzig Jahre lang daran!“ da lachte der Tod und sprach, ich werde mich hüten, noch einem Doctor meine Kunst zu lehren!

Allgemein glaubt man in der bair. Oberpfalz, jedem Kranken, der sterben solle, stellt sich der Tod sichtbar ans Bette. „Wisset,“ sagt da der Gevatter Tod, „wenn ich bei einem Kranken zu Füßen stehe, so kommt er selber wieder auf die Füße; stehe ich aber ihm zu Kopfen, so muß er sterben.“ Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 7. 12.

Geboren werden, heirathen und sterben sind die drei Acte im Schauspiel des menschlichen Lebens. Die Forynja, Hamîngja und Walküre sind die dreierlei Schutzgeister der drei Menschenalter, oder die dreierlei Arten des Schattens, die den drei Zeiträumen eines Menschenlebens zukommen. Der lichte Morgengeist bläst dem Kinde die Seele ein, bräutlich vermählt sich der Mittagsgeist dem gereiften Manne, und hinter dem sterbenden Greise sinkt auch sein Abendschatten zusammen. Den Lebensmorgen des Menschen stellen alle Völkersymbole als Licht, Lebensflamme, Lichtblume, brennendes Scheit dar, und den Lebensabend als eine Finsterniss, als ein Erlöschen, Ausblühen und Asche werden. Als der Jägerknabe die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossenen Berg. Da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dieß ist mein Leben, wenn du es auslöschen könntest! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. pg. 189.) Als König Mykerinos von Ägypten nach seiner Tochter Tod das Orakel erhält, daß auch er nach sieben Jahren sterben müsse, sucht er seine Lebenstage zu verdoppeln, indem er die Nächte durch Lampen ohne Zahl erleuchten lässt (Herodot. II. 133). Und daraus ist das heilige Lampenfest zu Saïs entstanden, das man in derselben Festnacht begieng, in der man des Osiris Tod beklagt. Der Altgrieche und der Deutsche bestecken den Geburtstagskuchen des Kindes mit so viel Lichtchen, als es Lebensjahre zählt, dagegen ist das eine Lebenslicht, das dem alternden Arzt im Schlosse des Todes gezeigt wird, schon bis auf ein Stümpchen herabgebrannt. Der Jugendgeist ist ein auflodernder, feuriger; die Abgeschiedenen aber sitzen „in Finsterniss und Schatten des Todes (Luc. 1, 79), sie sind hingegangen in das Land der Finsterniss und des Dunkels, da es stockdick finster ist“ (Hiob 10, 21).

Man verbrennt nicht bloß die Leichen, sondern um den Tod zu vertreiben, entzündet man lebendiges Feuer. Um den Todesschatten der sinkenden Jahreszeit zu mildern, zündet man die Sonnenwend- und Neujahrsfeuer an; um den Tod vom Sterbenden abzuhalten, giebt man dem im Verscheiden Liegenden ein brennendes Licht zu halten; die Sterbkerze oder Römerkerze. Ist der Kranke verschieden, so nimmt man ihm das Licht aus den gefalteten Händen und lässt es vom Jüngsten im Hause ausblasen. Dieß ruft bei den Umstehenden gewöhnlich das bitterste Wehklagen hervor. Das Gleiche geschieht nochmals, wenn der Schreiner den Sarg bringt und der Leichnam hinein gelegt wird (Aargauer Brauch).

Und von diesem katholisch kirchlichen Brauch her hat sich auf die Protestanten der Glaube vererbt, ein schwer Erkrankter werde sterben müssen, wenn nach der Abendmahlsfeier der Dampf der ausgeblasenen Altarkerze zur Kirche hinauszieht (Kuhn, Nordd. Sag. pag. 436). Jene Römerkerze soll im Sterbenden dem Mangel an Licht wehren, mit dieser Altarkerze ist ihm sein eigenes Lebenslicht ausgeblasen. Das Licht des Herrn ist des Menschen Seele (Prov. 20). Ebenso tröstlich lehrten die Pythagoräer, daß die Seele des Gestorbenen keinen Schatten mache (Welcker, Kl. Schrift. 3, 161). In israelitischen Trauerhäusern ist es nach dem noch herrschenden Profanglauben nicht bloß durch Trauer düster, sondern geradezu finster, schattig durch den fortdauernden Einfluß des jüngst Verstorbenen, der nach seinem Tode noch im Hause herumzuwandeln hat. Man lässt darum bei jedem Trauerfalle sieben Tage lang, in vermöglichen Familien sogar das ganze Trauerjahr hindurch ein Licht brennen, und im Leichengebete heißt es, Gott wolle „den Schatten" (des Verstorbenen Seele) in Schutz nehmen und nicht verstoßen. Jedes folgende Jahr sodann wird an dem Begräbnisstage des Verstorbenen jenes Licht wieder angezündet. So ist es Sitte in den zwei Aargauer Judengemeinden Lengnau und Endingen, und so beschreibt es auch als einen heutigen Brauch der Pariser Juden Ben Baruch Crehange im Annuaire officiel du culte israëlite, Paris 1858, pag. 104.

In der Oberpfalz herrscht der Glaube, die Seele gehe hinter ihrer Leiche mit drein zum Kirchhof. Da muß sie dann die Gottesackerwache halten, bis wieder eine Leiche hergebracht wird, von deren Seele sie abgelöst wird. Dann kehrt sie auf sechzig Tage ins Trauerhaus zurück und wiederholt denselben Besuch alljährlich

an ihrem Todestage (Schönwerth, Oberpfalz 1, 281). Eine ähnliche Vorstellung äußert Paracelsus. Der Geist des Menschen, sagt er, gleicht ganz seinem Leibe, als solcher ist der Geist ein magischer Schatten, der, weil er aus dem Universum stammt, nach des Menschen Tod der Leib der Seele bleibt. Der Geist derer aber, die an die Erde gekettet sind (durch begangene Verbrechen oder A.) bleibt als eine unselige Dunstgestalt in der Nähe des von ihm verlassenen Leibes. Nach der Litthauer Sage Ragaina (in Jordans litth. Volksl. u. Sag. 1844) kommen die Seelen verstorbener Kinder als Rauch und Nebel auf die Erde zurück. Wir müssen daher diese Schatten hinwegleuchten oder ihnen zur Verklärung verhelfen. In solchem Denken schmücken wir am Allerseelentage die Gräber mit Blumen, farbigen Laternen und brennenden Kerzchen. Die Paracelsisten hatten eine eigene Lebenslampe construiert, deren hellere und schwächere Flamme die Lebenskraft ihres Besitzers anzeigte und bei seinem Tode erlosch. Man nannte sie Lebenskerze, *Biolychnium*, aber auch Blutlampe; denn da die junge Menschenseele als reines Feuer galt, so verfertigte man die Kerze chemisch aus Menschenblut und Kinderhändchen. Kinderfingerchen wurden darum von Hexen, Schatzgräbern und Zauberern auf Kirchhöfen begierig ausgegraben, in dem Glauben, daß schon solche Fingerchen die Leuchtkraft eines ewigen Lichtes hätten. Der Engländer Olivarius Arto und der Leipziger Bürgermeister Hieronymus Reuter sollen solche Blutkerzen besessen haben, die bei ihrem Lebensende augenblicklich erloschen (Zedler, Univ. Lex. 4, 242). Es liegt dieser Glaube von einer lichtgleich verwehenden und erlöschenden Seele schon im Namen selbst, welchen die Seele in den ältesten Sprachen führt. In den altbrahmanischen Religionssystemen und im Buddhismus wird die endliche Bestimmung der Seele mit dem Worte *Nirvâna* ausgedrückt, das aus *vâ* blasen, und der Negation *nir* zusammengesetzt ist, also Verlöschen und Auswehen bedeutet. Auch stellt Grimm, Gramm. 2, 99 unser Wort *saiv-ala* (*anima*) zu *saivs* (*mare, fluctus*), also ebenfalls zum Begriffe einer verwehenden, her- und wegwogenden Kraft.

In einer schwedischen Sage wird dieser Glaube von Licht und Schatten nach den beiden Seiten unserer Untersuchung sehr belangreich ausgedrückt, Lenau erzählt sie in seinen „Neueren Gedichten" unter dem Titel Anna, und seiner Erzählung folge ich hier. Die Braut Anna wünscht ihre Körperschönheit nicht im Wochenbette

einbüßen zu müssen. Sie wirft daher in der Heidemühle sieben Weizenkörner durch ihren Ehering auf den Mahlstein hinunter und lässt sie zermalmen. Bei jedem Weizenkorn, das der Stein zerquetscht, hört man das Wimmern einer Kinderstimme. So erspart sich die Eitle die Geburt von sieben ihr vorbestimmt gewesenen Kindern. Aber nach sieben unfruchtbaren Ehejahren ist Annas Schönheit und Gestalt verfallen, sie wirft nun keinen Schatten mehr. Vom Gemahl verstoßen muß sie vom Bettelbrod leben, ihr begangener Frevel treibt sie zur Buße. Da sie nun einst reuigen Herzens in eine Waldkapelle eintritt, sieht sie auf dem Altar sieben Kerzen, die da ohne Leuchter stehen und brennen. Zugleich ziehen an der Betenden sieben lächelnde Lichtgestalten vorüber: die Ungebornen, deren aufkeimendes Herz sie einst zerstört hatte, sind nun versöhnt, und Anna ist damit ihrer Leiden ledig. So büßt Anna ihre Sünde ab, und ihre Strafe besteht darin, daß sie schattenverlustig geworden. Diese Schattenbuße ist ehemals im deutschen Rechte von Wichtigkeit gewesen und hat zum Theil noch immer ihre Anwendung.

Allgemein ist unter dem Landvolke im Solothurner-Gäu der Glaube verbreitet, man dürfe mit seinem eigenen Schatten kein Spiel treiben. Kindern wehrt man es, wenn sie mit der Handstellung Thierschatten, die sogenannten Häschen, an der Zimmerwand bilden; man sagt ihnen, der Schatten werde böse und schlage einem zuletzt ins Gesicht. Der ältere Glaube meinte, wer seine Fylgja schaut, den verlässt, von dem geht sie (Myth. 831); hier aber tritt der Schatten selbstthätig gegen den an ihm Frevelnden hervor und schlägt, d. h. erschlägt ihn. Dadurch wird uns endlich eine alte Rechtssitte erklärbar, jene oft erwähnte Scheinbuße vom geschlagenen Schatten. Es gilt im schwäbischen Landrechte die Bestimmung, daß ein Unfreier, beleidigt von einem Freien, an dessen Schatten Rache nehmen könne, und dieß hat also zu geschehen: der Beleidiger muß an einer von der Sonne beschienenen Wand stehen, der beleidigte Unfreie aber soll des Beleidigers Schatten an den Hals schlagen und damit seine Rechtfertigung gewonnen haben (Grimm, R. A. 678, Schmeller Wörterb. 3, 413). Dem mit seinem Schatten unziemlich spielenden Kinde wird von jenem eigenhändig ins Gesicht, und dem Schatten des Gegners wird vom unfreien Spielmann an den Hals geschlagen. Dorten nimmt sich der Schatten selbst Rache, hier wird sie an ihm genommen, in beiden Fällen

aber zum Unheil des Schattenwerfenden; denn diesem soll damit ans Leben gegriffen sein. Grimm in den Rechtsalterthümern macht bei diesem Punkte geltend, daß manche Strafen des altdeutschen Rechtes mit der Zeit ihren Sinn verloren und zu bloßen Scheinbußen herabsanken, die dann nur noch gegen Unfreie oder Unmündige zu einer Art ironischer Anwendung gebracht wurden. Dem lässt sich auch der weitere Erklärungsgrund beifügen, daß der kindliche Glaube an die geistige Wesenheit des Körperschattens eben bei Kindern und Knechten noch lange verblieben sein mußte, nachdem die Vernunft-Entwickelung der Freien in ihm längst nichts anderes mehr erblicken mochte, als eine physische Folge. Und daher nun muß der Umstand rühren, daß die Strafe, welche am Schatten des Verbrechers vollzogen wurde, selbst noch im 15. Jahrhundert vollzogen und der Strafe der Entehrung gleichgehalten worden ist. In Luthers Tischreden geschieht eines von Kaiser Maximilian I. gemilderten Todesurtheiles Erwähnung: wenn man den Übelthäter zum Richtplatze bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen oder weggestoßen, und er selbst darauf Landes verwiesen werden; und das heißt „ein gemalter Tod." Diese Scheinhinrichtung, vollzogen am Schatten, mußte ehedem einer am Verbrecher wirklich vollzogenen für gleich gehalten worden sein. *Swaz ich im tuon, daz sol er mînem schaten tuon,* ist ein oberdeutsches Rechtssprichwort. Das heute noch bei uns übliche Kinderspiel *Schattejagis, Schatteträmperlig's* (Alemann. Kinderlied pg. 415) redet deutlich genug für das Ernstgemeinte einer solchen Genugthuung und Buße; denn in diesem Fangspiele sucht der Verfolger der einen Spielgenossenschaft den Verfolgten der andern Spielpartei auf solche Nähe zu erreichen, daß er ihm in den Schatten treten kann; damit hat er diesen Vorläufer der Gegenpartei spieltodt getreten. Ein anderes Kinderspiel ibid. pg. 442: *Eli, Eli, i tramp dir ûf dîne Schüehli",* deutet mit dem Rufnamen *Eli* auf *Hel*; es ist gleichfalls ein Fangspiel, bei dem die als Thiere gedachten Kinder sich auf die Fußzehen zu treten suchen. Auf den Salomons-Inseln, östlich von Neu-Guinea, wird jeder Eingeborne, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft (Dumont d'Urville, Reise um die Welt, übers. v. Diezmann. 1837. 2, 89).

Das Material über den Schatten als Seele ist hiemit noch keineswegs erschöpft, aber das bereits Mitgetheilte mag genügen, es erklärt so viel, als es soll. Nun liegt eine Frage so nahe, daß

man ihr billig nicht ausweichen kann, die nämlich um den ethischen Gehalt dieses bisher besprochenen Glaubenssatzes. Denn, sagt man, wenn dem Heidenglauben ein Himmel der Seligen bereits gewiss war, wozu denn noch zugleich und daneben dieser unerquickliche Glaube von einem mit wesenlosen Schemen angefüllten Schattenreiche? Neben Abrahams Schoß hatte der Jude sein Scheol, neben dem Elysium der Grieche seinen Aïdes, neben Odhinns Walhall der Germane Hels dunkles Todtenreich. Wozu aber dieser reizlose Schattenort, wenn doch bereits ein Himmel da ist und außerdem ein Straf- und Qualort ursprünglich nie besteht? Wozu also ist des Herakles Schatten gleichzeitig im Aïdes zu sehen, während seine Heldenperson im Olymp sitzt im Kreise der unsterblichen Götter? vgl. Od. XI, 601. Die Antwort darauf war dem Heiden jedenfalls geläufiger als uns; wir trennen und theilen da, wo er dieses Doppelverhältniss noch ruhig beisammen liegen und dann folgerichtig auseinander sich entwickeln sah. Er wusste noch wohl, wie spät seine Olympier aus dem Gebirge, das ursprünglich ihr Wohnsitz gewesen, zum Olymp hinaufgestiegen waren. Dort erst hörten sie dann auf, ihm als Erdgötter zu gelten. Je mehr sie nun jenseitige wurden, desto düsterer und irdischer gestaltete sich das Diesseits und die Wirklichkeit, aus der sie entwichen; desto schwererlastend und trübseliger wurde das Schattenreich, der finstere Erdleib, den sie sich vormals ohne Verdruß freiwillig zum Wohnorte gewählt hatten. Nur dann erst, wenn die Erdgötter durch die Herrschsucht der nachgebornen Olympier ungebührlich herabgedrückt werden, erscheint nun auch dieses Schattenreich als ein bedrückendes, trostloses, in welchem diese Götter als mediatisierte und die Seelen als unvermögende einen Zwangsaufenthalt nehmen müssen. Diese Empfindung von Verlassenheit und Schmerz ist von später Entstehung, sonst hätte der Frühlingsgott Adonis nicht die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere im Olymp verlebt; es hätte der Gott der Ausdauer und Energie, Herakles, nicht selber bei den Schatten gehaust, der zur Hölle Niedergefahrene würde sonst auf Oeta sich nicht selbst verbrannt haben. Und ein ähnlicher Gedankengang ist in dem Religionssysteme der Hebräer und der Germanen ebenfalls zu erkennen. Der Germane, der seinem Körperschatten Wesenheit und Leben zugeschrieben hatte, brauchte vor dem endlichen Betreten der Schattenwelt nicht zurückzuscheuen; und der Hebräer erschrickt vor ihr erst alsdann sadducäerhaft, wenn ihn der speculative

Gedanke aus der Fremde her beschleicht; dann wird auch ihm der Schatten, der sonst „sein Leben, seine Stärke und Kraft" geheißen hat, zum leeren Nichts. Von Hiskia, als er sterben wollte, weicht der Schatten; erst als Jesaja mit der Kunde zu ihm tritt, daß Gott ihm das Leben verlängern wolle, kehrt auch der Schatten am Sonnenzeiger um die zehen Linien wieder zurück, über welche die Sonne bereits gelaufen ist. Der Jude nahm also im körperlichen Schatten den gleichen Lebensgeist an, wie unser Alterthum, und ein Volk vertilgen, nannte er, demselben seinen Schatten nehmen. Als die Israeliten zagten, die Enakssöhne unter den Kanaanitern bekämpfen zu können, spricht Josua ermuthigend zur Gemeinde: Wir wollen sie wie Brod fressen, denn es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (4. Mos. 14, 9). Die chaldäische Bibel übersetzt hier das Wort Schatten mit Stärke und Kraft: *robur, præsidium eorum;* Luther: es ist ihr Schutz von ihnen gewichen. Aber dieser Schutzgeist wandert anderwärts nach Scheol, um da verschlungen zu werden, gleichwie der zu Hel gekommene späterhin als ein in die Hölle verstoßener erscheint. „Die Unterwelt thut weit auf ihre Gier" sagt dann Jesaja 5, 14 und Luther übersetzt: Weit auf sperrt die Hölle ihre Seele, maßlos thut sie den Rachen auf.

Von solchem Tode der Vernichtung mag der entschlossene Heide nicht hören, vielmehr glaubt er, daß sogar seine Leiche auch im Grabe noch im Stande sein werde, einen ins Land fallenden Feind zurückzuschrecken. Daher befiehlt der deutsche Häuptling Iwar sterbend, ihn an derjenigen Landesgränze zu begraben, an welcher man am meisten feindliche Überfälle zu erwarten habe. Dieß geschah, und als nachmals König Harald mit seinem Heere an dieser Stelle bei Strandfordbridge (i. J. 1066) landete, fiel er in der ersten Schlacht. Iwar lebt also in seinem Grabhügel fort, gleichwie der todte Gunnar Licht in seinem Grabe hat und froh singt, oder wie Agantyr schon begraben noch mit Hervór sich unterredet (vgl. Rußwurm Nord. Sag. pg. 396).

Das neuzeitliche Denken ist an solchem Glauben arm, es plagt sich vielmehr mit jener trostlosen Entwerthung aller Lebensverhältnisse, die durch den Mortificationssinn der Mönchszeiten auf die Bahn gebracht worden ist. Seitdem alles wirkliche Leben nur als ein Scheindasein, die ganze reiche Welt als ein höhnischer Sinnentrug und der Mensch in ihr als ein Schattenbildern nachjagender

Thor galt, schleicht durch unser ermüdetes Schulgedächtniss dieser feige Selbstverdruß noch immer in allerlei Lehrsprüchlein.

Die Prädicantenweisheit steht nicht an, jeden substantiellsten Bauersmann zum Schatten zu degradieren. Kommt man im St. Gallerland an der Krinauer Pfarrkirche vorüber und schaut an die Wand zur Sonnenuhr hinauf, so ist da in dicken Buchstaben die Umschrift zu lesen: *Umbra, quid adspicis umbram?* (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 47). Was soll sich die gute Dorfgemeinde dabei denken, die diese Sonnenuhr bezahlt hat, oder was der Dorfschmied, der die schattenwerfende Eisenstange hinauf genietet hat? Eine ähnliche geistlose Auffassung der Dinge geht sogar durch Herders Dichtungen; in seinem Spruche, der Mensch und sein Schatten heißt es:

Sage, was hab' ich mit dir?
Du bist vor und hinter mir,
Öder Schatten, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weist!

Viel tiefer hat darüber Fr. v. Logau gedacht. Er sieht im Schatten, den wir werfen, unsere körperliche Gebundenheit, hebt aber über dieselbe diejenigen Menschen hinweg, welche, weil sie geistig wirken, nicht zu Schatten erblassen. Eines seiner Epigramme (Lessings Werke, ed. Lachmann 5, 216) lautet:

Über seinen Schatten springen,
Kann dem Leichtsten nicht gelingen;
Dichtern aber kann's gelingen,
Über ihren Tod zu springen.

Logau lässt also jeden uneigennützig schöpferischen Geist, dessen Arbeit das Gesammtresultat des Wissens vergrößert hat, an den Wahrheiten, die er lebenslänglich geliebt, einen unsterblichen Antheil haben; Herder aber wirft einen solchen zusammen mit jedem Blödsinnigen oder Frivolen, der mit seinem Geschlechte weiter nichts gemein hat, als geboren zu sein und zu sterben. Und Logaus Auffassung ist dem allergewöhnlichsten Begriffe keineswegs zu sublim. Je unvergesslicher und lieber Jemand gewesen ist, um so weniger scheint er in seiner Familie ganz weggestorben zu sein. Von dem Hingeschiedenen, der nicht mehr mit uns zu Tische sitzt, heißt es: Ich meine, ich sehe ihn immer noch an seinem Platze; es ist mir, als müßt' ich ihn noch dasitzen sehen. Ja unser Bauer

ist der Meinung, es präge der Mensch ein langes Leben hindurch in Dach und Fach der Wohnung seinen Körperschatten so dauerhaft ein, daß dieser noch lange hernach an Wand und Mauer sichtbar bleibe. Darüber äußert sich A. Corrodi anmuthig, wenn er in seinen Kinder-Erzählungen „Aus Wald und Feld" (Stuttg. 1858, 26) das Alter eines verfallenden Dorfkirchleins also beschreibt: die Kirchenbänke sind glatt und glänzend; aber nicht vom Polieren, sondern vom Sitzen und Brauchen. Bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach hinunter. Diese Flecken sind nach und nach entstanden von dem Schatten derjenigen, die ganz an der Mauer saßen. Da kannst du sehen, wie viele Male die Sonne schon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geschienen haben mag.

Wer nun seinen Schatten schon bei Lebzeiten verloren hat, hat sich damit auch um seine freie Zukunft nach dem Tode gebracht, und geräth in Unseligkeit; und hier beginnen die Sagen vom Schattenraub und Schattenverkauf, mit denen sich dieser Aufsatz seinem Ende nähert.

Wenn das sogenannte Burg- und Mittagsfräulein erscheint, kann man es daran erkennen, daß es keinen Schatten wirft; denn es ist ein Geist, welcher, wenn er hier sich blicken lässt, seine wirkliche Seele in der andern Welt zurückgelassen haben muß. Ins Heiligthum des Zeus Lykäos in Arkadien einzutreten, war verboten; wer da mit Gewalt eindrang, starb noch in demselben Jahre. Weder Menschen noch Thiere warfen, sagte man, darin einen Schatten (Pausanias 8. 38, 5). Theopompus versichert, daß die Körper derer, die das verbotene Gehäge des Zeus (τὸ ἄβαιον) in Arkadien beträten, keinen Schatten würfen (Polyb. XVI, 12). Hier weicht also der schützende Dämon von der Person des gottentweihenden Eindringlings und überlässt ihn den Schrecken des Todes. Um zu Gott kommen zu können, scheint mir dieß zu sagen, muß man selber Licht werden und die körperliche Existenz hingeben; oder wie Tacitus es ausdrückt, nur Sterbende vermögen Gott zu schauen. Der Küster Bröns hatte den Teufel geprellt und gieng lebenslänglich ohne Schatten (Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pg. 454). In Schottland gelten diejenigen für die besten Zauberer, die keinen Schatten werfen (Myth. 976). Anna, in der vorerwähnten schwed. Sage, wirft keinen Schatten mehr, nachdem sie durch magische Mittel die Geburt der ihr bestimmt gewesenen Kinder unterdrückt

hatte. Durch das Mittel des Zaubers, dessen sie sich bedient, verfällt sie zugleich dem Zaubermeister selbst, welcher der Schattenfürst und Psychopompos ist. Das Landgespenst in Flandern und Brabant ist der Lodder, der einst ein armer Bauer gewesen war und, um reich zu werden, dem Teufel seine Seele auf zwanzig Jahre verkauft hatte. Als aber diese Zeit um war, wurde der geschlossene Vertrag zu nichten, und seitdem ist Lodder verdammt, in allen jenen Körperformen und Arten ruhelos auf Erden sich umher zu treiben, in denen die Gefolgsgeister und Geisterschatten auftreten. Er erscheint daher theils als physischer Schatten des Baumes, der Wassertiefe, Stromfurt und Sturmnacht; theils in den Gestalten des Werwolfs, Rosses, Hundes, Vogels, Alpes, der Katze (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 213, 487—489); daß er dabei zugleich das personificierte Todtenheer ist und diesem den niederländischen Namen *Ludergheer* gegeben hat, werde ich bei einer andern Gelegenheit nachweisen. Von dem Schicksale eines berühmten Professors an der Hochschule zu Löwen, der über dem Streben nach Weisheit seinen Schatten verloren hatte, erzählt Wolf ibid. 445. Es war während seiner Vorlesungen von seiner Person nie etwas anderes als das Buch und das Baret zu erblicken, beide schienen durch den Saal oder über das Katheder nur zu schweben. Eines Tages hatte ein Student etwas bei ihm zu erfragen, gieng in sein Wohnhaus und wurde von der Magd in das Studierzimmer geführt. Da sah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tische trippeln und auf dem Tische eine Schreibfeder in aller Eile über daliegendes Papier laufen und schreiben. Er dachte gleich, das ist der Professor, und bat ihn, ihm eine Frage auslegen zu wollen. Allein jener antwortete nicht und die Feder lief immer fort. Da gieng der Student neben den Sessel stehen und wollte sich auf eine Armlehne stützen, um zu sehen, was der Professor schreibe. Doch nun sank dieser mit dem Kopfe gegen die Rücklehne und war jetzt auf einmal sichtbar und todt. In Konr. Maurer's Isländ. Sag. pg. 121 hört Sæmundr der Weise zu Paris Collegia beim Teufel und muß ihm zum Honorar seinen Schatten lassen.

Die Sage vom Teufel zu Salamanca ist erst durch das von Theodor Körner darüber geschriebene Gedicht unter uns allgemein verbreitet worden. Meines Wissens findet sie sich in deutscher Aufzeichnung zuerst in Joh. Limbergs Denkwürdiger Reisebeschreib. pg. 590, und ist daraus übergegangen in J. D. Ernst, Auserlesene

Denkwürdigkeiten in 400 Abthl. Lpzg. 1693, pg. 1025. Der ganze Inhalt erinnert an die Faustsage, und schließt auch so wie sie, nämlich mit dem Untergang des neu erschaffenen Homunculus. Das Einzelne über den dabei verloren gehenden Schatten lautet also:

In der Straße S. Pollo zu Salamanca war unter einem Eckhause eine Gruft, in welcher der Teufel Schule hielt. Er unterhielt, beköstigte und unterwies da allzeit sieben Studenten zusammen, die dagegen, wenn sie ausstudiert hatten, ihm den siebenten für die Ewigkeit überlassen mußten. Vertragsgemäß betraf dieses Loos einst auch den Marquese de Villano (d. h. Schufterle). Er sollte da bleiben, als die übrigen Sechse für immer die Schule verließen. Der junge Graf aber sagte zum Teufel: Nein, nicht ich bin der Letzte, sondern dieser da, und ihn magst du behalten. Damit zeigte er auf seinen Schatten an der Zimmerwand, und der überlistete Teufel mußte sich mit diesem begnügen. Von nun an warf der Graf bei Tag und Nacht keinen Schatten mehr. Doch damit war es ihm noch nicht genug. Hier hatte er unter andern Künsten auch diese gelernt, wie man alte Leute wieder verjüngt. Nachdem er nun selbst zu Jahren gekommen war, wollte er zu seinem eignen Vortheil von seinem Geheimmittel Gebrauch machen. Er kaufte sich dazu etliche Mohren und ordnete mit ihnen alles an, was an seiner Person vorgenommen werden müßte, sobald es mit ihm zu Ende gehe. Sie sollten ihn alsdann schnell tödten, in kleine Stücke zerhacken, die Stücke in eine Glasflasche füllen und diese in Pferdemist setzen. Alles dieß geschah. Allein zur Unzeit war schon nach etlichen Wochen die Polizei dahinter gekommen, und die Mohren wurden durch die Folter zum Geständnisse gebracht, wo Villano von ihnen begraben worden. Beim Nachsuchen fand man allerdings das Glas und darinnen ein bereits ganz wohlgestaltetes Kind. Jedoch Rath und Gericht beschlossen, solches zum Feuer zu verdammen, und somit wurde Villano, bevor er wieder ausgewachsen war, durch Tücke des Teufels verbrannt.

Die Sage in dieser Fassung ist aus zweierlei Substanzen zusammengesetzt, und die zweite davon, welche sich mit der Wiederverjüngung des Gestorbenen beschäftigt, also mit der Erschaffung des faustischen Homunculus, ist von sehr hohem Alter.

Die Zauberer Virgilius und Paracelsus lassen sich in Stücke hauen und würden am neunten Tage wieder aufleben wenn des Kaisers Vorwitz den Zauber nicht zu frühe stören würde (Alpen-

burg, Tirol. Sag. 1, 309). Der polnische Räuber Twardowsky und der ungarische Eisenlaci werden zerhauen und mit gekochten Heilkräutern begossen; nach sieben Monaten gewinnt ihr Leichnam wieder Kinder- oder Jünglingsgestalt (Mannhardt, Mythen 66). Vom Perser Lokhmann erzählt dasselbe Ad. Olearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4 B. 29 Kap. 433.

Hier ist schließlich nur vom „Wasser des Lebens" die Rede, welches in unsern Kindermärchen als Wundersalbe (Wolf, Märch. pg. 217) eine so große Rolle spielt. Es ist „das Wasser aus dem Paradiese", mit welchem Medea Jasons alten Vater verjüngt; „das Bad im Maienthau," mit welchem man Pest, Aussatz und Tod abwendet; „der St. Johannis- und St. Walburgisthau", mit dem man sich Gesicht und Glieder wäscht, um sich das Leben zu verlängern. Isländer und Schweden pflegten sich im Thau zu baden: *ut morbi corporis miraculose sanentur.* Fin-Magnusen Lexicon Myth. 72. Dieser Lebensthau wird in den beiden vorauserzählten Sagen dann angewendet, wenn das Leben desjenigen unwiderruflich abläuft, der schon seinen Schatten vorher dran gegeben hat, d. i. seine Seele. Der verlorene Schatten soll ihm durch das Wasser des Lebens wieder leibhaftig gemacht werden. Eben hievon weiß nun auch unser altheidnischer Glaube zu erzählen. Denn wenn die Walküren, die Begleiterinnen Odhinns, den Nachthimmel durchreiten und ihren Rossen Thau aus der Mähne fällt, so fügen sich die Glieder der in der Schlacht gefallenen Krieger, die drunten auf der Walstatt todt liegen, neu zusammen, der Thau wird ihnen zum Wasser des Lebens, und davon benetzt erheben sie sich noch einmal und fechten als Schatten die unentschieden gebliebene Schlacht aus. Die Gefolgsgeister der heutigen Isländer heißen Skotta (ahd. *sciozan*), der Schößling des Geschlechtes. Während ihre Schützlinge zechen, gerathen sie hinter deren Rücken in einen eifersüchtigen Weiberzank und werden darüber handgemein (Maurer Isl. Sag. 85.).

Die neueste Erzählung über den Schatten, ist Peter Schlemihl von Ad. v. Chamisso. Sie ruht auf dem unerfindbaren Grunde eines wirklichen Märchenstoffes, gehört also dem hier behandelten Thema an und hat sich nur gefallen zu lassen, daß man ihre echten Bestandtheile hier heraushebt und bündig zusammenrückt. Der Eigennamen Schlemihl ist aus dem Jenischen entlehnt; Schlimiel bedeutet den Dümmling (Anton, Wörterbuch der Gauner- und Diebssprache. Magdeburg 1843, 61). Die Geschichte nimmt folgenden Verlauf.

Der reiche Privatmann Thomas John promeniert nach Tische mit seinen Gästen im Parke, sein Gespräch dreht sich eben um diejenigen zahlreichen Schurken dieser Welt, die keine Million zu verzehren haben. Da wird ein junger Neffe gemeldet, der mit dem letzten Schiffe in hiesiger Stadt angekommen ist. Er trägt ein grobes paar Stiefel und einen gewendeten Schnürrock, schreiende Beweise, daß er der hier versammelten Gesellschaft keineswegs ebenbürtig sein kann. Indess darf er dem Onkel sein Empfehlungsschreiben überreichen und vor der Hand mit promenieren. Man ist noch etwas schlaff von den Genüssen der Mittagstafel her, es ist zudem kein Zeichen ausgesuchter Vornehmheit, über reizende Parkanlagen oder stattliche Platanen in ein natürliches Erstaunen auszubrechen; also laufen die Gespräche nicht gerade rasch. Doch ein Zufall scheint für die Unterhaltung bereits auf andere Weise vorgesorgt zu haben. Dieß geschieht nämlich durch eine Reihe sonderbarer Experimente, die ein Herr zum Besten giebt, so oft ein Einfall, eine Anspielung, ein beliebiges Wort es mit sich bringt. Es ist ein ältlicher, fadendünner, langer Herr in einem engen grauseidenen Überrock. Man ist eben einen Hügel hinan gestiegen, von dem man die Aussicht auf's Meer hat und die Schiffe im Hafen ein- und auslaufen sieht. Während Herr Thom John der Dienerschaft befiehlt, das Fernrohr herbei zu holen, hat jener Mann im grauen Tafftrocke bereits einen stattlichen Dolond aus der Tasche hervorgezogen und lässt das Instrument von Hand zu Hand wandern. Man beschaut der Reihe nach die fernen Segel, schlendert hierauf den Hügel hinab und würde sich am Abhange wohl lagern, wenn das Gras nicht noch feucht wäre. Sehr behende bringt der Graumann aus seiner Rocktasche einen türkischen Teppich heraus und lässt ihn durch die Bedienten entfalten; dieser misst über zwanzig Schritt in der Länge und zehen in der Breite, die ganze Gesellschaft nimmt Platz darauf. Man hat bis jetzt den zuvorkommenden Mann so wenig beachtet, als ob er kaum zur Gesellschaft gehöre; jetzt schenkt man ihm ein herablassendes Lächeln, und Jemand hält es für witzig, ihn zu befragen, ob er wohl auch noch ein Lustzelt bei sich habe gegen die Sonne, die eben stärker zu scheinen beginnt. Tief sich verbeugend zieht unser Physikus alsbald aus der Tasche ein Zeltzeug sammt Schnür- und Stangenwerk hervor, und die Herren spannen es zum Spass der Länge nach über den Teppich aus. Ja als sich gleich darauf noch der nächste unmögliche Wunsch

vernehmen lässt, entspricht der Graumann abermals und bringt drei Reitpferde, drei hübsche, große Rappen mit Sattel und Zeug, fixfertig aus der unerschöpflichen Rocktasche. Die Gesellschaft kam bei allen diesen Unbegreiflichkeiten keinen Augenblick aus dem Takt, sie nahm diese Vorgänge so kühl hin, daß man sich nicht einmal bemühte, dem Namen des fremden Künstlers nachzufragen. Um so außerordentlicher dünkten sie den jungen Peter Schlemihl, der noch nicht zu begreifen vermochte, warum man hier die Bildung in eine vollendete Gleichgiltigkeit setzt. Wie sollte er nicht über diesen Mann erstaunen, der von Person selbst nicht dicker als ein Ende Nähzwirn war und der diese vielen umfangreichen Dinge beisammen in der einen Rocktasche haben konnte. Schon beim nächsten Seitenwege der fortgesetzten Promenade befindet er sich mit dem Graumann allein und ist so glücklich, von ihm angeredet zu werden. Noch mehr, er erfährt von ihm das ganze merkwürdige Geheimniss, und ohne alle Mühe erlernt er es hier auf der Stelle.

Er hat gar nichts anderes zu thun und keinen weitern Ersatz dafür zu bieten, als daß er dem Graumann einstweilen seinen Schatten überlässt, und bereitwillig tritt Schlemihl diese unnütze Beigabe seiner Person dem instructiven Herrn ab. Der Physikus löst hierauf denselben behende vom Grase ab, hebt ihn auf, rollt ihn zusammen und steckt ihn in die Tasche, dagegen überreicht er dem nun Schattenlosen die Quelle aller Behendigkeit, die Fundgrube alles Reichthums, den Wunschsäckel. Schlemihl steht nun mit einemmale hoch über der Reihe jener zahllosen Hallunken, denen er noch vor einer Minute beigezählt gewesen war, er ist nun eben so reich wie der Onkel John und bedarf bei diesem keiner weiteren Audienz. Er nimmt sich Bedienten, geht auf Reisen, besucht die Bäder, häuft Reichthümer an und streut sie wieder aus, giebt Gesellschaften und Bälle, kauft und baut Schlösser; kurz, der Wunschsäckel bleibt bei allen Anstrengungen unerschöpflich. Doch man will nicht bloß nacktes kaltes Gold, man will auch Herzen besitzen; ist der Golddurst gestillt, so verlangt der Glückspilz wieder einmal nach purem Wasser. Schlemihl beginnt eine Mina zu lieben, das Kind eines braven Forstmeisters, und wirbt um ihre Hand. Aber gerade dieser so einfache Wunsch, der noch dazu von reiner Bescheidenheit eingegeben zu sein scheinen könnte, bricht sein Glück in Trümmer. Denn wo die Liebe der Maßstab der Dinge wird, da wird der Reichthum machtlos, und nur das Natürliche und Wahr-

hafte bleibt allgewaltig wirksam. Was ein jedes Reh und jede Tanne im Walde hat, den eigenen Schatten, dieses Gemeingut, Schlemihl allein hat es nicht. Wie will er nun diesen Mangel dem scharfen Auge des Försters verhehlen, wie ihn der fragenden Mina erklären? Er kann nicht mehr mit ihr im Mondschein schwärmen, oder im Sonnenschein sich mit ihr ergehen; in das innerste seiner Gemächer muß er scheu sich verbergen. Hier wartet er vorerst den voraus bestimmten Tag ab, an welchem sein mit dem Graumann geschlossener Vertrag sich jährt; dann kann er seinen vermietheten Schatten wieder zurücknehmen, und alsdann wird er Minas Hand erhalten. Eben diese Frist macht sich aber auch sein schuftiger Bediente zu nutz und stürzt ihn in ein noch tieferes Unheil. Denn dieser Bursche hat schon längst die Lage und die Glücksquelle des Herrn durchschaut, und hält es für das ausgemachte Naturrecht, ganz derselbe sein zu dürfen, der bisher sein Herr gewesen ist, nämlich ein grober Egoist; dazu bedarf es keiner andern als jener gemeinen Schlauheit, welche das persönliche Interesse eingiebt. Zuerst bestiehlt er ihn so colossal, daß er ihm sogar den Grundbesitz zu schmälern vermag, hierauf überwirft er sich mit ihm, giebt das Hausgeheimniss dem ganzen Publicum preis und sticht ihn damit auch noch bei Mina aus. Und warum soll eines Bedienten Werbung bei dem hübschen Mädchen etwa fehl gehen? besitzt er doch nun ganz ähnliche Glücksgüter, wie Schlemihl, und seinen eigenen Schatten obendrein. Die Art aber, wie er zu seinen Schätzen gekommen sei, braucht er eben so wenig wie Schlemihl auf offenem Markte auszuschreien. Jetzt erst, nachdem dieß Alles unwiderruflich geschehen ist, und Schlemihls Schmach ihren Gipfel erreicht hat, jährt sich der Vertragstag und der Graumann stellt sich wieder ein; dießmal jedoch körperlos eintretend und unsichtbar gemacht durch die berufene Tarnkappe, die er übers Haupt hergestülpt hat. Sogleich wird ihm sein Wunschsäckel aufgenöthigt, alle Schätze soll er zurücknehmen, nur den gemietheten Schatten soll er auf der Stelle herausgeben. Er versteht sich auch dazu, jedoch unter einer befremdenden Bedingung. Er hat dem Schlemihl ein Tröpfchen Blut aus der Hand geritzt und eine Schreibfeder drein getaucht; damit soll jener ein bereit gehaltenes Pergament unterzeichnen des Inhaltes: Dem Inhaber dieses die Seele vermacht zu haben nach ihrer natürlichen Trennung vom Leibe. Auch die Seele noch hinzugeben, dessen weigert sich Schlemihl beh[illegible] Der Graumann

dagegen kann eine solche Gewissenhaftigkeit für einen schon schattenlosen Menschen gar nicht vernunftwidrig genug finden. Auch bleibt er den logischen Beweis hiefür nicht lange schuldig. Aus seiner wohlbekannten engen Rocktasche zieht er den Schatten des Onkels John beim Haare heraus, der sagt mit blauer Leichenlippe das Eingeständniss her: Ich bin von Gottes gerechtem Urtheil gerichtet und verdammt! Vor dieser furchtbaren Logik ergreift Schlemihl die Flucht, Hab und Gut lässt er im Stiche, den Wunschsäckel schleudert er in einen Abgrund, wie er geht und steht flieht er dem nächsten Bergwerke zu, um da fern von Sonne und Mond unter der Erde von seiner Händearbeit zu leben.

So weit lässt sich aus Chamisso's Erzählung die consequente Entwicklung des unerdichteten Märchenstoffes ausziehen. Was noch weiter folgt, beschlägt unsern Gegenstand nicht mehr, sondern enthält eine allegorische Schilderung des irren Lebensweges, den der gute Chamisso selbst zurückzulegen hatte. Der Faden der Begebenheiten ist kurz noch folgender: Ehe Schlemihl das erwähnte Bergwerk erreicht, sind seine Reisestiefel durchgelaufen und er handelt sich mit dem letzten Goldstück, das sich in seiner Tasche versteckt hat, auf einem Dorfjahrmarkte ein paar alte Stiefel ein. Kaum hat er sie an die Füße gebracht, so verliert er Weg und Richtung, geräth in alle Weltzonen und Breitengrade und gelangt binnen Viertelstunden von einem Pol zum andern, denn er trägt nun die Siebenmeilenstiefel und kann die Weltfahrten, die er vorher mit dem Wunschsäckel bestritt, nun ohne Geld eben so unaufgehalten fortsetzen. Um aber dabei nicht als ein müßiggängerischer Tourist abzusterben, wirft er sich auf das Studium der Botanik, verfasst eine Pflanzengeographie und hinterlässt Materialien zu einer Fauna, welche er der Berliner Universität vermacht.

Dieß sind ein paar Angaben aus Chamisso's Lebensgeschichte, der ein geborener Franzose zur Zeit der Napoleonischen Geld- und Säbelherrschaft es verschmähte, dem Mammon des Reichthums und dem Schattenbilde des Ruhmes nachzujagen, und der edel und weise genug war, in der Betrachtung der stillen Pflanzenwelt seine Seelenruhe suchen und finden zu können. Als dann nach dem Sturze des Eroberers Chamisso's kleines Märchen in einer neuen Auflage erschien, sprach der Dichter in dem dazu geschriebenen Prolog das Verwunderungswort aus, das ihm der Lauf solcher Zeiten eingegeben hatte:

Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Zum Schlusse des Aufsatzes sei es verstattet, auf seinen leitenden Gedanken zurückzuweisen, wenn dieser sich etwa hinter der Fülle des Materials manchmal verborgen haben sollte.

Es ist ein Schöpfungsgesetz, sagt O. Müller, Prolegomena 378, 389, daß aus dem Dunkeln und Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgeht. Aus der Leto hervor, der Verborgenheit, wird Apollon ans Licht geboren; die Nacht mit dem Erebos erzeugt den Äther und die Tageshelle (Hesiod. Theog. 124), und Herakleitos spricht den großen Gedanken aus, daß Hades der Gott Dionysos selbst sei. Es können daher die ältesten Naturgottheiten anfänglich keinen anderen Wohnort als den finstern Erdleib gehabt und erst später ihre Himmelfahrt in den sonnigen Olymp angetreten haben. Es wird dieß durch die Mythe und durch die Namen der Götterväter und Göttermütter mit bezeugt. Hades und Aïs bezeichnen das Unsichtbare und Dunkle. Die deutsche Göttin Hel, goth. Halja, trifft sprachlich zusammen mit der indischen *Kâli*, die selbst an *caligo* und *κελαινός* gemahnt, an eine geheimnissvolle Todesgöttin, welche die bei ihr versammelten Seelen nicht bloß hütet (denn dieß thut auch der *Jupiter infernus* als *Summus Manium*, als unterirdischer Zeus) sondern sie zugleich auch wieder zu neuem Leben ausgebärt. Aus diesem Götterglauben entspringt der weitere, daß auch dem Schatten der irdischen Dinge je nach ihrem Maße Wesenheit und geistige Macht zugeschrieben werden durfte. Positiv wird dieß verbürgt durch die Schattenbuße in unserem Rechte, und durch die Schattenprobe in unserem Volksbrauch. Der spätere Mensch, welcher diesseitige Götter nicht mehr fasslich findet, verkehrt das Unsichtbardunkle zum Nichtexistierenden, den Schatten zum personificierten Nichtsein und wesenlosen Schemen. Der Schatten, der erst Göttin, Schutzgeist und ausdauernde Menschenseele gewesen war, wird als Mangel an Licht gefasst und in Folge dessen zum schädigenden Schatten gemacht. Nicht bloß der Nibelunge Siegfried, sondern auch der Teufel trägt dann die verhüllende Tarnhaut. *tarnan* occultare, und *tarôn* laedere, drücken diese Begriffsverwandtschaft durch verwandte Wortwurzeln aus. Je weiter der Glaube ins Jenseits übergriff, um so mehr nahm die unselige Verdüsterung dieser wirklichen Welt zu. Ein solcher Umschlag in der Empfindungsweise der Völker mußte schon in jener frühen Epoche eingetreten sein, da man

empfindlich wurde gegen das Begraben der Leichen und sie zu verbrennen begann. Wenn sich der Erdleib entgötterte, so mochte man ihm auch die eigene Leiche nicht mehr befehlen und ließ sie lieber in Flammen den Wolken zuwirbeln, hinter denen jetzt die neuen Götter gesucht wurden. Doch auch hierin lag ein bleibender Trost nicht. Immer wieder wanderte eine Reihe der alten Götter aus dem unfassbaren Himmel auf die liebe treue Erde zurück; man ließ sich droben entthronen und verstoßen, um hier unten wieder heimisch zu sein. Wiederholt wurden die Schattenriesen zu Felsen versteinert, die Wasserriesen in die Strom- und Seetiefen gebannt, und frischerdings fuhren Volkshelden und Kaiser, statt in den Himmel, in den Berg, um da zu sitzen bis der Tag ihrer Freiheit wieder anbräche. Hier schlafen sie zusammen mit ihrem Tausend von Knappen und Streitroßen (den Einherier), die Steinwände rings strotzen von Waffen, die Gewölbe sind voll von Lagerwein und aufgeschüttetem Korn. Sie sind somit noch immer Götter des Lebens und der Fülle; allein wie es schon voraus geschehen war bei der Seelenherrin Hel, so wird auch an ihrem Wesen kein wieder erwachender Seelenfrühling aufgefasst, sondern allein ein abfließender Lebenswinter. Sie sind Greise, sie sind Verwünschte. Es erfüllt sich an diesen bergentrückten Kaisern das harte Wort, Gott sei gestorben*). Sonach muß sich denn auch des Menschen Schatten, der erst sein hilfreicher Gefolgsgeist im Leben war und sein Rückbegleiter in die ewige Göttergesellschaft werden sollte, in ein erschreckendes und verfolgungssüchtiges Gespenst verkümmern, das seinen Schützling peinigt und zu Tode jagt. Aus der wohlwollenden Eumenide wird auch hier eine entmenschte Furie. Von der allgerechten Götterfrau Hel und ihrem süßen Geisterfrieden bleibt nichts übrig als eine Hölle, die nun der abscheulichste Aberglaube ausmeubliert. Der in diese Zeiten fallende Denker, der solche geistige Verkommenheit empfand, besaß, wie wir aus der altnordischen Geschichte wissen, denselben Trost, mit dem auch wir uns behelfen. Fr. Rückert spricht ihn aus:

Wenn einem Glauben so sein Leben wird genommen,
So ist das ein Beweis, es müß' ein neuer kommen.

*) Eines der Hügelgräber des Namens Lebern ist der Belustigungs- und Festplatz des Züricher Städtleins Bülach und wird dorten Frôleweren und Voleweren genannt (Bülacher Neujahrsbl. v. J. 1860. Dieß heißt der Herrenhügel, der Jungenberg. Gleichwohl behauptet man, hier lägen lauter Wölfe verscharrt. Im Lebern bei Zürch. Marchthalen, fanden sich 36 menschl. Gerippe. Ferd. Keller, Helvet. Heidengräber, 18.

DIU WENDE.

An der Erklärung dieses Wortes haben sich bekanntlich die Herausgeber des Nibelungenliedes und Andere mit mehr oder weniger Glück vielfach versucht, ohne daß es ihnen gelungen wäre, den Sinn desselben klar und bestimmt hinzustellen. Grund genug nochmals darauf zurück zu kommen.

Mir scheint nämlich die richtige Deutung gar keine Schwierigkeiten darzubieten. Die betreffende Strophe des Nibelungenliedes (Holtzmann 1367; bei Lachmann, in abweichender Gestalt 1280) lautet:

Von dem lande ûz Kiewen reit ouch dâ manic man,
unt die wilden Pescenære. dâ wart des vil getân:
mit den bogen schiezen zen vogelen, die dâ flugen.
ir pfîle si vil sêre mit kraft unz an die wende zugen.

Den ältesten Beleg für diesen Ausdruck gewährt das Wessobrunner Gebet Z. 12:

dô dâr niuuiht ni uuas enteô nî uuenteô.

Das Wort — es ist wie in obiger Stelle ein st. Fem. *uuentî* — steht hier im Gen. pl., abhängig von *niuuiht* : finium nec terminorum (s. Wackernagels Ausgabe. Berlin 1827. S. 56). Sodann begegnet es in der St. Galler Übersetzung des Marcianus Capella (Graff 1, 761): *unde ougta si* (luna) *fier uuendi* (conversiones) *in iro drin analutten, uuanda si habet* tria virginis ora *in fier uuendinon.*

Mittelhochdeutsche Belege sind: *er* (Joseph) *saz sunter, sunter sîne bruodere, zuo einer anderen wente sâzen die lantliute* Genesis Fundgruben II. 67, 1. *swaz lebet in den vier wenden, ôsten, westen, norden, sunder* Ulrichs vom Türlin Wilhelm S. 20. *got vater und dîn gotelîche kraft, du wende ân ende endehaft*: der Meißner (MSH. 3, 93). *merket, wie got gewundert hât besunder die vier wende* (ebd. 3, 102, vgl. Wackernagels Wessobr.-Gebet a. a. O.).

Die eigentliche Bedeutung des Fem. *uuentî, wende* kann nach diesen Beispielen nicht zweifelhaft sein: *diu wende*, conversio,

terminus, ist synonym mit *ende*, finis; *die vier wende* sind nicht sowohl die vier Himmelsgegenden nach heutigen Begriffen als vielmehr die vier Enden der Welt. Dem entspricht auch die niederdeutsche formelhafte Redensart *van ende to wende* (bremisches WB. 1, 307), von Anfang bis zum Ende, oder vielmehr: von einem Ende bis zum andern.

diu wende gehört zu *wenden*, dem Fact. von *winden*; beide erscheinen häufig, namentlich die Composita *erwinden* und *widerwinden*, in der Bedeutung von um —, zurückkehren, aufhören, enden; vgl. die von mir zu den Myst. I. 339, 33 gesammelten Beispiele und Schmeller 4, 104.

Hiezu kommen noch andere Bildungen und Ableitungen, denen überall der Begriff des Begrenzens, Aufhörens, Endigens zum Grunde liegt: die Gewende, die Abwand (Ort am Ende des Ackers, wo beim Pflügen umgekehrt wird), die Anwand (Rand eines Ackerfeldes, ahd. *anawanta*, terminus): vergl. Schmeller 4, 102. Auch die Ableitung *wentil*, *wendil* in *wentilsêo,-meri*, oceanus, wofür in Notkers Psalmen 71, 8 *endilmere*, wird von Wackernagel, gewiss richtig zu *winden*, *wenden* gestellt, mögen nun die Ausdrücke das rund umwindende, oder wie wahrscheinlicher das begrenzende, das die Erde umschließende Grenzmeer bezeichnen.

Sonach kann der Vers

ir pfîle si vil sêre mit kraft unz an die wende zugen

nichts anderes bedeuten als: sie zogen ihre Pfeile mit kräftiger Hand bis dorthin, wo sie aufhörten, endigten, soweit man sie überhaupt ziehen kann, bis ans Ende, wie Simrock im Anschluß an die Lesart von Jh *unz an daz ende* ganz richtig übersetzt hat, d. h. sie gaben ihren Bogen die gröstmögliche Spannung.

WIEN, Oct. 1859. FRANZ PFEIFFER.

MEISTERGESÄNGE DES XV. JAHRHUNDERTS.

(Vgl. GERMANIA 3, 307.)

DER ZWINGER.

Bei Gödeke S. 92: „Peter Zwinger. Von ihm wie von den meisten übrigen Lyrikern des 15. Jahrh. haben die späteren Meistersänger Töne aufgenommen;" vergl. Wagenseil S. 535: „der rote Thon Peter Zwingers" und S. 536: „der Hofthon Peter Zwingers" mit 18 Reimen.

Valentin Voigt, Bürger zu Magdeburg 1558 (Hschr. in Jena) nennt Peter Zcwinnger unter den ältesten Meistern: v. d. H. 4, 892.

Von ihm stehen Gedichte im Kolmarer Codex Fol. 79ª und folg.: *„In des zwingers roten don sin hort;* mehrere geistliche. Dann in demselben Tone 81ᵇ *„des wirtes lop."* Es sind drei Strophen; die erste lautet:

Got grüsz den wirt den ich in tugent vinde
got grüsz die fraw und auch das huszgesinde
ein gast der mag eins frommen wirts geniesen.
Got geb in glück und tugenthafte lere
daz sie herwerben gotes huld und ere
got lasz irs langen lebens nit verdriesen.
Das wunsch (ich) in und ist min recht
grosz ere lit an den vil tugentlichen
ich sten vor in und bin ir knecht
die frumen sind zu loben lobelichen
des dankens mir mit gute
des freut mein herze sich wirt edler sprich
us tugentlichem mute
zwar zwinger [1]) ich kan sturen dich.

fol. 82ᵇ ein vorwurf:

1. Got grüsz die singer in der singer schule
got grüsz die meister uff der kunsten stule
(got) grüsz uch meistersenger all geliche.
Durch abentur so bin ich her be(ko)men.
von einem meister han ich wol vernomen,
wie daz er sy so rechte kunstenriche.
Sin kunst die wolt ich horen gern
mit mim gesang so sten ich im zu brise
wil er uns rechte kunst gewern
so füret er gesanges blüwend ryse

[1]) *Hs.* Zwinge.

so mag er sich wol schryben
ein meynster kunster vin. on alle pin
so mag er wol belyben
auch in der schul ein meister sin.

2. Ein meister der gesanges schul wil halten
und der sol haben schuler jung mit alten
so mag er wol gesanges fan ufstecken.
Der kunsten stul den sol er wol bezieren
mit rechten kunsten sol er disputieren
darusz sol er gesanges kunst ufwecken.
Ein meinster der sol haben mer
die syben kunst in sines herzen grunde
wil er behalten prysz und er
darusz nympt er so mangen fremden funde
mit süssem sprechen lyse
hin uf der kunste wal ganz silben zal
sol haben wort und wyse
daz zymt wol in der meinster sal.

3. Der kunsten stul den sol er baz besachen
und sol im selb ein rosenkrentzel machen
gezieret wol mit sieben blumen schone.
Der erste blum ist musica genennet
in meinstersang so ist si wol herkennet
sie wyset uns so manger hande tone.
Phylosophy die muos er han
gesanges muter ist si wol genante
singer da solt gedencken an
wont sie by dir du blybest ungeschante.
sie kan dir helfen sturen
und binden dinen kranz. er wurt dir ganz
mid eren macht in furen
und tragen an der meinster tanz.

4. Gramatica nach der lasz dich belangen
die wag hat sie gar creftig umbefangen.
sie hilft dir wegen rymen schon zu prysen.
Aris meca [1]) die solt du userwelen
sie hilft dir beide messen unde zelen
der silben zal durch wort und auch durch wyse.
Die kunst ein senger haben musz
und wil er uff der kunsten stul beherten
daz ym nit werd der schanden grusz
die loyca wist in ein swind geferte
zertlichen kan sie sprechen
fur fursten adellich. sins herzen tich

[1]) *d. i.* Ars metrica.

kan sie ym wol durchbrechen
so wirt er meynster kunsten rich.

6. Astronomya gyt uns daz urkunde
der sterren gang der clamanyen bunde
und wie daz strebet wider daz gestirne.
Hat er den sin und auch die zuversichte
daz er uss der planeten lauf wol tichte
die kunst trag er in herzen und in hirne.
Rhetorica mit yrer kunst
hat mangem meynster sinen cranz geblumet
der solt du haben ganzen gunst
so wirst du hie durch syben kunst gerumet.
Gesangs wirt sie ergetzet
so ist er meynster fin in liechtem schin
so wird im uffgesetzet
der syben kunste krenzellin.

In demselben Ton Germ. 3, 322: *„im ratten don“*, doch in der zweiten Strophe die zwei ersten Zeilen stumpf *got : spot.*

Heidelb. Hschr. 392 Fol. 107ª: *„im rotin ton“*: *Ain weiser man der ret zuo sinem kinde;* es sind 3 Strophen.

Ein Gedicht von 21 Strophen in demselben Ton steht in einer Trierer Handschrift: *Wer ich in aller meister schul gewesen* (Anzeiger 1833, S. 52).

Ein zweiter Ton des Zwingers, der goldene, erscheint ebenda S. 324.

MEFFRID.

Die Kolmarer Handschrift fol. 794 hat die Überschrift:

Meinster meffrides geticht.

Es sind 6 Gedichte, alle in demselben Ton. Ich gebe die Anfänge:

I. Herz unde sin nu müwe dich,
daz ich mit worten wünniclich
gelob die hochgezirten meit
von der uns gnade flusset etc. 3 Strophen.

II. Hat zit genug und komt noch wol
zu keinen guten dingen sol
ich sprich ich habe zit genug
ich wolte ez were geschehen.
Zu hant geruwet mich die fart
uz ich mich selber han gespart

ich solte wol den ungefug
in site han undersehen.
Ach jung man daran soltu gedenken
was dich an dime alter mag gekrenken.
hat zit genug macht manigen mat
das er keine ander strasse hat
wanne die uf sine fiende gat, den mag er nit entwenken.
etc. 3 Strophen.

III. Ach welt wie sol ichs fahen an
was man dir geraten kan
etc. 3 Strophen.

VI. Mir drubent herz und sinne myn
wann gedenk das es mus sin
etc. 3 Strophen.

V. Ein pryeliet.
Ich sprich ein rein trut selig wib
ist wol irs mannes leitvertrib. etc. 3 Strophen.

IV. Das letzte stehe ganz hier.

Ein strafflied.

1. Es gingen zwen gesellen bald
nach nussen ferr in einen walt
der ein gesel erkant sich wol
was gute nusse waren
Der ander der erkant ir nicht
er brach der nusse nach geschicht
den sinen busen also vol
er kunt ir keine faren.
Und da sie mit den nussen heime kamen
und sie die lut in ire hent genamen
da sprach er sich ein wiser man
der guter nuss nit faren kan
der bricht ir me dann ander dri die da der besten ramen.

2. Wer sich gesanges nimmet an
den selben glich ich einem man
als ich uch nu bescheiden wil
und vormals han genennet.
Gesanges hort das ist der walt
darin sint ryme manigvalt
guter und boser also vil
der manger nit erkennet.
Ein [wert] man dem siner kunste nit enzauwet
ir wissent das er holzes vil verhauwet
wer sich gesanges irre gat
und sich uf merken nit verstat
was mir der nu gesingen mag wie luzel mich des frauwet.

3. Wer sich verstat uf tichten eben
der sol den pris den merkern geben.
ein merker der ist besser vil
wann der da vil geschallet.
Wie lut er usz sim heubet bracht
des merkers kunst ist vorbedacht
er weisz wol was er singen wil
wie lutzel er da kallet.
Und ob ein man gesanges irre ginge
und er der meinsterkunst wist kein gedinge,
daz wer mir ie von herze leit.
ein kluges merken ist ein cleit
daz man in im verborgen. Was rucht mich wer hie singe.

Dieser Meister wird meines Wissens sonst nirgends genannt.

DER LIEBER.

Auch dieser Meister wird nirgends genannt. Ich kenne von ihm vier Gedichte.

I. Heidelb. Hs. 392. fol. 30ᵃ.

In des liebers jarweis.

Ich sing von hipsche junckfraw rein,
wie sy sich solle halte,
und ires liebes walte,
das in gar wol anstat
und hüt sich vor der schande ruot, das heist die weise tat.
Vernempt da meine wort allain
die ich euch furbas lere,
das zimpt euch wol ze ere,
secht an der selde wat,
so mag eur wol werde guot darzu der sele rat.
Zucht habend lieb zu aller zeit,
warhaft und schon im herzen,
wen ein junckfraw in schande leit,
und die muos trage schmerze,
erst es aus dem scherze,
verleurt ain magt ir er:
so ist sy nun der leute spot, sy fint iz immer mer.

7 Strophen.

II. Dieselbe Hs. fol. 126ᵃ.

In des liebers weis.

[illegible]ch lob die werde frawe zart
[illegible] send so wol geschaffe,

das sage weise pfaffe,
as ez geschribe stat,
ich weis nit schöner augelwaid, wann fraw in reicher wat.
Wan sy send doch von hocher art,
von adel hoch geboren,
got hat si auserkoren
in seiner trinitat.
si tragen wol der ere clait, sey weis praun oder rat.
Ich lob sy fur das rote gold
das mangen man durchreichte,
ich bin ir innecliche hold,
sy hau[n]d mein herz durchfeichte.
ir schon mein sinn durchleichte,
mit cluge wortte gar.
weib edle frucht weib edler stam weib spiegelglas so clar.

2. Weib morgerot prechunde sunn,
dein lob wil ich verkinde.
liebliche hie durchgrinde.
du bist ein edler stat
von dir kumpt alle guothait her. du bringst uns grosse rat.
Sy send in meines herzen wunn.
und kinde lieblich speche.
die warheit wil ich jeche.
sy gend so liechten schein
ir mundlin das ist roserot, brint as der licht rubein.
Ich lob sy fur das mayeta.
das hat ir herz durchsprenzet,
begose mit des himmels a.
das wirt ir lob geflenzet
mit worten schon durchglenzet.
das ist auch weib dein nam.
sy send ein spiegel aller wunn. die tragen zucht und scham.
u. s. w. Im Ganzen 5 Strophen.

III. Kolmarer Hs. fol. 790.

In dez lieben jarwyse.

1. Was sol ein meder uf das mat,
ders gras nit kann verhauwen?
was sol man reinen frauwen
legen groz laster an?
was sol ein man ders recht wol kan und das unrecht fur lat gan?
Was sol ein beder in das bat
der der lute nit wil warten?
man sol im lutzel zarten,
ja ist er lobes an.
es sol auch niemen zu ym gan, beyd frauwen oder man.

Ich weiss nit was gesang hie sol
da mans nit kan herkennen.
vil manger trinkt sich wines vol
daz er got nit kan nennen.
wer berg und tal wil rennen,
dem ist sin ross unmer,
werlich ez tut ym nimmer gut, so ez ist futers ler.

2. Ach beder, lieber meinster min
wilt du daz wir beliben,
du solt uns lassen riben.
die hüt byssen uns ser,
so ist din batstub alweg vol, ie länger und ie mer.

So wysen wir die lut herin,
die solt du schon enpfahen,
und solt si nit versmahen.
volg eben miner ler
tustu daz es gefelt mir wol [1]), und sag dir lob und er.

Da man uns noch gütlichen tut
wer wir alzit geren.
reich mir ein kost [2]) und einen hot
einer legk solt uns geweren.
darnach so sol wir scheren,
so sin wir schir gerecht.
wiltu es selber nit entun, so heiss es dinen knecht.

3. So wir dan han gebadet wol,
so stont unser gedenke,
wo man den besten schenke,
da woll wir holen win.
darnach stet mines herzen mut, alz in eim kentelin.

So wir uns dan getrinken vol
so han wir fry gemute.
ich lob ir reine güte
der liebsten frauwen min,
die sich fruntlichen zu mir tut, wie mocht mir baaz gesin.

Ich lob die reine frauwe zart
die mannen freude machen.
ja zwar si sint von hoher art,
sie kunden freuden machen.
got musz ir er besachen
und iren stolzen lip,
es lept kein reiner creatur dan reine zarte wip.

---

[1]) wol *fehlt.*

[2]) Siehe *Haupt in seiner Ztschr.* 11, 50.

IV. Das letzte ist schon bekannt, gedruckt bei Hagen 4, 887 aus Heid. 680, fol. 42. Er trägt die falsche Aufschrift „*in der radweis.*“ Es verdient hier noch einmal gedruckt zu werden.

1. Gesanck hat mich gevachten an
so gar in kluegen sinnen,
ist mir gelegen innen
das ich gesanges pflig.
do war ich kunst und segenhafft, darnach stet mein begir.

Da wart ich gar ein tumer man,
kunst kunt ich nit erkennen,
mein sin die lies ich rennen
hin auf der kunsten steg.
da vant ich kunst und meisterschafft in kurtzer frist gar schir.

Wen ich anrueff der spottet mein
und gleicht mich tzu den kinden
da nam ich fur mich gros und klain
do wart ich do entpfinden,
do wolt ich werden inen,
da kam ich auff den grunt.
da wart geholfen mir, var wart ich siech, ich wart gesunt [1])

2. Da kom ich in die rossen rot
die stunten unferwesen.
si wurden aufgeleßen
aus andern pluemblein gar.
die stök die wuren hupes und vein getziret uberall.
Vergangen was mein myssethat
ich setzt mich auff die haide
und schaut die eugelwaide,
die pluemen wol gevar,
si gaben also liechten schein, ir was ein michel tzall.

Ich lies die pluemen auff dem lant
und schawt die rosen klare.
her got genad der werden hant,
die do vor manchen jare
beschaffen hat fur ware
die rosen und den plan.
XII maister die sein gewesen, des habn si lobesan.

3. Her frawenlob die rosen gat
so gar mit klugen sinen
var im fant er darinen
regenbogen einen schmit
Klingsar ein priester khom hernach mit seiner gramosey.

---

[1]) *Hs.* da wart geholffen mir *am Schluß.*

Der edel marner nacher drat
er sach der rosen zire.
ein ritter der kom schire
her walther von der wit.
der tzirfogel dem was so gach in rosen wut er frey.

Von würtzburg do ein geiger kluck,
kunrad ist er genennet.
sein geigen vor dem kunge schluck
kunst kunt er wol derkennen.
Wolferan der kam gerennet
in garten also frey,
ein her in ungerland er sas der want mit dienste pey.

4. Der kanzler was ein vischer lang
tzw steirmark in dem lande
der stark pop[tz] do tzwhande
und vil der sterke het,
da kom ein maister hies der stoll[1]), der was ein balbirt gut.

Der römer der die silmen tzwang
von tzweker so geringe,
Hainrich von ofterdinge
mit tichten was er stet.
da was der gart getziret wol die tzwelff hetten in hut.

Des nam der ungelart da war
er was ein wenig tzlange,
tanhauser, meissner komen dar,
si waren schon empfangen
Neithart der kom gegangen
si hetten garten in huet
sagen mir do die sine mein des wurn si ungemuet.

5. Die stöck die stunden rosen vol
das was ir kluegs getichte
die tzwölff hetten es grichte
ir komen vil hernach
si lasen pluemen auff der vart das was ein maisterschaft.

Darumb ein jeder singer sol
die selben rossen tziren
reichlich tzw disputiren
die plumen nit verschmach.
nach tichtn haben sie woll bewart mit sin der kunsten hafft.

Nu merk du ungelerter man
wild du die rosen geten
so soltu gan die rechten pan

[1]) *Es steht* stold.

die plumen nit zudretten.
wiltu im garten wetten,
und dreiben maisterschaft,
man setzt dir auff der ern ein kranz, pistu mit kunst behafft.

Dieses Gedicht zeigt allerdings in den Reimen eine geringe Verschiedenheit von den andern: hier sind die vierte und fünfte des ersten Stollens mit der vierten und fünften des zweiten gebunden, dort aber die vierte mit der fünften in beiden Stollen; der Innenreim in der fünften des Stollens ist hier durchgeführt, dort kann er unterbleiben. Es ist aber diese Abweichung so gering, daß man nicht anstehen wird, dieses Gedicht ebenfalls dem Lieber zuzuschreiben. Es ist zu hoffen, daß man an andern Orten über ihn weiteres ermitteln kann. A. HOLTZMANN.

ZUR GERMANIA DES TACITUS.

Tacitus schreibt in seiner Germania: „Paucissima in tam numerosa gente adulteria; quorum poena praesens et maritis permissa: accisis crinibus, nudatam coram propinquis expellit domo maritus, ac per omnem vicum verbere agit“ (Cap. 19). Eine gewichtige Bestätigung dieser Nachricht über die strenge Bestrafung des Ehebruches giebt uns Bonifacius in einem Briefe an Ethelbald, König der Angeln (A. D. 745). Der Bekehrer der Deutschen ermahnt den König, der keine gesetzmäßige Ehe eingegangen war und „seinen Namen durch Ausschweifungen und Ehebruch vor Gott und den Menschen befleckt hatte,“ sich zu bekehren und sein Leben zu reinigen und zu bessern. Er fährt dann fort: „Non solum a Christianis, sed etiam ab ipsis paganis in opprobrium et verecundiam deputatur, quia ipsi pagani, verum Deum ignorantes, naturaliter quae legis sunt, et quod ab initio Deus constituit, custodiunt in hac re, quia, propriis uxoribus matrimonii foedera servantes, fornicatores et adulteros puniunt. Nam in antiqua Saxonia, si virgo paternam domum cum adulterio maculaverit, vel si mulier maritata, perdito foedere matrimonii, adulterium perpetraverit, aliquando cogunt eam propria manu per laqueum suspensam vitam finire, et super bustum illius incensae et concrematae corruptorem ejus suspendunt; aliquando, congregato exercitu femineo, flagellatam eam mulieres

per pagos circumquaque ducunt, virgis caedentes et vestimenta ei abscindentes juxta cingulum, et cultellis suis totum corpus ejus secantes et pungentes, minutis vulneribus cruentatam et laceratam de villa ad villam mittunt, et occurrunt semper novae flagellatrices, zelo pudicitiae adductae, usque dum eam aut mortuam, aut vix vivam derelinquunt, ut caeterae timorem adulterandi et luxuriandi habeant; et Winedi, quod est foedissimum et deterrimum genus hominum, tam magno zelo matrimonii amorem mutuum servant, ut mulier, viro proprio mortuo, vivere recuset; et laudabilis mulier inter illas esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo." — (Epist. LXII. edit. a Migne pag. 759 seq.)

I. V. ZINGERLE.

DER SPRUCH DER TODTEN AN DIE LEBENDEN.

Bei Freidank 22, 16 lesen wir

Sus sprechent die dâ sint begraben
beidiu zen alten und zen knaben:
'Daz ir dâ sît, daz wâre wir;
daz wir nû sîn, daz werdet ir.'

Es ist dieß ein vielfach in verschiedenen Sprachen wiederkehrender Spruch. Indem ich im Folgenden eine Sammlung verschiedener Fassungen desselben mittheile, habe ich dabei nicht nur das, was Massmann im Serapeum VIII, (1847) S. 137 ff., W. Grimm über Freidank S. 56 (Abhandlungen der Berliner Akademie 1849, S. 384) und Wackernagel in Haupts Zeitschrift 9, 333 angeführt haben, zusammengestellt, sondern auch mehrere und nicht die uninteressantesten Stellen zuerst beigebracht.

Betrachten wir zuerst das Vorkommen des Spruchs in Deutschland. In dem niederdeutschen Gedichte von den drei lebenden und den drei todten Königen, bei Staphorst Hamburgische Kirchengeschichte I. 4, 265, sagen die todten Könige zu den lebenden:

Wat gy sint, dat were wy;
wat wy sint, dat werdet gy.

Unvollständiger in einem andern denselben Stoff behandelnden Gedichte in Gräters Bragur 1, 375:

Dat wir syn, dat moist ir werden,
want ir moist werden zo der erden.

Auf einem alten jene Könige darstellenden Holzschnitte (Massmann a. a. O. S. 137) werden den Todten Reime in den Mund gelegt, die auch in einer Münchner Handschrift des 15. Jahrhunderts vorkommen, darunter:

Das ir siet, das waren wir;
das wir sint, das werdent ir.

Ebenso auf einer mit demselben Gegenstande bemalten Fensterscheibe des 16. Jahrhunderts (Massmann a. a. O.):

Die ir said, die waren wir;
die wir jetz sind, die werdend ir.

Über dem Beinhause des Berner Todtentanzes von Nicolaus Manuel ist zu lesen:

Hie ligend also unsere bein,
zu uns her tanzend groß und klein.
Die ir ietz sind, die waren wir;
die wir ietz sind, die werden ir.

(vgl. Massmann die Baseler Todtentänze, erste Reimtafel).

Über dem Eingange des Kirchofs zu Eilenburg*) (Blätter für literarische Unterhaltung 1834, no. 335, S. 1381) und zu Teplitz (Massmann S. 138) stand oder steht vielleicht noch:

Was ihr seid, das waren wir;
was wir sind, das werdet ihr.

Jakob Balde, der treffliche deutsche Dichter in lateinischer Zunge, lässt in seinem schönen Gedichte 'choreæ mortuales' (lyrica II, 33**) die Todten bei nächtlichem Tanze singen:

Nos quicunque vides plaudere Manibus,
Cantabis similes tu quoque nænias.
Quod nunc es, fuimus; quod sumus, hoc eris.
Præmissos sequere et vale.

Etwas abweichend in der Form, aber gleich im Inhalt ist ein Spruch des 14—15. Jahrhunderts bei Massmann S. 138:

Als uns nu ist, als was auch in;
als in nun ist, als werden wir.

*) Erlenburg bei Massmann S. 138 ist wol nur Druckfehler.

**) nicht 'choreæ mortuorum', wie Massmann a. a. O. schreibt.

Gehen wir von Deutschland nach Frankreich, so finden wir als Inschrift über der Kirchhofthüre zu Avignon (Blätter für lit. Unterhaltung a. a. O.)*)

Nous étions ce que vous êtes
et vous serez ce que nous sommes.

Im *dance macabre* kommt nach Massmann nur vor:

Comme sommes, tels serez vous.

In italienischer Sprache begegnet uns der Spruch in einem Liede, welches bei einem merkwürdigen Carnevalszuge zu Florenz gesungen ward, nämlich bei dem von dem Florentiner Maler Piero di Cosimo (1441—1521) veranstalteten Triumph des Todes, den uns Vasari in dem Leben jenes Malers näher beschreibt. Der Aufzug ward, wie Vasari bemerkt, nicht lange vor der 1512 stattfindenden Rückkehr der Medici nach Florenz gehalten, wahrscheinlich 1511, wie auch Schorn in seiner Übersetzung des Vasari annimmt**). Auf einem großen, von schwarzen Büffeln gezogenen Wagen stand der Tod mit seiner Sense, umgeben von zugedeckten Gräbern. Von Zeit zu Zeit hielt der Wagen still, die Gräber öffneten sich, Todte erhoben sich daraus und sangen ein Lied, welches begann 'dolor, pianto e penitenza'. Außer diesen Anfangsworten des Liedes, welches Vasari 'quella oggi nobilissima canzone' nennt, gibt er dann noch die vier Zeilen, die unsern Spruch enthalten, weil man hierin Anspielung auf die durch das Exil gleichsam todten Medici fand. Wackernagel, der a. a. O. S. 332 f. in seiner trefflichen Abhandlung über den Todtentanz die Vasarische Beschreibung des Triumphs des Todes besprochen und dabei auch jene vier Zeilen, insoferne in ihnen 'ein durch die Jahrhunderte und namentlich auch in Deutschland wiederkehrender Spruch' angebracht sei, hervorgehoben hat, scheint ebensowenig wie die italienischen Commentatoren sonst noch etwas von dem Liede gewußt zu haben. Und doch ist uns das ganze 'berühmte' Lied nebst dem Namen seines Dichters erhalten. Es findet sich in der ursprünglich 1559 von dem Novellendichter Luigi Grazzini, genannt il Lasca, veranstalteten Sammlung

*) Bei Massman S. 138 Clügnon verdruckt.

**) Wackernagel a. a. O. S. 332 setzt den Zug fälschlich 1433, wobei er an die einjährige Verbannung des Cosimo von Medici gedacht, aber nicht bedacht hat, dass damals der Maler Piero di Cosimo noch gar nicht geboren war. Auch die Worte des Vasari 'la tornata della casa de' Medici del dodici in Firenze' d. h. 'die Rückkehr des Hauses der Medici vom Jahre zwölf' hätten ihn abhalten sollen.

die im vorigen Jahrhundert unter folgendem Titel von neuem erschien: Tutti i trionfi, carri, mascherate o canti carnascialeschi andati per Firenze del tempo del Magnifico Lorenzo de' Medici fino all' anno 1559, in questa seconda edizione corretti, con diversi mss. collazionati, delle loro varie lezioni arricchiti, notabilmente accresciuti, e co' ritratti di ciascun poeta adornati. In Cosmopoli 1750 (4°. 2 Bände). Als Verfasser des Liedes wird Antonio Alamanni genannt, von dem noch drei andere Gedichte (Trionfo dell' età, trionfo de' quattro elementi, canto degli ammogliati, che si dobgono delle mogli, Band 1, S. 146—153) mitgetheilt sind, der aber sonst wenig bekannt ist, vgl. Crescimbeni comentarj intorno alla sua istoria della volgar poesia, vol. II. parte II. (Venezia 1730), S. 308. Da das Lied poetischen Werth hat, jene Sammlung aber ziemlich selten ist, so wird es nicht unpassend sein es ganz hier mitzutheilen.

Il carro della Morte, d'Antonio Alamanni.

Dolor, pianto e penitenza
Ci tormentan tutta via;
Questa morta compagnia
Va gridando penitenza.

Fummo già come voi sete,
Voi sarete come noi;
Morti siam, come vedete,
Così morti vedrem voi:
E di là non giova poi,
Dopo il mal, far penitenza.

Ancor noi per carnovale
Nostri amor' gimmo cantando;
E così di male in male
Venivám moltiplicando:
Or pel mondo andiam gridando
Penitenza, penitenza.

Ciechi, stolti ed insensati,
Ogni cosa il tempo fura;
Pompe, glorie, onori e stati
Passan tutti, e nulla dura;
E nel fin la sepoltura
Ci fa far la penitenza.

Questa falce, che portiamo,
L'universo al fin contrista;
Ma da vita a vita andiamo,
Ma la vita è buona o trista:
Ogni ben dal cielo acquista,
Chi di quà fa penitenza.

Se vivendo ciascun muore,
Se morendo ogn' alma ha vita,
Il Signor d'ogni Signore
Questa legge ha stabilita:
Tutti avete a far partita:
Penitenza, penitenza.

Gran tormento e gran dolore
Ha di quà colui, ch'è ingrato;
Ma chi ha pietoso il cuore
È fra noi molt' onorato:
Vuolsi amar, quand' altri è amato,
Per non far poi penitenza.

Bisher sind wir unserm Spruche immer als Anrede mehrerer Todten oder der Todten im Allgemeinen an die Lebenden begegnet, und so war er eine passende Überschrift des Eingangs zu einem Gottesacker. Der Spruch wird aber auch einzelnen Todten in den Mund gelegt und in dieser Gestalt finden wir ihn als Grabschrift.

Waren die bisher mitgetheilten Sprüche nicht älter als Freidank, so können wir jetzt einen aus weit früherer Zeit beibringen.

Der berühmte Cardinalbischof von Ostia, Petrus Damiani († 1072) verfaßte sich selbst eine Grabschrift in leoninischen Distichen (opera omnia, Paris 1663, tom. IV, S. 22), welche beginnt:

Quod nunc es fuimus; es quod sumus ipse futurus.
His sit nulla fides, quæ peritura vides*).

Auf dem Grabe des Dichters und Rechtsgelehrten Titus Lupatus († 1399) in Padua standen, wie wir bei Bernardus Scardeonius de antiquitate urbis Patavii, Basileæ 1560, S. 233 lesen, neben andern von ihm verfaßten Versen folgende:

Id quod es ante fui; quid sim post fata requiris?
Quod sum, quidquid id est, tu quoque, lector, eris**).

Ein drittes hierher gehöriges Epitaphium ist das, welches sich Jodocus Sasboutius, beider Rechte Doctor, von Karl V. zum Vorsitzenden der Geldernschen Canzlei ernannt, und zugleich ein 'poeta elegantissimus', schrieb. In Georg Braun's und Franz Hogenberg's civitates orbis terrarum, Cöln 1606, III, S. 29 wird es bei Beschreibung der Stadt Delft, deren Sohn Sasboutius war, mitgetheilt. Es ist im pythiambischen Metrum gedichtet und beginnt:

Siste gradum: quod es ipse fui; fortasse eris cras
Quod sum, cadaver putridum***).

Aus Georg Grefflinger's Poetischen Rosen und Dörnern, Hülsen und Körnern, Hamburg 1655, führt Massmann a. a. O. S. 138 folgende Stelle an, ohne jedoch zu bemerken, ob es eine Grabschrift oder was sonst sei:

Was du bist, war auch ich, und was ich jetzo bin,
Das würst auch du nach mir.

Endlich will ich noch ein Epitaphium des 16. Jahrhunderts aus der S. Gudulakirche zu Brüssel, welches sich bei Richea 3, 188

*) Auch aufgenommen in das Theatrum funebre, exhibens per varias scenas epitaphia nova, antiqua, seria, iocosa ....., extructum a Dodone Richea, B. Salisburgi 1673, 1, 73.

**) Auch in Nicolai Comneni Papadopoli historia gymnasii Patavini, Venetiis 1726, II, 12, bei Richea 3, 362 und in Jöchers Gelehrtenlexikon.

***) Auch bei Richea 3, 159. Massmann a. a. O. S. 138 hat in einer Papierhandschrift der Abtei S. Truyden ein 'in jener Abtei gefertigtes Gedicht' gefunden, welches mit diesen zwei Versen anhebt. Offenbar wird es die ganze Grabschrift und also in der Abtei nicht gefertigt, sondern nur 'abgeschrieben' sein.

findet, anführen, wo die Worte nicht den Todten selbst in den Mund gelegt sind:

Fuere, lector, hi quod es
Et mox quod hi sunt ipse eris:
O dura sors mortalium!

Alles bis jetzt Mitgetheilte zeigt die zeitlich und räumlich große Verbreitung des Spruchs im Abendlande. Vielleicht war er auch nicht minder im Morgenlande verbreitet, wenigstens kann ich ihn zweimal arabisch nachweisen.

Es wird erzählt, daß der arabische Dichter Adi einst mit dem Könige von Hira, Noman (um 588 nach Christi Geburt) an den Gräbern Hiras vorbeiritt. ‚Möge jedes Unheil fern von dir sein, o König!' sprach er. 'Weist du auch was diese Gräber sagen?' Und nun citierte er die seitdem berühmt gewordenen Verse:

O ihr, die ihr noch auf der Wanderung springt und auf der Erde umherjagt,
Wir waren was ihr seid, bald werdet ihr sein was wir sind.

S. Carl Ritter Erdkunde, 12. Theil (Arabien), S. 101 und in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1858, S. 512*).

Von dem vorislamitischen Könige von Mekka, Modhadh, lesen wir in Hammer-Purgstalls Literaturgeschichte der Araber I, 1, S. 94 folgende Verse:

O Menschen ziehet ein, denn eines Morgens,
Da ziehet ihr in den Palast nicht ein!
Treibt euere Pferde an, lasst frei den Zügel,
Eh daß euch noch erreichen wird Freund Hein!
Wir waren einstens Männer, wie ihr seid,
Ihr werdet was wir waren auch einst sein.

Das 'waren' in der letzten Zeile ist befremdlich und muß, wenn die Verse wirklich als von Todten gesprochen zu denken sind, vielmehr 'sind' heißen. Hammer-Purgstall bemerkt zu den Versen: 'Der Gedanke des Schlusses dieser Verse ist derselbe des Liedes, welches nach Plutarch bei griechischen Aufzügen und unter den

*) Hammer-Purgstall gibt in seiner Literaturgeschichte der Araber I, 1, S. 183 die Verse in folgender Übersetzung:

Wir waren was ihr seid,
Doch kommen wird die Zeit,
Und kommen wird sie euch geschwind,
Wo ihr sein werdet was wir sind.

Medicäern zu Florenz gesungen ward'. Offenbar hat Hammer-Purgstall jene Stellen Plutarchs im Sinne (vita Lycurgi c. 21, instituta Laconica c. 15, de se ipsum citra invidiam laud. c. 15, vgl. Theodor Bergk poetæ lyrici græci, ed. II. pg. 1031, carmina popularia no. 17), wonach in Sparta an den Festen drei Chöre von Greisen, Jünglingen und Knaben gebildet waren. Der Chor der Greise sang:

Ἄμμες πόκ' ἦμες ἄλκιμοι νεανίαι.

Der der Jünglinge:

Ἄμμες δέ γ' εἰμές ἀι δὲ λῆς, αὐγα'σδεο.

Und der der Knaben:

Ἄμμες δέ γ' ἐσσόμεσθα πολλῷ κάρρονες.

Es liegt auf der Hand daß diese den Wechsel des Alters ausdrückenden Verse nur sehr geringe Ähnlichkeit mit unserem Spruche haben.

Am Schlusse dieser Zusammenstellung will ich nur noch bemerken, daß nach meiner Meinung das Abendland hier nicht gerade vom Oriente geborgt zu haben braucht. Der Gedanke, den Todten den warnenden Zuruf an die Lebenden in den Mund zu legen: 'Was ihr seid, das waren wir; was wir sind, das werdet ihr!' ist ein so natürlicher, daß er selbständig sowohl im Oriente als im Occidente gedacht und ausgesprochen werden konnte.

Weimar, April 1860. REINHOLD KÖHLER.

LITTERATUR.

Düringische Chronik des Johann Rothe. Herausg. von R. v. Liliencron. Jena, Frommann. 1859. XXXII. u. 734 SS. 8°.

Während Mencken im zweiten Theile seiner Scriptores rer. Germanicarum praecipue Saxonicarum nur die auf Düringen bezüglichen Stücke der Chronik des Joh. Rothe, und selbst diese nicht vollständig, hatte abdrucken lassen, hat nun L. v. Liliencron unter dem oben genannten Titel zum ersten Male einen vollständigen und zusammenhängenden Text geliefert. Ein besonderes Augenmerk des Herausg. ist hiebei gewesen, den verschiedenen Quellen nachzugehen, welche Rothe zu seiner Arbeit benützte; dieselben sind theils in der Einleitung, theils unter dem Texte und am Rande vermerkt und behandelt. In wiefern des Herausg. Studien nach dieser Seite zu einem [illegible]den Abschluß gediehen und die für die Beurtheilung des Rothe'schen

Werkes nöthigen Resultate gewonnen worden sind, soll hier nicht näher erörtert werden *). Die von dem Unterzeichneten unternommene Untersuchung hat sich nur auf die Kritik und Exegese des sprachlichen Theiles eingelassen, sucht darum zuerst nachzuweisen, inwieweit es R. v. L. verstanden hat, die vorhandenen Hss. zur Beschaffung eines möglichst getreuen Textes zu verwenden, andererseits inwieweit die unter dem Texte und in dem angehängten Glossar gegebenen Erläuterungen billigen Anforderungen genügen.

Von den in der Einl. S. VI ff. aufgeführten Hss. sind besonders zwei berücksichtigt worden, die Dresdener (= Dr.) und die Sondershäuser (= hs.). Aus der ersteren besitzen wir bereits den bei Mencken befindlichen unvollständigen Abdruck; die letztere hat der Herausg. gewählt, um sie bei der Herausgabe der vorliegenden Schrift „zu Grunde zu legen". Diese Wahl, wir müssen es gleich von vorn herein gestehen, ist eine höchst unglückliche zu nennen. Wer irgendwie in der Düringer Mundart abgefasste Urkunden aus der zweiten Hälfte des 14. und aus der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts hat kennen gelernt, wer nur einen Blick gethan hat z. B. in die von Förstemann edierten „Alten Rechte" und „Gesetzsammlungen" der Stadt Nordhausen, in die Biographie des H. Ludw. v. Köditz, in die in den Altd. Bl. 1, 113 ff. mitgetheilten „Märchen und Sagen", — der kann die von dem Schreiber des Cod. hs. gebotene Sprechweise unmöglich für die eines Düringers halten, der mit seinen bedeutenderen Lebensjahren noch der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. angehört. Es scheint für den ersten Blick kaum glaublich, daß ein Philolog von dem kritischen Scharfsinn des Herrn v. L. sich eines solchen Fehlgriffs sollte schuldig gemacht haben. Gleichwohl verhält es sich nicht anders; denn daß der Schreiber von hs. sein Original möglichst in die Sprache seiner Zeit und seiner Umgebung umgearbeitet und nach Kräften bemüht gewesen ist, die meisten ihm anstößigen, den Düringer Dialect gerade kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten zu verwischen, lehrt schon die Vergleichung der verschiedenen Wortformen des von v. L. gelieferten Textes mit denen, welche durch die Reime der Vorrede und des Gedichtes von der hl. Elisabeth sich als echt und dem Rothe eigenthümlich erweisen, vergl. darüber die von R. Bechstein Germ. 4, 472 ff. angestellte Untersuchung. Einen noch triftigeren und untrüglicheren Beweis dafür, daß die Sprache des J. Rothe einer älteren Zeit angehörte und ein anderes Gewand hatte als das, welches ihr der Verf. des Cod. hs. angelegt hat, gewährt ohne Zweifel der Cod. Dr., welchen Mencken, wie wenigstens die aus Dr. von v. L. angeführten Stellen nicht anders vermuthen lassen, mit möglichster Sorgfalt und ohne dessen Schreibart zu ändern in der oben berührten Sammlung zum Drucke beförderte. Wäre dieser Abdruck in der That nicht im Ganzen diplomatisch genau, so würde wohl zu erwarten gewesen sein, daß

*) Nur beiläufig mag hier bemerkt werden, daß die bei Rothe sich findenden Legenden von Pilatus und Judas, von Kaiser Heinrich und Kunigunde in ihrer Darstellung ungemein viel Ähnlichkeit haben mit der Auffassung im Passional; ebenso vermuthet Rückert über Köditz von Salfeld, daß er (Anm. zu 22, 22) von Rothe mit benutzt worden sei.

v. L. sich dagegen ausgesprochen hätte. Doch davon verlautet nirgends ein Wort.

Während also hs. das mittelhochdeutsche wie altdüringische ê in *ei* zu verwandeln sucht, also z. B. *weien darein sein seit zeit gleich Österreich* schreibt, gibt Dr. die genannten Wörter noch so, wie sie sich aus den Reimverbänden nicht anders ergeben: *wîhen darîn (: sîn : Katharin*, Elis. 2041), *sît : zît (: Syfrit*, Elis. 2088), *gelîch (: redelich), erdrîch (: weltlich), Osterrîch (: suberlich)* u. s. w.; ebenso findet sich statt *lewte erlauchte Dewtzschin sewche sewberlich* u. s. w. in Cod. Dr. nur *luthe erluchte Dutzcschin suche suberlich* geschrieben; wo in hs. die Formen *frawen nawen trawe rawe* gebraucht sind, begegnet man in Dr. nur *frowen nuwen truwe ruwe*, womit die Reime *nuwe : buwe, vernuwet : getruwet* sowie das im Acrostichon gewahrte *frowen* harmonieren. Ferner schreibt Dr. meistens der *forste, dorch, er forchte, dy borg, der borger*, wogegen hs. in den ersten Beispielen schwankt und statt der zwei letzten sich fast immer nur der Formen *burgk* und *burger* bedient. Denn daß in hs. „vor *r* jedes *u (ü)* zu *o* gebrochen" werde, wie v. L. S. 721^{b} bemerkt, findet sich nicht bestätigt. Die Brechung des *i* zu *e* in den beiden echt düringischen Formen *kerche* und *wert*, wie sie bei Dr. durchgeführt ist, findet sich in hs. fast nirgends, trotzdem daß Rothe reimt *wert : gefert : verzert;* dahin gehört auch *vel vele (: gescele* in Elis 2099) wofür hs. *vil* setzt. Überhaupt ist die Brechung in hs. nicht in dem Umfange und mit der Consequenz vollzogen als in Dr. geschehen und von einem Denkmal düringischer Mundart aus jener Zeit zu erwarten war. Entsprechend endlich den Reimen *nachsegen : pflegen, besegen : wegen, fregen : pflegen*, stößt man in Dr. wiederholt auf die unorganischen Formen *segen fregen* (= *sagen fragen*), wovon in hs. keine Spur geblieben, cfr. Rückert z. Köditz S. 159. Durchweg freilich hat der modelnde Schreiber von hs. die alten Formen des umfangreichen Originals nicht getilgt; wo aber eine solche haften geblieben, ists gewöhnlich aus Versehen und Übereilung geschehen, an einen tieferen Grund ist im Entferntesten nicht zu denken.

Dasselbe gilt auch von der Verwendung der Consonanten, obwohl hier der Abstand der Hs. hs. von Dr. weniger merkbar ist. Nur für die alte Consonanten-Verbindung *tw*, wie *twang betwungen*, gebraucht hs. stets *zw;* statt der media *g* im Auslaut der Silben, z. B. in *borg trug volg tag*, wie in Dr. und in andern gleichzeitigen Quellen geschrieben wird, erscheint in hs. das diesem eigenthümliche *gk;* daß dieses *gk* aber Rothe nicht eigen war, erhellt auch aus Cap. 205, wo vom Kloster *Hoenburg* gesagt ist: *syn name hat acht buchstabe* (auch hier *Hoenburgk* in hs.). Für *z* haben beide fast immer *zc*, und das war damals ziemlich allgemeine Schreibweise bei düring. Schreibern; nur v. L. macht daraus *z*, obwohl er dem Akrostichon zufolge anerkennt (S. 733^{b}), daß Rothe selbst *zc* geschrieben habe.

Wie in den Lautbezeichnungen so offenbart sich auch in den Flexionen der Verf. von hs. als einen jüngern Schreiber, der die dialectischen wie die älteren Formen seines Originals hie und da durch neuere seiner Mundart bequemere ersetzt. Dahin gehört z. B. der Nom. sing. *buchstabe* (S. 159 und 163) = *buchstab* bei Dr., der Acc. pl. *buchstaben* (S. 163) = *buch-*

stabe in Dr.; Nom. pl. *hunden* (= canes, S. 69); Dat. sing. *cardinalen* (S. 144) und ebenso nom. pl. (S. 143) während es S. 179 und 197 wieder stark decliniert ist. S. 159 hat hs. den Nom. sing. *heide*, dagegen Dr. die alte Form *heiden*. Die Flexion der starken Feminina greift im Plur. hin und wieder schon über in die der schwachen, so *die gezeiten* S. 215, wofür in Dr. *gezcyte* (cfr. Herbort. 2264, 5610); Gen. und Dat. plur. *stûlen*, S. 102 (cfr. Marter der H. Margar. in Haupts Ztschr. 1, 172 und Anm.); Nom. pl. *freiheiten* und *sunden* (S. 180) = *frîheid* und *sunde* in Dr. (= Mencken. 1660 und 1677). Die starken neutra haben in Dr. weit seltener den Plural auf *er* als in hs., so namentlich *gut lehingut;* für Plur. *beyn* hat hs. (513 und 514) *beyne*. Die von Dr. im Gen. und Dat. stets schwach flectierten Wörter *keiserinne herzoginne forstinne lantgrafinne wirtinne* u. dgl. sind von hs. als starke behandelt; aber auch das Akrostichon hat im Dat. sing. *lantgrafinnen;* ebenso hat *frawe* (= *frowe* in Dr.) bereits mehrmals starke Flexion, wo Dr. stets die schwache gewahrt hat, so daß die Bemerkung S. 696^b nicht durchweg zutrifft; *kerche* ist bei Dr. nur schwach, bei hs. bald stark bald schwach decliniert, und auch *muwir* (= Mauer) hat bei Dr. wohl nur schwache Flexion, nur hs. hat hieran Anstoß genommen und zuweilen geändert (cfr. die Bemerkung S. 696^b und Athis u. Proph. S. 53). Ob Dr. auch den unorganischen gen. *vatirn* von *vatir* zugelassen hat, wie S. 28, 32, 34, 258, 260, 496 in hs. geschehen ist, scheint sehr zweifelhaft; Dr. hat so weit es sich nach Mencken vergleichen ließ, an den drei letzten Stellen wenigstens den Gen. *vatir*. In Bezug auf die Declination der Adjectiva ist hs. in einem Falle durchaus principlos, indem es nach dem bestimmten Artikel bald die schwache, bald die starke Biegung eintreten lässt, während Dr. ohne Ausnahme die letztere festhält, also *der nuwer romischer konig, der eldistir, Conrad der dutzschir, der erstir dutzschir konig, der gewaldigstir unde der grostir* u. s. w. Das Zahlwort acht erscheint in Dr. sehr oft noch flectiert, in hs. nie anders als unflektiert.

Auch die Flexion des Zeitwortes hat sich der Willkür des Schreibers in hs. fügen müssen. Am allerunbarmherzigsten hat er hier den apokopierten Infinitiv verfolgt, das bewährteste und bekannteste Zeichen unserer Mundart. Mir ist in dem Texte des v. L. durchaus kein Beispiel davon aufgefallen, obwohl aus den Reimen der Vorrede und der H. Elisabet erhellt, daß Rothe ihn sprach. Indessen auch hier ist Dr. conservativer und gewährt an sehr vielen Stellen die alte Besonderheit, während hs. nur die gemeine deutsche Ausdruckweise hat; es heißt also dort noch je zuweilen *erbe werde sy thu habe laze*, wo hier durchaus nur *erben werden seyn thun haben lasen* gesetzt wird. Die flectierten volleren Infinitive bei Dr. wie *zcu rechene zcu buwene zcu thune* (cfr. Gramm. 1, 1021) sind von hs. in die neueren abgeschwächten Formen umgewandelt; Dr. sagt im Imperat. noch *val*, hs. schon *valle*; bei Dr. lautet das auch in andern düringischen Quellen erscheinende Particip von *haben, gehad (gehat)*, wofür noch sprechen die Reime *gehat: stat : sat* (Elis. 2060 u. 2086), bei hs. dagegen fast nur *gehabt*.

Überhaupt sind folgende den düringischen Dialect besonders charakterisierende Wortformen als *derte ferde mart ammecht amachtluthe zcuschen numme umme*, welche Dr. noch durchgängig beibehalten hat, von der modernisieren-

den Hand in hs. überall gemieden, und an ihrer Statt heißt es nun *dritte vierte marckt ampt amptleuthe zwischen nymme umbe;* dasselbe gilt von den älteren Formen *war dar harnasch dirbot dermort derluchtir kort kortlichen (kort : gehort : wort* in Elis. 2034 und 2041) *erende gemelze Georienkerche Babenberg Meideborg Quedelingenborg* u. dgl., statt deren in hs. geschrieben ist *worhyn dahyn harnisch erbot ermort erlauchtir kurtz kortzlichen ere gemele Georgienkirche Bambergk Magdeburgk Quedelnburgk.* Der Schreiber von hs. lässt nur *Eichsvelde Wirtzburgk erzbischof* gelten, in Dr. heißt es, mit Wahrung des tonlosen *e, Eichisfelde Werzceborg* oder *Worzceborg erzebischof* u. dgl. Zu untersuchen bliebe noch, ob die Formen *her obirwang* und *dem kinge* (= *her obirwant* und *dem kinde* in hs.) bloße Schreibfehler oder vielmehr mundartlicher Natur wären; in vielen Gegenden Düringens hört man bei diesen und ähnlichen Wörtern nach vorausgehender liquida *n* ein *g* stat *d*; ebenso ist das in düringischen Quellen überhaupt und bei Rothe nach Dr. häufig vorkommende *unse* (= noster) von hs. stets in *unser* verwandelt, vgl. Fromm. z. Herbort. 3447.

Um endlich noch weiter zu zeigen, daß Dr. das Gepräge der Düringer Mundart viel reiner und unverfälschter gehalten hat als hs., mögen hier einige Wörter folgen, welche dem Schreiber von hs. so wenig geläufig klangen, ja theilweise so unverständlich waren, daß er sie durch völlig neue ersetzen zu müssen glaubte. Bei weitem die meisten sind auch in den Augen des Herausgebers so unbedeutend gewesen, daß er es verschmäht hat, sie auch nur als Varianten zu nennen. Dahin gehören: *andelogen* = *antworten* hs. S. 253, cfr. darüber Rückert z. Koed. 60, 13 und Ben. Wört. 1, 35^{b}; — *beneder* = *donebene* hs. S. 64; — *uf den bestackten tag* = *uf den bestatten tagk* in hs. S. 262 und 268; S. 624 hat hs. *bestackte nacht* stehen lassen; — *enzceben* (mhd. *entseben*) st. v., davon *enzcub* = *vornam* hs. 295, 364, 479; *enzcebe* = *vorneme* hs. S. 365; *enzcuben* = *vornomen* hs. S. 386, = *sahen* hs. S. 121; auch der Schreiber des bei Mencken gedruckten Textes der hl. Elisabeth merzt das Wort aus und setzt S. 2047 *besehen (: geben)*, S. 2097 *entstehen (: erheben)* für *enzceben*, S. 2101 *entscheiden (: erhaben).* Hier erkennt selbst der Herausg. im Glossar 699 an, daß der Sondershäuser Cod. die veralteten Formen mit neueren vertauscht hat; — *si entsazen sich* = *entsatzten sich*, hs. 636. Z. 9. — *vorbesichtig* = *vorsichtigk* bei hs. 308; doch vgl. S. 330, wo auch hs. *vorbesichtigk*, und Trist. 199, 36; — *gebuw*, st. m. = *gebude* hs. 22; — *gebûren* = *geunêren*, hs. S. 378: *ir had uch selbir geunêret* (Cod. Dr. *gebûrit* d. i. Euch bäurisch, gemein, unedel betragen); — *gevolgig* = *gevellig* hs. 458: *des wolden om die stete nicht gevellig* (Dr. *gevolgig) syn;* — *iclichir* = *itzlichir* in hs. 31, 297, 309, 367, 374, 376 u. s. w. nur S. 369 hat hs. auch *iglichir.* In Dr. ist *etzlichir (itzlichir)* = mancher streng geschieden von *iclichir* = ein jeder; — *irhabin* = *erhebunge* hs. 394: *diz ist geschen an dem andern tage noch des heiligen crutzis tage erhebunge* (Dr. = *irhabin,* welcher Ausdrucksweise sich vergleichen lässt *unser frowen tag bekliben* S. 331, vgl. Rückert z. Köd. 31, 22); — *kanrick* = *backe* hs. cfr. Glossar S. 691; das zweite Wort scheint bei den Süddeutschen das gebräuchlichere, das erstere dagegen ist dem Düringer heute noch geläufig; — *quemelich* = *bequemelich* in

hs. 380: *do begerete si daz her vorsehe* (Dr. = *her er vorsehe*) *eyne bequemeliche* (Dr. = *quemeliche*) *stat*; — *licham* = *lichnam* in hs. S. 500, 635 u. s. w.; — *letze* = *letzte* hs. S. 367: *her gab einen brudirn die letzte* (Dr. = *letze*), cfr. Glossar 717. Der Superlativ lautete ohnehin bei Rothe *leste* (: *beste*, Elisab. §. 25) nicht *letzte*, ebenso S. 405 Z. 11 von unten, S. 472 Z. 13, wo Dr. *leste lest*, hs. *letzte* hat; — *linkothe* = *blathe* hs. 436 Z. 1 von unten: *in dem ritterhuse waren seile unde blathin* (Dr. = *linkothin*) *zu houffe gebunden*; was der Hrsgb. unter *blathin* sich gedacht, weiß man nicht; im Glossar fehlt das Wort, wie so manche andere; *linkothe* ist wohl gleichbedeutend mit *flachskûte*, *kawte flachs*, cfr. Frisch. 1, 505ª und Diefenbach 207 s. v. pensum; — *oreldervatir* = *der eldervatir* in hs. 174 Z. 8; — *rechen* = *gethun*, hs. 379: *her wolde sie des ergetzen wormete her sulde daz her gethun* (Dr. *gerechen*) *kunde*; ebenso hat hs. 350 Z. 7 *abethun*, Dr. *abrechen*. Das Wort ist im md. nicht ganz selten, z. B. Herbort 2353, Pass. N. 119, 78; Pass. K. 123, 47; 156, 79; 575, 84; — *rîchen* = *regieren* in hs. 38, 126, 147, 279 und sonst unendlich oft; nur S. 9 hat es hs. nicht angetastet; im Glossar S. 724 denkt v. L. mit keiner Silbe daran, daß Dr. überall *rîchen* statt *regieren* setzt; — *schemel* = *schemigk*, hs. 330, = *verecundus*; ebenso hs. 343 *schemigk* (Dr. = *schemel*); dagegen hat hs. S. 393 *die unschemeln wîp* beibehalten, das Wort ist gebildet wie *ûzsetzel* in Diutisc. 1, 461 und andere; — *torste* = *torfte*, hs. 38, Z. 1 von unten; — *unein*, adj. ist in hs. auf der höchst nachlässig revidierten Seite 524 ganz weggelassen; das Wort steht bei Graff. 1, 316, fehlt aber in mhd. WB.; — *di wegistin* = *di gewegistin* hs. 260, auch Koeditz (42, 18; 63, 23; 9, 18) hat *di wegisten*; — *wîle daz* = *die wile daz* in hs. 271 u. s. w. = quoniam, während, cfr. Bartsch zu Str. Karl 430; — *wol daz* = *wie wol daz*, hs. 261 u. s. w. = quamquam; — *wolgezôfete* = *wohlgehoufete*, hs. S. 337, Z. 2; in derselben Erzählung steht *wolgezofete* auch bei Köditz. 13, 21, sieh Rückert zu d. St.; Elisab. 2058 *zôfte*: *strôfte*; — *zcubrast* = *zubarst* hs. 168: *sie zubarst* (Dr. = *zcubrast*) *mit dem kynde*.

Aus diesen mit Absicht länger ausgesponnenen Erörterungen ist nicht schwer zu ersehen, welchen Werth Dr. gegenüber hs. behauptet. Namentlich aber glauben wir hiernach Grund genug zu haben, um die Wahrheit des von v. L. auf S. VII—VIII seiner Einleitung aufgestellten Satzes zu bezweifeln, wornach zwar „Dr. um etwas älter als hs." sein soll, jedoch „ohne darum in irgend einem wesentlichen Punkte der ersten Quelle näher zu stehen." So viel hat sich nun wohl ergeben, daß der in hs. vorliegende Text der Zeit wie der Sprache nach doch von dem Original sich viel weiter entfernt als der von Mencken aus Dr. mitgetheilte. Ebenso ersieht man von „der hässlichen Ungleichheit und theilweisen Verwilderung der Orthographie" aus Mencken's Abdruck nichts, das von Bedeutung wäre; entweder hat also Mencken hier stillschweigend gebessert und geglättet, oder es ist auch dieser Ausspruch des Herausg. auf ein gewisses Maß zu beschränken. Ganz und gar aber nicht zutreffend ist das überschwengliche Lob, mit welchem er, um Dr. herabzudrücken, hs. eine „wohlbedachte und sorgfältig durchgeführte, „nur von geringen Auswüchsigkeiten (!) beeinträchtigte Orthographie" zu-

schreibt. Die Methode des Schreibers von hs., der bereits jener von der Reichscanzlei beeinflussten Gemeinsprache huldigt, verdient schon darum nicht eine „sorgfältig durchgeführte" genannt zu werden, weil zu den Ungleichheiten und Unebenheiten, an denen die damalige Schreibweise überhaupt leidet, im vorliegenden Falle sich dadurch noch neue gesellen, daß hs. seinem Original gegenüber sich in einem gewissen Gegensatz befindet, aus der Schreibweise des Originals erst in die seinige übertragen muß und dabei unendlich oft solche Lautbezeichnungen mit herübergenommen hat, die seinen Grundsätzen eigentlich widersprechen. Von dieser Inconsequenz wenigstens ist Dr. frei. Was sich sonst von Mängeln oder „Auswüchsigkeiten" in Dr. findet, hat, eben weil es auf Ungeschick und Gedankenlosigkeit beruht, dem Texte weit weniger Eintrag gethan als alle jene Verdrehungen und Änderungen, die hs., sei's weil ihm der besondere Dialect zuwider war oder auch weil er für manche Formen kein Verständniss mehr hatte, mit Absicht und nach einer gewissen Methode durchzuführen versuchte *). Was soll man aber erst halten von einem solchen Motiv des Herausgebers, wenn er sich schließlich noch deswegen bewogen fühlt, „hs. bei seiner Herausgabe zu Grunde zu legen", weil „es ohnehin sprachlich interessanter war, einen neuen Text kennen zu lernen"? Diese etwas sentimental lautende Rücksicht auf das „Interessante", noch dazu gegenüber einem so gewöhnlichen Schreiber wie hs., sollte doch in Betracht der Pflichten, die ein ernster Kritiker zu erfüllen hat, immer eine höchst untergeordnete bleiben, nimmermehr aber in der Weise hervortreten, daß dadurch dem Ursprünglichen Echten Wahren nur Einbuße erwachsen muß, wie es in Bezug auf Rothe leider der Fall gewesen ist. Sehen wir zu, was wir mit dem „Interessanten", das uns hs. gewährt, zugleich haben in Kauf nehmen müssen. Zum Theil sind es solche Verunstaltungen des Textes, die sich aus der Vergleichung mit Dr. ergeben, zum Theil solche, welche der Zusammenhang oder der Sprachgebrauch als solche bloßlegt. S. 2 Z. 9 ist wohl *vertorben* statt *vorstorben* (*: vorstorben*) zu lesen. — S. 5 Z. 13 ist mit Dr. zu lesen: *und waz man nutzes darumme* (i. e. de his rebus) *vint di kronicken ûz sagen.* — S. 90 Z. 6 von unten: *do quomen ouch wilde lewthe geloufen ûf daz heer, die* (Cod. hs. = d o) *musten die ritter mit vechten die nacht abe triben;* so stimmt der Text mit dem Lateinischen und macht die darunter gesetzte Anmerkung überflüssig; *do* und *die* sind von hs. auch S. 109 (sieh Anm. 2) verwechselt. — S. 106 in der Mitte: *nu gehestu mit deyme gelde gemeit unde sterbest halp hungers,* wo Dr. *gemeitin* hat d. i. frustra incassum jactanter prangend geputzt, vgl. Graff. 2, 702 und Wackernagel. Glossar. CCXXX. — S. 106 Z. 12 von unten: *ich habe syn nicht gelernit noch gewonheit,* lies *gewonit* nach Dr.; vgl. Zarncke z. Narr. S. 311[b] und in dieser Zeitschr. 4, 122. — S. 107 Z. 6 lies *mit sinen genozin* nach Dr. statt *mit sinen grossin.* — S. 136 Z. 12 von unten: *sie quomen in die stat unde rieffen ir keyner mit großem gedone,* lies *ir kreyer* d. i. ihr Kriegsgeschrei, wie S. 568 Z. 8 von unten. — S. 163

*) Wie neuerungssüchtig der Abschreiber gewesen, zeigt namentlich auch die von v. L. in der Anmerkung auf S. 1 berührte Verwirrung, welche derselbe in die Verse des Prologs gebracht hat.

Z. 11 von unten: *unde gap itzlichem closter freien unde manschaft*, lies *frie lehingute* mit Dr. statt *freien*. — S. 183 Z. 8 von unten: *unde brachte mit om sente Adalbertus arm unde brachte den in sente Bartholomeuskirche;* das zweite Wort ist gegen den Sinn der Erzählung (vgl. Cap. 226 gegen Ende); vielleicht hieß es *nam* oder *furte mit om*. — S. 188 Z. 8: *unde machte gehorsam den romischen hertzogen Bodislaum mit den Wendischen*: statt dieses Unsinns liest Dr.: *dem romischen riche den behemischen Herzcogen* u. s. w. — S. 188 Z. 7: *redelichen regirte her uss des reiches geschefte*; hier hat hs. das in Dr. erhaltene *richte* für *richete* gelesen, und darum nach seiner Weise in *regirte* geändert; v. L. scheint hier Dr. gar nicht angesehen zu haben, denn im Glossar S. 728 erklärt er *us regieren* frisch weg = „lenkte er, führte er hinaus", ohne eine Variante anzugeben. Auf gleiche Weise ist hs. mit der gekürzten Form *syn* (so schreibt Dr.) = *synt* S. 105 Z. 4, S. 131 Z. 2, umgegangen, indem er sie in *seyn* (= *sint*) auflöste; ein ähnliches Missverständniss liegt der Stelle S. 96 Z. 1 von unten zu Grunde. — S. 189 Z. 12: *unde das vor yren nicht volbrengen*; was *voryren* bedeute ist dem Herausg. wohl nicht klar gewesen; sonst würde er es nicht in zwei Worte getrennt haben; *voryren* ist wohl die düringische Form für *frieren* = procorum more agere, concumbere, cfr. Frisch 1, 295ª; ähnlich lautende Wortformen sind *forebel vorebelen vorebeliche* (= *frevel frevelen frevelliche*) bei Jeroschin und in den Alt. Ges. der Stadt Nordhausen ed. Forstem. 53, 25; 55, 44; 52, 13; 53, 26 und Rechtsbuch d. St. Mühlh. ed Forstem. 28. — S. 190 Z. 10 von unten: *ynn Polen yn Behemen*, lies *unde* statt *yn*. — S. 210 Z. 5 von unten lies *do selbis* mit Dr. statt *do selber;* vgl. S. 500 Z. 19 und Rückert z. Köd. 12, 16. — S. 216 Z. 17: *Heinrich des virden der ouch der dritte namen des kaisers was*, muß heißen *der dritte keiser des namen was*. — S. 234 Z. 2 von unten: *sie hiben on die houpte abe und worffen sie mit ustumeler in daz heer*, wohl = *mit ur* (= *yr*) *tumelern* d. i. „manganellis suis", cfr. mhd. WB. 3, 128ᵇ. — S. 239 Z. 15: *durch wes willen hat ir uwir lant gerewe mit*, lies *gerewmit*, *gerumit*. — S. 250 Z. 5 von unten: *von dem furstenthum unde lantgravenschaft*, mit Bezug hierauf heißts im Glossar S. 691: „vor mehreren Substantiven von verschiedenem Geschlecht braucht der bestimmte Artikel nicht wiederholt zu werden;" aber das Beispiel ist mehr als zweifelhaft, denn in Dr. findet sich wirklich der vermisste Artikel *der* nach *unde*. — S. 253 Z. 5 von unten: *bischouf zu Mentze*, lies *erzcebischof* mit Dr. — S. 263 Z. 1 lies mit Dr. *unedelich* statt *unredelich;* was das letztere bedeuten würde bei Rothe, ersieht man aus dem Glossar S. 723ᵇ. — S. 265 Z. 8: *is mochte eyn itzlichir do koufen ane zol unde ane geleite unde ane fede*, lies mit Dr. *ane frede*. — S. 268 letzte Z. fehlen die sinnstörenden Worte *unde wante sich unde lief zu dem venster* bei Dr. — S. 302 fehlt in der 2. Z. von unten nach *fursten* mehr als ein ganzer Satz, der für den Zusammenhang unentbehrlich ist, und zwar nach Dr. *kegen Mencze, do der hof uf den phingistag hilt. Unde daz quamen alle dutzsche furstin*. — S. 305 Z. 14 (und Anm.) verschweigt der Herausg. oder weiß nicht, daß statt *den bischof Albanens* in Dr. die allein richtige mit der lat. Quelle übereinstimmende Lesart *den bischofin Henrich von A.* enthalten ist. — S. 305 Z. 21: *vil andir bischoufe unde epte, das zu langk worde seyn zu*

benennen, wofür in Dr. steht *sy zcu benemmen*. — S. 315 Z. 11 von unten ist statt *toten wolde* nach Dr. wohl angemessener *solde totin*. — S. 333 Z. 17 lies *zu gulde* nach Dr. statt *zu sulde*. — S. 354 Z. 1: *also sie das volk do obir al belogen*, muß heißen *daz felt* nach Dr. — S. 358 Z. 5: *unde ließen arme doruffe*, ist mit Dr. einzuschalten *knehte* nach *arme*. — S. 370 Z. 2 von unten ist mit Dr. *also* zu ergänzen vor *ap sie* wie Z. B. S. 401 Z. 12 von unten steht; ebenso zu bessern ist S. 452 Z. 6 von unten vor den Worten *ap her*. — S. 371 Z. 10: *der weder got weder recht weder zucht unde ere was*, hier muß *unde* mit Dr., gemäß dem Rothe'schen Sprachgebrauch, nach *got* eingeschaltet werden; derselbe Fehler ist S. 379 Z. 9. — S. 374 Z. 7: *das sie den mitte zu lande mochten brengen*, hier hat Dr. das richtige *met en* d. i. secum. — S. 379 Z. 10 ist mit Dr. zu lesen *do man — mete haben muz* statt *dus man* etc. — S. 380 Z. 13 ist *mê* nach Dr. einzuschieben nach den Worten *ye sie sich*. — S. 382 Z. 10: *der hatte gehalbirte cleider unde wertlichen gesnethin an;* gemeint ist *werltlichen*, ebenso Z. 14, wie man aus derselben Erzählung in der hl. Elisabeth §. 35 schließen kann: *gekleidet nach der werlt* (: *Berlt*). — S. 422 Z. 12: *unde besampnete seyne frunde*, lies *besante* nach Dr. — S. 464 Z. 9 von unten: *mit yren herren von rechten erben des landes*, richtiger *unde* bei Dr. statt *von*. — S. 504 Z. 3: *den jungen muste man zemen unde yn vessir spannen unde om die cleider (?) mit holtze bynden etc.*, sollte heißen *die gleder (glede)*. — S. 507 Z. 13 ergänze mit Dr. *unde weder* vor den Worten *veterliche trawe*. — S. 515 Z. 5 von unten: *unde hylden on vor eynen rechten lantgraven*, besser *unde hulden om (on?)*. Scheinbare Accusativformen statt des Dativ sind in Dr. nicht selten, auch in der vielfach zum Nd. hinneigenden Mundart nicht auffällig; natürlich waren sie dem Schreiber von hs. nicht mundrecht und wurden von ihm verwischt; man sehe S. 394 Z. 3 *zu dem mal* (= *den* Dr.), S. 395 Z. 12 *zu dem obgenanten* (= Dr. *den*), S. 368 Z. 8 *zu mittem sommer* (= *mitten* Dr.), S. 367 Z. 9 *mit manchem betrupnisse* (= *manchen* Dr.), S. 330 Z. 1 von unten *under dem andern houfegesynde* (= *den* Dr.) u. s. w. vergl. Bartsch zu Berth. v. Holle S. 235. — S. 516 Z. 6 *sie machten do manchen grossen rat uf des koniges dyner*, lies *red.* d. i. *rit* nach Dr., vergl. 535 Z. 11 und 650 Z. 7. — S. 578 Z. 10 hat Dr. *ruwete*, wo *rumete* in hs. durchaus keinen Sinn gibt. — Z. 598 Z. 9 von unten steht *schyntvessel* im Sinne von *schiltvezzel* d. i. Knappe, vergl. mhd. WB. 3, 285[a]; an „Mordbrenner", was v. L. im Glossar S. 725 vermuthet, ist nicht zu denken; in der corrupten Stelle ist außerdem Z. 11 von unten *so das* statt *do das* zu lesen. — S. 609 Z. 13 von unten ist nach *Halbirstat* der Artikel *ein* zu setzen sowie Zeile 11 von unten das Wort *brudir* zu streichen, wie sich aus Dr. ergiebt. — S. 623 Z. 18 *si worden mude des krieges unde der nachtreise*; in Dr. steht *nachreise*, vgl. Parz. 363, 11. — S. 631 Z. 2: *yre keller sint trocken unde ane aytuche (?);* darf man an das mnd. *agetucht* denken, das Frisch 2, 483[c] anführt? — S. 633, Z. 7 ist mit Dr. *ranten* statt *vanten* zu schreiben. — S. 635 Z. 6 von unten: *wenn her der letzte grave was unde keynen neben ließ*, besser *erben* nach Dr. — Als Beweis, wieweit hs. in seiner Flüchtigkeit zuweilen gegangen und wie unachtsam anderseits v. L. gegen Dr. gewesen ist, vergleiche man endlich noch Cap. 616 mit Dr. bei Mencken S. 1773.

Überhaupt ist an der vorliegenden Arbeit zu tadeln, daß der Herausg. so äußerst selten sich der Hilfe von Dr. bedient. Wenn es ihm beliebt, greift er einmal darnach; nur allzu oft aber hat er die abweichenden und den Text bessernden Lesarten zum Nachtheil seiner Ausgabe verschwiegen. Namentlich vermisst man die Varianten aus Dr. in denjenigen Partien, welche bei Menoken nicht zum Druck gekommen sind. Aber hier ist, auffallend genug, v. L. gerade am allerschweigsamsten. Dieselbe Verachtung seitens des Kritikers scheint aber auch andern Hilfsquellen zu Theil geworden zu sein. Ich finde wenigstens in dem Vorwort von Rückert z. Köditz S. XVII und Anmerk. den Anfang des gereimten Prologs zu unserer Chronik in einer völlig abweichenden, keineswegs verwerflichen Recension nach Cod. Goth. n. 180 mitgetheilt. Bei v. L., der überdieß den arg zugerichteten Text in hs. wesentlich umzumodeln hatte, wie er selbst in der Anm. S. 1 bekennt, ist jener Abweichung auch nicht einmal im Vorübergehen gedacht.

Sind es nun Ausstellungen mannigfacher Art, die man an der kritischen Leistung des Herrn v. L. zu machen Ursache hatte, so sind deren nicht weniger, die rücksichtlich der Erklärung, besonders des Glossars, gemacht werden müssen. Auch hier zeigt sich, daß der Herausg. nicht immer mit der nöthigen Einsicht in die Eigenheiten und Besonderheiten der Düringer Mundart versehen gewesen ist, so daß den Erläuterungen im Einzelnen wie im Ganzen gleichsam der rechte Hintergrund abgeht. Hinreichende Beweise für dieses Urtheil ergeben sich schon aus den oben gegebenen Erörterungen. Ferner aber spricht noch mehr dafür die Ungleichheit, mit der die Erklärung gehandhabt worden ist. Auf den ersten hundert Seiten sind einzelne Worte und Wendungen, die dem Erklärer gerade zur Hand waren, gleich unter dem Texte gedeutet, weiterhin ist der Leser fast bloß auf das Wortverzeichniss angewiesen. An diesem letzteren aber hat der Herausg. nicht eben mit lobenswerthem Fleiße gearbeitet. Denn wenn auch nicht erwartet werden durfte, daß es alle im Texte vorkommenden Ausdrücke in sich vereinigte, so hätten doch, falls es seinem Zwecke irgendwie entsprechen sollte, diejenigen Wörter und Wendungen nicht fehlen dürfen, die zu den eigensten und seltensten bei Rothe offenbar gezählt werden müssen.

Andererseits sind manche von den dort aufgezählten Wörtern von der Art, daß sie eigentlich keiner besonderen Deutung weiter bedürfen, also unschwer vermisst werden können; nicht wenige sind auch in solcher Weise zu erläutern versucht worden, daß mit ihrer Deutung weder dem Kenner noch dem Laien gedient sein kann. Zum Beweise folgt hier eine Anzahl solcher Ausdrücke, die entweder ungenügend erörtert oder ganz und gar übergangen sind.

amme, sw. f., ist nach Cod. hs. von v. L. im Text belassen, wo Cod. Dr. wohl die richtige Lesart *amye* gewährt, wie S. 166: *daz keyn priester eyn elichez wip noch eyne ammen habin solde*, und ebenso S. 356, 437, 444, 455, 458, 497: *sine amme kunne von Isenberg*, wofür Monach. Pirnensis bei Mencken 2, 1448 *hantgemâl kunne von Isenb.* und 1502 *bulweib kunne v. J.* sagt. Ich entsinne mich nirgend *amme* = *amye* gelesen zu haben. Die Stelle in Förstemanns Alt. Gesetz der St. Nordhausen 81, 201, auch

wenn man sie mit 82, 204 daselbst vergleicht, lässt sich nicht ohne Weiteres hierher ziehen.

abenemen — steht in einer äußerst seltenen vom mhd. WB. nirgends bezeugten Bedeutung auf S. 295: *si forchten, teden sie des nicht, her neme en daz abe* (Cod. hs. *is on abe*), *up her weder gesunt worde* d. h. er würde es entgelten lassen, sie dafür züchtigen. Dahin gehören noch drei Stellen, in denen das Wort ebenso gebraucht ist, Pass. K. 288, 17 *ez wird dir abegenumen*, und Myst. 105, 5 und Pass. K. 511, 44: *man neme gevûcliche im abe, ob er sich icht versûmet habe.* Auch Köpke hat wie so oft in seinem Glossar nichts davon erwähnt. Außerdem bedeutet den *schaden abenemen* = den Sch. ersetzen, vergüten, Michels. cod. diplom. Thuringiae S. 79 Z. 21; *des suln wir genzlichen su abe neme* = sie dessen überheben, ibid. S. 56 Z. 7 und so auch Flore. 4096: *nement iuch des abe* = verzichtet darauf.

anlegen, sw. v. = anstiften, beschließen, sich verabreden (= *mit einem anslahen*), S. 434; *nu legete her an mit eime armen knechte daz her sulde* etc. und 479 und 533; vergl. Gest. Rom. 160 *ewer wib hat nu angeleget ewern tod* und Closen. Chron. 64; schon Griesh. Predd. 1, 24: *si legeten an ein grôze vreveli.*

anslahen, st. v., ist unrichtig im Glossar 690 erklärt durch „plündernd forttreiben" in der Formel S. 617 *si slugen daz vihe an;* aus der Vergleichung mit anderen Stellen ergibt sich nur die Bedeutung: anfallen, darüber herfallen, aggredi, sich bemächtigen; so außer S. 406 und 408 noch S. 478: *sie slugen an des koniges volgk* und S. 554: *si slugen die Reynischen* und 674 *si slugen an die wagen*, auch so bei Köditz v. S. 41, 18; 42, 13; vergl. auch *anhouwen* bei Pfeiffer z. Jerosch. S. 120.

arm, st. m. = brachium, in figürlicher Bedeutung = fretum, sinus maris, frnz. la manche; so wird S. 218 der Bosporus genannt, *des meeres strom, daz do genant ist sente Georien arm;* in Kaiserchr. 17707 und 18043 die Meerenge von Messina: *er kom ze Messîn über den arn (: varn);* ferner *eines wazzers arm* in MS. 3, 102 (13, 3); ja schon bei Graff I, 425. Im mhd. WB. ist nichts angemerkt, in Grimms D. W. nur Beispiele aus späteren Schriftstellern. Cfr. Jerosch. 179.

behalden, st. v., bedeutet S. 266 = vor Gericht durch Zeugen oder Eid erhärten, seine rechtlichen Ansprüche auf etwas darthun: *her solde den berg selbzwelfte behalden*; häufiger ist in diesem Sinne *behaben* im Swbsp.

begunst haben eines dinges soll heißen „Lust zu etwas haben"; vielmehr ist es = rei initium facere (flecisse), und *begunst* S. 210 *(her torste nicht vollenziehen des her begunst hatte)* vielleicht als Particip. zu fassen, ebenso wie S. 466: *was keiser Fredrich mit on begunst adir gerett hatte;* nicht unähnlich Pass. H. 56, 25 und Pass. K. 409, 30. Sonst ist das Präterit. *begunste begonste* bei Koeditz v. S. und in andern düringischen Denknälern nicht gerade selten; vergl. J. Grimm in Haupt. Ztschr. 8, 16; Pfeiffer zu Jerosch. S. 124.

beschrebit; auf S. 83: *daz wazzer was beschrebit*, womit das lateinische congelatum übersetzt wird. Jedenfalls ist das Wort gleichen Stammes mit *schrâ schraejen schrâwunc*, worüber sieh Haupt zu Neidh. 76, 24; vergl. auch Lohengr. 7572: *nâch des winters schraf (: saf)* und Hätzler. S. 28^b,

13: *die lüft gar süzlich sind gemengt mit edlem schraf gar mangerlei;* und *schraft* beim Litschouwer in MS. 2, 386 (139, 4).

bekliben (nach hs. *bekleiben*) in einer offenbar dem Latein des kirchlichen Kalenders nachgeahmten Formel, welche im mnd. oft wiederkehrt, S. 351: *nach unser frowen tage bekliben* = „die conceptionis, annunciationis"; vgl. Frisch 1, 520^{c} und Rückert z. Koeditz. 31, 22.

besinnigen, sw. v. S. 449: *her kunde daz wip nich besinnigen*, und S. 548: *die gelarten kunden on kume besinnigen, daz her daz ewangelium vorstunt*; = durch vernünftiges Zureden bedeuten, besänftigen; vergl. *besinnig*, adj., in Herz. Ernst 1532. Ganz ebenso gebraucht die ältere Spr. *besinnen*; so Köditz 62, 11: *si kunden si kume besinnen*, worüber nachzusehen Ettmüller zu Frauenl. S. 216, 383, und Anm.

bescheidenliche, bescheidelichen, adv.; S. 443: *also b. daz* = ea conditione, ea ratione ut; und so öfter in den Nordhäuser Alt. Ges. ed. Forstem., z. B. 30, 105; 31, 113; 79, 181. Im Glossar ist diese Formel unberührt geblieben.

beheltnisse = Gewahrsam, custodia, findet sich S. 551: *si satzten on in er beheltenisse;* und so schon Koeditz 68, 2: *he saxte on gevangin in ein sunderlich heimelich beheltnisse;* das mhd. WB. führt diese Bedeutung nicht mit auf.

bewern, sw. v. = verwehren, woran verhindern, S. 226: *daz si on den see bewern mochten* = daß sie die Befahrung des Sees hätten hindern können; so schon Herbort. 8058: *und uns die schiffahrt ist bewert (verzert)*; Beispiele aus der Livl. Reimchr. im mhd. WB. 3, 514^{b}.

bestriten, st. v., ist seltener Ausdruck für „bekämpfen", so S. 231: *her meinte on ûz der stat zu b.* und S. 236 Z. 1; S. 623 Z. 13.

bezzern, sw. v., nicht häufig gebraucht in folgendem Zusammenhange S. 359: *do her sich nicht an karte, sundirn alles ez mit deme gebuwe bezzirte unde mit steinen daz hoe unde veste* (Cod. Dr. *her unde veste*, etwa *hor unde vester?*) *murete* d. h. den Bau weiter fortsetzte, energischer betrieb, so wie Wolfram sagt im Willeh. 395, 4: *er bezzerte die reise* (vergl. mhd. WB. 1, 95^{a}) und hiernach j. Titurel. ed. Hahn. 1276, 4 = er beschleunigte seine Reise und Pass. K. 15, 28 er *bezzerte den ganc.*

blîen, adj. = plumbeus; so höchst wahrscheinlich zu fassen. S. 355 Z. 2 (wie S. 386 Z. 5 von unten); *blîen vorspan* sind doch wohl in dem Kramladen eines „armen" Krämers nichts auffälliges; daher wohl nicht nöthig, mit v. L. S. 694 ein Substantiv darunter zu vermuthen.

buethe, buete = praeda S. 34.

blôden, sw. v., mhd. = *bloeden*, S. 449: *daz her sich eyme graven undertenig gebe unde lieze sich mit worten bloden unde wolde sine lant unde kinder eme geben* d. h. sich einschüchtern lassen.

brengen hat Rothe noch in der Bedeutung „machen" (cfr. mhd. WB. 249^{b}) S. 315 *daz her daz war do vor den forstin brechte unde bewisete.*

burgtrisch S. 433: *si hiben on den hagin nedir unde worfin mit bliden dor yn unde logen ûf dem burgtrische nahe dorby unde schozzen* u. s. w. Ob an das mnlnd. *dreesch* zu denken ist, womit in Graff. Diut. 2, 228 saltus erläutert ist?

durchsetzen, S. 109: *die wende mit golde u. edelem gesteine d.* und ebenso S. 35 und Köditz 62, 31 und Martin. 274, 67 = auslegen, besetzen, pflastern.

durchgân in einer seltenen Verbindung mit dem Genit. S. 653: *an dem derten tage vor dem owiste do waren 24 stormweter — — unde die luthe warin syn also durchgegangen, daz sie numme kegen dem weter lutten;* hierzu Herbort. 14082 *ich bin des leides durchgân als daz vel der beize.*

nâch ezzens = post coenam, S. 447; derselbe Ausdruck bei Guben 29, 22 und Hätzler. S. 204, 98.

vollede, st. f. kann auf S. 195 nur bedeuten „Überfluß" nicht „Völlerei" wie das Glossar zweifelnd vermuthet. Gleiche Bedeutung hat das Wort (= *vullede*) in der md. Evangelien-Übersetzung bei Haupt Ztschr. 9, 272, im Pass. H. 341, 74; 344, 68.

vêlig, adj. = sicher, weiß v. L. nicht zu erklären auf S. 34: *her wolde Troyam weder buwen unde also veste lazen machen, daz her unde di synen vor allen luthen velig dorynne gesyn mochten;* belehren konnte ihn darüber Rückert z. Köd. S. 120 (vgl. mhd. WB. 3, 295); misverstanden und mit *fellig* (mhd. *vellic*) verwechselt ist dasselbe Wort an einer andern Stelle (S. 269) im Glossar S. 701, trotzdem daß auch hier Cod. Dr. die richtige Lesart *velig* bietet. Dagegen steht *vellig fellig* richtig S. 332 (= Elisab. S. 2039), wo *fellig werden* = causa cadere bedeutet, ganz so wie Altd. Bl. 1, 148. Das Subst. *félickeit* = Sicherheit findet sich S. 547.

vorrât S. 366: *von dem er ouch mit gutem vorrate daz crutze enpfing;* und in einer Urkunde vom J. 1312 bei Mencken 1, 780: *wir bewîsen offenbarlichen mit gutem vorrate unde mit eintrechtigen willen daz wir* etc. Sehr häufig erscheint es in den Alt. Recht. d. St. Nordh. ed. Forstem. z. B. 27, 87 *mit vorrâte oder mit bedachtem mûte* = „*premeditate*"; 41, 183; 44, 200.

vitich = *veteeh*, eine Art Schutzwehr S. 513: *do wordin di vitiche vor den torin gemurit unde di ussir tor gebuwit.* Cfr. πτερύγιον, pinaculum.

vordunken S. 435: *lantgraven Albrachten vorduchte wol daz der knecht einen vorzog machin wolde*, wohl im Sinne von suspicatus est; andern Sinn hat das Wort in Pass. K. 472, 82.

vorbotschaften, sw. v. = nuntiare, S. 459; ältere Belegstellen als die welche das mhd. WB. anführt sind Fundgr 1, 91, 10; Adrian 432 und 440.

vorbuzen sw. v. S. 609 = damnum resarcire; *di hosen verbuzen* = flicken, in Lassb. LS. 3, 563, 76.

vorfullen, sw. v. S. 312 = complere und S. 483 *di cisterne was vorfult* = verschüttet, zugeworfen.

vorgîzen, st. v. = fest verlöthen S. 317.

vorkuntschaften, sw. v. = durch *kuntschaft* (= testimonium, cfr. Zarncke z. Narrensch. S. 298[b]) eine Sache beweisen, S. 385: *wol vorsegilt unde mit brifen von uffinbarschribern vorkuntschaft*, so ist jedenfalls mit Mencken 1727 zu bessern, obwohl auch der Text von hs. sich ertragen lässt. Über den *uffinbarschriber* sieh Diefenbach 267 s. v. tabellio; *uffinbar schreben*," was v. L. vorschlägt, verstehe ich nicht.

vorloben; die seltenere Bedeutung S. 293 (*ir frunde unde diner die on vorlobet hattin*) = Treue und Gehorsam aufkündigen, renuere, ist im Glossar

nicht vermerkt, vergl. mhd. WB. 1, 1022ᵇ, 23; Michels. cod. Thuring. dipl. S. 71 Z. 24 *sich eines d. vorloben* = darauf verzichten.

vorlegen, sw. v. S. 191 *her vorlegete siner hezzer spot*, ganz so gebraucht wie *die geziuge verlegen* im Swbsp. = infirmare, widerlegen.

vormâlen, sw. v. = durch *malsteine* abgrenzen S. 293, vergl. mhd. WB. 2, 24.

vorpfêlen, sw. v., über das sich v. L. im Glossar 704 unentschieden äußert, hat seine Erläuterung gefunden bei Grimm. R. A. 530 und 729.

vorsehen auf S. 588: *her were zcu lange gewest unde hette den vinden vorsehen* = sei zu nachsichtig gegen sie gewesen, habe ihnen durch die Finger gesehen; statt sich mit Erklärung einer nicht ganz passenden Stelle aus Jeroschin abzumühen konnte v. L. (Glossar S. 704) auf Rückert zu Köditz. 17, 8 verweisen; vergl. noch Pass. K. 607, 25; Jerosch. S. 59, 254.

vorunrechten, sw. v., = beeinträchtigen; so Forstem. d. alt. Ges. d. St. Nordh. 141, 101 und desselben Gesetzsamml. d. St. Nordh. 71, 83.

vorunvlêtigen, sw. v. S. 336 *sich vor engistin vorunfl.* im mhd. WB. 3, 336ᵃ, 16 ist das Citat zu bessern.

vorvlûchen, sw. v., S. 23 *ich enwil vort nicht mê deme ertriche noch den luthen vorvluchen;* der Dativ ist selten und im mhd. WB. nur mit 1 Stelle aus Walther bezeugt; er findet sich bei Rothe noch S. 25: *er vorfluchte Kames sone Chanaan* und Mar. Himelf. (Haupt, Zeitschr. 5, 516) *er virvluchte sîne sune Kam.*

vorsuchen, sw. v. S. 384 *si vorsuchte zcu eme* = besuchte ihn; so absolut gebraucht kenne ich nur *suochen.*

vorwerven, st. v. = mhd. *verwerben*, S. 106: *ich vorwerffe dir ez* = verhandle, verkaufe dir es; in Cod. Dr. steht *ich verkoufe dir ez*; von dieser Art ist auch der Ausdruck *verworvener scalh* bei Diemer 310, 25, synonym dem *koufkneht* 310, 22.

forstenslaht, adj. auf S. 124, gebildet wie *iuwelenslaht* bei Wolfram und Vridanc, 145, 19, vgl. in dieser Zeitschr. 2, 150—151 u. *manicslaht.*

monchen, sw. v., hat wohl S. 477 *(si liezen on monchen unde gelzen alle mit einander)* dieselbe Bedeutung wie *gelzen* = entmannen; „bescheeren", wie v. L. S. 708 s. v. übersetzt, hat hier keinen Sinn; noch hört man in Düringen hie und da den Schimpfnamen „*münch*"; vergl. Frisch. 1, 668ᶜ. Eine ähnliche Tautologie bei Rothe ist S. 531 *eicheln unde eckirn* (oder sind Eicheln und Buchnüsse gemeint? cfr. Diefenb. 271 s. v. terefumum).

gastwise S. 260: *herren die in gastwise ouch do warin*, S. 33 *die zu gastwise quemen;* und so noch in adverbialem Sinne Pass. K. 38, 37: *si wêren von den landen oder gestewîs bekumen;* Wigamur 4319 *du solt si haben gesellenwîs.*

gedîen, von hs. gegen seine Art so geschrieben, ist vom Hrgb. im Glossar 707 wohl unrichtig erklärt in den Worten: *daz si yres herren unde seyner lande gedien unde vorterbin woldin ansehen;* denn *gedien* kann man hier, wo es offenbar Gegensatz zu *vorterben* bildet, wohl nicht so allgemein = „ergehen gerathen" fassen; die obige Redensart ist vielmehr formelhaft zu nehmen; ähnlich heißt es S. 516 *her wolde sie retten unde mit on vorterben unde genesen* und S. 515 *si wolden liep unde leid mit om leiden.*

geslecht, adj. S. 82 und Glossar 700: *o du aller geslechster man!* auch so Hirzelin in Massm. Kaiserchr. 2, 672, 48: *der getriuwe und geslehte.*

gerte, sw. f. = Meßruthe S. 267 = *mezegerte* S. 647.

wegen, st. v., S. 267 *der ome gewegen was unde on sêre schutzte* = ihm gewogen, behilflich war, und 507 *der romischer konig were om ungewegen.*

gestracke, adj. und adv., = gerade, aufrecht, S. 504: *daz er also die luthe gelernete gestracke gehen*; cfr. Ettmüll. z. Oswald 3300 und Lassb. L. S. 3, 423, 86 *hinden ûf dem nacke treit einer den lîp gestracke* (wonach zu bessern Hätzler. S. 151, 86.)

gewildenisse = Wiltniss, S. 255.

gewinner, st. m. S. 540 = derjenige, welcher einem andern *sîne phronde ûzrihtet;* ähnlich schon Specul. eccl. ed. Kelle S. 148 (158); vergl. mhd. WB. 3, 712.

gewinnen, S. 46: *der konig Cyrus — — gewan die (= Amazones) ûf mit sînen bosen listen (?).*

grôz, adj. und adv.; gerade die seltensten Stellen, in denen dieses Wort von Rothe gebraucht wird, hat der Herausgeb. im Glossar S. 710 nicht hervorgehoben. So S. 67: *sie machte sich groz mit cleidern* = gab sich das Ansehen einer Schwangern (wie in der verdorbenen Stelle des Pass. H. 314, 28); *zu unser lieben frowen der grozen* S. 204; *unsprechlich groz volk* S. 539 = Titurel. ed. Hahn 1810, 4 *sô grôz der houbet* = tantum capitum und Herbort. 5222: *stiche unde slege sô grôz* = so viel, vgl. Bartsch z. St. Karl 5398. Ferner *der krig hatte sie grôz gekostet* S. 618; *do her sine almosen groz ûz richte* S. 192; *si batin* (hs. *boten*) *eren dinst groz uz* S. 137 (Myst. I, 94, 4).

gunner, gonner, st. m., ist weder im mhd. WB. noch bei v. L. verzeichnet; es hat hier stets einen vom nhd. abweichenden Sinn = Freund, Anhänger, so S. 413, 420, 456, vergl. Rückert zu Köditz 33, 19, Diefenb. s. v. fautor. Es gleicht sonach in der Wandelung seiner Bedeutung dem Worte *aehter* d. h. es ist passiv und auch activ dem Sinne nach. Wie im nhd. ist es zu fassen bei Reinmar v. Zw. in MS. 2, 205ª, 153. Cfr. Jerosch. S. 299.

gutlôs, adj., *lieber gutlos denn erlos werden*, S. 478, und so Forstem. Alt. Ges. S. 160.

hantreichen, sw. v., S. 201 Z. 1.

haldestat, st. f., = die Stätte in der man *uf ieman haldet*, locus insidiarum, S. 537, synonym mit *huote*; vergl. Frisch. 1, 404ᵇ.

heifchen: st. v., S. 596 *sie hiefchen den luthen geld an* = forderten von den Leuten; S. 623 *her hiefch den sinen geld an.*

halten, halden, st. v., S. 639 und 649 *doruffe halden* = insidiari; *daz er mit ir zu hilt* = es mit ihr hielt S. 63; *hi hat lange wile mit eime bufin zu gehaldin* S. 437; *der hilt zu mit eime andirn wibe* S. 566, vergl. auch *zûwîp zûfrowe zûman.*

halbring, st. m. = Halbkreiß S. 678; Diefenb. 107 s. v. emisperium.

herschaft, st. f. Im Glossar ist nicht vermerkt, daß es bei Rothe auch in der abstracten Bedeutung steht = Herrlichkeit, Pracht, z. B. S. 487 *da was groze h. von kostlicher spise unde tranke* und ebenso S. 287, 324 u. s. w.

hertlichen, adv., = strenge, ernstlich S. 445, 446, 505.

hinderstellic, adj., S. 505 *si bleben h.;* cfr. Köpke im Glossar zu Pass. K.

irre gân S. 292: *her nante om alliz daz irre in sime lande ging;* worüber Rückert z. Köd. 45, 4 nachzusehen.

legen, sw. v.; auch hiervon ist der Rothe eigenthümliche Gebrauch nicht vollständig vom Herausgeb. erläutert; *her legete en in ere Friheit mit geschozze ungelde unde mangerleye* S. 400; *daz der eme in sine herfchaft icht legete* S. 444; *her legete sich numme in daz selgerethe* S. 497; *her legete sich vaste doryn* 584, dem Zusammenhange nach = Abbruch thun, beschränken, streitig machen. - Ferner *einem die ſtrâze nedir legen* = den freien Gebrauch derselben hemmen S. 447, 646, 684, vergl. Haupt zu Guben. 17, 1.

kotzenherre S. 291: *phî des kotzenherren!* der Herausg. hat im Glossar wohl mit Unrecht *kotzen* von *herren* gesondert, vergl. gleichartige düringische Ausdrücke: *kotzensun*, Forstem. Alt. Ges. S. 162 und 163 und mhd. WB. s. v. *kegel; kotzenschalc* in Forstem. l. l. 183; und *âne uwern verhyten kotzendanc* in Forstem. l. l. 163; vergleiche noch Haupt z. Neidh. 65, 38 über *kotzolt*.

klîsterschûm, st. m., = bitumen S. 26.

koufeling = „servus emptus" S. 51.

daz kalde = febres S. 176 und 433 und Elisab. S. 2073; sieh darüber Rückert z. Köd. 40, 13; Diefenb. 121 s. v. febres; Krolew. 771; Closen Chron. S. 95.

knote, sw. m. gemeint ist wahrscheinlich was Diefenbach S. 14 anführt „adula, caput lini" und Frisch. 1, 529^{c} = „Leinbollen", noch heute vom Düringer „*die knotten*" genannt, S. 441: *di luthe buchin brot von hasilzapfen und knoten in erme mele;* S. 531: *daz die luthe zu brote nicht komen mochten, sundirn knoten hasil caphin eicheln unde eckirn mulen si zusamene* und ebenso Elisab. S. 2068; eine ähnliche Schilderung der Brotnoth hat Closen. Chron. S. 90: *ich schûf, daz ir durrez holz vor hunger mustent ezzen, one brôt, unde die tanzaphen unde haselzaphen unde daz krût in dem garten.* Schwerlich ist mit v. L. *knoten* in den angeführten Stellen als praet. von *kneten* zu fassen.

korebrîf, st. m. S. 491.

kûlen, sw. v. S. 610: *daz her sin gemute an den monchen gekulete unde sich gereche* (Cod. Dr. *gerechte*); ebenso Leys. Predd. 76, 14 und Pass. H. 33, 24: *daz ich mînes zornes mût kûle* und schon Urstende ed. H. 115, 16.

krang, gen. — *ges*, st. m. ist sicher durch „Umkreis" S. 716 erklärt, an einen „Namen" ist aber nicht zu denken; sieh darüber Pfeiffer z. Jerosch. S. 183; Diutisca 1, 457; dahin auch gehört *krangel* bei Meister Altsw. 204, 27: ich *sach der blumen krangel ûf einem grunen angel;* und *ummekrengel* bei Pfeiffer zu Jerosch. 241.

kraftbüchse, sw. f. = Arzneiglas S. 364.

lernen, sw. f., S. 185 *her lernete* im Sinne von *larte*, cfr. Diefenb. 100 s. v. docere doctorare und Zarncke z. Narrensch. S. 298^{a}; die „Verwirrung" stammt aber nicht erst, wie Zarncke annimmt, aus dem 15. Jahrh., sondern ist weit älter und besonders bei mitteldeutschen Schriftstellern häufig (auch in mitteld. Dialecten noch gebräuchlich), so im Passional und in der Evangelienharmonie bei Haupt Zeitschr. 9, 278, 287, 288, 290 u. s. w.

lantwere, st. f. S. 381: 500 *margk der lantwere* = „numisma provinciale", Frisch 1, 571^{b}, Mencken 1, 660 und 663 und Schmell. 4, 134.

ligen, st. v. = mhd. *liegen;* S. 281 eine wohl dem Lateinischen nachgeahmte Construction: *si logen* (= mhd. *lugen*) *om die hulde unde taten weder on* = versagten ihm die Dienstpflicht; sonst habe ich nichts derart gefunden.

langseilchin, st. n. = Meßschnur S. 624 und in ein Wort zu schreiben, gleichwie *langermel* bei Stolle (Haupt, Zeitschr. 8, 469), *lancvezzel* im Biterolf 13185 und Zeitschr. 7, 341 (9), *lancwide* bei Frisch und Graff u. s. w. sich finden.

lîpnisse, st. n. S. 206 *mit gabe unde lipnisse;* gemeint ist ein „Geschenk um Gunst zu erwerben" wie Haupt z. Guben 5, 3 richtig erläutert hat; was v. L. im Glossar vermerkt, wo es 268 statt 269 heißen muß, trifft nicht zu.

lenze, sw. m. = ver, wovon so wenig Stellen im mhd. WB., findet sich S. 250 und Köditz 31, 31; MS. 3, 213 (23, 1). Myst. I, 102, 30.

losen, sw. v. = mhd. *loesen*, in der Stelle S. 298: *daz her gebe almosen dorch syne sele unde loste messen* = bezahlte M., wie man jetzt sagt „ein Billet lösen."

lîbelôs, adj., S. 501 *daz her sich selber l. gethan hatte* = sich entleibt hatte, wie Haupts Zeitschr. 7, 117 (258).

liehtewîhe, st. f. S. 143, 525, 592, cfr. mhd. WB. 3, 613.

mag, adj. (?) = robustus, S. 585 *ein grozir magir starckir man*, vergleiche *unmag* bei Graff. 2, 611 und Schmell. 2, 557. Vermuthlich aber hieß es *maginstarcker*, gebildet wie *maginstrenge*, *maginkraft*.

meinen, sw. v. auf S. 667: *daz man sie mit sulchir untruwe meinte*, ist vom Herausg. im Glossar S. 719 falsch übersetzt mit „in Schaden bringen"; vergleiche über *mit triuwen, mit lobe, mit dienste meinen* das mhd. WB. 2, 107.

merspinne, sw. f. S. 14 *darumme so nennet man si merwunder, als di merspinnen unde di merswin.* Frisch 1, 654ª versteht darunter „Seekrebs, sepia"; besser wohl = *merspinge*, cfr. Sumerl. 15. 63 (48, 38). *spinga, merkatze;* vergl. auch Lambr. Alexander ed. Massm. 5559 und 5830.

meinunge, st. f. S. 221 und 222: *des brifes m. was also* = Sinn, Inhalt.

mandate = pedilavium; S. 447 steht *in dem mandate*, während das Wort sonst gen. fem. ist.

machen, sw. v.; einer Erklärung werth waren wohl die Stellen: S. 524 *lenguther, die rittern unde knechten gemacht weren;* S. 524 *si weren von dem riche gut genug dor zu gemacht;* ferner S. 238 *her machte sich zu;* mit doppeltem nom. S. 110: *her wart ein keiser gemacht*, wie Pass. K. 131, 8.

mechtig, adj., S. 50 *ein m. bote* = missus dominicus, legatus, Bevollmächtigter, sonst gewöhnlich *waltpode* (so noch bei Stolle), *der gewaldige bote* und *waldiger bote* z. B. Mühlh. Rechtsb. ed. Forstem. S. 12; *die gewaldigen* = legati bei Rothe S. 34, 65, 253, 611.

hermen, sw. v. S. 261: *do strafte si ir vatir also sere umme, daz si sich do begunde zu mute hermen unde vil do in eine suche*, in Cod. Dr. steht *begunde mit hermen.* Vielleicht stand im Original *muothermen.* Jerosch. 173 u. 175; Forstem. Alt. Ges. 161 *si haben den drên or êre angeirmt?* (= gehermt, gekränkt?).

mitelidunge S. 361, wie Köditz 17, 22.

missebîtunge, st. f. S. 79 und 401 = δυσσέβεια.

munt, st. m. S. 400 *den munt in den himel setzen*, vgl. Zarncke z. Narrensch. 19, 79.

nêrlich, adj., und *nêrlichen*, adv. finden sich S. 247, 262, 355, 401, 520 gebraucht. Mit Unrecht hat v. L., weil die Bedeutungen sehr von einander abweichen, im Glossar S. 720 zwei verschiedene Wörter annehmen zu müssen geglaubt. Zu dieser Annahme verleitete ihn wohl hauptsächlich die falsche Ableitung von *neren nar* (Nahrung). Richtiger leitet man es mit Frisch 2, 6ᶜ von *nâhe nâ, nâher nêher nêr* (Elisab. 2066 *nêr : her, nêst : gewest*) ab, sodaß

alsdann das Wort gebildet erscheint wie *vorderlich ergerlich*. Wie nun *nâhe (nâch, nâ nâher)* bedeutet: 1) = wohlfeil, billig, gering, z. B. *nêher geben* bei Rothe S. 654 und in dieser Zeitschr. 3, 412, 24, *nâch giltic* Zarncke z. Narrensch. 70, 1 (u. S. 477[a]), *nâhe veile* Altd. Bl. 353, Amis. 1772; 2) = nahe berührend, verletzend, beleidigend, z. B. *einem nâhen sprechen an sîne êre* J. Tit. 2458. 1, *einem zu nâch reden* Altswert. 210, 11 vergl. auch Hartm. Büchl. 1, 1459; ebenso bedeutet *nêrlich, nêrlichen* 1) gering, wenig, notdürftig, knapp, kaum, wie bei Rothe S. 247, 401, 355, 320 und Haupts Ztschr. 8, 470, Michels. Rechtsd. S. 131; 2) verletzend, beleidigend, wie bei Rothe S. 262 *einem nerlichen reden*, Monach. Pirnens. 1489 *nerlicher* und *spottlicher wort* brauchen. In der ersteren Bedeutung lebt das Wort im Dialect heute noch fort.

naterzunge, sw. f., S. 356 unter Schmucksachen (?) eines Krämers aufgeführt; vergl. Frisch. 2, 9[c].

obirgift, st. f., = donatio liberalitas S. 464; cfr. Frisch 1, 349[b].

obirgiftic, adj., = liberalis prodigus S. 540.

obirhoren, sw. v., = befragen, verhören S. 430; gerichtlich verhören, Elisab. S. 2100. Myst. I, 154, 14.

obirrîten, st. v., S. 623 = aggredi adoriri, vergl. Köpke im Glossar zu Pass. K.

ostirheilig, adj., S. 427 *in den ostirheiligen tagen;* gebildet wie *pfingestheilic*, sieh Rückert zu Köd. 35, 19; sogar *phingestheiltac* findet sich bei Mencken 2, 1448, 1458, 1568.

obir hôer rucken = sich weiter zurück ziehen S. 659 und 684 und Elisab. 2043 *von dem fursten ging er uber hor (: Klingsor);* 2052 *weichen uber hor (: tor)*; schon in Lambr. Alexander 4157: *mich ne sah nie nehein man ubir hôer gân noch ubir rucke zihen;* v. d. H. Ms. 3, S. 468[ee], 7 *trîb über hôr (: spor)**). Üblicher ist die Redensart *ûf hôher, ûf hôr*, worüber sieh mhd. WB. 1, 696, 44[b] und Programm des Gymnas. in Zeitz vom J. 1859, S. 25.

offenbar, adj., S. 172 *her schuldigte sîn wîp daz sie zu uffinbar were vor eime bischoufe* = zu frei, zu wenig zurückhaltend.

pfrondener, st. m. = mhd. *phrüendaere*, S. 506. Myst. 163, 14 Anm.

palme, sw. m. Unerläutert ist geblieben auf S. 165 *do man die palmen schoz*; der Ausdruck findet sich auch bei Neidh. ed. Haupt S. 238 (35); dort ist *palme* = *balm* frnz. *paume*, pila gedeutet unter Bezugnahme auf Grimm d. W. und Schmell.; anders hat es Frisch 2, 37 gefasst.

reden, sw. v., in der Formel *einem reden* (oder *gereden*) *unde geloben S.* 682 und *einem in truwen reden u. an die hant geloben* S. 295; *wir gereden unde geloben* in düringischen Urkunden aus dem Anfange des 16. Jahrh. bei Mencken 1, 672 und 673; daher *rede* = Abkommen, Vertrag, ibid. 650.

---

*) Das im dritten Bande der Minnesänger S. 468[dd] von v. d. Hagen gegebene Gedicht, auf welches hier verwiesen ist, hat Bartsch hinter seiner „Erlösung" S. 193 unter dem Namen „Dreifaltigkeitslied" aus einer Nürnberger Papierhandschrift wieder abdrucken lassen (sieh dessen Einleit. XXXI), in der Meinung, es sei noch ungedruckt. Von der Hagen entlehnte es aus einer bei Denis bereits gedruckten Wiener Handschrift (S. 844 MS.), welche wesentlich abweicht von dem Texte bei Bartsch. In der oben angeführten Stelle hat Bartsch: *trîb über bor*, ohne Angabe einer Variante.

reine, adv., in der Bedeutung radicitus funditus ganz und gar S. 418 und 494: *ez reine ûz brennen*, S. 471 *reine ûz triben*; S. 526 *ez reine verbrennen;* Elisab. 2059 *ez zu male rein verderben*, Köditz, 78, 3: *die swulst vorswant reine.*

rîten (reiten) findet sich in der von Schmeller 3, 160—161 angegebenen dunkeln Bedeutung bei Rothe S. 484: *ein frischer ritender krig* (nach Dr.) und so S. 486, 528, 529; *reiten unde rouben* S. 626; *daz reiten gewinnen* ebendaselbst; Frisch 2, 109ª hat *rîten unde rouben* und erklärt es mit „armis vacare," vergl. Diefenbach 183 s. v. militari.

slahen, st. v., S. 268 *her wart ûz geslagen* = von Ketten befreit (*einen in die îsen, in den kerker slahen* im Pass. K. 476, 7 und 462, 31); S. 477 *von dem konige* (= de rege) *worden do nuwe regen geslagen*, bildlich wie Lassberg. L. S. 3, 283, 24 *eine luge slahen; mit einem an slahen* S. 634 und *einen redt anslahen* = Angriff verabreden, welches schon oben berührt wurde.

schefferîe, st. f. S. 257.

schûren, sw. v., = schützen schirmen. Der Herausg. weiß im Glossar wenig damit anzufangen; gleichwohl kommt es in md. Dialecten nicht ganz selten vor, so Wernh. v. Nieder. 64, 27 und Grimm. zu dieser St.; *schuzzen unde schuren* Köditz 19, 24; *schûren unde sichern* 33, 23; 34, 3; *scheuwern unde schuczen* Forstem. Gesch. von Nordhausen 2, 28 u. 30 u. 40; Rothe Elisab. 2082; *beschûren unde beschirmen* in einer Urkunde bei Klöden Markgr. Waldemar 1, 459; *schutz unde schûr* = Obdach Schirm bei Köditz 55, 17 vergl. Schmeller 3, 387. In der Martina 34, 101 ist statt *schirden* nicht „*schûrden*" wie Keller vermuthet, sondern *schrîden* oder *schrîten (schrîeten)* zu schreiben: *Barrabas was ein schâcher — — den schrîeten si* (cfr. Math. 27, 21 *οἱ δὲ εἶπον Βαραββᾶν*!) vergl. Bartsch z. Karl. 7994. Willeh. 437, 14.

schutzen, sw. v., S. 414 *daz wazzer sch.* = dämmen.

schuzzelbrot, st. n., S. 454; auch Graff. Diut. 1, 357: *nâch hoves êre man in bot simeln unde schuzzelbrôt;* im mhd. WB. fehlt das Wort.

setztartsche, f., S. 671, vergl. darüber Frisch 2, 363ª und s. v. *paffesun* 2, 36ª; Georg v. Ehingen S. 22 und Anm. 9.

slâfern, sw. v., S. 149 *do begunde om* (?) *sere zu slafern*; S. 310 *do sloferte on* (= eum). Der Acc. ist bei diesem Zeitworte wohl allein richtig; wie er bei Karaj. Denkm. 75, 4 (= Fundgr. 1, 22, 30) und Meyer und Mooyer Altd. Dicht. 46, 132 angetroffen wird.

sterglichen, adv., S. 431 *daz crutze getruwelichen unde st. predigen*; S. 450 *die burger on st. volgeten; starcliche* im Lanzel. 384.

segenen seynen, sw. v. S. 476 *daz die unseligen hunde do die heiligen fromen gotis vortruwetin juncfrowen yngeseynten* (? Cod. Dr. *ingesemetin) gelestirt hatten*; mir scheint es gezwungen, mit v. L. das Wort *yngeseineten* als Apposition zu fassen; vielleicht ist *ungeseinet* zu lesen, wie in Pass. K. 601, 70 (die Ungläubigen) *jageten ungesegent hin Martinum von dem templo* und in Lassb. L. S. 2, 399, 225 *ungesegnet er dannen lief* (= Haupt. Ztschr. 5, 440, 227 *ungeseinit hee danne lief)* und bedeutet dort = ohne Weiteres, mir nichts dir nichts.

sprecher, S. 204 *alle spelluthe sprecher senger unde gerinden die liez her wisen us sime hofe*; vergl. Frisch 2, 306ᶜ und Diefenb. 136: gannio histrio *lied-*

sprecher sprecher; Köditz 9, 6: *von den 6 sprechern di uf meisterschaft tichten,* Haupts Ztschr. 8, 470 aus Stolle: *ein fromder pérſofant, ein sprecher, der machteſs balde ein getichte* u. s. w.

stecher = Ritter im Turnier S. 357; Frisch 2, 324[a] und v. Staufenb. ed. Engelh. 804.

stöuber, st. m., S. 357, cfr. Haupt z. Neidh. XXIII., 17.

sundern; der Gebrauch, den die Düringer Mundart von diesem Worte macht, erhellt aus folgenden Beispielen: S. 665 *do funden sie die stat ane were, sundirn die irbarn manne liefen uf die burg unde* etc. = nisi quod; S. 523 *di torme bleben ungebuwet, sundern si taten den tumherren gnug dorume;* S. 42, Z. 3; Altd. Bl. 1, 129 *aber ez ging uz eime falschen herzen, sunder si hatte eine grûsame bosheit herdacht;* ibid. 137: *mir is zu male leit daz — sunder ich weiz einen raet* = gleichwohl, indessen; 138: *er verbarg sinen zorn —, sunder he hatte einen alden man* etc.; 138: *stelle dich alse dir nichs nicht were um den schaden, sundern unter daz loch setze ein vaz;* ebendaselbst 139, 140, 159; 350: *do riten ir di andern frowen daz si ungeweint lize, sunder kloyte ez irem hern;* Köditz 56, 2; 75, 5; Stolle bei Haupt Z. 8, 312 *got wolde sêre darumme strafe, sundern si biete davor* = nisi; Alt. Ges. d. St. Nordh. ed. Forstem. S. 180 Z. 7. Hiernach ist die im Glossar 728 versuchte Bedeutung zu modificieren. Vgl. Myst. I, 50, 20; 55, 1; 77, 17; 82, 10.

sûl, S. 124: *der was einer von der sule des grosten unde eldisten* (Dr. *edilsten*) *geslechtis der Romer;* vergl. Frisch 2, 152[a].

sucher = mhd. *suochaere,* Verfolger S. 365; vergl. Parz. 205, 22; 208, 13.

strîtschif, st. n., S. 369 und 462.

termenie, f. = Bezirk, Sprengel S. 444; Frisch 2, 369 [a–b].

tjost, schust = ritterl. Zweikampf, als st. m. S. 47, wie im mnd., vergl. Bartsch zu Crane 943; auch Kolocz. 205, 545; 203, 490?; Lassb. L. S. 2, 241, 1087. Im mhd. WB. ist nichts hievon vermerkt.

obirligen, st. v., c. Dativ. S. 175 = einem überlegen sein.

ûfrucken; andere Beispiele, welche die im Glossar vermuthete Bedeutung bestätigen, bieten Erlös. 3594; Köditz 44, 19; Mencken 2, 1451 A. 3, 1185; auch im mhd. zuweilen, obgleich nicht so häufig als Rückert zu Köditz l. l. meint, vergl. Grimm z. Vrîd. 64, 11, wo die Handschriften noch dazu schwanken zwischen *zücken* und *rücken.*

ufsatz, ist im Glossar 730 erklärt mit „Aufruhr, Aufsätzigheit;" diese Deutung passt aber nicht auf S. 239 *si vorchten ez were ein boser ufsatz,* noch auf S. 544 *dis taten di borger mit bosem ufsatze;* an beiden Stellen ist es vielmehr = insidiæ, dolus, vergl. Zarncke z. Narrensch. 77, 58; Keller Altd. Gedd. 18, 1; 130, 30.

ufsoc, st. m., *âne ufsoc* = sine mora S. 249.

uneinunge = schisma S. 631.

undînen, sw. v., S. 144 *her wolde on also sere undynen also her gedynet hatte.*

unbewârt sîner êre S. 453 und 683.

untêtig, adj., = facinorosus, *meintaetic,* S. 377 *ein untetiges snodes wip;* Leys. Pred. 119, 28.

underteidingen, sw. v. S. 609.

uzgeben; c. accus. = einen begaben, ausstatten S. 288; so im Swbsp. 6, 1 ed Schilter; Forstem. Alt. Ges. der St. Nordh. 75, 163.

ûzgân eines dinges = seine rechtlichen Ansprüche auf etwas aufgeben, so S. 414 *her wolde ir des nicht uzgehin;* und in einer niederrheinischen Urkunde in Haupts Ztschr. 9, 263 *dat ich der echt vuder winis uz gegangen bin.*

ûzloufen = desertieren, vorzugsweise und ohne weitern Zusatz vom Entlaufen aus dem Kloster gebraucht, so S. 118, 169, 411; im Schwbsp. 28, 1 ed. Schilt. steht dafür *ûz varn,* sc. *ûz dem klôster,* im Gegensatz zu *ze kloster varn* Boner 85, 10. u. Myst. I, 99, 11; 246, 12.

ûz graben, dem Sinne nach mit Stehlen verwandt, wohl = ausplündern, S. 545 *rouber unde bosewichte die daz lant struten unde roubeten, mortîn unde uzgruben unde stolen* und S. 595 *wer gestolin, uzgegrabin, geroubit odir gewuchirt hatte;* dasselbe bedeutet *entgraben* im Pass. K. 431, 76; dagegen *einen von dem ubelen uzgraben* 417, 29 = ihn befreien.

uzmeling, S. 731; zu vergleichen hierzu Monach. Pirnens. 1457 *ein ausmeliger doctor,* 1485 *ein ausmayliger doctor prediger ordens.*

ûzsetzen = einen mit Erbtheil ausstatten, dotieren, wie *ûzgeben;* so S. 163 und 172 *her sine kint bestatte unde uzgesetzte.*

wazzerklister, st. m., = Asphalt S. 31.

wedermut, st. m., S. 370 und 496.

wederstendec, adj., adversarius S. 204.

wederwille, sw. m. = Unannehmlichkeit, Ungemach S. 76 *ir sult keinerlei wederwillen von mir haben;* S. 308 *her was in dem wederwillen geduldig unde senftmutig;* Forstem. Gesetzsaml. der St. Nordh. 66, 71 *zweitracht adir krig adir wedirwille* = Auflehnung, Widerspänstigkeit; im mhd. WB. kömmt das Wort nicht vor.

werst, S. 733 von v. L. geradezu für „comparat. = mhd. *wirs*" erklärt, findet sich noch so gebraucht im Georg. 5245 *noch weerste det eme der smerze,* und 5962 *wem wierst geschê dan eme dâ;* vergl. auch Grimm z. Vrîd. S. 358.

wol, wul, st. m., = mhd. *wuol,* vom Herausg. fälschlich als fem. bezeichnet, hat nun seine Erläuterung gefunden im mhd. WB. 3, 467.

wedertrotz, S. 429; ebenso Köditz 34, 13, 41, 17; auch st. f. *die widertrutze* findet sich in Gr. Roseng. ed. Grimm S. 11, 330.

weich, adj., = mollis, imbellis S. 87 *sie waren weich unde kunden nicht gestriten;* Köditz 54, 12.

walzern = volutari S. 603.

wern, sw. v., S. 507 *si hetten om unde sime bruder di lant bi irem lebinden libe ufgelazen vor dem riche unde si doryn gewerit,* wol = goth. *vasjan,* vestire, worüber Grimm RA. 602 und 505 zu vergleichen ist. Auch *hûswerunge* gehört hierher, wie Dr. bei Rothe S. 258 schreibt, = feierliche Belehnung, Installierung, während das im Text gelassene *husswirmunge* aus hs. keinen Sinn gibt.

weere = das Wehr, der Damm, S. 574 und 699; vergl. Schmell, 4, 130.

wênig, adv. S. 518 *daz on wenig ymant bistunde* = kaum jemand, fast niemand; ebenso Rulmann Merswîn 109 und 110, Thüring. Myster. ed. Bechstein 30. u. Myst. I, 142, 20 Anm.

wichsen = cera obducere, S. 388 *gewichste secke;* cfr. Köditz 62, 22 mit *wahs sterken.*

wurzewîe, st. f., S. 311, 388, 589; vergl. Ben. WB. 3, 613; Köditz 59, 20; 72, 22; 88, 17.

wenden, sw. v., S. 255 *der* (= quorum) *gerichte doran wante unde etzwaz dorzu gehorte* = daran gränzte; Pass. k. 482, 64 *swaz ez angewente* = berührte; *als verre daz holz wendit* = sich erstreckt, wie Mencken 1, 644 und Forstem. Alt. Ges. 88, 230.

zîle, st. f., S. 163 *keiser Karl hat also manche clôster gestift also manch buchstab in der ersten zile stet;* statt *erste zile* sagte man auch *oberzil, aberzil, linnol* = Alphabet, vergl. Frisch 2, 470^{b}.

zogen, sw. v. in düringischen Schriftwerken öfter = raufen, zanken, „offendere", so S. 95 *si begriffen di swerte unde wolden sich zogen;* Forstem. Alt. Ges. 30, 104; 86, 223; und S. 171 *zogen unde missehandeln;* daher *gezoge, gezoc* = „offensio", rixa, werre, Forstem. l. l. 30, 104; 33, 128; 34, 132; 36, 155; 41, 183; Michels Rechtsdenkm. 195, 39.

zwistern? S. 509 *er ersteig Warperg hindene bi deme zcwistern;* von eben dieser Örtlichkeit heißt es S. 543 *bi den zistern* (Cod. Dr. *zcisternen)*; jedenfalls = Cisterne, Brunnen, wie S. 483 Z. 3 *is was eine cisterne doruffe (uf Cruczeborg) die was vorfullt* (= verschüttet) und S. 312 Z. 17; vergl. Leys. Pred. 51, 7; Pass. K. 274, 93.

Was sonst über die Geltung der einzelnen Laute, über die vorkommenden Declinations- und Conjugationsweisen im Verhältniss zu denen des mhd. im Glossar gesagt ist, hat eigentlich nur Werth für die Sprache des Schreibers von hs.; wer über Rothes eigenthümliche Sprachweise sich hieraus wollte ein Bild machen, wäre übel berathen. Die Abweichungen der Handschrift hs. von Dr. haben dieß hinlänglich dargethan.

Zeitz, Februar 1860. FEDOR BECH.

Die Kindheit Jesu. Gedicht des zwölften Jahrhunderts, herausgegeben von Julius Feifalik. Wien, K. Gerolds Sohn. 1859. XXVI. 108 SS. 12°.

In meiner Anzeige des interessanten Büchleins im litterarischen Centralblatte (1859), musste ich der Kürze wegen den Beweis für manche dort ausgesprochene Behauptung schuldig bleiben; ich will hier das Versäumte nachholen. Eine neue Ausgabe hat die Kindheit Jesu schon wegen ihrer lieblichen Schilderungen gewiss verdient, und die Auffindung einer so alten Handschrift, wie nach Feifalik's Angabe die im Deutsch-Ordens-Archive zu Wien befindliche ist [1]), war ein Grund mehr dazu. Waren schon die Abweichungen in den bisher bekannten Handschriften der „Kindheit" so

[1]) Die Hs. ist keineswegs so alt wie F. meint, sondern gehört höchstens in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Pfeiffer.

groß, daß man genöthigt war, eine doppelte Bearbeitung anzunehmen, die durch die Wiener Handschrift einerseits, durch die Lassbergische andererseits vertreten ist, so wird durch die neu hinzutretende die Schwierigkeit noch größer, denn sie steht in vielen wesentlichen Punkten so eigenthümlich da, daß auch sie als Vertreterin einer besonderen Redaction gelten muß. Feifalik hat nun das Verhältniss der Handschriften so gefasst, daß er in der von ihm herausgegebenen Handschrift (A) die unüberarbeitete Gestalt des Gedichtes erblickt, während die Wiener Hs. 2696 (B) und das Leipziger und Dronke'sche Bruchstück (DE) eine Überarbeitung enthalten, C endlich (die Lassberg'sche Hs.) eine nochmalige Umgestaltung dieses jüngeren Textes sei. Seine Ansicht stützt der Herausgeber hauptsächlich auf zwei Stellen des Gedichtes. Ein großes Stück des Hahn'schen Textes (68, 74 — 82, 54), etwa 1100 Verse, fehlt in A, während es sich in B, C, D und vermuthlich auch in E findet. Die Unechtheit dieses Abschnittes musste also nachgewiesen werden. Es wird darin die Verkündigung des Engels an die Jungfrau, der Besuch bei Elisabeth, Josephs Verzweiflung über Mariens Schwangerschaft und die Probe, welcher sich beide unterziehen, die Reise nach Bethlehem und die Geburt des Heilandes, das Wunder mit den beiden Wehmüttern, die Anbetung der Hirten und der Magier und endlich Herodis Kindermord erzählt (S. X). In den diesem Stücke unmittelbar vorhergehenden Versen bezieht sich der Dichter auf das Lied Meister Heinrich's von Marias Mutter Anna, in welchem erzählt war (Hahn 68, 35. Feifalik 100):

Wie si von drin mannen
drî edel tohter gebar,
volkomen aller tugende gar.
diu vrouwe hête vernomen
daz von ir tohter solte komen
unser herre Jêsus Christ
(als sît von ir bewœret ist),
diu Marîâ hieze:
des riet man daz si lieze
nennen alle drîe
geliche Marîe.
der hât bescheiden mêre
von der meide hêre,
wie sie in dem templô wart erzogen
dâ künige unde herzogen
und ander edele herren
nâhen unde verren
ir tohter bâten lêren
swaz ze tugenden und ze êren
und ze wîbes zühte gezôch:
dâ von si nie gevlôch.
si hête daz heil,
daz si gevie den besten teil
und hete von got die sinne,
daz si ir meisterinne
umbe dehein schulde nie gesluoc:
si was wîs unde kluoc.
und wie ez sît dar zuo kam,
daz sie Jôseph ze konen nam.

In dem hier angeführten Inhalte widerspricht der nach Feifalik's Ansicht eingeschobene Abschnitt nicht der Aussage des Dichters, er wolle, was vor ihm schon einmal gedichtet sei, nicht noch einmal erzählen, denn der Abschnitt hebt erst nach der Vermählung Maria's mit Joseph an. Was also den Inhalt betrifft, so stützt sich des Herausgebers Beweis lediglich auf die Vermuthung (S. XIV), daß das Gedicht von Meister Heinrich auch von Mariens Schwangerschaft erzählte und bis zum bethlehemitischen Kindermorde [illegible]. In A folgen nach den oben angeführten Worten über Mariens Ver- (Feif. 128) noch folgende Verse:

und wie si (Maria) *in einer kamer verspart*
von dem heilegen geiste swanger wart,
und wie si kam unz an die frist,
daz der heilige Christ
von der meide wart geborn,
mit welhem nîde unde zorn
begunde under des
der künic Hêrôdes
des selben kindes vârn
und wie ez got geruochte bewarn,
alle diu gelicheit
ist vor genzlîch geseit.
swer des irre var,
der nem sîn anme êrsten getihte war.

Die Sprache dieser Verse verräth einen ungeschickten Dichter, der mit dem höfisch gebildeten der Kindheit nicht entfernt zu vergleichen ist. Ein Vers (135) kann nur mit drei Hebungen gelesen werden, wohl auch ebenso sind zu lesen 136. 137. 141. 149. Am entscheidendsten spricht aber der Reim *vârn : bewarn* 137: ein derartiger begegnet in dem ganzen Gedichte nicht; *stat : hât* 149 nur in A und an Stellen, deren Verderbniss oder Unechtheit ich nachweisen werde; auch der verkürzte Dativ *zorn* statt *zorne* (: *geborn*) 134 kommt dem Dichter nicht zu. Es ist also kein Zweifel, daß diese Verse vom Schreiber herrühren, daß er es war, der eigenmächtig den in seiner Vorlage ebenfalls stehenden Abschnitt (vgl. Feifalik 129 mit Hahn 69, 61) tilgte, weil er in dem der Kindheit unmittelbar vorhergehenden Marienleben Wernhers erzählt war: dieses ist also unter dem *'ersten getihte'* zu verstehen. Ist somit zwar erwiesen, daß die Kürzung des Textes in A eine vom Schreiber herrührende, nicht ursprüngliche ist, so müssen wir doch die formellen Unterschiede, die Feifalik zwischen dem fraglichen Abschnitt und dem übrigen Gedichte hervorhebt (S. XV.), berücksichtigen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Abschnitt manche Reime und Spracheigenthümlichkeiten zeigt, die sich sonst in der Kindheit nicht finden. Es sind deren mehr und weniger, als der Herausgeber bemerkt hat. Gegen den Reim *solverê : ê* 80, 61 lässt sich nichts sagen: wenn einmal das lateinische Wort im Reime stand, so konnte es nicht anders als auf langes *ê* reimen. Daß ein solcher Reim nur einmal vorkommt, darf ebensowenig Wunder nehmen: aber etwas für den Dichter der Kindheit 'unmögliches' kann ich nicht darin erblicken. 82, 45 *wære : jâren* lässt sich auch beseitigen, wenn man schreibt *wâren : jâren*, denn nach *swaz* kann der Plural recht gut stehen und der Indicativ *(wâren)* gerade so gut wie zwei Verse nachher *ersluoc* statt *erslüege*. *künden : funden* 69, 85 erhält seine Analogie in *stunde : funde* (= *fünde*) 1357 F. Dagegen ist richtig bemerkt, daß die Reime *ist : gihst* 75, 6, *lieht : gesiht* 81, 6, *nieht : lieht* 69, 75. 76, 65 nur in diesem Abschnitte vorkommen. Allein auch noch andere Reimunterschiede finden sich, die Bindung *â : a*, *man: wolgetân* 69, 11. *: verstân* 76, 70. *naht : brâht* 71, 48. *m : n*, *man : benam* 69, 81. *nam : dan* 70, 26. *fun : gencium* 81, 4. Nur der letztere Reim findet seine Analogie in *sun : Egiptum* 159. *: Jêsum* 1483. Die Pronominalform *sî* statt *sie*, *sî : Zelôni* 76, 37. 77, 67. Das Participium *geoffenôt : tôt* 81, 16. Endlich der Gebrauch lateinischer Phrasen mitten im deutschen Texte 73, 80. 78, 47. 79, 23. 79, 85. 80, 63. 81, 4; welcher Gebrauch in der geistlichen Dichtung des zwölften Jahrhunderts sehr beliebt ist. Zu ändern sind die Reime *einem : bescheiden* (l. *bescheinen*) 69, 15. *sagen : trage* 73, 39, indem man schreibt *man sol in nœten daz er sage : trage*. Übereinstimmend zeigt sich der Reimgebrauch mit dem der Kindheit in *hein* für

heim : schein 69, 29. *hête : Elisabête* 78, 70. *sie : enphie* 70, 74. : *lie* 73, 57. : *knie* 82, 11. *gesat* (statt *gesetzet*) : *stat* 75, 42. *in* (= hinein) : *hin* 76, 29. *muoter* : *tuoter* 71, 12, und in der Vorliebe für den rührenden Reim, *nam : vernam* 69, 49. *wern : gewern* 70, 2. *wart : bewart* 73, 37. *ir : ir* 74, 45. *boten : geboten* 75, 36. 78, 55. *arme : arme* 72, 71. *embar : gebar* 79, 76. *künden : urkünden* 80, 15. *heilant : lant* 81, 70. *fuoren : erfuoren* 81, 76. Es ist also wohl zuzugeben, daß für den ersten Theil der Kindheit bis zur Flucht nach Ägypten ein älteres Gedicht, ein Marienleben, benutzt und umgedichtet wurde, umgedichtet aber vom Verfasser der Kindheit, nicht später in das Ganze eingefügt, wie Feifalik annimmt.

Den zweiten Beweisgrund für seine Behauptung erblickt der Herausgeber in dem Schlusse des Gedichtes: wir müssen daher auch diesen näher beleuchten. Wenn F. bemerkt (S. XX), daß der siebenreimige Schluß in seiner Zerhacktheit für den Dichter der Kindheit unmöglich sei, so ist die Thatsache allerdings zuzugeben: aber Entschuldigung und Erklärung findet die etwas unbehilfliche Form in der Schwierigkeit der Reimhäufung zu einer Zeit, wo man eben erst anfieng überhaupt in reinen Reimen zu dichten. Dieß zugestanden, hat der Schluß in B formell keine Schwierigkeit. Betrachten wir aber die Form in A: hier finden wir unter den letzten eilf Reimpaaren (1817—38) fünf, also zehn Reimzeilen, die dem Gebrauche des Dichters widersprechen, nämlich die Reime *dar : jâr* 1819, die Verkürzung *rîch* für *rîche*, regnum, : *herticlîch* 1827, was man freilich ändern könnte in *rîche : herticlîche*, mit vier Hebungen und überklingender Silbe. Die Verkürzung *spât* für *spâte* : *getât* 1833. *phat : rât* 1835. *namen : âmen* 1837. Auch der vierfache Reim 1833 — 36 begegnet nur an dieser Stelle. Daraus ergibt sich doch wohl mit Sicherheit, daß der Schluß in A unecht ist; und damit wird andererseits die Echtheit von BC ebenso erwiesen wie bei jenem längeren Stücke. Den Dichter der Kindheit Jesu werden wir nach wie vor in Konrad von Fußesbrunnen zu erblicken haben: das Gedicht fällt in die Grenzscheide des 12. und 13. Jahrhunderts und recht wohl kann der von Diemer um 1186 nachgewiesene Kuonrat de Vuozprunnen identisch mit dem Dichter sein, da dieser in jedem Falle ein Österreicher war. Die Erklärungsweise, wie der Name in die Kindheit Jesu gekommen sein soll, (S. XXX), ist eine sonderbare und sonst nicht nachweisliche.

Wie sich an beiden Stellen der Text von A als ein jüngerer verräth, der daher wohl schwerlich noch dem zwölften Jahrhundert angehört, kaum dem Anfange des dreizehnten, so zeigt sich auch im einzelnen, wenn man die Lesarten vergleicht, daß nicht der Schreiber von B, sondern der von A absichtlich änderte, daß er namentlich alterthümliche, zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchliche Worte ungeschickt entfernte. Ich lasse diese Stellen mit einigen andern Bemerkungen über den Text folgen.

23. *ûz unde în*, auf *sîn* reimend: dem österreichischen Dichter kommt *în* zu, wie auch der Stricker immer sagt; ebenso ist zu bessern *dar în : hîn* 642. 1517. Dagegen findet sich allerdings *în* reimend auf *sîn* 577. : *wîn* 1199, allein wir werden nach der Mehrzahl der Stellen (es kommt noch Hahn 76, 29 hinzu) und der Analogie der übrigen österreichischen

Dichter in den beiden letztgenannten Stellen eher ungenauen Reim annehmen als in jenen.

25. Ich bemerkte, daß der Schreiber von A für den selteneren alterthümlicheren Ausdruck den gewöhnlicheren zu setzen liebt: so hier *volendet* für *vol errechet* 'vollständig durchgeführt' [1]).

59. nach *geladet* darf nur ein Komma, kein Punkt stehen.

69. gegen den aus dieser Stelle gezogenen Beweis gegen B habe ich mich schon im lit. Centralbl. ausgesprochen; vgl. S. XVII.

84. nach dieser Zeile hat A noch zwei. Man stelle beide Texte einander gegenüber.

A.		B.	
81.	*daz ichs niht für bringen kan*		*daz ich des niht volbringen kan*
	mir enkome ze helfe dar an		*mir(n) kome ze helfe dar an*
	gotes kraft und sîn lêre		*sîn kraft und sîn lêre.*
	durch siner muoter êre.		*durch siner muoter êre*
			sô ruoche er mir gestungen
			daz herze und die zungen
	der minen sin mache sô breit,		*dar* (l. *dar zuo*) *machen gereit*
	daz ich von siner kintheit		*daz ich von siner kintheit*
	alsô gesprechen müeze		*alsô gesprechen müeze,*
	swâ mich der werlde süeze		*swâ mich der werlde süeze*
	ûf ander rede geschundet hât		*ûf ander rede geschündet hât,*
	das der dise spreche mat.		*das der mit dirre werde rât.*

Die Entscheidung wird nicht schwer fallen, welcher Text der echte ist. A lässt zwei Zeilen weg [2]), wegen des Wortes *gestungen*, und so beginnnt 85 A mit einem Relativum, dem kein Hauptsatz folgt: man müsste also umkehren *der mache minen sin sô breit*. *breit* ist so ungeschickt wie möglich. In den beiden letzten Zeilen hat A den unerlaubten Reim *hât* : *mat*, gegen dessen Vorkommen weniger zu sagen wäre: aber er findet sich merkwürdiger Weise nur an Stellen, in denen A auch aus andern Gründen verdächtig ist. Die Stelle am Schlusse, wo *phat* : *rât* reimt, habe ich schon erwähnt. 149. reimt *stat* : *hât* an der Stelle, wo A die 1100 Verse auslässt; hier ist die erste Zeile *hie an einer stat* ein ganz müßiger Zusatz, außerdem ein schlechter Vers (vgl. oben S. 249). 605 *bat* : *hât* vgl. unten S. 253.

---

[1]) *Vollerekket* auch C, die Lassbergische Hs., die zwar eine noch viel durchgreifendere Überarbeitung enthält als A, aber gleichwohl in unzähligen Fällen durch Übereinstimmung mit B die Mittel zu sicherer Herstellung des Textes darbietet. Mit ein paar Ausnahmen beschränke ich mich hier darauf, den von Bartsch besprochenen Stellen die Lesarten von C einfach beizufügen; sie werden hinreichen, den Werth von B ins Licht zu stellen. Weiter hier zu gehen verbietet der einer Rec. zu gestattende Raum und wäre auch überflüssig, da das Gedicht des Konrad v. Fußesbrunnen eine neue, bessere und vollständige Ausgabe verdient. Für eine solche steht meine Abschrift von C mit Vergnügen jedem zu einer solchen Arbeit Berufenen zu Dienst.
Pfeiffer.

[2]) In C fehlen die beiden Zeilen ebenfalls; 84. 85 lauten: *durch siner muoter êre mache er mir den sin breit;* aber 90: *das der mit dirre werde rat* wie B.

161. *belîb dâ unz ûf die tage, daz ich dir aver sage; die tage* so gebraucht ist höchst auffallend und sinnwidrig, man erwartet *unz ûf den tac.* B liest *und vâret des mit dem slage* [1]), was der Schreiber von A nicht verstand und darum änderte.

190. *si wâren sîn ungewon* A : *wâren der tagalt ungewon* B; auch hier ist klar daß A änderte und den Ausdruck *tagalt* entfernte.

211. *schier : tier*, mit unerlaubter Verkürzung des Adverbs, die sich auch am Schlusse in A findet *(spât)*: B liest richtig *schiere : vil tiere*, als Genitiv.

220. *ir künste* A: *ir heimlîch* B (= C); in B der seltenere, gewähltere Ausdruck.

226. es folgen in B (und C) vier Zeilen, die A nicht hat: allein bei dieser Auslassung schließt sich 227 A schlecht an das vorige an. *ir gemüete* scheint aus *dise missemüete geselleschaft* (vgl. 1020 A) in B durch Missverständniss hervorgegangen.

321. *în : schîn* A, um den rührenden Reim *în : în* (hinein) zu entfernen: wir werden noch mehrfach sehen, daß A rührende Reime nicht liebt, während sie dem Dichter sehr geläufig sind.

362. ist die Lesart von B *(wrfen)*, die *wurben* meint, vorzuziehen, vgl. 1084 [2]).

383. *nâ* für *nâch (: sâ)*, nur hier, während *nâch* im Reime auf *gâch* 1573 steht (vgl. 1521). Die Form *nâ* muß bei einem österreichischen Dichter auffallen (vgl. mhd. WB. 2, 292[b]); überdieß ist *des nœhsten tages dar nâ* eine elende Tautologie, die dem gewandten Dichter nicht zuzutrauen ist. Ich glaube der Schreiber verschrieb sich, *na* für *an*, und um nicht ändern zu müssen, flickte er an *gewan (: an)* das ebenso ungeschickte *sâ*. Auch die folgenden Zeilen sind in A wieder recht ungeschickt, namentlich erscheint 388 als ganz müßiger Zusatz, während in B (85, 42) das folgende gut anschließt.

394. *saget (: maget)* für *sagete;* diese Kürzung kann dem Dichter zukommen, da sie auch Neidhart hat. Dann wäre die Lesart von B eine Änderung, um das Richtige einzusetzen.

395. 96. wörtliche Wiederholung von 165. 66; B scheint mit Recht beide Zeilen auszulassen [3]).

405. *daz in niht wol gezemen mac* A: den richtigen Sinn gibt allein die Lesart von B, *geslûnen* für *gezemen* 'daß sie nicht rasch vorwärts kommen können.' *gezemen* ist wieder eine Änderung in A, um den selteneren Ausdruck zu entfernen [4]).

Nach 408 hat B zwei Zeilen, die A vielleicht wegen *quiten* ausließ.

449. *dar an ist zwîfels niht* A: *des verchunnen wir uns niht* B; in B wieder der seltenere Ausdruck, ebenso 452 *swaz ein man dem andern tuot*, B *daz gebûr anderm tuot*, im sprichwörtlichen Ausdruck gerade wie franz. *vilains*: und Hindurchgang durch eine französische Quelle halte ich mit dem Herausgeber für wahrscheinlich.

---

[1]) *mit dem slage* so auch C.

[2]) *erworben* auch C.

[3]) Sie fehlen auch C.

[4]) Es ist vielmehr mit C *gezouwen* zu lesen. vgl. *zuwen* Jeroschin S. 289.

460. *alsô*: offenbar ist *alze* (B) das richtige.

495. *wie wart der mûedinc ie sô alt* A : B hat besser *er* für *der* [1]).

504. für *hie* muß doch wohl *ie* gelesen werden [2]).

555. *sô mortlîchiu dinc pruofte* (B *brûvete*) : ich glaube nicht *brûeven* sondern *briuwen* ist gemeint, vergl. 782 und mhd. WB. 1, 260 [3]).

569. *vor iwer* ist unmöglich richtig: auf das richtige weist die ebenfalls entstellte Lesart von B *vor nu*, vgl. die ganz gleiche Stelle 82, 2: *nu gie er vor in after wege* [4]).

586. *bint dir* (= BC) ist der allein richtige Ausdruck, *bint dich* in A ist falsch, ebenso steht 611 in A unrichtig *vil wol si sich bant* für *ir bant*, wie B liest.

604. *besach es* (für *besache es*) : *gemaches*; kann richtig sein. B liest mit rührendem Reime *gemaches* : *du gemaches* und dieß erweckt Verdacht gegen A, daß der Schreiber einen rührenden Reim entfernen wollte. Wegen der Abwerfung des *t* in der 2. Person ist *tages* : *vertrages* 1756 zu vergleichen, welchen Reim auch A hat. Gleich der folgende rührende Reim 605 *bat*: *bat* ist von A durch eine ungeschickte Änderung beseitigt und ein falscher Reim *bat* : *hât* (noch dazu für *hâte*) an die Stelle gesetzt. Es kann doch unmöglich Zufall sein, daß, wenn A den ursprünglichen Text verträte, B (und C) an so vielen Stellen gerade rührende Reime dafür eingeführt hätte.

685. *wis bereit dar zuo* A: *bis gewarnet dar zuo* B, wieder der seltenere Ausdruck.

693. 4. *dô ergangen was diu naht und ir zît hete volbrâht* A: *nu was ergangen diu naht suhticlîchen âne braht* B [5]). Die Lesart von A ist eine matte Wiederholung, der Schreiber verstand das *braht* nicht und änderte darum. Ein Reim wie *naht* : *brâht* ist in der Kindheit nicht gestattet.

700. l. *tîe*.

710. *vor dem tische si stânt*, A (= C) *si ûf stânt*, also in A auch hier der gewöhnlichere jüngere Ausdruck.

713. lies *gûete* : *mûete*, denn alterthümliches *uo* für *ûe* braucht der Dichter nirgend, das Prät. *mûete* für *muote* ist nicht ungewöhnlich, vgl. mhd. WB. 2, 229[b].

757. *schiere* A : *seine* B [6]), offenbar ist letzteres das richtige, der Sinn 'wenn wir auch noch so langsam fahren, so finden wir doch alle Nacht eine Herberge in bewohnter Gegend; wir brauchen keine großen Tagereisen zu machen, wenn wir uns nach dem Meere zu halten.'

776. *wâ* ist unrichtig, es muß heißen *war*; *war* in B steht für *wâ er* [7]).

---

[1]) *er* auch C.

[2]) *hie* auch C.

[3]) Diese Vermuthung wird durch C nicht bestætigt: *der e so mortlichiu dinc in sinem herzen bruote*, hier also *brüeten*, brüten; aber *prüeven* ist unbedenklich: *sie pruoften ungetriuwen mort* Walther 105, 20.

[4]) *vor iu* C.

[5]) *do zergangen was diu naht mit schœnen zühten ane braht* C.

[6]) C *sanfte*.

[7]) C *nu dahte er wa er baz lande* = B.

817. *getroge*, wie B (= C) liest, ist das richtige (vgl. mhd. WB. 3, 106[a]), nicht *betroge*: die Änderung ist wieder ein Zeichen, wie oft der Schreiber von A missverstand.

825. *sîn : in* A, mit unrichtigem Reime; *in* ist offenbar Zusatz, *hie bî* bedeutet 'hier in der Nähe' und steht ebenso 1599 *hie bî : sî*; statt *sîn* ist der Conjunctiv *sî* zu lesen [1]).

839. es ist *megen* statt *mügen* zu lesen, wie auch wohl B *(niegen)* las: jene Form ist durch den Reim *megest : legest* gesichert [2]).

921. auf die Entstellung von A, die hier besonders deutlich ist, habe ich schon lit. Centralbl. hingewiesen.

A.	B.
daz im sît kom ze guote	*wan ez kom im sît ze staten.*
do er nâch sîme alten muote	*do er eines tages mit sînen gaten*
rouben wolde nâch ir site.	*wolte rouben nâch ir site.*

Der Schreiber von A entfernte *gaten* 'Genossen', aber so ungeschickt, daß er die Beziehung darauf in der folgenden Zeile *nâch ir site* stehen ließ.

Auch 924 ist in A entstellt, *liuten* steht ungeschickt und den Vers überladend am Anfange von 925, es müsste doch heißen *mit : sit.* B bietet auch hier das richtige.

964. *sprach* lesen beide Handschriften: das richtige *brach* hat schon Hahn vermuthet. Die ganze Stelle ist dann so zu interpungieren:

an ir libe si sich rach.
als ein tobendez wîp si brach
daz hâr ûz der swarte.
vil freislich si zarte
diu kleider von ir libe.

Die Verse 1015—22 fehlen in B. An ihrer Echtheit zu zweifeln liegt kein äußerer Grund vor [3]).

1067. des Herausgebers Interpunction ist gegen den mhd. Sprachgebrauch: entweder ist *daz* (ohne Komma) Conjunction oder Accus. von *erzîugen* abhängig, und muß mit B ein zweites *daz* am Anfange von 1068 gesetzt werden.

1070. das Komma nach *vone* ist zu streichen.

1084. lies *wurben umbe gewin* für *wurfen* in A: zwar hat auch B *wurfen*, aber ebenso steht 362 *wrfen* für *wurben* [4]).

1100. die vier Zeilen, die hier in B folgen und in A fehlen, sind gewiss echt [5]). Die Ursache der Entfernung ist in 94,11 zu suchen, welche Zeile der Schreiber von A nicht verstand.

---

[1]) *mich dunket des swa er si, si wissent naiswa hie bi einen got* C.

[2]) 848—52. Auch hier liegt das Verderbniss auf der Hand. BCD lesen: *unser göte — der êre nu dâ nider (hie zerbrochen* C*) liget. swer nu niht an in gediget (den nu niht an diget* C*) — dem* etc. A setzt 849. 50. *die sô zebrochen ligent. alle die an in niht digent* — aber 852. richtig *dem.*

[3]) Sie stehen auch in C.

[4]) *vrbent* C.

[5]) Sie stehen auch in C.

1152. 3. als Ausruf gefasst gibt keinen Sinn: vielmehr ist *swie* (BC) das richtige und 1154 ff. gehört als Nachsatz dazu.

1161. *wie möhte daz werden geseit* A: *waz töhtez allez bereit* B; auch hier wird man nicht anstehen in Bezug auf *töhte* B den Vorzug zu geben [1]).

1194. die in A hier fehlenden Zeilen (95, 27. 28 H.) sind wiederum wegen des rührenden Reimes *lûtertranc : tranc* entfernt [2]).

1213. *bî sîte*, wie F. schreibt, würde heißen 'bei Seite', der Sinn ist aber 'Seite an Seite, eng aneinander' und das heißt *besîte*, wie B liest. Nach *besîte* ist ein Punkt zu zetzen.

1228. in A wieder entstellt, um das ungewöhnliche *egerde* zu beseitigen. Das beweist der Reim *phlach : gebrach*, der sonst nirgend in dem Gedichte vorkommt [3]).

1242. *der* kann nicht fehlen: man lese mit A *wer dâ spîsære oder schenke wære* oder mit B *wâ der spîsære oder der schenke wære*. Feifaliks Text bietet eine unstatthafte Mischung beider Lesarten [4]).

1271. *der* ist zu streichen; es fehlt richtig in B (und C.)

1279. 80. kann *bereite : leite* geschrieben werden, wie 1455 reimt.

1284. ist directe Rede *'sô gebt uns zezzen oder ê'* mit häufigem Übergange; vgl. Haupt zu Neidhart 62, 20.

1363. *stette* (für *stete*) : *spanbette* kann nicht richtig sein, eher, wiewohl auch hart, *stet : bet* [5]).

1376. *ziuch mir daz ab als ez behage* A: ungeschickte Änderung des rührenden Reimes in B *ziuch mir daz abe mit der sage* (Säge) : *sage*.

1378. *verhandelen* B: das seltene Wort ist in A entfernt, dafür *missewürken* und aus diesem Grunde die beiden folgenden Zeilen ausgelassen [6]).

1412. *væle* B: das gewöhnlichere *schôz* dafür in A. Unrichtig wechselt A zwischen Mascul. und Femin. vgl. 1418. 1658.

1429—36 fehlen in B [7]): nach dem Reime *nâch : geschach* zu urtheilen sind sie unecht. 1429 namentlich ist eine nichtssagende Zeile.

1445. lies *da er*, denn beide Silben werden verschleift.

1485. 6. auch hier ist der Grund der Änderung in A ersichtlich. A *des begunden sie toben unschôn unde ime vaste drôn*, B *des begunden si im starke drôun unt ungezogenlîchen stôun*, letzteres Wort sollte entfernt werden und daher die unerlaubte Verkürzung *schôn*.

---

[1]) 1165—69 sind mit BC zu lesen: *wan minneclîche grüeze manege und vil süeze — dér bôt si in genuoc.*

[2]) C=B.

[3]) 1236 lautet bei Feif. *durch got, war umbe entrinkets niht.* Was soll das angehängte *s* bedeuten? A liest *entrinchet ez*, also der Dualis *ez*, wofür BC *ir* haben.

[4]) lies *wâ der spîsære od der s. w.*

[5]) *von der stat der im ein spanbette wurchen bat* C.

[6]) C = B.

[7]) ebenso in C.

1489—92. unecht, wie der Reim *an : gegân* zeigt [1]).

1509. 10. auch hier ist die Lesart von B ungleich besser [2]), A bewegt sich wieder in lästiger Wiederholung und in Misslauten wie *vâhen : gâhen vâhen.*

1521. *bach : gâch* reimt A, *nâch : gâch* B; ersterer Reim ist falsch, *nâch : gâch* reimt auch A 1573.

1559 lies mit B *enem*, denn *smâhen* ist intrans., bei *ener* müsste *smœhen* stehen [3]).

1571. 2. in A um eine Hebung zu kurz, in B (= C) richtig.

1610. gehört zu Marien Rede und ist nach B zu bessern.

1619. *berch : geberc*; auch hier hat A den rührenden Reim entfernt und desshalb zwei Zeilen eingeschoben: auch das seltene *geberc* trug zur Änderung bei [4]).

1631. lies *daz* für *das.*

1634. *sîn kraft* fehlt mit Recht in B (= C).

1643. *ungenôt* 'freiwillig' von A für das alterthümliche *dankes* (B) gesetzt.

1728. lies *höfschez* für *höfsches.*

1746. A *zefluren* für das seltnere *zemüschen* in B.

1768. *frömdes* in A ist entstellt aus *fromes frumes*, wie B liest.

1779. 80. *lis* : *ist* mag als ungenauer Reim gelten; doch ist wahrscheinlich auch hier die Lesart von B das richtige. Ursprünglich hieß es wohl:

lâ dîne vrâge unde lis
daz vor geschriben ist und wis
gedultic alse diu kint,
diu mir sam du bevolhen sint.

Der Schreiber von A setzte den Punkt schon nach *ist* und zog *wis* zur folgenden Zeile.

Ich glaube es kann nach diesen Ausführungen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Text in A, nicht der in B, der umgearbeitete willkürlich geänderte ist. An so vielen Stellen sind die Gründe zu ersichtlich, daß man auch an den anderen B den Vorzug geben wird. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Text in B von Entstellungen, Zusätzen und Weglassungen frei ist.

ROSTOCK, November 1859. KARL BARTSCH.

---

[1]) fehlen auch C.

[2]) C = B.

[3]) C *ienem.*

[4]) C stimmt mit B.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

SOMMER UND WINTER.

VON

LUDWIG UHLAND.

(Zu derselben Abhandlung, wie Germ. 2, 218. 3, 129.)

Der Gegensatz von Sommer und Winter, der einst auch dem ritterlichen Minnesange Stimmung und Farbe gab, hat sich in Liedern und Gebräuchen des deutschen Volks noch besonders zum persönlichen Kampfe jener beiden Träger der alten Jahreseintheilung gestaltet.

Am Sonntag Lätare, zu Mittfasten, wann Frost und Frühling sich die Wage halten, wurde, noch in neuerer Zeit, hauptsächlich auf beiden Seiten des Ober- und Mittelrheins ein ländliches Kampfspiel begangen. Zwei Personen, Sommer und Winter vorstellend, die eine in Laubwerk, die andre in Stroh oder Moos gekleidet, ringen mit einander. Der Winter unterliegt und wird seiner Hülle beraubt. Von der versammelten Jugend, die mit weißen Stäben ausgezogen ist, wird dabei mancherlei gesungen, dem Sommer zum frohen Empfange, dem Winter zum Hohn und Trotze: ‚stab aus, stab aus! (staubaus!) stecht dem Winter die Augen aus!' [1]). Die älteste bestimmte Meldung von diesem Spiele steht in Sebast. Francks Weltbuch 1542 (Bl. 131[b]): 'Zů mitterfasten ist der Rosensontag etc. An disem tag hat man an etlichen orten (in Franken) ein spil, daß die

[1]) Hieher und zum Nachfolgenden das reichhaltige Cap. XXIV der d. Mythol., zunächst S. 724 ff. Gebrauch im Elsaß: Aug. Stöber, Erwinia 1839, S. 222; zu Heidelberg: Briefe der Prinzessin Elisab. Charlotte von Orleans, 1676—1722, Stuttg. 1843, S. 14. E. Meier, d. Sag. aus Schwaben, S. 386. — Zu 'stab aus!' vgl. Schmeller 3, 602. Myth. 725. Ruol. liet. 153, 33 ff.: *den spiz er uf hůp. | über daz houbit er in slůc. | daz im di ougen sprungen.*

bûben an langen rûten bretzlen herumb tragen in der statt, und zwen angethone mann, einer in Singrûn oder Ephew, der heißt der Summer, der ander mit gmôß angelegt, der heißt der Winter, dise streitten miteinander, da ligt der Summer ob, und erschlecht den Winter, darnach geht man darauff zum wein.' Des Singens ist hier nicht besonders gedacht, auch in den übrigen Nachrichten erscheint der Aufzug als Hauptsache, die alterthümlichen Reime sind begleitender Zuruf[2]). Daneben aber hat sich frühe schon das ausgeführte Gesprächslied der streitenden Jahreszeiten entwickelt und während die vorwaltend mimische Darstellung sich in der sichtbaren Niederlage des Winters am besten verständlich machte, war umgekehrt der Wettstreit mit Gründen wohl geeignet, die beiderseitige Berechtigung im wohlgeordneten Jahreslaufe darzuthun und hiedurch einen versöhnlichen Ausgang herbeizuführen.

So stellt sich denn zunächst der Meldung des Weltbuchs das in Druckblättern von 1576 und 1580 vorkommende Lied (Volksl. Nr. 8), nicht eben durch dichterische Schilderungen ausgezeichnet, bedeutender durch altvolksmäßige Anlage und die weiten Beziehungen, die es eröffnet. Sommer und Winter treten an dem fröhlichen Tage, da 'man den Somer gewinnen mag', in einem Kreise von Zuhörern (laut der wiederkehrenden Anrede: 'alle ihr Herren mein!'), einander entgegen zu raschem Wortwechsel: wer des Andern Herr oder Knecht sei. Der Sommer mit den Seinigen zieht 'aus Österreich', dem sonnigen Osten (vgl. Germ. 3, 142 f.), daher und heißt den Winter sich aus dem Lande heben, Dieser kommt aus dem Gebirg und bringt mit sich den kühlen Wind, er droht mit einem frischen Schnee und will sich nicht verjagen lassen; der Winter rühmt sich der weißen Felder, der Sommer der grünen; Jener ist ein grober Bauer, trägt rauche Pelzschauben; zu des Sommers Zeiten wächst Laub und Gras, zu denen des Winters wird manch kühler Trunk gefunden; der Sommer bringt Heu, Korn und Wein, aber was er einführt, wird alles im Winter verzehrt; zuletzt behält gleichwohl der Sommer Recht, der Winter nennt sich seinen Knecht und

[2]) Konrad von Ammenhausen, um 1337, gibt am Schlusse seines Schachzabelbuchs nachstehende Verszeile, wohl den Anfang eines damals bekannten Lieds: *Hinne stûlnt wir den winter jagen* (Heidelb. Hds. 398, Bl. 137. Adelung 2, 147. Beitr. von Kurz und Weissenbach 1, 51. Vgl. Roxb. Ballads, Lond. 1847, S. 254: *To the Tune of To drive the cold winter away*); dies kann freilich, wie manches Ähnliche bei den Minnesängern, auch ohne Beziehung auf ein Volksspiel ausgerufen sein.

bittet ihn um seine Hand, damit sie zusammen in fremde Lande ziehen, hierauf erklärt der Sommer ihren Krieg für beendigt und wünscht Allen eine gute Nacht.

Dass man dieses Singgespräch in Schwaben gut kannte, beweist die Umdichtung desselben, mit unverändert beibehaltenem Kehrreim, zu einem Wortwechsel zwischen der Stadt Ulm und einem Soldaten, vom Jahre 1628 [3]). In der Schweiz war solches noch neuerlich gangbar, wie vermuthet wird, aus Schwaben herübergekommen, im Ganzen von gleichem Zuschnitt, im Einzelnen vielfältig anders. Da sät der Winter den Schnee im Feld herum, er hat eine Tochter, die er nimmermehr dem Sommer geben würde; Dieser begehrt sie gar nicht; sie ist missgestaltet und ungescheidt; besonders wird ausgeführt, wie Alles, was der Sommer geerntet, dem Winter anheimfalle. Die Schauspielleute, welche den Wettgesang aufführen, gehen des Winters (an Fasnacht) herum, oft mit einem großen 'Gesinde' von Kindern. Der Sommer trägt, die Wärme anzudeuten, ein Hemd über, in der einen Hand hält er einen Baum mit Birnen und Äpfeln, in Flittergold gehüllten Nüssen und flatternden Bändern, in der andern einen vielfach gespaltenen Knüttel; sein Gegner hat einfache Winterkleidung und ebenfalls den Knüttel, welcher dazu dient, nach jedesmaligem Absetzen dem Andern damit auf die Schulter zu klopfen, dass es laut patscht, den Kindern zu mitleidiger Rührung. Am Schlusse, bei der Versöhnug, singen Beide mit einander, der Eine Diskant, der Andre Sekund. Diese Vorstellung wird 'Sommer und Winter' genannt [4]). 'Sommer und Winter spielen oder singen'

---

[3]) Hds. der Stadtbibl. zu Ulm, 'Pasquillus 22. Jan.—1. Febr. anno 1628', 28 Str., Anfang:

'Ulm. Ach liebe soldaten waß thuet eß bedeüten,
daß ewer souil zulauffen vnd reitten?
alle alle ihr herren mein, der Winter ist fein.

Soldat. Vi[n]cenzen tag der wert ja noch,
der ist jetzt keller vnd Lorenz koch;
alle alle ihr herren mein, der Sommer ist fein.'

[4]) Tobler, Appenzell. Sprachschatz, Zürich 1837, S. 425 f. Eine andre, etwas kürzere Aufzeichnung des Liedes verdanke ich Herrn Friedr. von Tschudi, der dazu bemerkt hat: 'Das Streitlied zwischen Sommer und Winter wurde in meiner Jugend (und auch jetzt mag es noch geschehen) in meiner Heimat Glarus, in den Kantonen Schwyz und St Gallen, gar plastisch während der Fastnachtzeit aufgeführt. Der Winter im Pe'zgewand mit Ofengabel und andern Insignien bewaffnet, der Sommer in schmuckem Festgewand mit Reisern und Äpfeln, als lieber Gast besonders den

ist auch in Baiern gebräuchlich; der Winter in Pelz eingehüllt, der Sommer einen grünen Zweig in der Hand führend, singen in den Häusern herum einen gereimten Wettstreit über ihre Vorzüge, und enden damit, dass der Sommer den Winter zur Thür hinauswirft [5]).

Wie in die Gegenwart herab, so lässt sich in hohes Alter hinauf dieses Kampfgespräch verfolgen. Hans Sachs hat es in seine vielverarbeitende Werkstätte gezogen. Sein 'Gespräch zwischen dem Sommer und dem Winter', mit der Jahrzahl 1538, verlegt, vom Volksgebrauch abweichend, den Streithandel auf St. Mattheus Tag, die Herbstgleiche, und lässt denselben in einem Lustgarten spielen, worin ein schöner 'rösleter' Jüngling, mit Blumen bekränzt und mit Weinreben, daran allerlei Früchte hangen, gegürtet, einen grünen Ast in der Hand tragend, sich ergeht, während ein eisgrauer, langbartiger, uralter Mann, mit Pelz und Filz angelegt, die Hände in den Busen steckend, durch den Zaun schaut und dem Jungen zuruft: 'hör, Sommer, nun mach dich darvon, dein Zeit ist aus, lass mich einschleichen!' In langer Wechselrede streicht Jeder seine Leistungen und Lustbarkeiten auf Kosten des Gegners heraus. Dem Winter wird mit Andrem vorgeworfen, er bringe selbst keine Frucht und verzehre nur was der Sommer zuvor eingesammelt; statt dass zur Zeit des Sommers in den finstern Wäldern die kleinen Waldvögel singen, höre man in der des Winters die Wölfe heulen und die 'forchtsamen' Stockeulen. Den Vogelsang hält der Winter für entbehrlich, er lässt gute Vögel fangen und zu St. Martins Lobe gebraten hereintragen. Sonst gehört zu den Vergnügungen des Sommers: Erfrischung an den kühlen Brünnlein, Fischen, Fechten, Steinstoßen und Springen, Tanzen, Wildbad u. s. f.; zu denen des Winters: Rockenstube, Schleifen auf dem Eise, Schneeballen, Spielen um Nüsse in den Feiernächten, Schweinschlachten der Bauern,

---

Kindern, sangen von Haus zu Haus den etwas kauderwelschen Wechselgesang. Der Text, den ich mit Mühe aus dem Munde einer alten Frau (bisher allein) bekommen konnte, scheint ursprünglich ausländisch zu sein, hat sich aber wie mit der Sitte so auch mit der Sprache unsers Volkes und seinem Witze mannigfach zersetzt. — Die Aufführung bringt es mit sich, dass der Singende dem Andern am Ende der Strophe mit einem Holzfächer einen laut klatschenden Schlag gibt.'

[5]) Schmeller 3 (1836), 248. Oberbairische Zurüstung des alten Streitliedes bei Panzer, Bair. Sagen und Bräuche 1, 253 ff. Ähnliches in der Ukermark an Weihnachten, Kuhn und Schwartz, Nordd. Sag. 403 f. Kuhn in der Zeitschr. f. d. Alt. 5, 478. Aus Göpfritz in der Wild (Nieder-Österreich), am Faschingsdienstage, bei Th. Vernaleken, Myth. u. Bräuche des Volkes in Österr. Wien, 1859, S. 297.

Schlittenfahrt der Bürger, vormals auch Stechen um Fasnacht, Mummerei und Fasnachtsspiel. Dem Sommer sagt es zu, dass sieglustige Fürsten zu Felde liegen und ihr Gezelt aufschlagen; der Winter vertreibt die Kriegsleute und hemmt das Blutvergießen, das manch Mutterherz traurig macht. Als zuletzt der Sommer aus dem Garten weichen muß, obgleich auf seine Wiederkehr im Lenze vertröstet, und nun der Winter eintritt, da geht die glänzende Sonne zur Rast, die Blätter falben und fallen ab; und sowie der Winter selbst schon behauptet hat, gleich seinem Widersacher von Gott verordnet zu sein, bedenkt schließlich der Dichter, Garten und Sommerhaus eilig räumend, wie überaus wohlthätig Gott die Jahreszeiten eingetheilt habe [6]).

Eine Handschrift des 15. Jhd. mit Liedern meistersängerischer Art gibt den unversöhnten Zwiespalt und lässt auch aus der ungelenken Schulform dichterische und volksmäßige Klänge vorbrechen. Der Winter dünkt sich einen ruhmreichen Herrn, was er jedoch ertödtet, was er greis macht, das traut sich der Sommer zu beleben und zu verjüngen. Jener fordert auf, den Harnisch anzulegen, Dieser rühmt sich, das Reis zu schaffen, das feine Röslein trage; vor dem Winter verbinde man Mund und Ohren, er, der Sommer, lasse lichte Wänglein schauen (vgl. Hadlaub, MS. 2, 287 f. 4); der Winter droht, die lichten Wangen und die Blumen auf der Heide fahl zu machen. Der Sommer hebt im Maien fröhlich zu singen an, wovon selbst manches wilde Thier im Walde aufspringt, damit ist wohl gemeint, dass sein Gesang in den der Waldvögel aushalle; noch vor Sanct Martins Tage spricht zu ihm der nüchterne Winter: 'du treibst Wunder im Gehölz, deinen Gesang will ich dir erstören, du singest mir, ich will dir sagen.' Als Wintersingen vor den Häusern muß freilich die Stimme der Schlachtschweine gelten. Bis auf Sanct Matheis Tag baut der Winter manche Brücke, dann kommt der Sommer und wirft die Eisbrücken ab, fortan lobt nur ihn der Dichter vor Männern und Frauen (Beil. 1).

Aus dem 14. Jhd. betreffen diesen Wettstreit ein Lied, das vom Niederrheine zu stammen scheint, und ein kleines niederländisches

---

[6]) Hans Sachs, Gedichte Bd. 1, Nürnb. 1558, Bl. 419 ff. Ein besondrer Druck des Gesprächs Nürnb,, 1553 ist angemerkt bei Gödeke, Grundr. 347. In der Sammlung (1, 421) folgt ein andres, erzählendes Gedicht von 1539: 'Der Krieg mit dem Winter.' Dieser nimmt feindlich mit Heeresmacht das Land ein, das Volk schreibt um Beistand 'zum Glentzen' (Lenze), der den Maien zu Hilfe bringt, worauf der Winter entfliehen muß.

Schauspiel. Das Lied beginnt mit Wechselrede: der Sommer klagt Mannen und Freunden, dass ein Herr von großer Macht ihn vertreiben wolle; dies ist der Winter, der nun das Wort ergreift und dem Sommer droht, dass der nahende Frost *(der van Scoenvorst)* ihn fangen, schatzen und schlagen werde; Eis und Hagelstein stimmen dem Winter bei, Sturm *(her Storm)*, Regen, Schnee und scharfe Winde nennt er sein Gesinde. Der Dichter beklagt den Hingang des Sommers, erzählt aber nachmals, wie der Ersehnte zurückkehrt, den kalten, aushungernden Winter vom Lande jagt, sein Erbe von Neuem einnimmt, Blumen, Vogelsang und allgemeine Freude wiederbringt; erschlossen werde nun der Sälden Schrein, darin Rosen feurig wie Rubine blinken. Zuletzt fragt der Dichter Alle: welchem der Beiden sie nun lieber beifallen? er selbst erklärt sich für den grünen Sommer. Schon durch die reimreiche Form stellt sich dieses Lied auf die Seite der Kunstdichtung und auch der Inhalt ist nicht unmittelbar volksmäßig. Doch fehlt auch hier nicht: dass der gierige Winter die Gaben des Sommers an sich reiße *(wes men vanden zomer pluct, der ghirn winter na hem tzuct)*, und die Streitreden im Eingang, sodann der beschließende Aufruf an alle Hörer oder Leser *(ich vrage vch alle ongezalt etc.)*, entsprechen der Anlage des deutschen Liedes[7]). Das niederländische Spiel wendet den Streit des Sommers mit dem Winter hauptsächlich auf ihre Beziehung zu den

[7]) Perg. Hds. im Haag Nr. 721, Bl. 14 f.: *Vanden zomer vnd vanden winter.* Herr Jul. Zacher, der von dieser Handschrift in der Zeitschr. f. d. Alt. 1, 227 ff. ausführliche Nachricht gegeben, findet wahrscheinlich, dass sie aus dem Ende des 14. Jhd. komme. Er hat mir seine Abschrift derselben gefällig mitgetheilt. Die Sprachmischung hat auch sonst auf die Beschaffenheit der Texte nachtheilig eingewirkt. Das angeführte Lied ist in neunzeiligen Gesätzen verfasst, deren es anscheinend 14 sind, allein die dritte besteht aus Stücken zweier Str. und es hat dazwischen ein Ausfall stattgefunden. Anfang des Liedes: *Der zomer spricht ich moez clagen* etc. Als Probe von Stil und Sprache folgt hier Str. 10, eine der leidlich erhaltenen:

Der zomer bracht in den houe zin
Bedauwet menich bluemelin
Die gauen so wonnenclichen schin
Das ze verlichten die werolt al
Ontslossen wart der zalden scrin
Da in so sach ich rosen fin
Wâr ich (vurich) *blenchen zam ein robin*
Van vruden zanc der nachtegal
Da hoert man menigen rijchen scal.

Der Strophenbau weist auf französiche Nachbarschaft.

Wünschen der Liebenden. Der Sommer bringt die süße Zeit, wo die Verliebten im Morgenthau Blumen lesen und sich heimlich im Grünen küssen; anderseits leiht der Winter dem Spiel der Minne seine langen Nächte [8]). Die Verhandlung wird dadurch dramatisch belebt, dass betheiligte Mitsprecher, je nach ihrer Neigung und Lebensweise, sich der einen oder der andern Seite anschließen und dass, nachdem schon der hingeworfene Handschuh aufgenommen ist und Bürgen des Erscheinens zum Zweikampfe bestellt sind, Frau Venus selbst die Sache zu schlichten übernimmt. Sie erklärt den Kampf zwischen Brüdern für unziemlich und entscheidet, dass Sommer und Winter ewiglich Brüder bleiben sollen, wie denn, nach Gottes Satzung, keiner ohne den andern bestehen könne. Neben jener minnehaften Beziehung erscheinen gleichwohl die zwei Jahrszeiten auch hier in ihrer schlichteren Weise, der Sommer füllt die Scheunen, lässt Korn und Wein wachsen, der Winter ist ein Landzwinger *(dwinghelant)* und verzehrt, was Jener einerntet. Selbst die Formeln des deutschen Liedes vom Sommergewinnen, von Herrn und Knecht, sind fast gleichlautend vorhanden [9]).

Altfranzösisch, aber auf englischem Boden, begegnet das Streitgespräch um den Anfang des 14. Jhd. Die Frage, wer als Meister und Herr *(mestre et sire)* anzuerkennen sei, wer mächtiger und wohlthätiger wirke, wird nicht ohne eigenthümliche Züge verhandelt. So soll der Winter als Page bei seinem Vetter Lucifer gelernt haben, der Sommer will aus dem Paradiese gesandt sein, um Jenen vom Lande zu treiben. Der Winter räth seinem Gegner, sich zu vergleichen, denn wenn er auf Urtheil warten wolle, so werde man ihn von Rechts wegen aufhängen. Dagegen wendet sich der Sommer zum Schluss an die Herrn und Frauen, welche das Wortgefecht angehört haben, und besonders ersucht er die verliebten Mädchen das Urtheil abzugeben. Während der Winter in den gewöhnlichen

---

[8]) Ein Gegensatz, der auch dem Minnesange nicht fremd ist; so bei Walther 117, 36—118, 8 (vgl. XVII, 7 ff.), hinneigend zu den Wettstreiten.

[9]) *Een abel spel van den winter ende van den somer*, in 625 Reimzeilen, bei H. Hoffmann, Horae belg. 6, 125 ff. Die Abfassung des Stücks setzt der Herausg. (Einleit. XLV) in die zweite Hälfte des 14. Jhd. Die oben bemerkten Formeln lauten:

Z. 268. *als men den somer can ghewinnen.*

Z. 101. *ic ben here ende ghi sijt cnecht.*

(Zu letzterer vgl. 1. Sam. 17, 9.)

Reimpaaren spricht, sind die Reden des Sommers etwas schmucker in eine strophenartige, mehrreimige, und mit Halbzeilen durchbrochene Form gefasst [10]). In Frankreich selbst hat dieser Handel auch nicht gefehlt, doch kommt er erst in Drucken des 15. Jhd. vor und wird in einer langzeiligen Strophe, die schon vom 14. Jhd. her gebräuchlich war, durchgestritten. Hier macht sich ein wohlhabender Bürgerstand bemerklich. In der Art des niederländischen Spieles preist der Sommer: wie die Nachtigall mit lautem Gesang zu lieben mahne und dann weder Freie noch Unfreie widerstehen könne; wie die Mädchen mit ihren Liebsten nach Blumen gehen und sich den lachenden Mund küssen lassen; wie er im Maimond Rosen und Knospen habe für Treuliebende, die ihm singen und sich fröhlich gehaben. Der Winter hält entgegen: seine schmuckreichen Zimmer, mit Lilien bemalt, mit Menschenbildern aller Art, Thieren, Vögeln ohne Zahl ausgeziert, dann die großen Versammlungen von Bürgern und Kaufleuten mit gefutterten Röcken, guten Mänteln und vergoldeten Ketten, bei schönem Kaminfeuer, die lustigen Trinkgelage an St. Martins Abend und die Schmäuse an Weihnachten, wozu manch fettes Schwein geschlachtet werde. Doch lässt er sich friedlich herbei, um des armen gemeinen Mannes willen, dem die Wärme nach der Kälte nöthig sei, und auch der Sommer stimmt zum Vergleich, denn Gott habe sie beide geschaffen, die Welt freudig zu bewegen [11]).

---

[10]) *De l'Yver et de l'Esté*, aus einer Hds. der Harlei. Bibl. bei A. Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits etc. T. 2, Par. 1842, S. 40 ff. Anfang:

Un gran estrif oy l'autrer
entre Esté et sire Yver
ly quieux avereit la seignurie etc.

Schluss:

Seigneur e dames, ore emparlez,
que nos paroles oy avez
apertement;
e vus, puceles, que tant amez,
je vus requer que vus rendez
le jugement.

[11]) Poésies des XV. et XVI. siècles. publ. d'après des édit. goth. et des manuscr. Paris 1830—32. Nr. 3: *Le debat de liuer et de leste. etc.* Daraus Str. 11, *Este:*

Juer quanque tu dis ne vault ung fil de laine
joy le doulx rossignol chanter a grant alaine
depriant a chascun que daymer il se pene
lors tenir ne sen peult ne franche ne villaine.

Weit über diese Zeiten hinan weist eine leise Spur der Bekanntschaft mit dem Sommer- und Winterspiele, wenn in einer sanctgallischen Urkunde von 858 *Wintar* und *Sumar* als Namen zweier Brüder zusammenstehen [12]), ebenwie, nach dem niederländischen Bühnenstücke, Sommer und Winter Gebrüder sind und ewig bleiben sollen. Deutlicher spricht ein lateinisches Gedicht in Hexametern, als dessen Verfasser man Beda, Alcuin, Milo genannt findet, in jedem Fall einen Dichter des 8. oder 9. Jhd. Die beiden Erstern sind geborne Angelsachsen, der Dritte war Mönch des hennegauischen Klosters St. Amand, der vermutheten Heimat des deutschen Ludwigslieds. Am Frühlingstage kommen die Hirten von den Bergen herab unter dem Baumschatten zusammen, um dem Kuckuck lobzusingen. Unter ihnen der junge Daphnis und der ältere Palämon. Auch der Frühling mit dem Blumenkranz und der kalte Winter mit struppigen Haaren kommen heran und erheben einen großen Streit über das Lied des Kuckucks. Sie werden redend aufgeführt. Der Frühling wünscht, dass sein liebster Kuckuck komme, Allen ein werther Gast, mit röthlichem Schnabel gute Lieder anstimmend, dass er komme mit fröhlichem Spross und die Kälte vertreibe, der Begleiter und Liebling des Phöbus im Wachsen des heiteren Lichts; Blumen bringt er im Schnabel und schafft Honig herbei, erbaut Häuser und beschifft sanfte Wellen, zeugt Nachkommen und bekleidet lachende Felder. Der Winter dagegen singt dem Vogel Scheltreden, er will, dass der Kuckuck nicht komme, sondern in schwarzen Höhlen schlafe, bring' er doch stets den Hunger mit, wecke Schlachten, breche die liebe Ruhe, stürme Land und Meer auf. Einander selbst auch machen die Sprecher den Vorzug streitig. Der Winter rühmt sich seiner Schätze, seiner frohen Mahle, der süßen Rast und des warmen Feuers im Hause. Der Frühling schilt des Gegners Trägheit und Wohlleben und fragt, wer dem Schläfrigen Reichthümer

---

Str. 15, *Yuer:*

Este en ce bon temps jay de grans assemblees
jay bourgois et marchans a grans robes fourrees
houzes et bons manteaus et les cheme dorees
pour moy font beau grant feu et fumer chemineas.

[12]) Neugart, Cod. dipl. Alem. 31. Nr. 373: *cum Willihelmo eiusque filiis Vvintare* et *Sumare* etc. *Sumar* für sich allein in Urk. von 814, 819, 835, 845 etc., ebd. Nr. 180, 203, 264, 309 etc. Mone, Anzeig. 5, 105. Myth. 719. Förstemann, Altd. Namenb. 1, 1126. 1324 f.

anhäufe, wenn nicht zuvor Frühling oder Sommer für ihn arbeite? Wahr! erwidert der Winter, weil Jene mir arbeiten, sind sie auch meine Knechte, die für mich, ihren Herrn, alle Frucht ihrer Arbeit bewahren. Nicht einen Herrn erkennt in ihm der Frühling, nur einen hochmüthigen Bettler, der sich nicht zu nähren vermöge, wenn nicht der kommende Kuckuck ihm Nahrung reiche. Da entscheidet *(respondit)* von hohem Sitze Palämon und gleichmäßig die ganze Hirtenschar, dass der vergeuderische, grimmige Winter schweigen soll und der theure Gast, der Kuckuck, schleunig kommen möge, den Alles, Erde, Meer und Himmel, erwarte. Zum Schlusse rufen sie ihm Heil, für immer Heil [13]).

Unverkennbar hat diese Dichtung die Eklogen Virgils, namentlich die dritte, worin der Schiedsrichter ebenfalls Palämon heißt, zum gelehrten Vorbilde, welchem dann wieder theokritische Idylle (8 und 5) zu Grunde liegen. Doch erstreckt sich die Nachahmung nur auf den Stil und das Außenwerk und selbst hierin berührt sich das mittellateinische Stück mit den deutschen bis auf die Formel, wer Herr oder Knecht sei [14]), und das Geschlecht der Streitenden, welches sogar für die römischen Wörter *Ver* und *Hiems* in germanischer Weise männlich genommen ist [15]), besonders aber findet der Gegenstand des Streites, der Kuckuck, als Träger des Frühlings, seinen Anklang nicht in klassischen Mustern, vielmehr reichlich in der Volksdichtung deutscher Stämme.

Überall ist der Kuckuck eine willkommene Frühlingsstimme; 'der Kuckuck mit seim Schreien | macht fröhlich Jedermann' heißt es im alten Mailiede (Volksl. Nr. 57). So recht berufsmäßig aber war er in Altengland Stimmführer und Herold des angehenden

---

[13]) Die Ausgaben des Gedichts, unter den verschiedenen Namen, sind bemerkt in der d. Mythol. 640 und in den Hor. belg. 6, 238; vorangeschickt ist an letzterem Orte das lat. Gedicht selbst mit Lesarten, als Quelle des niederländischen Spiels. — Vgl. auch W. Mannhardt, 'der kukuk', Zeitschr. f. d Mythol. 3, 209 ff.

[14]) V. 34—39:

Ver. *Quis tibi, tarda Hiems, semper dormire parata,*
divitias cumulat, gazas vel congregat ullas,
si Ver aut Aestas tibi nulla vel ante laborat?
Hiems. *Vera refers, illi, quoniam mihi multa laborant,*
sunt etiam servi nostra ditione subacti,
jam mihi servantes domino quaecunque laborant.

[15]) V. 6: *Ver — succinctus.* V. 45: *Hiems, rerum tu prodigus;* in andern Stellen schwankend.

Sommers. Das angelsächsische Gedicht vom h. Guthlak sagt: 'Kuckucke kündeten das Jahr' [16]). In einem andern, von den Mühsalen des Seefahrers, wird geklagt, wie diesem auch die schöne Blüthenzeit, die zur Ausfahrt drängt, nur Trauer bringe: 'so mahnet der Kuckuck, mit sorglicher Stimme singet des Sommers Hüter, kündet bitteren Kummer dem Herzen' [17]). Ein altenglisches Liedchen hebt an: 'Sommer ist gekommen herein, laut sing, Kuckuck!' und durch das Ganze wiederholt und steigert sich dieser Aufruf [18]). Noch immer preist ein englisches Kinderlied den Kuckuck als Bringer guter Botschaft und Ansinger des Frühlings [19]). Selbst die ältern Bühnendichter vergnügen sich am Kuckucksrufe, wann sie dem Frühling eine Rolle zutheilen. Thomas Nash lässt in einem Stücke von 1593 die vier Jahreszeiten nebst ihrem Anhang spielen und zwar den Frühling mit einem Gefolge, das in grünes Moos, 'vorstellend kurzes Gras', gekleidet ist und ein Lied absingt, worin der Ruf des Kuckucks und andrer Vögel wiederkehrt, mit dem man jetzt in allen Straßen begrüßt werde [20]). Auch Shakespeare führt in

---

[16]) Cod. Exon. 146, 27: *geacas gear budon.* Myth. 640 f. Angels. Ortsname: *Cucolanstân* (Leo, Rectitud. 12).

[17]) Cod. Exon. 309, 6 ff.:

scylce geac monad | geomran reorde
singed sumeres veard | sorge beoded
bitter in breost-hord.

[18]) Ritson, Ancient songs and ballads, Lond. 1829, 1, 11 f:

Sumer is icumen in, | lhude sing cuccu etc

[19]) Popular rhymes etc. of Scotland, Edinb. 1842, S. 42:

The cuckoo's a fine bird, | he sings as he flies;
he brings us good tidings, | he tells us no lies
He sucks little birds' eggs | to make his voice clear;
and when he sings 'cuckoo!' | the summer is near.

Ein Kinderreim aus Schottland (ebd.):

The bat, the bee, the butterflie, | the cuckoo and the swallow,
the corncrack and the nightingale | they a' sleep in the hallow.

Entsprechend dem V 14 der Ekloge:

non veniat cuculus, nigris sed dormiat antris

[20]) Das Stück 'Summers last will and testament' steht, nach einem Drucke von 1600, in den Old Plays, Vol. IX, Lond 1825. Anfang des Frühlingsliedes, S. 20: *(Enter Ver, with his train, overlaid with suits of green moss, representing short grass, singing.)*

Spring, the sweet spring, | is the year's pleasant king,
then blooms each thing, | then maids dance in ring,

einem Lustspiel, das 1598 zuerst erschien, den Winter und den Frühling auf, Jenen durch die Eule, Diesen durch den Kuckuck kenntlich gemacht, und in dem Wettgesange, den sie anstimmen, wiederholt der Frühling das lustige: Kucku! der Winter das nächtliche Tuten der Eule [21]). Gehören auch die Lieder, wie sie vorliegen, den Schauspieldichtern an, so ist doch ein volksmäßiger Grund solcher Darstellungen nicht zu bezweifeln [22]). Diese mehrfachen Anklänge aus England stimmen auch einigermaßen dafür, dass der Verfasser des lateinischen Gedichts ein Angelsachse war.

Den Kuckuck betrifft noch eine zweite Ekloge, in elegischem Versmaß, Seitenstück der vorigen und gleich ihr unter Bedas wie unter Alcuins Namen vorkommend; ein Wechselgesang, worin Menalcas und Daphnis das Hinscheiden des Kuckucks beklagen [23]). Der Kuckuck ist verloren, der fröhliche Sänger, wer weiß, ob er im Lenze wiederkehrt; wohl ist er in den Wellen versunken. Lebt er noch, so komm' er zurück zum heimlichen Nest und nicht zerreiß' ihn der Rabe mit wilder Klaue; die Frühlingszeit ist da, brich nun, Kuckuck, deinen Schlummer! Welcher eigentliche Zweck unter den dunkeln Anspielungen des gelehrten Dichters verborgen sein mag, so ist doch für diesen Zweck wieder ein volksmäßiger Anklang benützt, den die ausgehobenen Züge bekunden; denn noch deutsche Liederbücher des 16. Jhd. geben ein kleines Lied auf den Tod des Frühlingssängers (Volksl. Nr. 13. 153):

Kuckuck hat sich zu Tod gefallen
von einer hohlen Weiden;
wer soll uns diesen Sommer lang
die Zeit und Weil vertreiben?

---

cold doth not sting, | *the pretty birds do sing:*
cuckow, jug jug | *pu we, to witta woo.*

Schluss:

in every street these tunes our ears do greet:
cuckow, jug jug, pu we, to witta woo.
Spring, the sweet spring.

[21]) Love's labour's lost 5, 2: *This side is Hiems, winter, this Ver the spring, the one maintain'd by the owl, the other by the cuckoo.* Der Eulensang lautet: *to-who, tu-whit, to-who.*

[22]) Bei Nash bringt der Frühling auch *the hobby horse and the morris dance,* altes Zugehör der Maispiele, auf die Bühne und es werden mitunter wirkliche Volkslieder angeklungen, namentlich ein Erntelied S. 41 ff.

[23]) 'De morte Cuculi', Drucke davon sind wieder angemerkt: Mythol. 640. Hor. belg. 6, 238.

Ei! das soll thun Frau Nachtigall,
die sitzt auf grünem Zweige,
sie singt, sie springt, ist allzeit froh,
wann andre Vöglein schweigen[24]).

In England, wo die Nachtigall seltener ist, war der Kuckuck die geliebte Frühlingsstimme. Das deutsche Lied kann sich über seinen Tod trösten, ihn überlebt die sangreiche Nachtigall.

Der allegorische Wettstreit der Jahreszeiten belebt sich noch weiter durch einen Gegensatz aus dem Pflanzenreiche. Dass die Darsteller der Singgespräche je ihrer Rolle gemäß aufgeputzt waren, lässt sich allgemein voraussetzen, wie es von diesen Spielen in der Schweiz und in Baiern ausdrücklich gemeldet wird. Je mehr der Streit in Handlung gesetzt und dem bloßen Wortgefecht enthoben war, um so weniger durfte die Vermummung fehlen. Nach Seb. Francks Berichte war der Sommer in Singrün oder Epheu, der Winter mit Moos angethan, welch letzteres bei Th. Nash für Frühlingsgrün gelten muss. Nun gibt es Gesprächlieder, in welchen die Gewächse, statt nur das bezeichnende Beiwerk herzuleihen, selbst und persönlich die Gegner sind. Den Streit in dieser Gestalt hat Altengland bis in die Weihnachtfeier, die Zeit der Wintersonnenwende, hinaufgerückt. Bei dieser Feier wurde besonders das unerstorbene Grün der Stechpalme und des Epheus zum Schmucke der Kirchen und Häuser verwendet; Kirchenrechnungen aus dem 15. und 16. Jhd. verzeichnen die Ausgabe für Hulst und Epheu; eine Stange, mit solchem Laube geziert, scheint in der Festhalle gestanden zu sein[25]). Diese beiden Gewächse führt ein englisches Lied, das in einer Handschrift des 15. Jhd. bewahrt ist, auf die Weise feindlich zusammen, dass hier die dunkle Epheuranke, die in deutschen

---

[24]) Vgl. lat. Ged. V. 5 f.:

M. Heu Cuculus nobis fuerat cantare suetus,
quæ te nunc rapuit hora nefanda tuis?

V. 9 ff.: M. Omne genus hominum Cuculum complangat ubique!
perditus est Cuculus, heu perit ecce meus.
D. Non pereat Cuculus, veniet sub tempore veris
et nobis veniens carmina laeta ciet.
M. Quis scit si veniat? timeo est submersus in undis,
vorticibus raptus atque necatus aquis.

[25]) Sandys, Christmas carols, Lond. 1833, Introd. Cf. Ritson, Anc. songs etc. 1, 131. Jamieson, Popul. ballads and songs 2, 273 (Sandys 46): *each room with ivy leaves is drest | and every post with holly.* 279.

Spielen, im Gegensatze zu Moos oder Stroh, den Sommer schmückt, das winterliche Wesen ist, der glänzend grüne Hulst das sommerliche. Epheu (*Ivy*) ist weiblich gedacht, Hulst (*Holy*) männlich. Hulst steht in der Halle, lieblich anzuschauen, Epheu steht vor der Thür und friert gewaltig; Hulst und seine lustigen Leute tanzen und singen, Epheu und ihre Mägde weinen und ringen die Hände; Epheu hat eine Frostbeule, so wird es Allen angewünscht, die zu Epheu halten; Hulst hat Beeren, roth wie eine Rose, Förster und Jäger hüten dieselben vor den Rehen, Epheu hat Beeren, schwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und isst sie auf; Hulst hat Vögel, eine gar hübsche Schar, die Nachtigall, den Papagei, die artige Lerche, gute Epheu! was für Vögel hast du? keinen, als das Käuzlein, das schreiet hu hu! Der Kehrreim fordert Epheu auf, dem Hulst gebührend die Meisterschaft zu lassen[26]). Das Absingen dieses Liedes, das durchaus für den Hulst Partei nimmt, mochte mit einer mimischen Vorstellung verbunden sein, wobei die Hauptpersonen in entsprechender Laubbekleidung, die Gestalten der zugehörigen Vögel vorweisend, auftraten; Hulst mit seinen lustigen Gesellen in der Halle tanzend und singend, Epheu mit ihren frierenden Mägden vor der Thür stehend. Der fremdländische Papagei scheint hier den schlichten Kuckuck verdrängt zu haben[27]), der wieder bei Shakespear das Gegenstück zur Nachteule abgibt.

Noch einige kleine Lieder aus Altengland betreffen den Streit zwischen Hulst und Epheu[28]). Eines mit der Kehrzeile 'alleluja!' verkündet: hier komme der artige Hulst, um Jedermann zu vergnügen; wer aber, so werden Herr und Frau der Halle angeredet, wider den Hulst rufe oder schreie, soll hoch in einem Korbe hangen, wer irgend wider Hulst singe, der müße weinen und Hände ringen. Ein zweites, mit dem lateinischen Kehrreim: 'kom̄, du wirst gekrönt

---

[26]) 'A song on the Jvy and the Holly' bei Sandys 1, ff. und bei Ritson a. a. O. Kehrreim:

Nay iuy nay hyt shal not be i wys
let holy hafe the maystry as the maner ys.

Ein Lied dieser Art ist, was bei Nash a. a. O. S. 68 *a merry carrol* heißt.

[27]) Doch prangt der Papagei auch anderwärts, im 15 Jhd., bei Volkslustbarkeiten und zwar auf der Schützenstange; zu Aalborg: *Papagoiengilde* (Wilda, Gildenwesen S. 284 f.), zu Stralsund: *vnder dem papegoyenbohme* (Berckmanns Stralsund. Chronik, herausg. von Mohnike und Zober, S. 196. 389).

[28]) Sie stehen in: Songs and Carols, now first printed from a Mscr. of the 15 Cent. Edit. by Th. Wrigth, Lond. 1847. (Percy Soc. Vol. XXIII.) S. 44. 84 f..

werden *(veni, coronaberis)*!' erklärt die sanfte, mildansprechende Epheu, die grüne, glanzfarbige mit schwarzen Beeren, für würdig, als Haupt der Bäume die Krone zu tragen. Es sind Seitenstücke, sichtlich bestimmt, von zwei Chören in der Festhalle gegen einander gesungen zu werden; zu den kirchlichen Kehrzeilen bot die Weihnachtfeier genügenden Anlass. Die Vögel des volleren Liedes fehlen hier, sowie in einem weiteren Sange, der noch bruchstückartiger, als die beiden andern, aussieht. Sein Inhalt ist: Hulst und Epheu führen großen Wettstreit, wer die Herrschaft haben solle 'in Ländern, wo sie gehen' (dies als Kehrzeile); Hulst rühmt sich frisch und hübsch, Epheu nennt sich kühn und stolz, Jedes will Meister sein; dann lässt Hulst sich aufs Knie nieder: 'ich bitte dich, Epheu, sage mir keine Schmach in Ländern, wo wir gehen!'

Die altenglischen Lieder erschließen nun auch den ursprünglichen Sinn des deutschen von Buchsbaum und Felber (Volksl. Nr. 9). Dieses seit der ersten Hälfte des 16. Jhd. vielverbreitete Volkslied bringt den wintergrünen Buchs mit dem frühlingsmäßigen Fahlweidenbaum [29]) in ein Kampfgespräch. Soweit zeigt sich allerdings noch der alte Gegensatz, im Besondern aber wird nicht sowohl die Verschiedenheit der Jahreszeiten, als die manigfache Verwendung der beiderlei Holzarten hervorgehoben und der herkömmliche Rahmen ist dazu benützt, eine Reihe ansprechender Lebensbilder aus Stadt und Haus, Feld und Wald, rasch vorüberzuführen. So kommt vom Buchsbaum der Kranz, den die schöne Jungfrau zum Tanze trägt, der Becher, aus dem ihr rothes Mündlein trinkt, vom Felber der Sattel, auf dem der gute Gesell durch den grünen Wald reitet, die Pfeife, die er kriegerisch im Felde bläst. Rühmt sich der Buchsbaum, dass er Sommer und Winter grün bleibe, so gibt der Felber zuletzt noch ein echtes Frühlingsbild, das ihm mit Recht den Sieg verschafft:

ich steh dort mitten in der Mahd
und halt' ob einem Brünlein kalt,
daraus zwei Herzlieb trinken.

Solche Züge lenken doch wieder nach dem dargelegten Ursprung ein. Auch äußerlich knüpft sich dieses Gesprächlied an dasjenige zwischen Sommer und Winter, von dem die Erörterung ausgieng.

---

[29]) Zu Felber s. Schmell. 1, 525 f. 3, 662. Graff 3, 518. Felbinger scheint dem Rhythmus zu Gefallen in Str. 1 gekommen zu sein.

'So bist mein Herr und ich dein Knecht' wird abermals vernommen und das Spiel hat vor einer zahlreichen Versammlung stattgefunfunden [30]).

In sämmtlichen bisher aufgezählten Spielen und Kampfgesprächen sind Sommer und Winter lediglich allegorische Personen, sie erscheinen mit ihren nackten begrifflichen Namen oder doch nur in leichter Verhüllung [31]). Dieselbe Gesprächform brauchen volksmäßige Lieder für mehrerlei Gegensätze, z. B. des Wassers und des Weins, der Fasten und Nichtfasten, geistliche Dichtungen für den des Leibes und der Seele. Die beiden Jahreshälften sind auch in ihrem Wechsel und Unterschiede so gemeinfasslich, bringen so von selbst ihre natürlichen Abzeichen und den manigfachen Anlass zu Ruhmrede oder Schelte mit sich, dass es hier am wenigsten der Überlieferung aus vergangenen Zeiten oder von einem Volke zum andern bedurfte. Winter und Frühling zwiesprachen schon in einer äsopischen Fabel [32]), sie sollen es aber auch in einem Märchen der nordamerikanischen Indianer thun [33]). Wie auf der niederländischen und englischen Schaubühne, spielen die persönlichen Jahreszeiten auch in spanisch-portugiesischen Stücken, welche Gil Vicente im Eingang des 16. Jhd. vor dem Hofe von Lissabon zur Darstellung brachte [34]). Bei allem dem sind schon durch den Zusammenhang

---

[30]) Volksl. Nr. 9 A. Str. 12: *das spil hastu gewonnen | alhie vor allen frommen.* — Man vgl. noch folgende Stellen; ebd. Str. 1:

Nun wend ir hören nüwe mär
vom Buchsbom und dem Felbinger?
si zugen mit einandren her
und kriegtent mit einandren.

Wright S. 44:

Holvyr and Heyvy mad a gret party,
Ho xuld have the maystri (s. Anm. 10.)
In londes qwer thei goo.

Volksl. Nr. 8. Str. 30:

O lieber Somer, beut mir dein hand,
wir wöllen ziehen in frembde land!

[31]) Die verwandten Gedichte vom Turnier des Maien mit dem Herbste (Müllers Sammlung 3, Fragm. und kl. Ged. S. XXIX f.; P. von der Aelst, 1602, S. 49 ff.) bleiben einem andern Abschnitt vorbehalten.

[32]) Fab. 380: Χειμὼν καὶ Ἔαρ. Myth. 741.

[33]) Kletkes Märchensaal, Bd. 3, Berlin 1845, S. 373 f.

[34]) Obras de Gil Vicente etc. Hamb. 1834; 1, 76 ff.: Auto dos quatro tempos. 2, 446 ff.: Triumpho do Inverno. — Über die Beziehung dieses Dichters zur Volkspoesie vgl. Ferd. Wolf in der Allg. Encyklop. Sect. 1, Thl. 67, S. 333, 29).

mit den Volksspielen, wie sie in Ländern deutschen Zeichens zur Zeit der Frühlingsgleiche oder bereits der Wintersonnenwende stattfanden, auch die Streitlieder auf dem Boden alter, heimischer Jahresfeiern befestigt. Zugleich konnten besondre Anknüpfungen und Übergänge, selbst in formelhaftem Zutreffen, von den deutschen Volksliedern aufwärts bis zu den mönchlateinischen Gedichten des 8. oder 9. Jhd. verfolgt werden und dieser Faden zieht sich endlich noch mitten in die Mythenwelt des nordischen Heidenthums. Hier ist *Vetr*, Winter, ein Sohn *Vindsvals*, des Windkühlen, dessen Vater *Vâsaðr*, der Nasse, heißt, ein grimmiges, kaltbrüstiges Geschlecht; *Sumar*, Sommer, ist Sohn des *Svâsuðr*, des Lieblichen; im Eddaliede *Vafthrûðnismâl* wird über Winter und Sommer, nach einer Fassung, noch berichtet, daß Beide durch das Jahr hin ewig fahren sollen, bis die Götter vergehen [35]). Es ist anzunehmen, daß diese dem Mythenlied und der Skaldensprache geläufigen Wesen nicht überall nur genealogisch benannt, sondern auch irgendwie in lebhafteren Zusammenstoß gebracht waren, spiels- oder gesprächsweise. Letztere Form ist im mythischen Theile der Liederedda ganz herkömmlich und die Verhandelnden befragen sich dabei um Namen und Abkunft, worauf alsdann meist mit stabreimenden Namen geantwortet wird [36]). An solchen fehlt es nun den altnordischen Vertretern der beiden Jahreszeiten nicht und Stoff zu einer Streitrede bieten schon die skaldischen Bezeichnungen des Winters: Schmerz und Angst der Vögel, Tod, Kummer der Schlangen, Nacht des Bären; für den Sommer: Schonung, Gedeihen der Menschen, Lust der Vögel, Freund der Gewürme, Tag des Bären [37]). Nach der bemerkten Lesart des Eddalieds würde der Streit zu schließlicher Versöhnung gekommen sein, wie namentlich im deutschen Lied und, fast wörtlich

[35]) Vafthr. Str. 26 f. Sn. Edd. Arn. 1, 82. 332; hier auch aus einem Skaldensange: *mög Vindsvals* (ein andrer Name des Wintervaters ist *Vindlôni*, 1, 82). Im deutschen Volksliede (Nr. 8, Str. 10) sagt der Winter: 'So kom ich auß dem gebirg so geschwind | und bring mit mir den küelen wind.' Myth. 718 f.

[36]) Fiölsv. 6. Harb. 8 f. Vegt. 5 f. Vafthr. 7 f. Alv. 5 f. Helgakv. Hiörv. 14—17; so auch im alten Hildebrandsliede.

[37]) Sn. Edd. 1, 332. Fornald. S. 1, 477. I. Olafsen, Om Nordens gamle Digtekonst, Kiöbenh. 1786, S. 100. Myth. 715. Sv. Egilss. 57[b]. 628[a]. — Der Schlangen und andres Geziefers, das der Sommer hegt, der Winter vertilgt, verjagt, gefangen nimmt, ist auch im altfranz. Gespräch und bei H. Sachs gedacht.

mit der altnordischen Wendung, im niederländischen Schauspiel [38]). Skalda setzt die Namen *Svâsuđr* und *Vindsvalr* in das Verzeichniss der Riesen [39]); damit fallen dieser Gattung zugleich die Söhne, *Sumar* und *Vetr*, anheim. Zu derselben zählen in der Eddalehre nicht bloß die rohen und wilden Naturgewalten, sondern allgemeiner solche Wesen, in denen Urkräfte und Grundverhältnisse, mehrfach mit den eigentlichsten Begriffnamen, zu nothdürftiger Personenbildung gelangt sind. So haben sich zwar Sommer und Winter dem altnordischen Mythenkreis angeschlossen, sind aber dort nicht minder allegorisch beschaffen, als in den deutschen Wettstreiten [40]).

Das Spiel an Mittfasten ist, der Jahreszeit gemäß, hauptsächlich auf die Vertreibung oder Niederlage des Winters gerichtet. Der Sommer wird da schon fröhlich begrüßt, empfangen, 'gewonnen'; aber voll und festlich kann dies erst dann geschehen, wann er sich in seinem eigenen, reichen Schmucke, nicht mehr bloß im erborgten Singrün oder Epheu zeigt, wann die Blumen springen, die Vögel singen und der Wald ergrünt [41]). Auch damit geht es stufenweise. Wer das erste Veilchen sieht, hat 'den Sommer funden', wie dies in späteren Neidhartsliedern dargestellt ist. Der Finder des ersten *Veiels* beginnt laut zu singen und meldet seinen Fund auf der Burg; die Herzogin von Baiern eilt an seiner Hand mit Pfeifern und Fiedlern herbei, um den Sommer zu grüßen. Inzwischen hat schon ein Bauer das Veilchen abgebrochen, es ist auf den Tanzbühel getragen und auf eine Stange gesteckt, um welche die Dörper fröhlich tanzen und springen [42]). Hans Sachs hat nachmals den unsaubern Schwank als Fasnachtspiel bearbeitet; hier singt die Herzogin zum

---

[38]) Vafthr. Str. 27 (Munch 24, vgl. 190[a]): *âr of bœđi þau | skolu ey fara | unz riufask regin.* Hor. belg. 6, 144: *nemmermeer dat stille en steet; | het moet winter of somer zijn* etc. | *dit en sal vergaen nemmerme, | so langhe als die werelt sal duren | sal elk werken na zijn nature.*

[39]) Sn. Edd. 1, 550. 2, 553[b] f. 615[a].

[40]) Vgl. m. Sagenforsch. 1, 33 ff. 15 ff. — Den Übergang vom Begriffsworte zum Eigennamen zeigt Vafthr Str. 26 und 27, in der Frage sind *vetr* und *varmt sumar* n. noch unpersönlich, in der Antwort *Vetr* und *Sumar* entschieden persönlich genommen.

[41]) Niederländ. Spiel V. 268 ff.: *als men den somer chan ghewinnen, | ende die bloemken staen ende springhen | ende die voghelkin lude singhen etc.* Vgl. Carm. Bur. 211: *den sumer grüzen; die sumerzît enpfâhen.*

[42]) MS. 3, 202 f. *der viol;* 3, 298.

Reigen, etwas frühzeitig, ein kleines Mailied vor (vgl. Volksl. Nr. 19): 'Der Maie, der Maie, der bringt uns Blümlein viel etc.', und auch die Bauern singen zum Tanz um den aufgerichteten Veiel[43]). Ist nun wirklich der erste Mai, der Walburgtag[44]), angebrochen, so kann eine andre, eben aufgehende Blume eingebracht werden. Zu Thann im Elsaß hält an diesem Tage das Maienröslein seinen Umzug, ein Kind, das einen mit Blumensträußen und Bändern geschmückten Maien trägt; ein andres trägt einen Korb, um die Gaben in Empfang zu nehmen, die übrigen folgen und singen vor den Häusern, ihr Liedchen hebt an:

Maienröslein, kehr' dich dreimal rum,
lass dich beschauen rum und num!
Maienröslein, komm in grünen Wald hinein!
wir wollen alle lustig sein,
so fahren wir vom Maien in die Rosen.

Im Verlaufe des Liedes wird den Leuten, die nicht Eier, Wein, Ol, Brot spenden wollen, angewünscht, dass der Marder die Hühner nehme, der Stock keine Trauben, der Baum keine Nüsse, der Acker keine Frucht mehr gebe; das Erträgniss des Jahres hängt von dem kleinen Frühlingsopfer ab[45]).

Stattlicher und mächtiger geschieht die Einführung des Sommers in der Maienfahrt, dem Mairitt. Von diesem Gebrauch und dessen förmlicher Einrichtung kommen die meisten Nachrichten aus

---

[43]) Buch 4, Nürnb. 1578, Thl. 3, Bl. 49: *Der Neydhart mit dem Feyhel*; vom Jahr 1562.

[44]) Die h. Walburg selbst und die Apostel Philippus und Jacobus, denen der gleiche Tag gewidmet ist, sollen die Ausschmückung des Festes mit Maienzweigen veranlasst haben. Prätorius Rübenzahl, 1672, S. 505 f.

[45]) Aug. Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, Straßb. 1842, S. 56: *Maiereesele kehr di dreimol erum* etc. Kehrzeile: *so fahre mir* etc. — Ähnliches in der Provence, Coutumes mythes et traditions des provinces de France par Alfr. de Nore, Paris 1846, S. 17 f.: *Dans toute la Provence, le 1er mai, on choisit de jolies petites filles qu'on habille de blanc, et que l'on pare d'une couronne et de guirlandes de roses. On l'appelle la mayo* etc. *on lui élève dans les rues une sorte d'estrade jonchée de fleurs, ou bien on la promène par la ville. Les mayos sont toujours en grand nombre dans chaque localité, et ses compagnes ne manquent pas de reclamer une offrande à tout passant* In Flandern blühte noch im 17. Jhd. die Pfingstblume (*pinxterbloem*), ein sehr junges, weißgekleidetes Mädchen, das, mit Blumen und Bändern geschmückt, um Pfingsten die Straße hin geistliche Lieder sang und so Almosen sammelte (Willems, Oude vlaemsche Liederen, inleid VIII).

Scandinavien und Norddeutschland[46]). In den Städten Südschwedens und Gothlands war um die Mitte des 16. Jhd. die Maifeier mit dem Kampfe zwischen Sommer und Winter unmittelbar verbunden, gemäß dem späteren Eintritt des nordischen Frühlings. Am ersten Mai rückten zwei Reiterscharen, die eine vom Winter angeführt, der, in Pelze gehüllt und mit Handspießen bewaffnet, Schneeballen und Eisschollen auswarf, die andre vom Blumengrafen (*comes floralis*), der mit grünen Zweigen, Laubwerk und kaum erst gefundenen Blumen bekleidet war, von verschiedenen Seiten in die Stadt und hielten ein Speerstechen, worin der Sommer den Winter überwand und durch Ausspruch des umstehenden Volkes für den Sieger erklärt wurde[47]). Die späteren Berichte aus Schweden und Dänemark schweigen vom Kampf und sprechen nur noch vom Einführen oder Einreiten des Sommers (*före, ride sommer i by*) durch feierlichen Umzug des Maigrafen, der den Maienkranz einbringt. Wenn der dänische Maigraf am Walburgtage mit seinem Gefolg einritt, warf er den Kranz auf das Mädchen, das er sich damit zur Maiin (*Maiinde*) wählte. Von dem 'alten, leichtfertigen' Mailiede, das dazu gesungen wurde: 'Hausherr, wenn du daheime bist etc.' mit der Kehre: 'Maie, sei willkommen!' sind nur noch diese Bruchstücke verzeichnet; doch hat auch ein dafür eingetretenes geistliches Lied noch die Kehrzeilen: 'Maie, sei willkommen! all so weit die Welt ist, sprießet, ihr Rosenblumen!'[48]) Auch der *Meigrevè* niederdeutscher Städte brachte den Kranz, den ihm zu Greifswald ein *Schiltjunge* vortrug[49]); eines Kampfspiels ist nicht gedacht, wenn gleich der

---

[46]) Zusammengestellt in der Mythol. 735 ff.

[47]) Hist. Olai Magni etc. de gentium septentr. variis condit. Basil. 1567, p. 570: De ritu fugandae hyemis, et receptione aestatis. Die Zuschrift des Verf. ist von 1555.

[48]) Thiele, Danske Folkesagn 1, Kjöbenh. 1819, S. 155 f. Refrain des geistlichen Liedes: *Maie, er velkommen etc.* | *alt saa vidt som Verden er* | *springer i Rosens Blommer.* Vgl. S. 200, nach dem Titelblatte dieses Lieds: *at bruges i Steden for den gamle letfärdige Mai-Maanedsvise* etc. *sjunges som: Husbonde, om du hjemme est;* | *Maie vär velkommen.* Willkommrufe deutscher Lieder Mythol. 722.

[49]) Sastrow 1, 63: *Ich wurt ein Student zum Gripswalde; war Herrn Bartram Smiterlowen, wie er als ein junger Rathmann in die May ritt, sein Schiltjunge, furte jme den Krantz vor.* 1, 65: *Primo Maij dieses 28. Jhars, war es an Herr Bartram Smiterlowen, das er mit seinem Rathmanskrantze in den Mey reiten sollte, vnnd ich jme den Krantz vorfuren moeste; riett disser Burgermeister (*Vicke Bole*), jme, Smiterlowen, zum Ehren, oder vielmehr jme selbst zum grossen Ansehen midt Knechten vnnd*

Aufzug in vollem Harnisch und mit ansehnlichem Geschwader stattfand[50]).

Einige weiter beachtenswerthe Beispiele der Maienfahrt sollen hier noch ausgehoben werden.

Zuerst ein Zeugniss, das sich in einer altfranzösischen Erzählung aus dem 13. Jhd. vorfindet. Ein junger Burgherr in der Bretagne erhebt sich am frühen Maimorgen und zieht, es scheint unberitten, mit fünf Spielleuten, Flöten und Schalmeien, nach dem Wald, um mit großem Schalle den Mai einzubringen; ihn selbst nennen die Frauen 'Nachtigall'[51]).

Ernsthaft in die Geschichte greift der Ausritt des deutschen Königs Albrecht am ersten Mai 1308. Der König war zu Baden im Aargau und wollte nach altem Landesbrauch an diesem Tag eine Maienfahrt halten; er ritt mit Fürsten und Herren nach Brugg und im Gefolge befand sich sein junger Bruderssohn Johann, der wegen unbefriedigter Erbansprüche dem königlichen Oheim grollte. Nachdem Johann eben wieder vergeblich angehalten hatte, saß man zum Mahle nieder. Als nun der König Wasser nahm, berichtet Ottokars Reimchronik, kam ein Junker, der viel grüne Schapel (Kränze) von Salbei und Raute trug. 'Her König!' sprach

---

Gaulen etc. *in Warheit zum Geprenge woll staffieret, neben dem Meygräuen* etc. *Als man nun in die Stadt kam, dem Meygrauen den Krantz (wie gebrauchlich) vorbracht* etc.

[50]) Den Nachweisen bei Grimm a. a. O. können die aus Stralsund beigefügt werden. J. Berckmanns Stralsund. Chron. herausg. von Mohnike und Zober, Strals. 1833, S. 211: *Anno eodem* (1474) *brachte Krassow* etc. *den meienkranß vnd scholde riden in dat meien* etc. S. 215: *Anno eodem* (1502) *do waß Laurentz van Rethen meygräve.* Vgl. ebd. S. 388. Die Stralsunder Memorialbücher Joach. Lindemanns und Gerh. Hannemanns, herausg. von Zober, Strals. 1843, zum Jahr 1564: *Vp hillige lichammes dach koren se vp dat nie einen meigreuen vth, togen vth ein borgermeister sampt 4 radtmanen, vngeferlich twe hundert manne mit harnisch gerustet tho perden, vndt wurdt wedder vp dat nie gekaren Marten Swarte eines radtmannes sone.*

[51]) Lai d'Ignaurès etc. publ. par L. J. N. Monmerqué et Fr. Michel, Par. 1832, p. 6:

si tos con entrés estoit mais
à l'ajornée se levoit
.V. jougleres od lui menoit,
flahutieles et calimiaus,
au bos s'en aloit li damiaus,
le mai aportoit à grant bruit
etc. etc.
femmes l'apielent lousignol.

er, 'empfahet den trauten Maien, licht und glanz, und setzet einen Kranz auf!' Der König nahm die Kränze, soviel der Knabe deren hatte, gieng damit den Tisch entlang und hieß Jeden der Herren, große und kleine, ein Schapel nehmen; als er zu seinem Vetter kam, erlas er das schönste und setzt' es ihm auf, aber wohl mochte man gewahren, dass dem Herzog Übles im Sinne lag[52]). Nach andrer Meldung setzte der König seinen Söhnen und dem Herzoge Johann Jedem einen Rosenkranz auf das Haupt, der Herzog aber legte weinend seinen Kranz auf den Tisch[53]). Der noch zeitgenössische Abt von Victring lässt ihn seinem Unmuth Worte geben: 'Längst, o Herr! wart ihr der Pfleger meiner Unmündigkeit; jetzt, da die Kindheit vorüber ist, hab' ich die Zweige der blühenden Jugend ergriffen; nicht mit knabenhaften Kränzen eracht' ich mich in meine Herrschaft eingesetzt, sondern, wie ich öfters euch gemahnt, verlang' ich nochmals flehentlich, dass mir das Meine wiedergegeben

---

[52]) Hagens österreich. Chronik (Pez, Scriptor. rer. austr. 1, 1134): *In der zeit hiez der mild chunig vill herrn gen Baden berüffen und wolt daselbst ain hoff haben, den man nennet ain maienvart, nach alter gewonhait an dem ersten tag des maien.* Thom. Ebendorfferi de Haselbach Chron. austr. (Pez 2, 776): *Et dum prima Maii iuxta terrarum morem quaedam solatia fiunt ibi consueta etc.* Ottokars österr. Chron. Cap. 798 (Pez 3, 807 f.):

nu was zeit das man solt ezzen und was nahen gesezzen
das gesind iberal, der künig zu dem mal
sazt tugentleich den von Mainz zu sich,
und die weil er wazzer nam ain junkherr kam,
der trueg an dem zil grüener schapel vil
von salvei und rauten: 'herr künig, enphacht den trauten
Maien, liecht unde glanz und setzt auf ainen kranz!'
'entruwen daz sol sein.' der künig nam dew schapelein
was ir der knab het und gie sa zu stet
nach dem tisch hin zu tal die herrn (gruezt er) *iberal,*
der lie er dehain(en) grozen noch klain(en)
er muest sich lan gezemen ain schapel ze nemen,
und do er kam fürpaz do sein veter saz
auz den schapeln er las, daz schœnst daz darunder was
sazt er im auf tugentleich; an seinem herzen grewleich
grimmig er gepar, man mocht wol nemen war
daz dem wolf unguet übels was ze muet.

[53]) Alberti Argent. Chron. Urstis. German. historic. P. 2, p. 114): *Prandentibus autem illis cum rege ejusque filiis, rex cuilibet filiorum et Joanni duci unum crinile rosarum posuit super caput. Dux autem flens suum crinile posuit super mensam, ipseque et sui consortes praenominati comedere noluerunt in mensa.*

werde, damit ich Namen und Amt eines Fürsten führen möge' [54]). Nach dem Mahle ritt der König weiter und auf dem Wege stieß ihm der Neffe das Messer in den Hals. Furchtbare Rache vollzog der Sohn des Ermordeten, Herzog Leopold, und man hat die Maienlust sagenhaft vollständig gemacht, indem erzählt wurde, dass bei Hinrichtung der unschuldigen Burgmänner zu Fahrwangen 'die Königin' im Blute gewandelt sei und gesagt habe: nun bade sie im Maienthau [55]).

Geschichtlich denkwürdig ist ferner ein westfälischer Mairitt, der nemlich, welchen die Bürger von Soest im Jahre 1446 während

[54]) Joh. Victoriens cap. 10, a. 1308 (Boehmer, Fontes rer germ. 1, 355 sq.): *Erat autem vernum tempus in kal. maii etc. in die apostolorum Philippi et Jacobi, cunctis terre germinibus virescentibus. Rexque dum ad mensam consisterent singulis serta posuit, super omnes iocunditatem et exultationem thesaurizare gestiebat. Johannes autem dux, dum rex eum alloqueretur, ut operam daret letitie, respondit: 'O domine, dudum tutor fuistis mei pupillatus; nunc elapsa infantia ramos apprehendi floride iuventutis. Non sertis puerilibus michi estimo meum dominium restauratum, sed sicut vos crebrius sum hortatus, adhuc supplex postulo, michi mea restitui; ut et ego nomen et actum principis valeam exercere etc.* Anders wieder der viel spätere H. Bullinger in seiner handschr. Zürcher Chronik von 1572, lib. 7, cap, 7 (Abschr. von 1635 auf der Stuttg. Bibl. Bl. 199[a]). Hiernach hatte Hans mehrmals sein väterliches Erbe vom Oheim gefordert, damit er sich vielleicht auch mit einer Fürstin vermählen könnte: *vff ein zit, als si mit ein anderen im väld spazieren rütend und Herzog Hans abermahlen sin anforderung thet, reit der könig zu einem baum, brach ein ast ab, macht daruß ein kranz vnd sazt den dem jungen fürsten vff sin haupt, vnd sagt: 'das soll dich noch baß fretwen, dan land und lüt zu regieren oder zu wiben.'* (Beil. 2.) Geschichtforschend untersucht hat die Ursache des Königsmords Remig. Meyer in den Beiträg. zur vaterländ. Gesch. herausg. von der histor. Gesellsch. zu Basel, 4Bd. (Bas. 1850), S. 173 ff. Vgl. Stälin, Wirtemb. Gesch. 3, 117.

[55]) H. Bullinger a. a. O., lib. 7, cap. 10 (Bl. 203[b]): *vnd ist ein alte sag, daß nachdem etlich der selbigen gericht worden, die königin, die auch zum gericht khommen vnd in sorgen was, daß man etwan die gefangenen ledig ließ, in das blüt gangen und gesprochen habe: 'ietzund baden ich in dem meijenthauw, diewil ich gahn in dem blüt der mörderen, die mir minen frommen herrn ermördt haben.'* Bullinger fügt bei: *vnd so dise that wie man sagt beschechen ist, so müß es beschechen sin eintweders von der königin Angnesen vß Hungeren etc. von deren auch die sag ist, daß si fast ruch und grimig in der raach ires vaters tod gewäsen sige, oder aber eß müß beschächen sin von der königin Elßbethen der witwen Alberti sälber.* Vgl. Iselin zu Tschud. Chron. helvet. 2, 295, Anm. a; gegen jeden Bezug auf die Königin Agnes, welche damals noch gar nicht in dieser Gegend gewesen, Kopp, Urk. 1, 84 und Aebi, Progr. der argau. Kantonsschule 1841, S. 11 f. — Lied vom bair. Krieg (Hds. Val. Holls Bl. 128): *Die Teutschen wurden wolgemut, | si giengen in der ketzer plut, | als were ain mayentawe.* Ähnlich ist das Rosenbad bei St. Jacob 1444, Stumpff 2, 382[b]. Tschudi 2, 425. Schweitz. Heldenb. 102.

ihrer Fehde mit dem Erzbischof von Köln ausführten. Auf Walburgstag, da man nach alter Sitte in den Mai zu reiten pflegte, wollten die Soester dies nicht unterlassen, wiewohl sie sich vor ihren Feinden zu wahren hatten; sie zogen mit großer Kriegsmacht aus der Stadt in den Arnsberger Wald, wo sie ihre Scharen ordneten, fielen dann mit Raub und Brand in die Grafschaft Arnsberg, zerstörten Dörfer und Vesten, führten Herden, beladene Wagen, selbst aufgefangene Frauen, die jedoch vor der Stadt wieder freigelassen wurden, hinweg und kamen, nachdem sie der verfolgenden Feinde sich erwehrt, mit Frieden und Freude 'unter dem grünen Maien' nach Hause [56]).

Dieser grüne Maie, unter welchem das Heer einreitet, wird im Arnsberger Walde gehauen sein. Auch der bretagnische Ritter zog mit seinen Spielleuten in den Wald, um den Mai zu holen. Anschaulich heißt es in einem Reigenliede Neidharts: 'Der Mai ist mächtig, er führt getreulich den Wald an seiner Hand, der ist nun neues Laubes voll, der Winter hat sein Ende' [57]). Nun erst, da der Wald belaubt ist, hat der Sommer völlig gesiegt und im Mairitte soll dieser grünende Wald mit seinem frischen Glanz und seinen Wohlgerüchen auch in das Weichbild der Ortschaften, auf Markt und

---

[56]) Reimchronik von der Soester Fehde bei Emminghaus, Memorabilia Susatensia, Jenae 1749, p. 660:

Up Walburgis tho der selften tith
als men in den meien plach tho riden mit flith
na alter zede und gewonte sunder wan,
des wolden dei van Soest nicht achterlan,
wowol sei ere viande mosten vrochten
dannocht sochten se darane ere genochten;
der viande anlop was gestilt tom del
in dem mande des meiges gar heil,
derhalben sint dei borger ungelogen
uther stadt mit groter gewalt getogen;
als sei nu quemen in den Arnsberger walt,
hebben sei ere spitzen ordinert gar balt etc.

p. 663: *mit frede und freude quemen sei tho hus*
under deme gronen megge ser krus.

[57]) Neidh. 3, 22 ff.: *Der meie der ist riche: | er füeret sicherliche | den walt an siner hende. | der ist nû niuwes loubes vol; | der winter hât ein ende.* Vgl. Str. 6 desselben Liedes: *Ez gruonet an den esten | daz alles möhten bresten | die boume zuo der erden etc.*

Gassen, in Kirchen und Häuser, eingebracht werden[58]), vornehmlich soll der aufgepflanzte Maibaum von der Einkehr des ersehnten Gastes zeugen. Darum waren mit der Maifeier Holzrechte verbunden, der Wald war noch reich und konnte genug des grünen Schmuckes spenden[59]). In einem niederländischen Liede bringt der Bauer seinem Herrn ein Fuder Holz und zugleich der Frau 'den kühlen Mai'[60]). Zu Hildesheim wurde der Maiwagen mit dem gehauenen Buschwerk zur Ausschmückung der Klöster, Kirchen, Thürme festlich eingeholt und sammt dem Maikranze von dem Maigrafen in Empfang genommen[61]). Besonders aber ist hieher noch des vormaligen 'Walperzugs' von Erfurt zu gedenken. Wieder am Walburgtage, wovon der Gebrauch seinen Namen hatte, zogen die Bürger zu Pferd und zu Fuß nach der Wagweide, einem kurmainzischen Gehölze, wo sie auf diesen Tag vier Eichen fällen durften. Fahnenträger und Spielleute, vier 'Walperherren', aus jedem Stadtviertel einer, bekränzte Stäbe tragend, giengen im Zuge, die Jugend sang:

Willst du mit nach Walpern gehn?
willst du mit, so komm! etc.

Nachdem man den Tag fröhlich draußen zugebracht, bewegte sich der Zug, grüne Maien, die man im Walde geschnitten, in den Händen, nach der Stadt zurück und man pflegte zwei Knaben, mit Goldketten und andrem Geschmeide aufgeschmückt, zu Pferde mit in die Stadt einzuführen. Über den Ursprung dieses Zugs gab es

---

[58]) *Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen etc. durch Casparum Scheidt von Wormbs* (1551), D[b], zur Erklärung des Monatnamens *Mey*: *oder daß in solchem monat die Bäum mit Meyen behengt, grünen vnd blühen, vnnd von dem frölichen volck auß den grünen Büschen abgehawen vnd zu einer zier vnd güten geruch heim getragen, vnd durch die Gemach vnd Sommerheuser inn wasser gestellt werden.*

[59]) Vgl. Rechtsalt. 514. Freidank (42, 27 f. vgl. S. 212): *dem rîchen walde lützel schadet | ob sich ein man mit holze ladet.* Titurel (Hahn) Str. 2384: *ein loubîn huot gebunden | ist niht grôzer schade in einem forste | den der meie sunder rîfen grüenet.* Dagegen sollte nach dem bair. Cod. Max. civ. (Schmeller 2, 533 f. vgl. 510) 'dem zwar uralt- aber zu nicht als zum blossen Burger- und Bauernlust dienenden Gebrauch des Maybaumschlags Einhalt gethan werden'.

[60]) Antwerp. Liederbuch von 1544, Nr. 35: *het voer een boerman wt meyen, | hi brocht sinen heere een voeder houts, | sijnder vrouwen den coelen mey.* Das unfeine Lied beginnt: *Een boerman hadde eenen dommen sin etc.* und gieng auch in Deutschland um.

[61]) Mythol. 737. Vgl. Seifart, Sagen etc. aus Stadt und Stift Hildesheim, Göttingen 1854, S. 127 ff. 203.

verschiedene Sagen. Laut der einen stand ehemals auf der Kuhweide ein festes Schloss, darin sich Räuber aufhielten, denen ein aus der Stadt vertriebener Bürger als Koch dienen musste; als sie einst nach ihrer Gewohnheit auf weißen Pferden ausgeritten waren und den Schlüssel einer alten Frau anvertraut hatten, erbat sich der Mann von ihr, einen kurzen Gang vor das Schloss machen zu dürfen, und benützte die Erlaubniss dazu, dem Rathe von Erfurt, unter dem Beding der Wiederaufnahme, die Überlieferung des Schlosses zu versprechen; nach seiner Anweisung kamen die Erfurter auf weißen Pferden vor das Schloss, wurden für Burgleute angesehen und eingelassen, bemächtigten sich desselben, sowie der arglos wieder einreitenden Räuber, und zerstörten die Veste. Eine andre Chronikmeldung besagt: die Edelleute des Schlosses Dienstberg auf der Wagweide seien Räuber geworden, deshalb sei Kaiser Rudolf am 13. Mai 1289 (?) mit den Erfurtern hinausgeritten, diese haben Alles erschlagen und das Schloss zerstört, da habe die Edelfrau ihre zwei jungen Söhne mit all ihrem Geschmeide behängt, sei herausgekommen und habe dem Kaiser um der Kinder Leben einen Fußfall gethan, die Bitte sei gewährt und die Edelsöhne seien auf Pferden nach Erfurt gebracht worden; bei dieser Einnahme des Schlosses haben die Erfurter ein Lied gemacht, das noch von der Jugend gesungen werde, beim Walperzug aber, der zum Gedächtniss der That gestiftet worden, habe man fortan auch die zwei geschmückten Knaben mit eingeführt[62]). Die Zerstörung der thüringischen Raubburgen durch den Kaiser Rudolf in Gemeinschaft mit den Bürgern von Erfurt konnte wohl im Laufe der Zeit sagenhaftes Aussehen erlangen und das Andenken an die Kriegsfahrt dem örtlichen Feste verknüpft werden, auch dass der Name des eingenommenen Schlosses wechselt und anderwärts die im Jahre 1304 eroberte Burg Greifenberg genannt wird, verträgt sich mit einer

[62]) Falkenstein, Historie von Erffurth, Erf. 1739 f. 1, 184 ff. Vgl. Reimann, Deutsche Volksfeste, Weimar 1839, S. 398 ff., nach andrer Quelle. Von dem erstangeführten Walperliede sind nur jene zwei Anfangszeilen vorhanden; das angeblich bei Einnahme des Schlosses gemachte lautet nach Falkenstein: 'Eichen ohne Gerten, | wir kamen vor ein Thälelein, | Thälelein, | rote Rosenbletterlein, | steht still, steht still, auf dieser Statt | wollen wir aber singen, | gebt was ihr habt, | Prügel her!' Er fügt bei: 'Das singen die Jungen noch jetzt aufm S. Johannis-Abend'. Es sind wieder Reime zur Einsammlung kleiner Maigaben. — Über das Geschichtliche der Burgenbrechung s. Hahn, Reichshist. 5, 134 Anm. c und d. Böhmer, Reg. von 1246 bis 1313, zum 12. März 1290.

geschichtlichen Erinnerung, aber der Walperzug als solcher gehört nicht der Stadt Erfurt ausschließlich an, er fällt in den dargelegten allgemeineren Zusammenhang der deutschen Maifeier und kann darum nicht wohl in dem besondern Ereignisse begründet sein. Dieser Walperzug mochte von Anfang an auf eine Eroberung ausgehen, aber die Besiegten sind nicht Raubritter, sondern Winterunholde, denen der freundliche Sommer abgewonnen wird. Im Sinne des Ganzen sind dann auch die erheblichern Einzelheiten aufzufassen. Die zwei reichgeschmückten Knaben, die man mit den Maibüschen jubelnd in die Stadt geleitete, waren ursprünglich nicht Söhne der Edelfrau, sondern Träger des einkehrenden Frühlings. Das Geschmeide, mit dem sie behängt sind, mahnt wieder an ein Reigenlied Neidharts, das im Mai den Hagedorn schön wie Gold ergrünen lässt[63]). Auf einen Kampf weist auch bei früher angeführten Mairitten die kriegerische Wappnung. Der tapfere Gedanke der Soester, den Festritt in einen Fehdezug zu verwandeln, lag näher, wenn mit dem Maireiten selbst schon die Vorstellung von streitbarer Ausfahrt und von Einbringung einer Kriegsbeute verbunden war, und in den schwedischen Städten fiel der Ritt am ersten Mai mit dem Gefechte zwischen Sommer und Winter zusammen. Gleichwohl geben die deutschen Mairitte, soweit sie sich verfolgen ließen, mehr nur den Siegeszug und scheinen den wirklichen Kampf, der hier schon im März stattfinden konnte, als einen früher vollbrachten vorauszusetzen.

Was von den besprochenen Sommerspielen an dichterischem Erzeugniss abfällt, das sind die formelartigen Liedchen, welche die Jugend dazu sang, die Streitgespräche nebst den Einführungen der Jahreszeiten auf die Schaubühne. Die Poesie liegt weniger in den begleitenden Reden und Gesängen, als unmittelbar in den Festgebräuchen selbst. Die Gestalten, welche hiebei auftraten, waren allegorischer Art und ebendarum, selbst wenn sie aus heidnischer Zeit stammten, auch der christlichen unanstößig. Aber die sonst übelberufene Allegorie stand hier in ihrem guten Rechte. Wo eine Volksmenge sich festlich bewegt, da bedarf es eines einheitlichen Ausdrucks, welcher den Sinn der Bewegung augenfällig darlegt, eines vernehmlich und unzweideutig ausgesprochenen Gedankens.

---

[63]) Neidh. 18, 4: *Schôn als ein golt gruonet der hagen* etc. 9: *der meie ist in diu lant.*

Das gerade leistet die Allegorie und ihr eigenes starres Wesen beseelt sich durch das freudige Volksleben, dem sie zur Losung dient. Vornehmlich bringen nun die Wandlungen des Jahreslaufs, auch als allegorische Personen, schon in ihrem natürlichen Beiwerk einen regsamen Hauch und Farbenglanz mit sich heran. Gil Vicente hebt den Aufzug seiner Jahreszeiten durch angeklungene Volkslieder, insbesondre streut der Frühling die reizendsten Liebes- und Blumenlieder ein. Nash und Shakspear lassen den fröhlichen Kuckucksruf ertönen. Der grüne Hulst mit seinen flatternden Vögeln tanzt und singt schon in der Weihnachthalle; der persönliche Mai geht wohl auch völlig in den Blumenkranz oder den wehenden Maibaum über. Alle trockene Absichtlichkeit schwindet, wo die jugendliche Gestalt mit dem lachenden Frühlingsschmucke sich eint. So ist das elsäßische Mairöslein eine allerliebste kleine Allegorie. Zierlich bringt der Edelknabe den lichten Mai, die Rautenkränze, zum Festgelag, rüstig trägt der Greifswalder Schildjunge den Maikranz vor und zuletzt noch reiten märchenhaft die goldgeschmückten Söhne der Edelfrau im Walperzug. In solch anmuthreichen Vertretern wird der Frühling leibhaftig, sie selbst aber gelangen zur festlichen Geltung dadurch, dass sie den Mai bedeuten. Pulsschlag dieser Volksspiele, der einfachen wie der prunkhafteren, ist die jauchzende Herzenslust lebensfrischer Geschlechter.

BEILAGEN.

Auf Einsendung des Vorstehenden erhielt ich von Pfeiffer zwei willkommene Mittheilungen, die ich hier folgen lasse. Die erstere konnte zugleich noch für den Text des Aufsatzes benützt werden, wo sie das 15. Jhd. vertritt.

BEIL. 1 (zu S. 261).

Heidelb. Hds. 392, Pap. 4° (vgl. Wilken S. 462 f.), Bl. 49; die mundartliche Schreibung ist im Abdrucke beibehalten, Unterscheidungszeichen sind beigefügt.

DES POPPE HOFTON.

1. Der summer und der wintter hetten ainen streit
der wintter sprach: 'mein lob ist kumen also weit,
ich bin ain herr, das (des) hab ich wol gelicke.'

Der sumer sprach: 'so bin ich aller freude vol,
es fret sich auf mich alles das da lebe sol,
was da (du) ertetst das traw ich wol erkicke.'
Der wintter sprach: 'du bist ein gach,
ich bin ain man, auf mich so muos man sorgen;
du schleichst mir allzeit hinde nach,
du spirst mich aus, wa ich mich han verporgen,
und zwar es ist mir do nit lieb,
an keiner stat last du mich nit beleiben;
du schleichst mir nach recht als ain dieb
und wa ich bin da tuost du mich vertreiben,
du wild mich ie kain recht lan han, darumb ich dich nit breise.'
der summer sprach: 'das tuo ich wol
recht als ich sol,
ich tuo es widerbringe gar was du machst fal und greise.'

2. Der wintter sprach: 'ich bin auch gar ain fraidig man
und welcher wel, der leg sich da in (ain?) harnasch an!
wie wol er wel, er muos sich vor mir schmiegen.'
Der sumer gab ain antwurt die was also cluog,
er sprach: 'ich mach die (das?) reis, das feine reslach truog.'
der wintter sprach: 'das muos sich ab mir biege.'
Der sumer sprach dem winter zuo *):
'ich gleiche dich zuo ainem alten tore,
er schmöcket weder spat noch fruo;
vor dir verbind man die mind und die ore,
so kan ich machen, das man sicht,
die liechte wenglach tuot man ane schawe;
her wintter, du bist gar en[t]wicht,
dich loben nit die man und auch die frawē;
her wintter, du solt urlab han, du tuost uns vil ze laide!'
der wintter sprach aus voller gir:
'was acht ich ir?
ich mach die liechte wenglach fal, die bluomen aufder haide'.

3. Der summer huob im mayen frelich an und sang,
da von mang wildes tier auch in dem walde sprang,
der wintter schwig, hort das gesang nit geren;
Schwig er alda nit gar bis auf sant Martes tag,
er sprach zuom summer: 'du treibst wunder in dem hag,
das dein gesang das will ich dir ersteren;
Du singest mir, ich wil dir sagn,
das dein gesang das wil ich nimer heren,
ich han dirs lange zeit vertragn,
nun han ich sin, wie ich dich wil beteren.'

*) Die Hds. hat: *der sprach dem sumer suo.*

der wintter huob sein singe an,
vor mangem haus die sey sungen ir stime;
der summer muost weichen hintan,
der wintter kam alldar mit grossem grimme,
er wert bis auf sant Matheis tag, er tet mang bruck erbawen,
der summer kam und warf ims ab
mit reicher hab,
furbas ich ie den sumer lob, das heren man und frowen.

BEIL. 2 (zu S. 279, Anm. 54).

Bruchstück einer Konstanzer Chronik, Pap. Hds. vom Anfang des 15. Jhd., Wien. Hofbibl. 2807 (vgl. Hoffmann, Verzeichn. S. 216), Bl. 21^{b}. 22^{a}:
'. . . und in der zit als man zalt drizechen hundert und achtenhalb jar do ward hertzog Luidpold von Österich zů Windisch erschlagen an dem wasser von sinem brůder der nun junger was der jaren und nun och gern her wär gewessen und herschaft gehept het und das oft und dick sůcht an in und im aber hertzog Luidpold der elter das under zoch umb bessrung der herschaft und des hertzogtůms und hie(l)t in noch ze jung sin. und uff ain zit des jars rittend bed heren usz abwertz an dem wasser und an der statt Windisch, da sůcht aber der junger her sin herschaft an den alten sin brůder Liudpolt und er zoch es in ain schimpf und macht im ain krentzlin ab ainer studen und gab im das und sprach: 'brůder, laws diner sorg, den du bist im ze jung, den ab solichem krentzly solt du dich frőwen und noch ain zit frőd haben, bis werdend dine sün (sinn) stercher und nimpt din wisshait bas zů'. und disser wisset aber wol was er můt hat und hat an dissen worten ain verdriessen und zuckt uss sin schwert und stach sinen brůder Liudpolden zů tod und floch hin von dem land daz dar nach nyemen gehort firwar, war er käm, und alsso ward disser begraben in die kilchen des bistums die da haist Windisch.'

In mäßiger Ferne der Zeit und des Ortes hat hier das Geschichtgültige sich abgelöst und ist selbst für König Albrechts Namen der seines erst 1326 verstorbenen Sohnes Leopold eingetreten, während der sinnbildliche Kranz unter allen Wandlungen fortgrünt.

ZWEI FABELN DES HEINRICH VON MÜGLIN.

Die Wiltener Handschrift enthält folgende schon von W. Müller veröffentlichte Fabeln des Heinrich v. Müglin:

1. Ein esel vant eins louwen hût W. 48^{b} Müll. S. 11.
2. Hievor ein herre zôch ein kleines hundelîn W. 49^{a} Müll. S. 11.

3. Ein gans die sprach, si wêre ein meister aller kunst W. 49ª Müll. S. 12.
4. Ein fuchs, ein esel und ein wolf gingen vor den walt W. 55ª Müll. S. 15.
5. Ein gans, ein schâf, ein kalp in zorne wart bereit W. 55ª Müll. S. 16.
6. Ein esel sprach: „ich wolde, das ich wêre tôt W. 56ª Müll. S. 19.
7. Ein herre fremden hunden gerne gab sîn brôt W. 56ᵇ Müll. S. 13.
8. Ein hunt der sprach: „mîn herre der wil jagen swîn W. 56ᵇ Müll. S. 14.
9. Ein alder leidhunt einem kinde gegeben wart W. 57ª Müll. S. 14.

und überdieß noch zwei, die ich hier folgen lasse.

I.

Ein uppig kalb pot einem lewen kempfen an,
es sprach: „ich will dich in des rîches hof bestân
vor fursten, herren, rittern und(e) knechten."
Der leo sprach: „ich hôr vil jêmerlîcher mêr,
nû sag mir, kalb, warumb pistu komen her?
Soll ich in des rîches hof mit dir vechten,
der kaiser ist uns gar zu wît: Bl. 56ª
wir wellen sîn hie mit enander beginnen."
Sô sprach der leo: „sîn ist wol zît;
hâstu es gut gemacht, des wirstu wol innen."
Das kalb das sach den lewen an
und vieng in sînem herzen michel rûwen,
der tôt der wart im dâ getân
im mocht noch hût einer ein solichs prûwen.
Alsô thut maniger tumber man, der im nicht lât gesagen
und ouch dar zu nicht merken wil
ûf prîses zil.
Wer dâ selber nicht enwest, der solt die wîsen fragen.

1. leoen. 2. reichen. 8. sein. 10. hastw. 11. leon. 12. seinem — reuen. 14. heut ainer ain preuen. 17. preyses. 18. weysen.

II.

Ein kleines kalb das ward zu einem ochsen grôz,
er sprach: „ûf erden lebet nindert mîn genôz,
Ich pin ein herre grôz ob allen tieren;
und het ich einen grôzen, wîten lobetanz,
daran nêm ich ein ungefugen umbeswanz,
wan mîn gestalt die mus sich grôzlich zieren."
Er sach sich selber geren an
und gar freidiglîch stund im an sein geperd.
Es dûht in alles wolgetân,
wie mocht das immer ochsenlîcher werden.
Er gab im selber gut gelimpf,
wô er nur was vorn oder hinden,
zu mal verdarb in gar sîn schimpf,
wô er hin kam zu andren hubschen kinden.
Es sol sich nieman dunken lân, wie das er sî der peste,
er schouw ouch ander lüte an,
sî wol getân
und wer sich anders dunken lât, des sine stênd nit veste.

1. klaines | gros. 2. auf | mein. 4. grossen weytenn. 6. grosleich. 8. fraidig-kleichen. 9. daucht. 11. guet. 15. niemant dungkhen | sey. 16. schaw | leute.
ZINGERLE.

BRUCHSTÜCK EINER LAT.-AHD. LOGIK.

Auf Bl. 92 (Pg. in 4°) der Wiener Mischhs. 275 (Hoffmanns Verz. Nr. 372) ist uns das folgende Bruchstück einer lat.-ahd. Logik aus dem XI. Jhd. erhalten.

(a) Due ſpeciei differentie conſtituunt hominem. Quid ē diffinitio? Diffinitio ē ita rē oſtendere uerbiſ. ut nec pluſ. nec min[9]. nec falſo[0] [1]) aliqd dicaſ. ł ē. diffinitio. determinatio rerū & plicatio. Mit tero unſ geougit uuirdit. unde vragenten gant wrtit[2]) wirdit. waz daz unde daz si. Inhunc modū. Waz ſint ſalida. ewige rawa. Item diffinire eſt rebv[9] certoſ fineſ & terminoſ dare. Et qđ cfuſū

[1]) falso modo?

[2]) gant wrtit *so getrennt in der Hs.*

eſt diſcernere. Daz chît knot mezon . unde geſcidon unde geunder marchon . Ex plicare ē inplicitā & inuolutā rem euoluere. Taz chittia zeſamine geuundenun ſacha. ł reda ītuindun unde uuerrechin Judixet?[3]) Diffinitio ē rei cſtitutio & pſentatio (b) Taz heizit ſeilhiu ding ſezzi unde ſelbiſ dingeſ kougida. Eligamuſ g⁰ ex hi omnibs ut dicamuſ diffinitionē knot mez. Quidē hoc. qd nec pluſ nec minuſ ē ipſa reſ que diffiniť. In hunc modū. Homo ē animal rationale mortale riſus capax. Ter menniſco iſt ein ding libhafte . redohafte . totig . lachenneſ machtig chit aber animal rationale & mortale. Taz iſt imo gemacze mit tiu habiſt tu ingenoman uzer den anderen lebeten. Tiu zuei uurchant dien menniſkin . quaſi diceref . i . animi & corpuſ. Anima ē rationale.

Corpuſ eſt mortale . tiu ſint zimber . mit dien gat er umbe. Inhunc modū. Quid ē homo? Animal rationale mortale. Quid ē animal? Rationale mortale . Homo . Chit ouch dara zuo riſibile. Taz nehabet er mit nehenemo gemeine . ſona maht tu inan baz gezeigon . dar iſt aldaz er iſt . Mittemogat er umbo . Adhunc modū Od ē homo? Riſibile . Quidē riſibile . Homo . Hec ē que maxima diciť diffinitio. Item ē alia diffinitio n̄ ſubſtantialiſ ſed accidentaliſ.

Inhunc modū. Animal ē qd moueri ꝑpia uoluntate poteſt. Taz iſt libhafte . daz ſich ruerin mag Namq; motuſ. & uoluntaſ & poſſibilitaſ accidentia s̄ animali & non ſubſtantia ei⁹. Animal corporale ē . Corporalia corporalibs ꝑpie diffiniunť utiq; tuiſ ſpeciebs. aut ſuiſ generibs quibs ipſa incluſa ē. Inhunc modū. Quidē Cicero . Homo . Quid ē homo? Animal. Quid ē animal Corpuſ. Quid ē corpuſ? Substantia. Itē incorporalia.

---

[3]) Judixet? *Der Anfangsbuchstabe sieht auch aus wie ein* L, *es ist aber doch, wie mir sorgfältige Vergleichung gezeigt hat, eher ein* J. *Das* ? *am Schlusse ist wirklich Fragezeichen. Sollte es das Zeichen für die Abkürzung* ur *sein, müsste es über dem* t *stehen, was der Schreiber consequent beobachtet.*

Wien, Jänner 1860. JOS. MARIA WAGNER.

DIE DEUTSCHEN APPELLATIVNAMEN.

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

II.

Wir gelangen zu der zweiten Art der Appellativnamen, zu denjenigen also, die dem Wesen wie der Zeitfolge nach den Übergang von der lebhaft personificierenden Eigenbenamung der Dinge zu der appellativen Verallgemeinerung der Personennamen bilden: denn auch hier werden Appellativbegriffe persœnlich benannt, aber wortspiels- oder anspielungsweise, zu allegorischem Behuf und so, daß die Anwendung auf alle Personen oder Dinge der Gattung offen bleibt, das Wort nur den Anschein eines individuellen Eigennamens, in Wirklichkeit dagegen den Sinn eines appellativen Sammelwortes oder gar einen ganz abstracten Sinn besitzt. In Gehalt und Bedeutung ebenso beschaffen sind die Sprichwörter: auch diese, in ihrer echtesten Form, fassen nur ein Allgemeines durch Besonderung zusammen; es stimmt hiezu, daß vielleicht die frühesten der Beispiele, die wir jetzt aufzuzählen haben, die erfundenen Namen *Vilkarc* und *Samekarc* sich in einem Sprichwort, daß sich andre in eben solchen noch heute, daß zur Zeit ihres allgemeineren und gleich beinah üppigen Aufkommens, von der Mitte bis zum Schluß des dreizehnten Jahrhunderts, sich die Beispiele vorzüglich in solchen Gedichten und Schriften finden, deren treibender Boden die Spruchweisheit des Volkes war. Ich verweise als auf besonders ergiebige Belege auf die Sprüche des Tannhäusers, Reinmars von Zweter, Süßkinds von Trimberg und Meister Boppes in v. d. Hagens Minnesingern 2, 94[a] 213[b] fg. 259[b] und 384, namentlich aber auf die Dichtung, die das Ende des Jahrhunderts macht, und die immer und immer wieder diesen Ton der Namengebung anschlægt, den Renner. Es sei gestattet, zwei jener Sprüche sowie zwei Stellen aus dem Renner (alles das nach Bedürfniss gebessert) hier zu wiederholen: dem Leser mag dadurch anschaulich werden, wie gehäuft man dergleichen Namen von sich schüttete: es ist, als hätte man jedem einzelnen dadurch mehr Halt und Gestalt geben wollen, daß man ihm noch zahlreich andre beigesellte; zugleich aber, wie halt- und gestaltlos

und in sich unpersœnlich diese Personificierungen dennoch waren, da man nicht anstand gelegentlich dicht neben und unter sie auch solche Worte zu setzen, die selbst im Ausdruck unpersœnlich und abstract verblieben.

Der Tannhäuser: Bodmer 2, 67^{b}, v. d. Hagen 2, 94^{a}.

Ich denke, erbûwe ich mir ein hûs nâch tumber liute râte,
die mir des helfen wellent nû, die sint alsô genennet:
Unrât und her *Schaffe niht* die koment mir vil drâte
und einer, heizet *Selten rîch*, der mich vil wol erkennet;
Her *Zadel* und her *Zwîvel*[1]) sint mîn stætez ingesinde;
her *Schade* und ouch her *Umbereit*[2]) ich dicke bî mir vinde.
und wirt mîn hûs alsô volbrâht von dirre massenîe,
sô wizzent, daz mir von dem bû her in den buosen snîe.

Süßkind von Trimberg: Bodmer 2, 178^{b} fg., v. d. Hagen 2, 259^{b}

Wâ heb ûf und *Niht envint*
tuot mir vil dicke leide;
her *Bîgenôt von Darbiân*
der ist mir vil gevære.
Des weinent dicke mîniu kint;
bœs ist ir snabelweide:
er hât si selten sat getân,
wan ofte frœiden lære[3]).
In mînem hûs her *Dünnehabe*
mir schaffet[4]) ungeræte;
er ist zer welt ein müelich knabe.
ir milten, helfent mir des bœsewihtes abe!
er swechet mich an spîse und ouch an wæte.

Hugos von Trimberg Renner, Bamberger Ausg. S. 57^{b}.

Gîtikeit hât alters eine
mit aller missetât gemeine:
bôsheit ist ir kamererinne,
karkeit ist ir kelnerinne,

[1]) Bodmer und v. d. Hagen statt *her* beidemal *der*.

[2]) Von beiden in *Unbereit* geändert.

[3]) Bodmer *bis auf die frœidenbere*, v. d. Hagen *biz uf die vröudenbœre*. Der Fehler wird durch einen norddeutschen Schreiber verschuldet sein, für den, wenn er nur die einzelnen Worte nahm, *wan ofde* gleichen Sinn hatte mit *biz ûf die*.

[4]) Beide *schaffet mir*.

untriuwe ist ir rât gebinne,
unkust ist ir hârflehterinne;
liegen, triegen mac wol sîn
ir schenkinne unde ir truhsæzîn;
unwirde ist ir spîserîn,
smeichen ir ermelprîserîn;
Spar helblinc der pforten pfligt,
Pfûrpfel sac daz gourîch wigt;
ir marschalc ist her *Zitterort*,
ir putigler her *Bitter wort*;
ungunst schrîbt ir rechnung an;
her *Nîdunc* ist ir cappellân.

Ebenda S. 107[b], 108[a].

Reinez leben, adel, kunst
belîbent ân des pâbstes gunst,
ezn kom dan mit an die vart
Rîchart, Klinchart und *Gebehart*[5]).
swer die bringt, der wirt gewert,
swes er in dem hove gert:
alle sache sint entwiht,
haben si der fürsprechen niht.
wan *Ablœser* und *Nemehart*,
Nimmer vol und *Nagehart*[6]),
Schinden gast und *Lügenhart*
und sîn bruoder *Trügenhart*,
Smeichart, Swerolt, Glîhsenhart,
108[b] *Slinthart, Kratzhart*[7]), *Judenbart*,
Læren biutel und *Füllen sac*
pflegent des hoves naht und tac.
her *Kratzhan* und her *Kratziân*
behaltent des niht umb ein blat,
daz wîlent meister Graciân
ûf gotes genâde geschriben hât.
ein decretâl und ein decrêt
sint in des pâbstes hove bekant

[5]) In der Bamb. Ausg. *gebhart*.
[6]) *naghart*.
[7]) *kratzbart*.

„swer zuo mir rîtet oder gêt[8]),
der füll mit silber mir die hant
und mit golde: sô wirt er
sân zehant von mir gewert
durch die heiligen marterer[9]),
swes sîn herz von mir begert."
wan *Sant Albînes* heilictuom
und *Sant Rufînes* sint sô wert,
daz si noch hânt den obersten ruom[10])
vor allem heilictuom als vert.
swem si mit vollen gnâden bî
wonent, der ist ein sælic man:
er sî eigen oder frî[11]),
sô betet man doch daz heiltuom[12]) an.

Noch stehen im Renner auf S. 10[b] die Verse:

Swenn si (die Kinder) die kintheit überstrebent
und nimmêr in vorhten lebent,
sân kumt her *Virwitz* gerant
und lœst den meiden ûf diu bant;
die knehte lœst her *Selphart*.

Eben dieser Selphart, die Personificierung des Eigenwillens und der Selbstsucht, die Zusammenfassung aller Selbstsüchtigen und Eigenwilligen, macht den Mittelpunkt einer dem Renner etwa gleichzeitigen Prosaschrift religiœs-satirischen Inhaltes aus (Altd. Leseb. Sp. 687 = 901 = 811), der Schilderung eines Klosters, das auf die *Regula Selphardi* gestiftet ist und dessen Abt *Bôswiht* heißt, der Prior *Ân tugent*, der Küster *Clafêre von der werlte*, der Cantor *Kiverêre*, andere Brüder *Hêrstuol, Zornlîn, Ergelîn, Werre* oder *Werrâ, Irre sich selben* oder *Triuc sich selben, Gelîchesêre, Hindersprâche, Îtel spot, Clûterêre* oder *Rîserer, Schimphelîn, Unmuozze, Zîtverlies, Îtel êre* und *Clafunnützze*. Darf ich solchen zusammenhangenden Belegstellen der frühesten Zeit endlich noch eine viel spætere beifügen, so mag dieselbe vom Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, aus dem Judas Abrahams a S. Clara entnommen werden: „Wie diese (die fünf thœrichten) Jungfrauen haben geheißen, schreibet der hl. Evangelist Matthæus nit, außer daß er von ihnen den üblen

[8]) [9]) [10]) [11]) Dieser und der vorhergehende Vers umgestellt.
[12]) *heiligtvm*.

Nachklang setzet ‚dormitaverunt omnes et dormierunt', sie seind schlæferige Menscher gewest. Ich mein, die erste hat geheißen *Schlafofta*, die andere *Schlenziana*, die dritte *Faulberga*, die vierte *Thuenixa*, die fünfte *Ranzinbeta*. Gewiss ist es, daß sie faule schlæferige Menscher gewest" (Passauer Ausg. 2, 259).

Diese Appellativnamen (man dürfte sie, freilich wiederum nicht ganz zutreffend und genügend, unter die Benennung der allegorischen zusammenfassen) verhalten sich aber, wie schon aus dem bisher angeführten sich ergiebt, in Ursprung und Bildung nicht alle auf die gleiche Art: theils stellen sie wirkliche Eigennamen, also Taufnamen, theils nur Beinamen vor, und die einen wie die andern sind abermals bald so, bald so beschaffen. Wir werden am füglichsten vier Gruppen unterscheiden.

A. Eigennamen, die sonst auch üblich sind, werden nun wortspielsweise angewendet.

Beispiele.

Adelgêr, einer von den sechs klagenden Rittern am Grabe Ulrichs von Pfannberg bei Suchenwirth 11, 105 fgg., wie

Adelhart, oben 4, 132, Personification des Adels und Zusammenfassung der Adlichen.

Adelheit nennt sich die hl. Jungfrau in Frauenlobs erstem Leich 12, 37.

Adeltrût eine von den fünf Jungfrauen der Frau Êrenkranz: Lieders. 1, 381.

Adelunc kommt meines Wissens weder alt- noch mittelhochdeutsch als Appellativum (dieß lautet *ediling*, *edilinc*), wohl aber als Eigenname vor: damit ein Wortspiel in der Nachrede zum zweiten Theil des Passionals Z. 145 „dâ lêrt sîn Adelunges site sich in niht vil bekumbern mite."

Alman. Der Glaube d. h. die Treue ist „Ein seltzam kraut: in Almans garten Darf mans zu wachsen nicht erwarten": Waldis Esop 1, 94. Sprichwörter: „Allmanns Freund Jedermanns Geck," „Was Allmann sagt, ist gern wahr," „Allmanns Rath ist gute Theilung" Simrock S. 8.

Billunc Neider, Neid: Renner 161[b], 166[a]. In der ersteren Stelle wird Billunc unter „des nîdes spiezslîfære" gerechnet: der Dichter bezieht, wie es scheint, den alten in Geschichte und Sage bedeutenden Namen (vgl. Mythol. S. 347) auf das Zeitwort *billen* d. i. mit einem spitzen Eisen hauen.

Bitterolf schilt im hl. Georg 4144 die Kaiserinn ihren Gemahl, den Wütherich.

Blasi, Wind, Rausch: s. oben 4, 132.

Engelmâr: „mîn Engelmâr" sagt von Gott die heil. Jungfrau in Frauenlobs Leich 1, 12, 38.

Fridrich. Wenn der Krieg eine schlechte Wendung nimmt, „Denn hangen solch gsellen den schwanz Und rufen Friderichen an": Waldis 1, 55. „Du aber zæhlest lieber zwei als eines, bist öfter zu Penzing als Friedberg, hast mehr Krüg als Kandel, bist öfter ein *Hadrian* (Haderer, Zänker) als ein Friederich": Abr. Judas 5, 250.

Vrômuot froher Sinn: Neidh. 32, 1. 85, 14.

Gebehart im Renner oben 4, 132 und 5, 292.

Gotliep die Liebe zu Gott: unter den sechs Rittern bei Suchenwirth 11, 102 fgg.

Heimeran d. i. *Heimergm* für *Emmeram*: „der *Haimerl* ein heimtückischer und dabei dummer Mensch" Schmeller 2, 195.

Kilian (auf *Kil*, Schreibkiel bezogen), Federheld: Schuppii Schriften 2, 54 „demselben und andern octavo Julii natis mehr, welche dem hochlœblichen Frauenvolk ihren Vorzug und gebührende Gewalt gern abschneiden wollten."

Lene, Abkürzung von Helene, im Wortspiel mit *lehnen* ein faules Weibsbild. (Wolt ich nicht heißen) „jungfrau Læn, von wegen einer *faulen Lænen*?" Fischarts Gargantua M. 7 vw.

Lutz, *Lutzl* d. h. Lucia, Weibsperson, die gerne trinkt, *Bierlutz*, *Branntweinlutzl*: *lutzeln* (niederd. *lutschen*) schlürfen, saufen: Schmeller 2, 532.

Nîdinc, *Nîdunc* Neider, Neid. Her Êren-nîdinc bei Boppe, v. d. Hag. Minnes. 2, 384ᵃ; Nîdunc bei Reinmar v. Zweter ebd. 214ᵃ, und im Renner oben S. 292 u. Sp. 161ᵇ.

Nîthart Neider, Neid: Renner 161ᵇ; Narrenschiff Cp. 53, Überschr. u. 77, 59; Her Nythardes spel spelen: Reineke 4394; Neidharts Spil treiben, sich Neidharts Ding gebrauchen: Schmeller 2, 681. „Wie denn der Neid an Fürstenhœfen groß ist und der Neidhart fast regieret": ebd. aus Aventinus. „Gott schafft, das Neidhart und untrew Sein eigen Meister erst gerhew" Waldis Esop. 1, 35. In der Heidelberger Handschrift 543 (Wilken S. 505) „Georg Maiss von Laugingen Abhandlung wider den Neidhart (Haß und Zwietracht) — 1588." „Durch solchen Traum wollte Gott schon von

fern andeuten, wie daß der gerechte Joseph zu hohen Würden soll gelangen, seine Brüder aber der Lakaien Stell verrichten, denen der Schneidermeister Neydhart die Livree verfertigt" Abr. Judas 1, 21; der neue Herausgeber fügt dem die Erklærung bei „Wahrscheinlich ein damals in Wien berühmter Schneider." An solcher Häufigkeit der uneigentlichen Verwendung mag der Ruf des ebenso benannten Dichters um so eher Antheil haben, als dieser vielleicht selbst schon mit seinem Namen so gespielt und ihn auf den Neid ausgedeutet hatte (47, 16. vgl. v. d. Hag. Minnes. 3, 264ª): auffallend aber bleibt es, wie daneben nicht bloß im elften Jahrhundert Nithard mit „odiosus vel valde malignus" (Pez Thesaur. anecd. 3, 2, 609), sondern sogar noch im fünfzehnten mit „odium durum" (Felix Hemmerlin v. Reber S. 365) übersetzt, auch da noch auf den Haß, nicht auf den Neid bezogen wird.

Rîchart im Renner oben 4, 132 u. 5, 292.

Simon ein Mann, der weibisch und dessen Sie der Mann ist: Schmeller 3, 182; „Dücke dich, Simon, dück dich! Dück dich, laß fürüber gan! Die fraw wil iren willen han" Uhlands Volksl. S. 758. Deutscher gemacht *Siman, Sieman*: Waldis Esop. 4, 70; „Siman, weil — man Gaucheyerbrütlern also ruffet" Fischarts Gargantua M. 7 vw.; Sittewalds Gesichte (Straßb. 1650) 1, 366. In Österreich sollen die *Simannl von Krems* sprichwörtlich sein. Dem Simon steht als Name der Herrscherinn *Erweib* zur Seite: Schmeller a. a. O.; doch wird diese selbst auch Siman genannt: so in einem noch weiter ausgesponnenen Wortspiel Abrahams a S. Clara Judas 4, 306. Als Bezeichnung der Weiberherrschaft *Doctor Sieman*: Waldis, 4, 81.

Ulrich. Dem Uolerich rüefen (Uhland S. 577), den heiligen Ulrich oder *Uele* anrufen (Schmeller 1, 46) heißt sich vom vielen Trinken übergeben: *der trunken Ůelin* (Gengenbach v. Gœdeke S. 520, 682) bezeichnet diese ekelhafte Gestalt der Völlerei collectiv und abstract. Ein Wortspiel, indem es ein Spiel mit nachahmenden Lauten ist.

Valtl aus *Valentin* ist den Baiern appellativ ein Einfaltspinsel: Schmeller 1, 628. Dagegen auf *fallen* wird der Name ausgedeutet, wenn das fallende Weh *S. Valtins Krankheit, S. Veltins Siechtag, Veltens Tanz* oder bloß *Valtin, Valten* heißt: Frisch 2, 396ᵇ; „Valentinus comitiali morbo laborantes sanat, quapropter nos epilepsiam Valentini morbum vocamus" Haupts Zeitschr. 1, 144; „Valten, Valtin

kompt von fallen und ist das fallend übel — darzu Sanct Valtin (ist anders irgent ein heilig im Himel, der also heißt) Apotekerknecht ist" Agricola Sprichw. 500. Häufig wie Anderes der Art in Verwünschung und Fluch und Schwur: „das deich sant Veltins arbeit besteh!" Manuel S. 432; „daß dich Sant Veltes Krisem anstoß" Sittew. 1, 265; „daß dich Sanct Velten ankomme oder schende!" Agric. a. a. O.; „hat mich S. Velten mit euch Welt-Narren beschissen?" udgl. Sittew. 1, 216. 271. 2, 35; „hat dis dann S. Velten gesagt?" Simplic. 1, 487; „zuckte darauf meinen Prügel und jagte sie damit für alle Sanct Velten hinweg" ebd. 2, 779; „beim Velten!" A. Gryphius P. Squenz S. 6; „ei zum S. Velten!" Weise im Tobias; mit Voranstellung des in solchen Ausdrücken üblichen, hier zwar wie öfters eigentlich bedeutungslosen *potz*, d. i. Gottes, „botz Velten — s. v. a. die schwere Noth!" Frisch a. a. O., „o potz tausend felten!" P. Squenz S. 13, „das dich potz Valtin schendt!" Jac. Ayrer bei Kurz zu Murners luth. Narren S. 216 u. dgl. Unrichtig also hält J. Grimm Myth. S. 956 in diesem Fluche Velten für einen Namen des Teufels mit Anspielung auf *vâlant*.

In Hadrian, in Simon, in Valtl u. s. f. wird ein fremder Name deutsch verkehrt: anderswo bleibt die Gelehrsamkeit innerhalb ihrer Sprache, oder zieht gar einen deutschen in dieselbe herüber. „Was geht das Graf *Ego* an?" Hoffmanns Spenden 1, 150 (vgl. Lieders. 3, 563); „Ein guter *Servatius* macht einen guten *Bonifacium*" ebd. S. 56. Die Übertragung der Heiligennamen *Albinus* und *Rufinus* auf die edlen Metalle und den Reichthum daran oben S. 293 ist an den deutschen Dichter von ältern Lateinern gekommen: s. Carmina Burana S. 15[a] und Albert von Beham S. 72; an jenem Orte S. 238[b] auch „vinum et Albinum et Rufinum."

B. Es werden Namen nach Art der Taufnamen neu und eigens gebildet.

Schon den Sanctgallern um das Jahr 1000 lag es in Sinn und Ohr, wie häufig und durch die Häufigkeit fast bedeutungslos in der Ableitungssylbe und dem zweiten Bestandtheil die auf *ing* und *ung* und *olf* ausgehenden Namen seien: sie übersetzten *Achates* mit *Steinung* (Ps. 18, 11), *Penates, Favores, Opertanei, Cunctalis* mit *Hûsinga, Liumendinga, Tougeninga, Samahafting*, ohne doch ein patronymisches Verhältniss, *Nocturnus* und *Consus* mit *Nahtolf* und *Willolf*

(Marcianus Capella S. 40 fgg.) ohne dabei noch den Begriff eines Wolfes meinen zu können; und so wird auch, wenn Notker Ps. 48, 12 den reichen Mann des evangelischen Gleichnisses *Rîcholf* nennt, dieß *olf* weiter keine Bedeutung als die ganz allgemeine einer namenbildenden Sylbe haben. Auf gleiche Art nun verfuhr die mittelhochdeutsche Zeit und gab den neu geschaffnen appellativen Eigennamen, damit sie auch recht wie Eigennamen klängen, in der Mehrzahl der Fälle die Schlußsylben, die zu bloßen Schlußsylben herabgesunkenen Schlußworte *inc, bolt, hart, hilt, olf* und *olt*.

Her Glîdinc Scheltname von unklarer Bedeutung in v. d. Hag. Minnes. 2, 384[a]. *Siurinc*, von *sûr*, unter dem Gesinde des Neides aufgezæhlt im Renner 161[b]. *Her Slihtinc*, Scheltname jemandes, der sich als Richter und Schlichter aufdrängt: Altd. Wäld. 3, 208.

Her Trunkenbolt v. d. H. MS. 2, 197[b]. *Wankelbolt* unbeständiger, unzuverlæßiger Mensch: Georg 3038. 5748. *Witzbold* der sich der weiseste dünkt: „Es gibt keine andere Waare, wenn Witzbold seine auslegt" Hoffmanns Spenden 1, 68.

Ahselhart der von sparsamem Leben mager ist: Helbling 1, 1082[13]). „*Faulert* bohrt nicht gerne dicke Bretter;" „Faulert muß zerrissen gehn": Sprichwörter bei Simrock S. 105. *Glîhsenhart, Klinchart, Kratzhart, Lügenhart, Nagehart, Nemehart, Selphart, Slinthart* oben 4, 132 u. 5, 292. *Slunthertlîn* ein Kind, dem die Worte im Halse stecken bleiben: Renner 169[b]. *Slurchart*, v. d. H. MS. 2, 213[b], zu *schlurken* d. h. mit træge geschleiften Füßen gehn: Stalder 2, 324. 333; Schmids Schwæb. Wörterb. S. 468. *Smeichart, Trügenhart* oben S. 292. *Wankelhart* s. v. a. vorher Wankelbolt: „der leu nu zeinem fuhse wart; Wendelmuot und Wankelhart der grâf mit flîz ze hûse bat; unmâz dâ vor der milte trat; diu gæh wart wîns und willen sat" Ulrich v. d. Thürlein Wilhelm, Heidelb. Handschr. 395, §. 20.

Spothilt: „O welt, dein name heißt Spothilt" Priamel in Eschenburgs Denkmælern S. 405. *Tugenthilt* eine von den Jungfrauen der Frau Êrenkranz: Lieders. 1, 381.

---

[13]) Als Zuname (nicht Eigenname) in Passauer Urkunden von 1288 und 1308: Haupts Zeitschr. 4, 578. Das Adjectivum *thunegischer*, das bei Helbling vorangeht, ist in *tuonegischer* oder, falls man mit der Änderung noch weiter greifen muß, in *tuonegeuscher* zu bessern: *Tuonahgowe, Tuonagowe* u. s. f. althochd. Donaugau: Förstemann 2, 410.

Giemolf Scheltname bei Frauenlob, Spruch 166, 1: wohl mit *goume* zu *giwen* das Maul aufsperren. Zwei Namen der Art in dem Sprichworte „*Wânolf Triegolfs* bruoder ist" Boner 80, 23; *Wônolf Btriegolfs* bruoder ist" Narrensch. 67, 64: d. h. wer bloß meint ohne zu denken, betrügt sich leichtlich selbst.

Diebolt v. d. Hag. MS. 2, 214ª: Wortspielswendung eines sonst wirklichen Eigennamens, der jedoch, aus *Dietbolt, Dietbalt* entstanden, keinen Bezug auf *diep* hat. Ebensolch ein Spiel wære, falls das unverständliche *Manolt* am gleichen Orte so zu lesen ist, *Meinolt*: der auf althochd. *Maginwald* beruhende Name hier auf *mein* d. i. Falschheit, Missethat, Schædigung umgedeutet. Ebenda *Roubolt* und oben S. 292 *Swerolt*.

Nächst all diesen kommen, jedoch um vieles seltner, auch Nachbildungen andrer üblicher Namenarten vor, zwei drei männliche, wie *Êrwart* und *Mildemâr* bei Suchenwirth 11, 103 fgg. und *Sparmund* oder lateinisch gemacht *Sparmundus*: „Red ist nit gut zu allen zeiten: Darumb so lern Sparmunde machen" Murners Schelmenzunft Cp. 48; „Wir werden müssen Sparmundus halten und Hunger leiden" Schmeller 3, 573. Sparmund ist wie das oben 4, 129 besprochene Warmund, nur daß *mund* hier eben Mund (althochd. *mund*, altnord. *munn* und *mûdh*, angelsächs. *mûdh*), nicht Hand und Schutz (althochd. *munt*, altnord. u. angels. *mund*) sein soll. Sonst lauter weibliche: denn die Personificierung hat eine Vorliebe für dieß Geschlecht: oben 4, 131.

An die wirklichen Namen mit *berga* und *burg* (Förstemann 1, 262 fg. u. 293 fg.) schließen sich *Faulbergâ* oben 4, 294 und *Mâzeburc*, eine Jungfrau der Frau Êrenkranz, Lieders. 1, 381.

An die mit *gund* (Förstem. Sp. 555 fg.) *Schamigunt*, gleichfalls im Lieders. 1, 381.

An die mit *liuba* (Förstem. Sp. 848) ebend. *Zuhtliebe*.

Wandelmuot und *Wendelmuot* sind in dieser Form selbst schon alte Eigennamen (Förstem. Sp. 1226): die Allegorie deutet aber den ersten Bestandtheil, der ursprünglich den Namen der Vandalen enthalten mag, auf das appellative *wandel* und auf *wenden* um, und Wandelmuot und Wendelmuot bezeichnen nun den unbeständigen oder sonstwie tadelhaften Sinn, sind weiblich dasselbe, was männlich Wankelbolt und Wankelhart. Mit letzterem haben wir auch Wendelmuot schon zusammengestellt gesehen; außerdem findet sich *vrou Wendelmuot* noch an einer andern Stelle von Thür-

leins Wilhelm (Casparson S. 128ᵃ), bei Konrad von Würzburg (v. d. Hag. MS. 1, 313ᵃ) und noch im sechzehnten Jahrhundert (Schmeller 4, 106), *frô Wandelmuot* im Liedersaal 2, 157 und 3, 88.

Endlich mit lateinischem Ausgang P. Abrahams *Schlenziana* oben S. 294: *schlenzen* ist was sonst schlendern.

C. Die Personification einer Handlungsweise, die Zusammenfassung der so oder so handelnden Personen wird durch einen Beinamen bezeichnet, dessen erstes Wort ein Imperativ und dessen Sinn ein ironischer, durch Ironie scherzender oder spottender ist: denn zum Schein wird gerade das, was man tadeln will, befohlen. Wortbildungen der Art kommen vor dem dreizehnten Jahrhundert noch so gut als gar nicht vor: *lechespiz*, im zwölften (Diutiska 3, 156) die Übersetzung von lixa, steht ganz vereinzelt. (spæter in Wittenweilers Ring Z. 24 ein Bauer *Rüfli Lekdenspiß*) und *wenescaft*, wovon im Sanctgallischen Marcianus Capella S. 84 das Zeitw. *wenescaftôn*, steht insofern abweichend da, als damit kein Tadel gemeint und der Begriff durchaus unironisch der eines Speerschwingers ist: *hwenjan* im Althochd. schwingen. Das dreizehnte Jahrhundert aber und ihm folgend die weitere Zeit hat diese ironischen Imperative zuvörderst nur in persœnlichen Beinamen verwendet, und als Namen solcher Personen, denen gegenüber Scherz und Spott und Tadel und Verurtheilung, Geringschätzung oder Haß am Platze war: Bauern z. B. heißen *Fâchenstier*, *Greif in peutl*, *Prichenfrid*, *Raumentegl*, *Schew den galgen*, *Schreckhenvol* d. h. den Fohlen, *Trinchsaus*, *Trüebenpach* (Aufseß und Mones Anzeiger 3, 84), Räuber wie im Meier Helmbrecht 1186, fgg. *Müschenkelch*, *Rütelschrîn*, *Slickenwider*, *Slintezgeu*, Schildknechte wie in den Osterspielen *Hitzenplitz*, *Schlachinhaufen*, *Schürenprand*, *Wagendrüssel*, *Wagsring* (Germania 3, 273 und Drama d. Mittelalters in Tirol v. Pichler S. 45 fgg. 144 fg.), fahrende Sänger und Sprecher *Lobdenfrumen*, *Rûmezlant*, *Singûf*, *Sorgnit*, *Suochensin*, *Suochenwirt* (Litt. Gesch. S. 118). Herbort im Trojanerkriege 2274 bildet dem das gelegentliche Schimpfwort *zetebrief* nach; andre dergleichen Namen hat die Neidhartisch volksmæßige Lyrik und besonders zahlreich die Komik der Fastnachtsspiele für ihre Bauern und Schelme nach- und hinzuerfunden: so noch bei Niclaus Manuel (Grüneisen S. 346 fgg.). *Sebastian Schind den puren*, *Elsli Trib zuo*, *Jacob Gryfs an*, *Policarpus Schab gnaw*, *Nickli Zett mist*, *Lüpold Schüch nit* und in einem prosaischen Gespræch desselben (ebd. S. 426) die Helfershelfer des Pabstes *Hans*

Strich den bart, Kunz Sihe sur, Claus Fluoch übel, Uoli Boch den tisch. Ebensolche sind denn auch, gleich jenen, die wie eigentliche, wie Taufnamen aussehen sollten, oft genug und gleichfalls von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an für den allegorischen Gebrauch, der uns hier beschäftigt, erfunden worden. Belege.

Her *Brich den eit*: Konrad v. Ammenhausen im Schachzabelbuch, Kurz u. Weissenbachs Beiträge 1, 52.

Dunkel guot v. d. H. MS. 2, 384ª: d. i. *Dunke guot*, mit demselben unorganischen *l* wie *Dunkelboden* (Schmell. 1, 377), *Fastelabend, Findelkind, Heidelbeere, Klîbeltac, Schickelmann, Scheidelsâme, Werkeltag.*

„Eile sehr brach den Hals": Sprichwort bei Simrock S. 89.

„Seine Hände heißen *Greif zu*": ebd. S. 185.

Irre sich selben und *Claf unnützze* oben S. 293.

Læren biutel und *Füllen sac* oben S. 292.

Pfürpfel sac oben S. 292: der die Tasche voll pfropft.

Ranzinbeta: oben S. 294, die sich im Bette ranzt d. h. mit Faulheit streckt. „Der über disch allein sich kennt Und dar uff legt arbeit und flyß, Das er allein eß alle spyß Und er allein mög füllen sich Und andern nit göndt auch des glich, Die selben heiß ich *Rum den hag, Lærß kärly, Schmirwanst, Füll den mag*" Brants Narrensch. 170ª, 69 fg.: *kärly* Verkleinerungswort zu *kar* Gefäß.

Schaffe niht oben S. 291. *Schinden gast* S. 292. *Schlafofta* S. 294. *Spar helblinc* S. 292. *Swende lær* Verschwender, Verschwendung: v. d. H. MS. 3, 167ᵇ.

Thuenixa oben S. 294. *„Trau wol* reitts Pferd weg": Sprichwort noch bei Schmeller 1, 466; bei Schuppius 1, 358 *„Trau zu viel* reit das Pferd weg," im Simplicissimus (Stuttg. 1854) 2, 689 *„der Trau wohl* reitet oft Pferd hinweg;" im Narrenschiff 69, 24 abstract infinitivisch *„Wol truwen* rytt vil pferd hin wägk." Anders gewendet und trûwen nicht im Sinne von trauen, sondern in dem von erwarten verstanden, *„Getrût sîn niht* reit den hengst hin" Helbl. 15, 512: das Subject *ich* ist ausgelassen wie in dem Spruche Freidanks 116, 1 „Wænich unde *trûwes niht* diu habent mit den tôren pfliht": hier zeigt wiederum das neutrale *diu* die unpersœnlich abstracte Auffassung.

Triuc sich selben oben S. 293: auch dieß mit dem auffälligen Object wie vorher *Irre sich selben*: der Verfasser begann wohl imperativisch, dachte aber sogleich weiter an eine dritte Person, die sich selbst betrügt, sich selber irre führt.

„Viel borgen hat eine Stiefmutter, heißt *Verkauf dein Gut*; die gebiert eine Tochter, heißt *Giebs wohlfeil*; dieselbige Tochter hat einen Bruder, der heißt *Zum Thor hinaus*“: Mærchen d. Br. Grimm 3, 225.

Wâ heb âf und *Niht envint* oben S. 291; *wâ* d. h. *sich wâ*, hier!

Noch einige andre Beispiele werden uns in der dritten Abtheilung auf Anlaß der Appellativnamen *Hans* und *Heinz* entgegentreten.

D. Endlich viertens werden allegorische Namen noch in all der Mannigfaltigkeit anderer Bildungsweisen erfunden, die auch wirklichen Beinamen zusteht.

a. Adjectivisch. *Arc* v. d. Hagens Minnesinger 2, 214ª. *Manhaft* Suchenwirt 11, 107 fgg. *Nimmer vol* oben S. 292. *Schanden decke blôz* v. d. Hag. Minnes. 2, 384ᵇ. *Selten rîch* oben S. 291. *Selten satt* Narrenschiff 72, 34. *Umbereit* oben S. 291. Sprichwörtliche Redensart „*Ungeschickt* læsst grüßen.“ *Ungewis* v. d. H. MS. 2, 214ª. „*Vil karc* unde *Same karc* Solten teilen drî marc: Vil karc woldez bezzer hân, Same karc woldes niht lân. Der strît ist ungescheiden Under den kargen beiden“ Freidank 132, 26 u. 158, 14: d. h. sehr geizig und ebenso geizig: es ist, wie wenn wir sagten „Geizhals und (nach Schweizerart) Geizkragen.“ *Vridelôs* MS. 2, 214ª. *Wüest genuog* Narrensch. 72, 34. Vielleicht auch, falls das Wort ursprünglich ein Adjectivum ist (es gehœrt zu *nipfen*, *naffezen*, althd. *hnaffezen*, angelsächs. *hnappjan* dormitare), *S. Neff*, der ersonnene Schutzheilige der Schlæfrigkeit und Verzagtheit: Schmeller 2, 683; wir werden spæter dem æhnlich einen *S. Grobian*, *S. Stolprian* kennen lernen.

b. Substantivisch. *Ablœser* Abschneider oben S. 292. *Bôswiht*, *Ergelîn*, *Gelîchsêre* S. 293. Mit lateinischer Endung *Glimpfius* Narrensch. 72, 7. *Hêrstuol*, *Hindersprâche*, *Kiverêre*, *Clûterêre* (Beschmutzer) oben S. 293. *Kratzhan* S. 292. *Liegât*, *Pârât* MS. 2, 213ᵇ. *Rîserer*, *Schimpfelîn* oben S. 293. *Schade* S. 291. „*Schickelmann* wohnt am Wege“ oder „an der Straße“ Frisch 1. 177ª. Simrock S. 423. *Fraw Seltenfrid* Murners Schelmenzunft Cp. 19. *Slich* MS. 2, 213ᵇ. *Snüdel*, *Sürtel* ebd. 384ª ᵇ (*Schnudel* Rotz, *serten* stuprare). *Triegât*, *Trumphatôr* 213ᵇ. „*Übelleb* kauft dem *Wohlleb* sein Haus ab“ Sprichwort bei Simrock S. 502; Wolleb auch wirklich ein Geschlechtsname. *Unmuozze* oben S. 293. *Unrât* S. 291. *Valscher* MS. 2, 213ᵇ. *Virwitz* oben S. 293; *Fürwitz* Uhlands Volkslieder S. 636. *Werre* oder *Werrâ* (imperativisch?) oben S. 293.

Zadel S. 291. *Zitterort* S. 292. *Zîtverlies, Zornlîn* S. 293. *Zwîvel* S. 291. Mit adjectivischer Bekleidung *Dünne habe* oben S. 291; *Getrouwer rât* Suchenw. 11, 103 fgg.; *Îtel êre, Îtel spot* S. 293. Mit genitivischer Frau *Êren kranz* Lieders. 1, 381; *Niemans vriunt* MS. 2, 384ª. Mit præpositionell vermittelter *Clafêre von der werlte* oben S. 293. Substantivum mit vorangesetzter Præposition, einem adjectivischen Beinamen gleich, *Ân tugent* oben S. 293.

c. Adverbial. *Bî genôt* oben S. 291: das heißt wohl nah bedrängend und beengend, während Otfrieds *bîgonôto* (5, 19, 12 fgg.) ein bescheiden gemäßigtes ganz und gar zu sein scheint. *Gar aus* Saufaus: Phil. Wackernagels Kirchenlied S. 693 ff.; womit zu vorgleichen *Haut ab, Halb aus* und *Ganz aus*, die Namen der drei vorgeblichen Katzenkinder im zweiten März. d. Br. Grimm. *Hie und dort* Georg 5748. *Sûfer ins dorf* Narrensch. 72, 21. *Zum Thor hinaus* oben unter *C. Vil anders* Lieders. 1, 389 fgg.: die Satire mag einen Menschen des Tirolischen Orts- und Geschlechtsnamens *Vilanders* im Sinne haben.

d. Ganze, wennschon elliptische Sätze: „Der Arm heißt *daß Gott erbarm*" Sprichwort bei Sailer S. 69; Simrock S. 23. *Jâ herre* MS. 2, 214ª; vergl. zur Erklærung Freidank 50, 2 und Berthold S. 421, der sogar ein Zeitwort *jâherren* braucht.

Wiederum noch andere mit *Hans* und *Kunz* gebildete im dritten Abschnitt.

So weit die allegorischen Personennamen. Sie sind aber, da ihnen die individuelle Abgrenzug gebricht, nur in so schwacher und halber Weise Eigennamen, daß sie oft genug auch zu bloßen Appellativen für persœnliche, ja für Sachbegriffe sich haben verflachen können. *Neidhart* z. B. ist keine Personification mehr, sondern nur noch ein Appellativ gleich andern, wenn Luther im Jesus Sirach 25, 19 übersetzt „Es ist kein Lauern über des Neidharts Lauern" (griech. *μισοόντων*); ebenso in Burkard Waldis Esop 1, 6 u. 4, 77 und in dem Reimspruche (Hoffmanns Spenden 1, 5) „Sorg das Herz, Mott das Kleid, Den Neidhart frißt sein eigen Neid"; nicht anders wird schon bei der Fabel in den Altd. Wäldern 2, 96 die lateinische Überschrift „de nithardo" gemeint sein. Und jener Heiligenname, den wir vorher in Bezug auf das Erbrechen gesehen haben (S. 296), bezeichnet den Ostschweizern in der Zusammensetzug *Muosuoli* das Brustläppchen, das den kleinen Kindern vorgebunden wird um die wieder ausgebrochene Nahrung aufzufangen. Vornehmlich eben

mit *hart*, dann auch mit *bold* giebt es eine ganze Reihe von Appellativen, die ursprünglich Eigennamen, wirkliche oder allegorische, gewesen oder doch in der Art und nach dem Vorgange solcher gebildet sind.

Churzibolt, der zweite Name, den Graf Konrad oder Kuno, ein getreuer Held K. Heinrichs I, der Kleinheit seines Leibes wegen empfangen hatte (Eckehard IV. v. St. Gallen in Pertz Monum. 2, 104), erscheint in den nächsten Jahrhunderten als Benennung eines Kleidungsstückes (cyclas), eines Rockes doch wohl von sonst nicht gewohnter Kürze: Stellen in Graffs Sprachsch. 3, 113 und in W. Müllers Mittelhd. Wörterb. 1, 221, denen noch Diut. 1, 359 beizufügen. Die Übertragung begreift sich aus der Berühmtheit im Munde des Volkes, deren der Held genoß: er war im J. 948 gestorben (der Fortsetzer Reginos bei Pertz, 1, 620), und noch um hundert Jahre spæter konnte Eckehard berichten „Multa sunt, quæ de illo concinnantur et canuntur."

Hetzebolt, Hetzbolt, so heißt ein Thüringischer Lyriker in der Überschrift, die seinen Liedern gegeben wird, und in einem dieser Lieder selbst (v. d. Hagens Minnes. 2, 22): eigentlich wohl nur ein Beiname, der ihn ebenso als einen eifrigen Jæger bezeichnen sollte, wie das Bild der Pariser Handschr. (ebd. 4, 317) ihn als solchen darstellt. Bei Jeroschin aber kommt *hetzebolt* appellativ s. v. a. Jæger vor: Pfeiffer S. 69.

Raufbold, Trunkenbold, Tückebold, Witzbold: den zweiten und den letzten haben wir vorher (S. 298) allegorisch gebraucht gesehen; wir jetzt brauchen alle vier appellativ, und *trunkenbolt* findet sich bereits im vierzehnten Jahrhundert so: Altt. Schausp. v. Mone S. 119. *Witzbold* scheint die frühere Zeit auf altkluge Kinder beschränkt zu haben: in Seb. Francks Sprichwörtern 1, 106^{b} „Das sehen wir auch an witzbolden und früezeitigen kinden, das sie ir früe angeflogne witz selten wohl anlegen, sonder wann ir weißheyt an solt gehn, so ist sie schon verflogen" u. 2, 14^{a} „Wir hassen die witzbold, so zu früezeitig in der witz ansetzen. Die Kinder sterben gmeynlich oder verwuodlen wie ein hopf, das sie selten zeitig werden, sonder irer weißheyt zuo früe niderkommen, das in wie ein mißburt abgeht, und die selten wohl anlegen: dann sie haben zuo früe angesetzt und den herbst oder erndt nit erlangt."

„Der *Dinghart, Dinghärtel*, ungefälliger Mensch (der gerne dingt, streitet, zankt?)" Schmeller 2, 241.

Freihart Landstreicher u. dgl.: s. Haltaus Sp. 507 u. Haupts Zeitschrift 8, 510; im Ambraser Liederb. S. 171 ein Meistergesang „Von einem Freyhart und Kunz Zwergen."

„Der *Nôthart*, Mensch, von bittrer Noth gedrückt" Schmeller 2, 241. Als althochd. Eigenname bei Förstemann Sp. 963.

Trottart d. h. *Trotthart*, der Name eines im J. 1480 aufgekommenen Tanzes: Stolles Thüring. Chronik S. 189; im Narrenschiff 85, 94 bereits entstellt *Trotter*. Zarnckes Anmerkung zu letzterer Stelle führt die Herleitung von *drotten* treten aus.

Wakhart (zu *wagen*, sich bewegen, sich wiegen) im Eckenliede Lassb. Str. 166 ein Zopfband, im Servatius 594, wo *walchart* verschrieben ist, das Band, das zu beiden Seiten von der Bischofsmütze herabhängt.

Häufiger jedoch als im Hochdeutschen treten uns diese Appellativbildungen mit *hart* im Niederländischen und theils durch nachbarliche Einwirkung der Niederlande, theils durch anderweitigen und noch älteren deutschen Einfluß sogar in den romanischen Sprachen, der französischen, der italiænischen u. s. f. entgegen; der den Romanen nothwendige, den Niederländern auch in wirklichen Eigennamen geläufige Übergang in *ârd, ard, ardo*, wodurch *hart* den Anschein einer blossen Ableitungssylbe gewinnt (vgl. oben S. 298 *Faulert*), diese Abschwächung der Form hat auch die appellative Abschwächung des Begriffs erleichtert. Also niederländisch *galghaert* Galgenvogel, *dronkârd* Trunkenbold, *grîzârd* Graubart, französisch *criard* Schreier, *grognard* Murrkopf, *vieillard* Greis, italiænisch *beffardo* Spottvogel, *leccardo* Lecker, *testardo* Starrkopf, und andre, die man in J. Grimms deutscher Grammatik 2, 340 und in Diezens romanischer 2, 359 fg. verzeichnet findet. Mehrere sind erst aus dieser Fremde ins Hochdeutsche gekommen und gehen hier nun wieder auf *hart* aus, sind wohl auch sonst noch auf Deutsch zurechtgelegt. Aus dem französisch-niederl. *bêgaerd* ist im Mittelhd. *bêgehart, bêghart, bêkart*, aus *lollaerd* zunæchst *lolhart*, dann auch *nolhart* geworden [14]), aus *bastard*, neufranzösisch *bâtard*, d. h. Sattel-

[14]) Belege für *lolhart* und *nolhart* in Gœdekes Gengenbach S. 605 fg. Wæhrend der Ursprung des Namens der Beginen und Begarden noch unausgemacht und nur so viel sicher ist, daß er nicht von dem engl. *beg* betteln und *beggar* Bettler kommt, sondern eher dieß von ihm (Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1295), und so viel wahrscheinlich, daß, wie oben geschehen, das *e* von *bêgehart* lang anzusetzen sei, wegen der Umformung *biegger* Gleißner (Bonerius 43), empfiehlt für *lollaerd*, mittellat. *lullardus*

sohn, *basthart*; aus *estendard*, neufr. *êtendard* (von *extendere* entfalten), *stanthart*; aus *tabard* (von *tapes*?) *daphart* oder *dâphart*, der Name eines Mantels von dickem grobem Zeuge; aus *hasard*, einem für die romanischen Sprachen noch dunklen Worte (s. Diez Wörterb. S. 33), *hasehart* oder *hashart* Würfelspiel (s. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 576; Gute Frau 1094), das eben wie das französiche Urwort selber (Mystères par Jubinal 2, 388 fgg.) und wie das mittellat. *decius* der Würfel (Carmina Burana S. 233. 248 fg.) auch personificiert vorkommt (ebd. S. 252[b]) und auch in dem Sinne von Unfall, Unglück (*hasart* im Französischen der verlierende Wurf: J. Grimm a. a. O. S. 577) personificiert wird: „daz dich Hasehart verzer!" ist eine Verwünschung (v. d. Hagens Gesammtabent. 3, 78); die Beziehung auf *hase*, die in der deutschen Umformung liegt, veranschaulicht eine Stelle des Renners (S. 133[a]) „des erbarme got, Daz der tiufel sô getâne nôt Mit sînem goukel machet! Ich weiz wol, daz er lachet, Swenn er (der Würfelspieler) ûz würfeln drîn wil jagen Ein hasen, der bî siben tagen Mit drîn guoten winden Kûm einen möhte vinden. Des kostet mangen der selbe hase, Daz vater, muoter und sîn base Für in rinder unde swîn Gerne gæben, möht ez gesîn. Swer disem hasen jaget nâch, Dem ist gên himelrîch nicht gâch" u. s. w.

Næchst diesen mit *bolt* und *hart* die andern ihnen gleichartigen Beispiele stehen nicht so gruppenhaft da: ich weiß deren nur einige vereinzelte anzuführen.

Bôzolt eigentlich wohl die Benennung eines Tanzes („des trâten sie den b."), bei dem etwa in besonderer Weise mit den Füßen gestoßen und aufgeschlagen ward, aber in zweideutigem Scherze gebraucht: v. d. Hag. Gesammtabent. 1, 436.

Dieterich, nebst seiner Abkürzung *Diez* schon im fünfzehnten Jahrhundert (Fastnachtsspiele v. Keller 3, 1289) s. v. a. Nachschlüssel, scheint mir lediglich ein euphemistisches Wortspiel gleichsam mit *Dieberich* zu sein. Den Stellen im Wörterbuche der Br. Grimm 2, 1145 mögen hier noch zwei aus Abraham a S. Clara beigefügt werden: „Das Almosen ist ein Schlüssel in Himmel: der Geizige hält nicht viel auf diesen Schlüssel: ihm ist ein Dietrich lieber,

---

der gleichbedeutende Ausdruck *lollebroeder* die Herleitung von *lullen*, niederländ. s. v. a. schmatzend saugen, mucken, betrügen Eben hienach ist bei Kœnigshofen S. 200 („alle beginen und *zullebrüeder* oder begehardе") *lullebrüeder* zu bessern.

den alle Dieb brauchen; denn das Fest S. Donati in seinem Calender nicht anzutreffen ist" Judas 7, 213; „Ich weiß, daß der armen Leut Vergelts Gott ein rechter Dietrichschlüssel in Himmel ist" ebd. 27.

Wüetelgôz, einigemal in *Üetelgôz* entstellt, zeigen spætere Lieder in Neidharts Art wiederholendlich als bäurischen Eigennamen: v. d. Hag. Minnes. 3, 202ª. 213ª. 220ᵇ fg.. 241ª. 278ᵇ fg. 280ᵇ: aber eben ein solches verwendet ihn auch appellativ, zur Bezeichnung, wie es scheint, eines Menschen von unwiderstehlicher Leidenschaftlichkeit: 208ᵇ; æhnlich das Passional, wenn ihm (Hahn 64, 41) Barrabas „ein *wûtegôz* unreiner" heißt*). Damit wird der Name in seinem vordern Theil auf *wuot* bezogen; *gôz* aber, auch dieses sonst ein Eigenname, hat dieselbe Abschwächung in den Begriff eines Menschen ohne Sinn und Verstand erlitten, wie an einer Stelle von Betzen und Metzen Hochzeit (Diut. 2, 89): „dô wart der arme gôz geworfen in den mülbach": mit dem *Vôdelgeat* oder *Vêdelgeat* der angelsächsischen Stammsage (J. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 577) besteht nur in den Buchstaben noch ein Zusammenhang.

Die gleiche Appellativbedeutung hat *Wüeterîch*: schon in hochdeutschen Glossen des zwölften Jahrhunderts *wuoterîch* tyrannus (Diut. 3, 146); in niederdeutschen *wûdrich* truculentus, atrox, funestus, (Nyerups Symbolæ Sp. 323); in Wernhers Maria (Fundgr. 2, 209, 1) die *wuotrîche* des Herodes; besonders oft aber (der Druck giebt *wüetreich*) braucht Ottocar das Wort. Die Form ist wiederum die eines Eigennamens.

Kaum minder zahlreich als die Fälle, in denen Taufnamen so gänzlich appellativ gewendet oder Appellativa wie Taufnamen gebildet sind, dürften diejenigen sein, wo imperativische Bildungen, ursprünglich eine Lieblingsform der Beinamen, derselben Wendung unterliegen. Bei Betzen Hochzeit ein Bauer *Streuzguot* (Diut. 2, 82): in Fischarts Gargantua *Straiesgüttlin* die appellative Bezeichnung eines Verschwenders (Recension der deutschen Gramm. S. 49); *Springinsfeld* den Hexen ein Name des Teufels (J. Grimms Mythol. S. 1016), den Böttichern ein Schleifname dessen, der Geselle wird (Altd. Wald. 1, 104), und im zweiten Theile des Simplicissimus der Name des Helden: uns jetzt ein volles Appellativum; *Saufaus*,

*) So auch bei Jeroschin S. 284. Pfeiffer.

auch dieses ein Schleifname (Altd. Wäld. 1, 104): jetzt s. v. a. Säufer überhaupt; *Garaus*, wenn schon kein eigentlicher Imperativ, doch immerhin ein Zuruf, zuerst der allegorische Name eines Säufers (oben S. 303): jetzt, mit Beibehaltung des persœnlich-männlichen Geschlechtes, s. v. a. Ende. Ebenso alltægliche Ausdrücke z. B. *Stœrenfried, Taugenichts, Thunichtgut, Waghals;* andre, seltnere, in J. Grimms Grammatik 2, 961 fg., in Meusebachs Recension derselben S. 40 fgg. und in Maßmanns Nachtrægen, Aufseß und Mones Anzeiger 3, 85 fgg. Jetzt kommen denn auch solche hinzu, die nicht um zu spotten und zu tadeln nur ironisch befehlen, sondern gerades Weges und positiv ausdrücken, was geschehen soll und was geschieht: so die Blumennamen *Vergiss nit mein, Hab mich lieb, Schab ab* (Uhlands Volkslieder S. 108 ff. u. a.), letztere dem Liebhaber ein Zeichen, daß er abgewiesen sei, daß er abschaben solle (Usteris Vicari Z. 393); so ferner Benennungen von Tänzen, wie *Hüpfauf, Kehraus* und schon in einem nach-neidhartischen Liede (v. d. Hag. Minnes. 3, 264 a) *swingenvuoz*; wie Hupfauf und Kehraus, weil dabei an *Tanz* gedacht wird, männlichen Geschlechtes sind, soll vielleicht das ebenfalls männliche *Reissaus* in bitterem Scherz auch gleichsam einen Tanz bedeuten.

In den bisher besprochenen Fällen des allegorischen und weiteren appellativen Gebrauchs der Eigennamen und der ihnen nachgebildeten Ausdrücke findet überall ein Wortspiel statt: mit Festhaltung der gegebenen Laute und im Bewusstsein des Sinnes, der in ihnen liegt oder doch kann in sie gelegt werden, wird Neidhard auf alle Neider und auf den Neid selbst, Simon auf jeden Mann, der zum Weibe geworden, Streusgut auf jeden Verschwender und Kurzebold sogar auf einen Rock, der wie der zuerst so benannte Held nur kurz ist, übertragen und ausgedehnt. Ein andres Verfahren, obschon äußerlich verschieden, liegt doch seinem Wesen nach ganz in derselben Richtung: die Anspielung, die bloß den Begriff, nicht den Wortlaut auffasst und in solcher Art einem Eigennamen appellative Anwendung und Verallgemeinerung giebt. Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, eine Zusammenstellung alles dessen zu versuchen, was im Fache der Anspielung die Gelehrsamkeit und die Pedanterie der Deutschen seit Jahrhunderten gethan, so wenig als bisher an die Wiederaufführung all der Wortspiele mit Eigennamen hat gedacht werden dürfen, die etwa P. Abraham und Fischart machen: ich beschränke mich besser auf einige

wenige Proben aus der lebensvolleren Sprache des Volkes und des Alterthums.

Im südlichen Deutschland ist die Häufigkeit, mit der vormals Standbilder des heil. Leonhard gefertigt wurden, Anlaß gewesen, jedes Standbild überhaupt, das nur einen Mann vorstellt, *Lienel* zu nennen (Schmeller 2, 473), æhnlich wie der Neptun mit dem Dreizack, der auf einem Brunnen zu Breslau steht, der *Gabeljörge* genannt wird, weil er das Volk an die vertrauteren und länger vertrauten Bilder des heil. Georg mit dem Speer erinnert. Zuweilen hat aber auch ein ungefüger Klotz den heil. Leonhard bedeuten müssen; einen solchen trugen dann die Wallfahrter von Dorf zu Dorf, um ihn gelegentlich wohl auch in den Bach zu werfen: mit Anspielung hierauf heißt Jemand und Jeder, der unbehilflich und træg und einfältig ist, in Baiern ein *Lienel* oder *Bachlienel* (Schmeller 1, 143, 2, 473 fg.), in Schwaben *Hans Leard*, und durch Trægheit und Dummheit etwas verlieren oder verabsäumen heißt es *verhansleartlen* (Mœrikes Hutzelmännlein S. 166. Schmids Schwæb. Wörterb. S. 261). Ganz so wird in Nürnberg *der steinen Steffan* (Schmeller 3, 618) und ist vielleicht, wie wir spæterhin sehen werden, einst der Name *Stoffel* d. h. Christophorus gebraucht worden. Auch die Ausdrücke *Götze* (Uhland Volksl. S. 754 fg.) und *Oelgötze* vergleichen den schwerfälligen und dummen Menschen mit einem todten Heiligenbilde und den Bildsäulen des Oelberges an katholischen Kirchen (vgl. J. Grimms Mythol. S. 13 fg.): dem Lienel und Hans Leard und steinen Steffan giebt aber die eigenbenamte Anspielung mehr Gestalt und Farbe.

Eugel oder *Euglîn* ist in dem alten Siegfriedsliede der Name eines Zwergenkœnigs: jetzo wird hier zu Lande ein kleiner Mensch *Zwerg Euggel* genannt.

Wir haben oben 4, 137 und 140 *Mîminc* als den Namen von Wittigs Schwerte, *Hiltegrîm* als den von Dietrichs Helm kennen gelernt: der sprichwörtliche Ruhm und die natürlicher Weise oft vorkommende Anspielung hat den einen wie den andern auch appellativ und zu Benennungen ausgezeichneter Schwerter und Helme überhaupt werden lassen. In dem Gedichte von Etzels Hofhaltung Str. 168 trægt jeder der beiden Kämpfer, nicht bloß Dietrich, sondern auch der Wunderer, einen *hildegrein*: „Sie slugen auf einander, Das wilde fäur erschein, Die zwen fürsten salbander, Aus ihren hildegrein.“ Noch mehr. Die Ursache, daß Dietrichs Helm Hildegrim

in dunkelster Nacht so hell leuchtet, ist ein Karfunkel, der denselben ziert (Ecken Ausfahrt, v. d. Hag. Str. 201): in dem älteren Gedichte von Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfen Str. 36 wird eben ein solches Helmjuwel, das ein Sarazene führt, nun auch ein *hiltegrîn* geheißen. *Mîminc* sodann, wenn in einem niederdeutschen Osterspiele ein Ritter sagt „Mîn swert hêt *Mummink* Und lôset platen, panzer und rink" (Mones Schausp. d. Mittelalt. 2, 38), ist hier noch als Eigenname entlehnt: es ist aber appellativ verstanden, wenn in einem Liede Neidharts, das die Kleidung und Rüstung eines Bauern beschreibt (Haupt 91, 36. 92, 7: „er treit einen mæcheninc, der snîdet als ein schære" — „sîn swert daz ist gelüppet") die Hagensche Handschrift nicht *mæcheninc* und *swert*, sondern beidemal *meminck, meningk* liest: letzteres eine Entstellung des Wortes, dergleichen auch sonst vorkommt: vergl. *Menung* in W. Grimms Roseng. S. 2 und *Meynung* in dessen Heldensage S. 320.

Wir sind noch nicht fertig. Bisher hat uns der uneigentliche Gebrauch beschäftigt, den Wortspiel und Anspielung von persœnlichen Eigennamen machen: aber auch geographische werden in die Allegorie gezogen: es werden auch Lands- und Volks- und Ortsnamen, die wirklich bestehen, wortspielsweise umgedeutet und zu Appellativen erweitert, es werden andre den wirklich bestehenden characteristisch nacherfunden. Diese geographische Allegorik ist mit jener der Personennamen wie aus dem gleichen Boden, so auch zu der gleichen Zeit erwachsen: auch von ihr ist die lehrhafte Dichtung des dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte voll, und die Spruchweisheit und der spottende Scherz des Volkes liebt auch sie noch heute; nicht selten auch zeigt die eine mit der andern sich unmittelbar verbunden. Ich will der vereinzelnden Aufzæhlung wieder einige Stellen voranschicken, welche die Beispiele in grœßerem Zusammenhange häufen.

Hugò von Trimberg im Renner S. 244[b].

Bœsiu wort und bœsiu werc
habent die von *Lasterberc*.
süeziu wort und süeziu werc
habent die von *Sældenberc*.
guotiu wort und übeliu werc
habent die von *Trügenberc*.

Ein Nachahmer Neidharts in v. d. Hagens Minnesingern 3, 200ᵇ.

Pêter wolt von Lenken nû die bluomen hân,
dar vil törper kam, die ich wol nennen kan.
daz sint die von Jochhusen (l. *Gouchhûsen*) unde die von
Tumbenrein;
seht, dâ sint ouch bî in die von *Narrental*;
von *Affenberc* die tanzten schône über al:
die wolten ouch die bluomen gerne mit in vüeren hein.

Allegorisches Gedicht von Frau Ehrenkranz: Lassbergs Liedersaal 1, 385.

Sagt mir, wâ sol ich finden iu?
„In mînem hûs *Belîbentriu*,
dâ findest dû mich, lieber zwerc,
oder dâ ze *Harrenberc*
in dem lant ze *Hoffenheil*."

Konrads von Ammenhausen Schachzabelbuch: Aufseß und Mones Anzeiger 3, 21 fg.; Kurz und Weißenbachs Beitræge zur Geschichte und Litteratur 1, 51 fg.

In Swâben von *Mürdelingen*,
der geslehte wahset sêre.
ich wil ir nennen mêre,
die ouch in Swâben beginnent komen,
als ich diu mære hân vernomen:
von *Trügenegge*, von *Valschenberc*,
von *Spottenouwe*; si sint niht getwerc
ir künste, si sint grôze risen.
von *Verrâtenburc* hœrent wol zuo disen;
von *Lügenitz* der ist ein michel diet.
her Brich den eit sich nie geschiet
von dien, die ich vor hân genant.

Endlich Abraham a S. Clara in Judas dem Erzschelm 1, 142. „Was der verlorne Sohn für ein Landsmann gewest, ist eigentlich nit bekannt: ich glaube aber, ein *Irrländer*. Wie er geheißen hat, ist nit bewusst: ich glaube aber, Malefacius. Von was für einem Ort er sich geschrieben hab, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren: ich glaub aber wohl, von *Mœdelsberg* und *Frauhofen*. Was er im Wappen geführt, hat es niemand beschrieben: ich glaube aber wohl, einen Saumagen in grünem Feld." Und im Bescheid-Essen S. 556 von den zwölf Monaten als Sœhnen des Jahrs: „Der

erste wohnt zu *Kaltenberg*; der andere Sohn befindet sich zu *Lappenhausen*; der dritte haltet sich auf in der heiligen Stadt; der vierte Sohn ist nirgends recht beständig, bald da, bald dort; der fünfte Sohn lässt sich finden zu *Blumenthal*; der sechste ist zu *Lenzenau*; der siebente wohnt zu *Heudorf*; der achte Sohn ist anzutreffen zu *Birnberg;* der neunte Sohn lässt sich sehen zu *Lerchenfeld*; der zehnte schreibt sich von *Weinhaus*; der eilfte ist wohnhaft zu *Heiligberg*; den zwölften findet einer zu *Wintering.*"

A. Zuerst die anderen Einzelfälle, wo das allegorisierende Wortspiel einen schon vorhandenen Namen ungeändert benützt.

Bethlehem: altübliche Ausdeutung auf den *Bettel.* „Die Unmæßigkeit und Überfluß des Weines wie auch der Speisen sind Gott missfällig, und diese hindern und mindern die Wirthschaft dergestalten, daß aus dem Wort Gula durch den Buchstabenwechsel ein Gaul wird, auf dem man spornstreichs nach *Bethlehem* und *Leiden* reisen thut": Abr. a S. Clara Judas 6, 148. Seb. Brant im Narrenschiff 63, 17, einer Stelle, wo doch ganz eigentlich Bethlehem gemeint ist, sagt *Bettleheyn*, im Reime auf *beyn.*

Bettingen, Dorf bei Basel. Auf Bettingen gehn, nach B. wollen: Wortspiel mit *Bett.*

Engelland, als Land der Engel verstanden. „An der crêatûre ram Würk ich unde tuon bekant, Wie schœn ez sî in *Engellant*" Tochter Sion 18. Öfters auch in der Martina (218, 60. 286, 6. 289, 97) und bei Abraham a S. Clara: Judas 7, 210; Hui u. Pfui S. 6; Gehab dich wohl S. 383 „Jetzt geht mein Leben allgemach auf das La ri fa aus, d. i. Laß mich fahren auf Engelland zu, will dannenhero meine Seel versorgen": zugleich Beziehung auf den Refrain eines alten Trinkliedes (Uhlands Volksl. S. 589). Wie bereits der heil. Gregorius mit *Angli* und *angeli* ein Wortspiel gemacht, ist bekannt aus Bedas Kirchengeschichte 2, 1.

Gibenach, Dorf bei Basel. Man sagt von einem, der ungern giebt, er sei nicht von Gibenach.

Giebichenstein. „Wer geht nach Giebichenstein (zu viel verschenkt), kommt selten wieder heim" Simrock S. 143.

Kandelberc ist im Mittelhochdeutschen (z. B. v. d. Hagens Gesammtabent. 3, 586. Renner 810. *Cantelberg* Strobels Beitræge S. 123) und von da ab in noch spæterer Zeit (z. B. Abraham a S. Clara Judas 6, 105) der umdeutende Name von *Canterbury*, angelsächs. *Cantvarabyrig*; das althochd. *Kantilbirja* (Trierer Glossen 10, 11)

vermittelt den Übergang. Bei P. Abraham zu einem oft wiederholten Wortspiel mit *Kandel* d. i. Kanne benutzt: „eine Bürgerinn zu Kandelberg" Jud. 2, 20; ebd. 3, 88. 5, 114; „Kandelberger, welche nach viel Rundtrinken, Grundtrinken, Pfundtrinken und Schlundtrinken in das obere Zimmer also eindämpfen, daß ihnen der Verstand auf Stelzen gehet und den Bachzuber für einen Pudelhund ansehen" Reim dich S. 297. u. a.

Nassauer d. i. Regenwetter.

Oberlant und *Niderlant* Himmel und Hölle; ebenso *Oberlender* und *Niderlender*: Predigt Br. Bertholds S. 315 fgg. Oder Himmel und Erde: Wolkenstein 106, 1. Bloß Oberlant: Muscatblut 13, 1; Gott „der smit von Oberlande" Frauenlobs Leich 1, 11, 1.

Riuwental. Ein Wortspiel hiemit hatte schon Neidhart von Reuenthal selbst gemacht: „Swie Riuwental mîn eigen sî, ich bin doch disen sumer aller mîner sorgen frî" (Haupt 5, 32): allegorisch uneigentlich wird der Name, wie der jüngere Titurel Str. 3773 fg. *Freudental* und *Riuwental* einander gegenüber und Hadlaub 7, 2 es mit *Siuftenhein* und *Sorgenrein* zusammenstellt. Vgl. v. d. Hagens Minnes. 4, 437.

Schalksberg. In den Schalksberg hauen d. h. ein Schalk sein: s. J. Grimms Mythol. S. 645.

Schleißheim. Auf Schleißheim gehn d. h. zerreißen: Schmeller 3, 458.

Speier. Nach Speier appellieren d. h. sich erbrechen. Abr. Judas 1, 76 „allerlei stinkendes Aas und Unsauberkeit, daß es einem den Magen auf Speier einladet". 6, 454 „Aus uns hat ebenfalls das Maul gestaubt, daß es hätte mœgen die Stadtmauern zu Speier einwerfen". Gehab dich wohl S. 267 „die sich dergestalten anfressen, bis sie endlich gar nach Speier reisen"; æhnlich S. 374; S. 395 „Nach *Weinhaus* reisen geht noch hin: aber nach *Speier*, das ist zu grob".

Spiegelberc. „Speculieren ist ein (l. mîn, der Speculatio) werc: dâ von heiz ich von Spiegelberc" Tochter Sion 32.

B. Erfundene Namen. Manche davon zeigen einen bewussten Anklang an wirklich vorhandene, wie schon vorher z. B. Ammenhausens *Mürdelingen* an *Nördlingen* und *Nürtingen*; andre mœgen nur in der Meinung dessen, der sie gebraucht, erfunden, ihm unbekannt aber sonst auch wirkliche Namen sein. *Affenthal* und *Gauchsberg* z. B. sind in der That Ortsnamen, jenes ein breisgauischer,

dieß ein pfälzischer: ist aber die beliebte Allegorisierung beider davon ausgegangen? ist man solch eines Ausganges sich bewusst geblieben? Schwerlich: sie würde alsdann auch auf die Nachbarschaft der sonst bedeutungslosen Orte beschränkt geblieben sein, eben wie jene Scherze mit Bettingen und Gibenach auf Basel und Umgegend, und wie den Bündnerischen Orts- und Adelsnamen *Lügenitz* wohl der Schwabe zu Stein am Rhein auf die Lügner zieht (oben S. 311), andre aber und entfernter wohnende nicht. Kaum ein Name wære für den allgemeinsten Gebrauch der Art so geeignet gewesen, als der des Bairischen Schlosses *Trausnicht*, jetzo Trausnitz (Schmeller 1, 466): aber nur dem gefangenen K. Friedrich von Österreich wird ein ihn ausdeutendes und anwendendes Wortspiel in den Mund gelegt: „Du heist wol recht Trauschnitz: ich habe sein ie nicht getrauet, das ich solt dermassen also daher gefangen gefürt werden" (Aventinus 1566, Bl. 487 rw.): für weitere Kreise hat *trûwes niht* sonstwie sprichwörtlich, *Getrût sîn niht* durch Personification allegorisch werden müssen: s. oben S. 301.

Affenberc oben S. 311. „Sô volg ich den von Affenberc: Der wort sint wîse, tump ir werc" Miscell. 2, 187; vgl. unten Gouchesberc. Affenberck auch im Narrenschiff 48, 70. 95, 1.

Affental. „Swer lebt ân êre in frîer wal, der — hûset in dem Affental" Winsbecke 45; die Lesart „in der affen tal" hat ihre Parallele in v. d. Hagens Minnes. 3, 213[b] „si sint ûz der affen tal", und wenn das von Bauern, die mit Hoffart an einen Reigen gehen, gesagt wird, so heißt es wieder im Renner S. 187[a] „Mit bœser hôfart manger leie hebt sich der *Affentaler* reie". In Waldis Esop 4, 75 zeigt der Kœnig der Affen einem Menschen, „Wie er regiert im Affenthal".

Belîbentriu oben S. 311: ein pluralischer Imperativ.

Darbiân: Her Bîgenôt vón Darbiân oben S. 291: als Landsname der Art wie *Indiân*, *Libiân* gemeint.

Darbstätt. „Es gehen viel Straßen nach Darbstätt und *Mangelburg*" Sailer S. 73; Simrock S. 68.

Dölpelbach. „Die tollen Leut zu *Dölpelbach*" Waldis 4, 90: Name wie Lalenburg und auch eine Geschichte der Art.

Dôtenheim. „So fert der siech gœn Dottenhaym" Narrensch. 55, 6.

Eselberc. Elblin von Eselberk angenommener Name eines Dichters: s. die Ausgabe Kellers, Tüb. 1856, S. 10 fgg. Es heißt bei ihm zweimal (1, 546 fg. 2, 547 fg.) „Unweise wort und tumbe werk

Treib ich Elblin von Eselberk", womit oben Affenberc, nachher Gouchesberc und S. 310 die Stelle des Renners zu vergleichen, so wie

Eselsheim: „An hâr, an gwant, an gebær Islîcher gerne wær von Eselsheim ûz der stat" Helbling 2, 1471.

Freudental oben S. 313.

Gebhausen. „Der Herr von Gebhausen ist todt" Sailer S. 104.

Gebingen. „Er ist nicht von Gebingen, sondern von *Nehmingen*" Simrock S. 142.

Gouchesberc. „Wîsiu wort und tumbiu werc Diu habent die von Gouchesberc" Freidank 82, 9 (S. 356) u. Boner 65, 52.

Gouchhûsen oben S. 311.

Harrenberc und *Hoffenheil* oben S. 311: *harren* und *hoffen* pluralische Imperative.

Hungertal: „Er nimt sîn fuoter und sîn huon Und rîtet heim gên Hungertal, Dâ guots und êren diu pfruond ist smal Und unrâtes ein vollez hûs, In dem ofte manec mûs Getanzet und gereiet hât, Sô si anders wâ was worden sat" Renner 25^{b}.

Lalenburg: Geschichten der Lalen zu Lalenburg (der sonst so genannten Schildbürger) in dem 1597 und mehrmals vorgeblich auch zu Lalenburg gedruckten Lalenbuch; davon sprichwörtlich ein Lalenburger Streich. *Lali* ein Laffe, Maulaffe: Schmeller 2, 463.

Lasterberc oben S. 310.

Lügenlingen. „Mîner vrouwen hovesite Vert von Lügenlingen: da ist ein schuole, hœre ich sagen, Voller trügenheit" v. d. Hag. MS. 3, 252^{a}.

Narragonia, Narragonien in Brants Narrenschiff und seit demselben der Name des Narrenlandes: Wortspiel mit *Arragonia*, wie 108, 8 *Narragûn* mit *Arragûn*, der deutschen Form des Namens.

Narrenberg. „Der heißt wohl Herr von Narrenberg, Dann er all narren übertrifft" Narrensch. 28, 86.

Narrental oben S. 311.

Nütigen, wo *nüt* d. h. nichts ist. „Dem sehe man es an, daß er nicht zNütigen daheim sei" Jer. Gotthelfs Uli der Knecht S. 247.

Papelfels. „Laß stehen dein Fluchen; sag nicht von Papelfels neue Mæhr; hau nicht über dich: so fallen dir die Spæne nicht in die Augen" Ackermann v. Bœheim Cp. 6.: *pappeln* schwatzen.

Sældenberc oben S. 310.

Siuftenecke: „mînes guotes wart ir dâ daz beste teil: dâ liez ich der vrouwen Siuftenecke“ Neidhart 47, 39. Bezug auf sein wortspielsweise verstandenes Riuwental: s. oben S. 313.

Siuftenhein und *Sorgenrein*. „Sô gîst in (der Frau und den Kindern) dan Riuwental und Siuftenhein und Sorgenrein, als der niht anders hât“ Hadlaub 7, 2.

Spottenouwe oben S. 311.

Trüebenhûsen. „Ich hân verkunnen trôstes mich, gedinges bin ich worden arn; swer iener müge, der trœste sich: ich muoz ze Trüebenhûsen varn“ der von Gliers, v. d. H. MS. 1, 105ª.

Trügenberc, Trügenegge oben S. 310. 311.

Tugentberc. „Die werdent âne meil Und kument ze stætem heil Ûf die burc ze Tugentberc: Dâ sint erkant des wîsen werc“: aus einer Heidelb. Handschrift bei W. Grimm über Freidank S. 67.

Tumbenrein oben S. 311.

Valschenberc, Verrâtenburc oben S. 311.

Witzenbürger, Titel des zweiten Theils des Grillenvertreibers (d. i. der Schildbürger) 1605. Schuppius 1, 142 bei Erzæhlung einer, ich weiß nicht ob aus diesem Buch entlehnten Geschichte (er führt sie ein mit dem Wort „Man sagt“) braucht die Form *Witzeburger, Witzebürger*.

III.

Die dritte Art der Appellativnamen, diejenigen, die auch aus persœnlichen nominibus propriis, aber ohne Wortspiel und ohne allegorische Verflüchtigung, vielmehr stæts mit vollster Behauptung eines sinnlichen Begriffes appellativ geworden sind, diese ganze lange buntgemischte Reihe ist zwar, von einigen wenigen, zum Theil noch zweifelhaften Ausnahmen abgesehen, dem Mittelalter selbst bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein noch fremd gewesen: sie hat jedoch ihren hauptsächlichen Anlaß in Umständen, die theilweise schon das frühere Mittelalter gekannt hat und hat kennen müssen, so daß sich hier alte und neue Zeit wenigstens durch Ursache und Wirkung mit einander verknüpft zeigen. Suchen wir uns diesen Hauptanlaß in dem abgestuften Fortschritt seiner Entwickelung und alsobald auch in einigen Hauptbeispielen zu vergegenwärtigen.

In gewissen Familien, Ständen, Berufsarten, Ort- und Landschaften sind je für das eine und das andre Geschlecht auch gewisse Namen besonders häufig, zuweilen sogar die ausschließlich angewendeten. So, wenn die von Laber in Baiern gern und gewœhnlich, die Erstgeborenen wahrscheinlich immer *Hademâr* hießen (Hadamars von Laber Jagd, hsg. v. Schmeller, S. IX), die von Steinach in der Rheinpfalz meistens *Blîkêr* (v. d. Hagens Minnesinger 4, 254 fgg.), die von Rinach im Aargau *Hesso* (ebd. S. 147 fg.), die Manessen in Zürich *Rüdiger*, die Grafen von Leiningen *Emicho*, die von Zollern *Friedrich*, die von Henneberg *Poppe*, die von Neuenburg *Rudolf*, die Schauenburger in Holstein *Adolf*, die Herzoge von Zæhringen *Berthold* und die Grafen und Fürsten Reuß nun seit Jahrhunderten schon insgesammt *Heinrich*. Ebenso haben von jenem Balduin dem Eisernen an, der im J. 864 Graf von Flandern ward, alle Erstgeborenen des Hauses [1]) bis zu dem sœhnelosen Kaiser von Konstantinopel den Namen *Balduin* geführt, so daß, wenn gerade die altflandrischen Dichter der Thiersage für den Esel den gleichen Namen schöpften, darin eine Absicht muß gelegen haben, Hohn und Haß etwa gekränkter Geistlichkeit. Namen sodann, welche örtlich und landschaftlich vor anderen gäng und gæbe waren und damit gleich die Heimath ihres Trægers verriethen, lernen wir für das sechzehnte Jahrhundert aus Fischarts Gargantua kennen: „Schœne Namen reitzen auch zu schœnen thaten: darumb muß es Gargantubisch auff den glückfall außerlesen sein, nicht daß alle Schlesier *Furmansclaus*, Lubecker *Till*, Nörnberger *Sebald*, Augspurger *Urli*, die Weber *Galle*, die Kûh *Bartel*, die Holländer *Florentz*, Schotten *Andres*, Spanier *Ferrnant*, Portugaler *Jacob*, Engellender *Richart* und *Edward*, Behmen *Wenzel*, Polen *Stenzel*, Ungern *Stephan*, Pommern *Ott*, Preussen *Albrecht*, Lotringer *Claudy*, Flemming *Balduin*, Francken *Kilian*, Westfalen *Gisbart*, Märker *Jochen* etc. heißen. Sonder eim iden ein sondern helm aufgesetzt: so kent man die Mummer unter einander“ (1582: M. 7 rw.). Bei der Mehrzahl dieser Namen liegt es auf der Hand, weshalb sie gerade in den angegebenen Grenzen so gebräuchlich gewesen: es sind die Namen der Stadt- und Landesheiligen oder, wie z. B. eben der

[1]) Wenn Lambert v. Hersfeld sagt (Ann. ed. Heß 1843, pg. 85), je der liebste dem Vater habe den Namen Balduin und das Nachfolgerecht erhalten, so ist das erstere kaum denkbar und beides nicht nachzuweisen.

flæmische Balduin, ein altverehrter Name der regierenden Herrn. Wir Älteren hier zu Lande hätten dem Verzeichniss für unsere Zeit noch hinzufügen können „Zürcher *Johann Caspar* und Basler *Johann Jacob.*“ Der *Basler Boppi* oder *Böppi* (Boppi die Verkleinerung zu *Boppe* und dieß die Koseform zu *Jacob*) [2]) ist in der übrigen Schweiz sprichwörtlich, und Böppi bedeutet da in ganz appellativer Art schlechtweg einen Basler. Ferner haben schon seit längerer Zeit durch ganz Deutschland hin die Bauern eine Vorliebe für die zwei Namen *Hans* und *Grete* d. i. Johannes und Margareta, beides hochangesehene Heiligennamen, Johannes, weil sogar zwei der grœsten Heiligen so heißen, Margareta, deren Legende auch von der deutschen Dichtung des Mittelalters auffallend oft erzählt wird (Litt. Gesch. S. 163. Diemers Beitræge 1,122. Germ. 4, 440), vielleicht deshalb, weil sie für eine Haupthelferinn in Kindesnœthen gilt (v. d. Hagens Grundriß S. 279. Haupts Zeitschr. 1, 144. 187 fg.). Eine Wirkung dieser Vorliebe ist, daß auch die Lieder und Mærchen und Sprichwörter des Volkes, wo bestimmte Namen benöthigt sind, am liebsten die zwei gebrauchen: Beispiele bei Uhland S. 670, bei den Br. Grimm Nr. 15, 34, 84, 106, 108, 136—166, bei Simrock S. 199 „„Das hätten wir gehabt“ sagte Hans, als er seinen Vater begrub;“ eine ganze Reihe solcher dem Hans in den Mund gelegten Sprichwörter bei E. Hœfer, wie das Volk spricht. 3. Aufl. S. 31. 32; und weiter, daß Hans nun überhaupt s. v. a. Bauernbursche oder Bauer, Grete s. v. a. Bauerndirne oder Bäuerinn besagt: Andr. Gryphius im Horribilicribrifax S. 5 „daß eine Bauer-Greta viel besser sich auf dem Strosack befinde, als des gelehrtesten Mannes Frau auf Schwanenfedern.“ Zumal aus dem Landvolk geht die große Zahl der Dienenden hervor, und mit um deswillen mag es die Knaben gern Johannes, gleichsam nach dem Schutzheiligen taufen: denn auf Johannis Baptistæ fällt von Alters her der große Gesindewechsel (Konrad v. Dankratsheim S. 114 fg.): Hans und Grete sind nun auch die üblichsten Namen von Knecht und Magd: norddeutsche Lieder haben einen *Henneke knecht* oder *Hansken* (Uhland S. 447, 450. 955), ein Volksmærchen den getreuen Johannes als Diener eines Kœnigs, ein andres eine kluge Gretel als Köchinn

[2]) Wie im Englischen *Bob* und *Bobby* zu *Robert*, italiänisch *Pepe* zu *Giuseppe*, italiänisch und deutsch *Pippo* (Basel im 14. Jahrh. S. 119) zu *Filippo*, *Philipp*. Förstemann im Altd. Namenbuch 1, 271 fg. vermengt die Namen *Popo* und *Puopo*.

(Br. Grimm 6. 77); Schuppius in der Predigt „Gedenk daran, Hamburg“ (1659, Schriften 1, 202) „Ich weiß wol, wie ihr oft kommt zu den Knechten und Mægden und sagt „O du ehrlicher Hans, du liebe Margaretha, du must Tag und Nacht genugsam arbeiten, und dein Herr ist ein rechter Nabal, ein rechter Hund, ein rechter Pharao““, und derselbe in seinem Regentenspiegel, wo er das verschiedene Verhalten der Wirthe gegen ihre Gäste schildert (1, 113), „Geld dutzt den Wirth. Es sagte mir einmal ein Gastgeber in einer vornehmen großen Stadt, er sehe nicht gerne, wenn ein fremder Mann zu ihm komme und viel Complimente gebrauche, den Hut immer in der Hand behalte und sage „Guten Abend, Herr Wirth! Kann ich wol über Nacht Herberge bei dem Herrn haben? Ich will gerne vorlieb nehmen.“ Wann er solche Complimente von einem frembden Gast hœre, so denke er alsbald, daß sein Beutel die Schwindsucht habe, und daß er vielleicht Schmalhansens Bruder sei. Wann aber einer komme, poche und schnarche und sage „Wirth, hast du etwas guts zu fressen? Wo ist dein Hausknecht? da, laß ihn das Pferd in den Stall führen“, alsdann thue sich sein Herz auf, und denke „der bringt Geld“. Aldann ruf er allen seinen Leuten zu und schreie „Hans! Caspar! Margreta! Volk! wo seid ihr? Da, Jung, nimm ihr Gnaden Felleiß und trage es auf die Kammer. Geliebt E. Gnaden in die Stube zu spazieren?““ Einen Schritt weiter bezeichnet der Eigenname den Knechtsbegriff schon als Appellativum: „mein Johann“ ist im nördlichen Deutschland „mein Bedienter.“ Bauernbursche und Knechte gelten aber auch als faul und liederlich und zumal als dumm, Dirnen und Mægde als dumm und faul und zumal als liederlich: auch dafür werden Hans und Grete nun die persœnlichen Appellativausdrücke, und es erzæhlen nicht bloß, noch mit wirklichen Eigennamen, Kinderlieder und Mærchen von dem Hansel, der närrisch, und der Gretel, die nit gscheidt ist (Simrocks Kinderbuch S. 91, 251 fgg.), von dem gescheidten Hans und dem klugen Hans und vom Hans im Glücke, die aber alle dumm sind (Br. Grimm Nr. 32, 83, 162), und das Gretlein wird, wo in dem alten Liede vom Schlaraffenland gesagt ist „liederlichs Gsind, faul Megd und Knecht sein in das Land gar eben recht“, namentlich aufgerufen (Haupts Zeitschr. 2, 566): es heißt nun auch, allgemein appellativ verstanden, „Hans hinüber, Gans herüber“ (Sittewald 2, 179), was der Hamburger Joh. Doman geschickt in ein Wortspiel mit dem Namen der Hanse verflicht (Leseb.

2, 239 fg.); *„zum Hänschen haben“* bedeutet zum Narren haben (Bagatellen v. Anton Wall 2, 88), *hänseln* und *hansen* verspotten, namentlich jemanden mit allerlei Fopperei und Qual in eine Genossenschaft aufnehmen: die Herleitung von *Hanse*, goth. und althochd. *hansa* dürfte zu edel für den Begriff des Wortes sein; schon im vierzehnten Jahrhundert ist *Hennekîn* (Mones Altt. Schausp. S. 127), im fünfzehnten und sechzehnten *Henselîn* s. v. a. Lotterbube (Brants Narrenschiff 27, 32. Geilers Narrensch. v. Nicol. Hœniger, Basel 1574, Bl. 90 vw. Karsthans in Murners Lutherischem Narren, Ausg. v. Kurz S. 190, 17) und *Schönhenselin*, wie Murner von einem seiner Gegner genannt wird (Luth. Narr S. VIII), davon nur eine bittere Versüßung. *Gretlin* aber braucht z. B. eben dieser Murner (Luth. Narr 1524. 4121) lediglich im Sinne eines leichtfertigen Weibsbildes. Noch weiter. Die Zahl der Bauern, der Dienstboten, der Dummen, der Liederlichen und zugleich die Zahl derer, die jene Namen wirklich führen, ist überall so groß, daß zuletzt niemand mehr auch vor dem appellativen Hans oder Grete sicher ist, Hans nur noch irgend einen Er, Grete irgend eine Sie bezeichnet und nur etwa ein unbestimmter Schimmer von Spott und Tadel noch daneben hinstreift: wo wirklich und ausdrücklich ein solcher gemeint ist, liegt er viel mehr in einem zweiten gleich dem Geschlechtsnamen noch hinzugefügten oder durch Zusammensetzung oder sonstwie noch davor gestellten Worte. Belege, zuerst für *Hans*.

Schuppius, indem er nur beispielsweise einen männlichen Namen braucht, setzt *Hans* und *Hänslein*: „Von einem kleinen Kind sagt man nicht „das ist der große Hans“, sondern „Das ist das kleine Hänslein, mein Sœhnlein, mein Herzchen“ (1, 792); ebenso Murner in der Geuchmatt (Scheibles Kloster 8, 970) „Wie trüw sy“ næmlich die Weiber „sindt, frag Henßly drumb“ d. h. den ersten den besten, welchen Mann du willst. *Hänschen im Keller* ein noch ungeborner Sohn (Frisch 1, 415^{b}); Münchhausen, als einige Gäste des älterlichen Hauses auf ihn, der sich noch in diesem Zustande befand, die Gesundheit „Hänschen im Keller“ ausgebracht, antwortete laut „Bedanke mich“. Sprichwörter „Hänschen, lern nicht zu viel: du must sonst zu viel thun“; „Was *Hänschen* nicht lernt, lernt *Hans* nimmermehr;“ „Wer weiß, wo Hans ist, wenns Gras wächst:“ Simrock S. 199. Spruch, der in einem alten Liede (Uhland S. 758) und hie und da auch als Inschrift vorkommt „Dücke dich, *Hensel*, dück dich! Dück dich, laß fürüber gan! Das wetter wil sein willen

han": vgl. oben S. 296. *Hans heißen* Andren seiner Art voranstehen (Schmeller 2, 216. Domans Lied LB. 2, 239 fg.), eigentlich wohl in Aller Munde sein. *Meister Hans* der Henker: Waldis Esop 4, 43. Mercks Matths S. 127. *Hans, Hänschen, Junker Hans, Grauhans, Grünhans* nach der Namengebung der Hexen der Teufel: J. Grimms Mythol. S. 1016.

Gewaltiger Hans: „Sie aber schlugen die Augen undersich für scham, daß auß so gewaltigen Hansen und Weltzwingern so grausame Höllenbrände geworden" Sittewald 1, 409. „Die *großen Hansen* optimates, primates, proceres" Aventinus bei Schmeller 2, 215; „der Adel und großen Hansen" Luthers Briefe 4, 83. Manuel S. 430. Waldis Esop 1, 5. 59. 4, 24. 45. Abraham a S. Clara von Johannes, der Jesum in der Mutter Leibe begrüßt (Judas 4, 237), „O wie viele große Hansen könnten allhier sich an diesem kleinen Joannes spieglen, welche manchmal vor dem hœchsten Gut auf dem Altar kaum einen Fuß zucken, entgegen vor manchem aufgeputzten Götzenbild sich mehr biegen als eine Degenklinge von Passau." Zusammengesetzt *Groß-Hans*: „daß gemeiniglich, was die Groß-Hansen in dieser Welt mit ihren Sünden und Lastern bei dem menschlichen Geschlecht verderbet, man hernach bei den Privat-Personen wieder zurecht und einbringen wil" Schuppius 2, 140. *Groß- oder Klein-Hans* in der alten Kriegssprache Officier oder Gemeiner: Frisch 1, 415^{b}. Jetzt gebraucht man Großhans nur von einem, der groß thut; ebenso *Großhanserei*. *Die hübschen Hansen* Curmacher von Gewerbe: Narrensch. 25, 55. *Reicher Hans*: „So wolten in zukümmen zeiten die Podagra zur Herberg keren Zu reichen Hansen, großen Herren" Waldis 2, 31; „die große reiche Hansen" Schuppius 1, 428.

„*Bart-Hans* — Der Gegen-Schimpf ist *Hans ohne Bart*" Frisch 1, 67^{b}. *Boch-Hans* Thraso: Frisch 1, 114^{c}. *Fabul-Hans*: Schuppius 1, 824. 839 („indem sie ihn bei dem gemeinen Mann und sonderlich seinen Zuhœrern wollen stinkend machen und ein Fabul-Hansen nennen, weil er hiebevor etwann einmahl eine Fabul erzellet und ingeniosè appliciret hat".) 846; Fabelhans: Hebels Werke (Karlsruhe 1838) 2, 72. 8, 108. „*Fackel-Hansen*, die Ræthe in Narragonia sein wollen, doch nichts erfahren noch gesehen als den Donat, kein Namen können als Numus, kein Verbum als Capio, die, wann sie in Staatssachen und vor der Gemeinde reden sollen, erschrecken, als ob sie unversehens verzuckt worden, und sich zum Loch hien-

auß træhen, das der Maurer hat aufgelassen“ Sittew. 2, 184: kaum von *fackeln* d. i. zaudern. *Faselhans. Federhans* Federheld: Uhlands Volksl. S. 474. Eidgenöss. Lieder-Chronik v. Rochholz S. 366. *Gaukelhans* Gaukler, Betrüger: Hebel 3, 4. Der *Kalthans* delator, quadruplator, sycophanta, Verræther: Schmeller 2, 293. Frisch 1, 497^{b}; entstellt aus *Kallhans*? *Klotzhans* Grobian: Geilers Narrensch. Bl. 30 rw. *Knapphans. Marterhans*, Umdeutschung, wie es scheint, von *maraudeur*: Fischarts Practik B rw.; vgl. Waldis Esop 3, 89 „In Kriegs noth in der bœsen zeit, Wenn *Hans Marter* und bruder Veit (Landsknecht) Mit großen rotten bei im hausen, Durch alle winkel nemlich mausen.“ *Plapperhans. Pralhans. Rebhänslin* Personification des Weines: Gœdekes Gengenbach S. 519. 681 fg. *Scharrhans*: „Ein lustig gesprech der Teuffel vnd etlicher Kriegsleute von der flucht des großen Scharrhansen H. Heinrich von Braunschweig“ 1542. *Schrammhans* der bekannte Beiname des mit Narben bedeckten Gottfried Heinrich von Pappenheim. *Schwabbelhans* in Norddeutschland s. v. a. Plapperhans. Der *Spielhansel* im 82sten Mærchen der Br. Grimm. *Waldhänsel*, der in Wäldern arzneiliche Wurzeln und Kräuter sammelt und damit Quacksalberei treibt, sonst auch rein appellativ *Waldmann* geheißen: Schmeller 4, 63 fg.

Hans Gerngroß, der durch Aufruhr groß zu werden sucht: Sittew. 1, 242. *Hans Nimmersatt*: „Euclio, d. i. Hans Nimmer satt, der wil haben Dienstbothen, die da haben Hirschfüße, Eselsohren. Hände ohne Pech und ein verschlossen Maul, sollen aber essen und schlucken Nichts“ Schuppius 1, 405. *Hans selten frœlich* ein Schleifname der Bötticher: Altd. Wäld. 1, 104.

Hans Aff. Hans A—: s. Tiecks Vogelscheuche und das Wörterb. d. Br. Grimm 1, 565. *Hans Dampf. Hans Knöchler* der Tod: Bürger im Bellin Str. 18. *Hans Küchenmeister* nennt bei Gœthe Götz v. Berlichingen sein Sœhnchen Karl. *Hans Leard* oben S. 309. *Hans Kraft* Soldat: Waldis 1, 55. *Hans Mors* der Tod: Bürger in Frau Schnips. *Hans Narr*. „*Hans Schenk* hat Gnade bei Hof“: Sailer S. 73; Simrock S. 422. *Hans Unfleiß* Ucalegon: Schmeller 2, 216. *Hans Worst* auf dem Titel von Luthers Schrift gegen H. Heinrich von Braunschweig 1541 wie *Wurst-Hans* bei Hans Sachs (Schmeller 4, 158) ein dicker Fresser: wenn hie und da vielleicht schon im sechzehnten, gewiss aber und mit Gewœhnlichkeit vom siebzehnten Jahrhundert an der Narr des deutschen Dramas den Namen *Hans Wurst* geführt hat, so mochte er ursprünglich eben

als feiste Person erscheinen, der Pickelhering der Englischen Comœdianten dagegen als eine magere: s. Litt. Gesch. S. 458. 466. Schuppius giebt 1, 247 fgg. Hanß Wurst als den Namen eines alten Dieners an.

Hans acht sein nicht: Geilers Narrensch. Bl. 30 vw.; in Brants Narrensch. 85, 27 heißt der Tod so. *Hans Guck in die Welt* der Anhang zum Finkenritter; „Wend-Unmuth, oder Erneuerter Fünffacher Hanns gukk in die Welt Oder Mercks Matths Das ist: Fünff lustige, Zeitkürtzende, und Maulhängkoley vertreibende nützliche Büchlein, — Gedruckt zu Kosmopoli, da die gebratene Dauben einem ins Maul fliegen." *Hans Laßdunkel* ein Liebhaber unnützer Spitzfindigkeiten: Laurembergs Acerra Philologica 4, 100. Schleifnamen der Böttchergesellen *Hans Spring ins Feld, Hans Sauf aus, Hans Friß umsonst*: Altd. Wäld. 1, 104. *Hans Tapp ins Mus* oder bloß *Hans Tapp* oder *Tapps*.

Hans oben im Dorf ein Dorfmagnat: Jer. Gotthelfs Schulmeister 1, 35. 2, 331. Kæserei in der Vehfreude S. 41. „*Hans ohne Fleiß* wird nimmer weis" Sprichwort bei Simrock S. 116. *Hans in allen Gassen* ardelio: Frisch 1, 425^{b}; Ucalegon: Schmeller 2, 216; „Wolt ich darumb nicht Hans inn allen Gassen sein, weil man im Niderland die Graßmuckenkœnig Jan schilt?" Fischarts Gargantua M 6 rw.; vgl. oben S. 157. *Hans von Narrenberg* oben S. 315. *Hans im Schnokenloch* ein grillenhaft unzufriedener Mensch; ein Reim über ihn in Simrocks Kinderbuch S. 101. *Hans ohne Sorge* Ucalegon: Lauremberg a. a. O. 2, 30; „*Hans ohne Sorgen* lebt mit der wilden Gans und læßt die Waldvœglein sorgen" Sprichwort bei Simrock S. 199; Gœthe in der ersten Epistel (Werke 1832. 1, 339) und „Hans von Selbiz — Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen" in dem älteren Götz v. Berlichingen (42, 289). Schuppius 1, 873 „Hans ohne Sorgen Sohn": vgl. ebd. S. 113 (oben S. 319) „Schmalhansens Bruder" und das uns noch übliche „dem närrischen Kerl sein Bruder"; „ein tôre ist sîn genanne" v. d. Hagens Minnes. 3, 438^{a}, „eines hasen genôz" Arm. Heinr. 1123, Luginhansgesell als Kärnthner Bauernname in Aufseß und Mones Anzeiger 3, 84.

Sodann *Grete*. Hier sind bei dem Zurücktreten des weiblichen Geschlechtes, das, von der allegorischen Personificierung abgesehen (oben S. 299), überall auch in der Sprachgestaltung gilt, die Belege viel weniger zahlreich.

„Du bist ein wunderlich Gret", „Du bist mir doch das wüstest Gret" wird in Gotthelfs Uli dem Knecht S. 306. 309. 329 zu einem Mædchen gesagt, das Vreneli heißt; *Gretchen in der Küche* ist eine noch ungeborne Tochter, *Murrgret* (Fischarts Gargantua M 7 vw.) ein mürrisches, *Furchtgret* ein furchsames Mædchen oder Weib: ebenso oder bloß Gret heißt hie und da in der Schweiz auch eine männliche Memme (Stalder 1, 478), und Josua Maaler S. 192 und Murner in der Geuchmat S. 901 haben dazu das Adjectivum *gretisch, gredtsch* im Sinne von weibisch. Insbesondere aber ist Grete, Gretlein die Geliebte: Geuchmatt S. 961. 1049; „ein hanenfeder muß er han, ein hemd mit seiden næten, damit er mœge wol bestan und gfallen seiner Greten" Uhlands Volkslieder S. 637; ja im Freidank von Seb. Brant (Worms 1538. Fyc) „Als im der todt genommen het Euridicen sein schœne Gredt"; und *Hans und Grete* zusammen jegliches verliebte Paar: Hans und Gretel im 32sten Mærchen, Henslein und Gredlein bei Uhland S. 671, Hansl und Gretel bei Schmeller 2, 125; Schuppius Spottreim auf die Vortragsweise mancher Prediger (1, 533) „Viel schreyen überlaut und rufen auf der Canzel, Nicht anders als wann Hanß sein Greta führt zum Tanze."

Und endlich. Das gehœrt noch unmittelbar zu den eben und bisher besprochenen Verwendungen der beiden Namen, daß Figuren, die nur einen Knaben oder Jüngling und ein Mædchen darstellen, ebenfalls Hans und Grete heißen, wie die zwei ausgestopften, die man in Baiern am Pfingstmontag als Liebespaar umherführt und tanzen lässt oder an ein Windrad befestigt auf den Maibaum setzt (Schmeller 1, 320. 2, 121. 4, 158), oder wie es vormals, da man noch mit grœßerer Umständlichkeit trank, Trinkgefässe gegeben, die man gleich jenen ungeborenen Kindern Hänschen im Keller und Gretchen in der Küche nannte (die Vorzeit 2, Erfurt 1818, S. 193 fg.), der Bilder wegen, die sie zeigten: die erstere und einschließlich damit die letztere Art beschreibt der alte Joh. Leonh. Frisch in seinem Wörterbuche 1, 415^{b} folgender Maßen: „Hänsel im Keller ist eigentlich ein Pocal, das innen eine kleine Tiefe im Fuß hat, worinnen ein silbern Kindlein steckt; wann man da Wein hineingießt, so stœßt das Kindlein den kleinen Deckel über sich auf und begiebt sich herauf, welches ein Scherz auf schwangere Weiber war." Schon weiter ab von der eigentlichen Bedeutung liegt, in Bürgers Bellin Str. 20, das unzüchtig-züchtige *Hans Quast*.

Aber auch auf Dinge, die nicht so mitbelebte Theile des Menschen noch menschlich gestaltet und scheinbar belebt sind, werden die zwei Menschennamen übertragen, bald noch mit dichterisch zarter Bildlichkeit, bald mit der Willkür einer grœberen Laune. Die zierlich blühende Nigella damascena heißt landschaftlich wechselnd entweder Braut in Haaren, Jungfer im Grünen, auch Teufel im Busch oder, nun mit den Appellativnamen für Jungfer und Braut, *Gretel in der Hütte, Gretchen im Busch, Gretel in der Hecke* oder *in* oder *unter* oder *hinter der Stauden* (Schmeller 2, 125. Usteris Vicari Z. 393, Anm.), eine Vorrichtung zum Halten, Tragen, Ziehen u. dgl. *Hänsel*, der Ştiefelzieher oder Stiefelknecht z. B. *Stiefelhänsel*, und ebenso Hänsel, unter Umständen *Tanzhänsel*, der Unterrock oder ein Oberhemdchen der Weibsleute: Schmeller 2, 215 fg. Schmid S. 261.

Wir haben fast durchweg nur Hans und Grete und die weiteren Kürzungen und Verkleinerungen Henselîn, Hänsel, Hänschen, Hansken, Henn, Henneke, Hennekîn, Gretlein, Gretel und Gretchen, Johannes aber und Johann und das vollere Margreta je nur ein- oder zweimal vernommen: überhaupt zieht die Sprache für diesen appellativen Gebrauch die s. g. Koseformen der Eigennamen vor, nicht weil auch diese erst von jüngerem Ursprung wæren (denn sie reichen, worüber Schmeller 2, 82 und J. Grimms Gramm. 2, 689 fgg. nachzusehen, theilweise bis in frühe althochdeutsche und altsächsische Zeit zurück), sondern weil sie volksmæssiger, weil sie alltäglicher sind, so daß Johannes Reuchlin und Albrecht von Eibe sogar in lateinischer Lustspieldichtung und deren Verdeutschung Namen der Art am Platze gefunden haben (Litt. Gesch. S. 316 fg.), und weil die abgeschliffene Form und die abgeschliffene Bedeutung aus einer und derselben Ursache, der Häufigkeit der Namen, herkommen und somit wie organisch zusammenfallen.

Hans jedoch, um uns noch für einige Zeit mehr auf dieses fruchtbarste Beispiel zu beschränken, ist nicht die einzige Form, in die man Johannes abgeschleift hat: es ist daraus auch durch Zuzusammenziehung *Jan* geworden: daß der niederländische Philologe Gruter seinen Taufnamen Jan lieber in einen heidnischen *Janus* als einen christlichen *Johannes* latinisiert hat, darf uns in der richtigen Herleitung nicht stœren, so wenig als in der Herleitung des Namens Hans die Meinung derer, die dabei an die Hansa denken mœgen. Auch Jan aber hat sich sofort appellativ verallgemeinert.

Und zwar ist dieß, als eigentlicher wie nun als appellativer Name, ursprünglich niederdeutsch und niederländisch: wer da im Brettspiele dumm verliert, heißt *Jan* (Frisch 1, 484ᶜ), wer seine Zeit mit nichtsnutzigen Dingen verbringt, als ob es Wichtigkeiten wæren, *Jan Gat* d. i. Johannes Podex (vgl. oben S. 322) und *Jan Hen* d. i. Hans Henne; *Jan Blif to hus* und *Jan kumm er nich* sind für die Kinder Personificierungen des Zuhausebleibens und Nichtmitkommens (Simrocks Kinderbuch S. 22), *Jan un alle Mann* s. v. a. Jedermann, *de korte Jan im Tun* der Zaunkönig (Hoffmanns Horæ Belg. 6, 218; vgl. die Stelle Fischarts oben S. 323) und *Jan* der herabfallende Klotz, mit dem man Pfæhle einrammt. Aber noch ehe wir von den Holländern gelernt den Pœbel *Jan Hagel* nennen, auch schon eh durch den Anstoß der Englischen Comœdianten, die zuerst in die Niederlande, dann nach Deutschland kamen, *Jann* oder *Jahn* der übliche Name des Tölpels und des Schalks, des clown, in den Dramen Jac. Ayrers ward (Litt. Gesch. S. 466), schon vor Ablauf des Mittelalters zeigt sich die niederdeutsche Wortform bis in das obere Deutschland vorgedrungen: es sollte wohl der sittlich tadelnde Sinn der zuerst und zumeist damit gebildeten Namen durch den Sprachton des Nordens noch verschärft werden: hœhnt diesen doch ebenso die Heldensage, wenn sie die Kœnige der Sachsen und der Dænen *Liudegêr* und *Liudegast* nennt, nicht *Liutgêr* und *Liutgast*. Nur kommt nirgend im Süden Jan selbständig vor, sondern immer nur mit Voransetzung noch eines anderen Wortes und so, daß es darüber den Schein eines bloßen Ableitungsmittels und noch dazu eines fremden, eines lateinischen annimmt, indem meistens aus *jan* ein vocalisches *ian* geworden. Anlaß zu dieser Auffassung und Änderung lag in einer Reihe von Namen, die wirklich schon die ältere Dichtung in solcher lateinischen Art gebildet hatte, Eigennamen wie *Aldrian, Asprian, Nordian* und andre, die theilweise sogar der deutschen Heldensage gehœrten (Litt. Gesch. S. 73); *Mercian*, das in der Schreibung *Mertian* jetzt ein Geschlechtsname ist, kommt als Name heidnischer Kœnige sowohl im Orendel als im Dietleib und im Wolfdietrich vor (W. Grimms Heldensage S. 148 fg.). Ebenso lateinisch meint Hugo von Trimberg oben S. 292 den allegorischen Appellativnamen *Kratzian*, da er denselben im Wortspiele mit *Gracian* erfindet. Ja auch unser *Schlendrian* (eben dasselbe, eigentlich jedoch ein langes gemächliches Frauenkleid bezeichnet *Schlender*: Schmeller 3, 450) erscheint da, wo er

zum erstenmal auftritt, in Seb. Brants Narrenschiff 110, 163, noch völliger latinisiert als *Schlenttrianus* oder, wie spæter gedruckt worden, *Schlendrianus*; ebenso *Grobian* als *Grobianus* bei Thomas Murner in der Schelmenzunft Cp. 22 („Sus saw, Grobianus haißt ain schwein, Der nichtz kan dann ain unflat sein") und in dem Gedichte von W. S. 1538 „Grobians Tischzucht", nicht anders natürlich in dem lateinischen Friedrich Dedekinds von 1549 und in den sprichwörtlichen Wendungen der spæteren Zeit, die sich zunæchst auf diesen ironischen Lehrmeister zurückbeziehen (z. B. Schuppius 1, 853. 855); bei Hans Sachs ein *S. Stolprianus* (vgl. Weimarisches Jahrbuch 5, 480), bei P. Abraham im Judas 1, 456 „ein melancholischer *Muffianus*." Indessen all das ist eben nur ein Spiel der Gelehrsamkeit und mit der Gelehrsamkeit, dasselbe, das auch im Narrenschiff 72, 7 das deutsche Wort *Glimpf* in einen lateinisch ausgehenden *Herr Glymfyus* personificiert. Brant, der den Ausdruck Grobian zuerst gebraucht (Narrensch. 72, 1. 49) und zwar auch als Namen eines von ihm erfundenen Heiligen, eine Auffassung, worauf noch spæter in Scheidts Bearbeitung des Dedekindschen Gedichtes (1551) die Form *Grobianer*, gleichsam der Ordensname fußt, Brant sagt noch nicht Grobianus und Murner selbst auch in dem gleichen Capitel der Schelmenzunft und in der Geuchmatt bloß Grobian (dort „Beneveneritis nobis, herr Grobian!" hier S. 1102 „Man findt wol einen Grobian, Der grift ein frou so schentlich an, Als wenn die frouw ein büffel wer Und von dem wald geloufen her") und anderswo Hans Sachs selber *Stolprian*: „Als ich vorm Thor gestolpert bin, kam mir der Stolprian in Sinn" (Weim. Jahrb. a. a. O.). Noch mehr und entscheidender: zu dem Adjectivum *schamper* d. i. schandbar, bildet Brant 72, 55 den Appellativnamen *Schamperyon*, mit dem mundartlichen Tausch des langen *a* (und ein solches hat Jan zum Theil für die Niederdeutschen selbst) gegen ein langes *o*, der nur bei deutschen oder doch schon länger ins Deutsche übergegangenen Worten mœglich ist. Er meint also Schamperion als einen schandbaren Jahn oder Hans: er meint auch Grobian als einen groben Hans. Ein noch älterer Beleg, vielleicht überhaupt der älteste für diese ganze dritte Art der Appellativnamen. Ein lateinisch-deutscher Vocabularius rerum, der etwa 1340 in dem schlesischen Kloster Heinrichau geschrieben worden, hat unter dem Worte Leno Folgendes (Fundgruben 1, 387[b]): „Leno dicitur domesticus assecla, consiliator, meretricum inductor inhonestus, s. pulian." *Pulian:* das

Wort zeigt uns zugleich recht deutlich, wie die ganze Bildungsweise ihren Ursprung im Niederland genommen: auf Holländisch ist *pol* noch jetzt s. v. a. leno (Hor. Belg. 6, 217), und ein holländisches Drama des Mittelalters stellt in dem gleichen Sinne *pol* und *Jan* als zwei noch getrennte Worte neben einander, „pol her Jan", Jan noch mit dem Titel Herr davor (ebd. 42, 56). Die jetzige und sonst die neuere Sprache Deutschlands, vorwaltend eben die auf unhochdeutschem Boden sich bewegende des Nordens, braucht von Appellativnamen mit Jan noch etwa *Bullerjan* Polterer, *Dullerjan* und *Tollerjan*, *Dummerjan* oder *Dummrian* (*toll* und *dumm* mit erstarrter Nominativendung), *Liederjan* d. h. liederlicher Mensch, *Morian* d. h. Mohr (Simplicissimus 3, 758. Tiecks Deutsches Theater 1, 369 fgg.), *Schmierian* und *Urian*, welch letzteres ganz allgemein nur einen Er oder den bewussten, aber nicht genannten bezeichnet, „Herr Urian" Herr so und so, gleichsam der Haupthans: „So haben ein theil Weiber ohne das nicht gern, wann Herr Urian lang über den Büchern oder andern Geschäften sitzt und kein Unterschied zwischen Tag und Nacht zu machen weiß" Simplic. 3, 725; „Als ein Baum wenig Äpfel trug und der Bauer darauf stieg solche abzuschütteln, sagt er im Zorn „Wiltu nicht Äpfel tragen, so trage Schelm und Diebe", und mein Herr Urian war selbst darauf" Mercks Matths S. 15; „Ich dachte alsobald an meinen Herrn Urian" nämlich den, von welchem ich auch vorher gesprochen habe: Schuppius 2, 224; bekannt ist der Herr Urian eines Liedes von Matthias Claudius; Bürger in der Ballade Der Raubgraf versteht unter Meister Urian den Teufel; als Namen eines Knechtes, eines Knechtes und Boten der Gemahlinn des Pilatus, braucht Urian sogar schon ein mittelrheinisches Osterspiel des vierzehnten Jahrhunderts: der Herausgeber mag jedoch Recht haben, wenn er darin nur eine Anspielung auf *Urias* eine Umgestaltung dieses hebræischen Namens sehen will (Mones Schauspiele des Mittelalters 1, 115). Zahlreicher als diese noch allgemein appellativen Worte mit Jan sind diejenigen, die sich unter die Geschlechtsnamen verzogen haben: sie müssen zuerst (nur so erklært sich die neue Verwendung) einzelnen Personen als stehende Beinamen gegeben worden sein. Also, wie es mit Hans die Geschlechtsnamen *Junghans, Langhans, Langerhans, Schmalhans* giebt, so nun auch *Andrian, Bursian, Cantian, Dempfrian* (ein ausgestorbnes Basler Geschlecht: Baseler Bürgerbuch von Weiß S. 81), *Grotrian* d. h. großer Hans, *Merian* d. h. grœßerer Hans,

Smalian oder *Schmalian, Schrebian, Strackerjan, Vierjahn, Wudrian, Wursian* und *Wurzian.*

Wir haben den appellativen Gebrauch von Hans und Grete bis an den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, den von *Jan* mit einem oder zwei vereinzelten Beispielen bis um die Mitte des vierzehnten zurückverfolgen können. Hieraus ergiebt sich, was auch durch anderweitiges Aufmerken bestætigt wird, daß erst mit Ablauf des Mittelalters diese Eigennamen zu solcher Allüblichkeit gediehen sind, wodurch unter Umständen ihr rechter Sinn konnte abhanden kommen. Vor Johannes und Margareta hat es andre Namen der Männer, andre der Weiber gegeben, die unter der Menge besonders beliebt und häufig waren, aber auf jedweder Seite mehrere andre, nicht bloß je einen so ausschließlich bevorzugten. Wir können dieselben vornehmlich aus alten Rechtsformularen und dem æhnlichen Aufzeichnungen schöpfen. Wo da für gewisse Handlungen und Verhältnisse Personen zu unterscheiden sind, pflegt das nicht vermittelst appellativer Bestimmungen zu geschehen, die meistens weitläuftig und durch die Weitläuftigkeit undeutlich ausfallen würden, sondern kürzer mit *N* und *N*, d. h. *nomen* und *nomen*, wie z. B. im Richtsteig des Sächsischen Landrechtes, mit *ille* und *ille*, wie z. B. in den Formulis Marculfi, oder auch anschaulicher, als das so durch bloße Fürwörter und Buchstaben zu erreichen ist, mit beispielsweise gesetzten Eigennamen und dann, wie sich von selbst versteht, mit solchen, die unter dem Volk besonders geläufig, und deshalb auch besonders passlich waren als Stellvertreter aller andern mœglichen zu dienen. So bewegen sich die Langobardischen Formeln bekanntlich in den zwei Namen *Petrus* und *Martinus*; ein Formular aus dem zwölften Jahrhundert für das Wasserurtheil (Mones Zeitschr. für d. Geschichte d. Oberrheins 1, 42) redet die eine der bezüglichen Personen an „*Cuonrad*, oder svi so du heizzest", den Gegenpart aber *Ruodolf*; ebenso im vierzehnten Jahrhundert *Conrad* und *Heinrich* (das alte Magdeb. u. Hallische Recht v. Gaupp S. 198 aus einer Breslauer Handschrift des Weichbildrechtes von 1306) oder der Weibername „Beilgen, of wê si heist, den namen sal man nennen" und „*Heinrich*, of wê sich der brûdegam nœmpt" (Kölnisches Verlœbnissformular in Haupts Zeitschr. 2, 553), im fünfzehnten endlich *Petir* und *Katherin* (ebd. S. 555). Wie damit überall recht eigentliche Gemeinnamen gesetzt seien, erhellt zum Überfluß aus dem Umstande, daß sich ebenso formelhaft im sechzehnten Jahrhundert die

nun gewohnteren *Hanns* und *Greta* zusammengestellt finden (Formular des Aufgebotes und der Trauung in Luthers Traubüchlein: Ausg. der Werke v. Walch 10, 854 fg.), und daraus, daß einige jener Namen auch außerhalb solches rechtlichen Gebrauches, aber in demselben Sinne der Stellvertretung uns begegnen. Und auch hier je zwei miteinander. In einer Predigt Meister Eckards (Pfeiffer 1, 33) „Swenne daz ich iht bite, sô bite ich niht: swenne daz ich niht bite, sô bite ich rehte. Swenne ich dâ vereinet bin, dâ alliu dinc gegenwertig sint, diu dâ vergangen sint unt diu iegenôte sint unt diu künftic sint, diu sint alliu gelîch nâhe unde gelîch ein, diu sint alliu in gote unde sint alliu in mir. Dâ endarf man weder *Kuonrât* noch *Heinrich* gedenken. Wer iht anders bitet danne got alleine, daz mac man heizen ein apgot oder alse ein ungerehtikeit. Die in dem geiste bitent und in der wârheit, die bitent rehte. Swenne daz ich für ieman bite, für *Heinrich* oder für *Kuonrât*, sô bite ich aller minnest. Swenne daz ich für ieman bite, sô bite ich allermeist, unde swenne ich nihtes enger und nihtes enbite, denne sô bite ich aller eigenlîchest: wan in gote ist weder *Heinrich* noch *Kuonrât*. Swer got bitet umbe iht anders danne umbe got, daz ist unreht und ist ungeloube und ist als ein unvollekommenheit." Hier haben wir denn zum zweiten Male, wie das erste Mal in jener Schlesischen Rechtsaufzeichnung, bereits aus dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts unser *Hinz und Kunz*, nur hier noch ohne die entstellende Abkürzung: schon mit derselben gewæhrt es im Beginn des sechzehnten die Schelmenzunft Cp. 1 „Wie *Hainzen* Els und *Cuntzen* Gret Den Jäcklin mit bezalet het", und gegen dessen Ende die Basler Verdeutschung von Geilers Predigten über das Narrenschiff Bl. 65 rw. „sie haben kein underscheid, wem sie dienen, und gilt ihn gleich, es sei gleich *Heinz oder Cuntz*." Kaum wird zu zweifeln sein, daß man *Kunz und Benz*, die andre jetzt landschaftlich gangbare Namenverbindung dieser Art, auch in jener früheren Zeit schon gekannt habe, wæhrend *Hans und Kunz* am Schlusse von Bürgers Gedicht an Göckingk und *Hans oder Heiri* in den sprichwörtlichen Redensarten der Schweiz „Hans oder Heiri, 's isch glich" und „Do isch Hans, was Heiri" (vgl. Usteris Herr Heiri Z. 171) des mitgenannten Hans wegen allerdings jünger aussehen, obgleich das letztere auch allitteriert[3]). In einem mit Eckard ungefæhr gleich-

[3]) Die allitterierende Verbindung der zwei Namen bezeichnet die Personen selbst als gleichgeltend und die Wahl unter beiden als gleichgiltig. Dasselbe Verhältniss

zeitigen Gedichte (Altd. Leseb., letzte Ausg. 979, 5) heißt ein Bauer nach der einen Handschrift *Cuonz*, nach der anderen *Benz*: beide mithin auch insofern Gemeinnamen, daß sie damals besonders bezeichnende Namen des gemeinen Mannes, auch der Landleute waren. Und Heinz und Kunz denn auch übliche Namen dienender Personen: in einem Minneliede bereits des dreizehnten Jahrhunderts werden ein *Kŭenzlîn* und ein *Heinzlîn* um den Botendienst zur Geliebten angesprochen (v. d. Hagen 2, 147[b]).

Wie Hans und Grete sind nun auch all diese andern und älteren Gemeinnamen Schritt für Schritt in die bloß appellative Geltung, theilweise auch sie bis zu der Bezeichnung bloßer Sachbegriffe herabgesunken, nur alle verhältnissmæßig seltener, einige ganz selten: denn auch hier gehœrt solche Verwendung überall erst der neuern Zeit an, die neuere Zeit aber braucht diese Namen eben schon als wirkliche Eigennamen minder häufig. Wir besprechen dieselben wiederum der alphabetischen Reihe nach.

Barbara hat zwei Koseformen, die ziemlich weit aus einander gehn, entwickelt. Die eine, næher bei dem Grundwort bleibende ist das schweizerische *Babi*, appellativ ein einfältiges Kind oder auch ein schon erwachsener Mensch, ob Mann, ob Weib, von kindischem oder weibisch zaghaftem Benehmen, wo es von Kindern gesagt wird, noch gern mit einem Zusatze, als *Babi-Dunkel, Dittibabi, Dockebabi*, und die Puppe der Kinder selbst, das Ditti, die Docke, wird Babi genannt, mit der Puppe spielen oder in gereifteren Jahren noch kindisch thun *baben* (Stalder 1, 120 fg.). Die andre Form, die von Barbara eigentlich nur den Anfangsconsonanten festgehalten hat, ist das schwæbische *Bell*: wir haben sie aber, in der Verkleinerung *Beylgen*, vorher auch am Niederrhein und schon im vierzehnten Jahrhundert vernommen, und finden ohne Verkleinerung *Bele, Bela* schon im dreizehnten, z. B. bei dem von Stamm-

---

zweier Appellativa in dem aus einer Zusammensetzung aufgelœsten Sprichwort „*Gries* kennt den *Gramen*" (Simrock S. 186) und in der Redensart *Gaul als Gurre:* Sittewald 1, 43 „Unsere Landsleute, wann sie zwei Ding einander gleich zu sein andeuten wollen, sprechen, es seye Gurr aß Gaul (Gurr als wie Gaul: Eines wie das andere: vier Hosen eines Tuchs);" Simplic. 2, 119 „daß gemeiniglich Gaul als Gurr, Hurn und Buben eines Gelichters und keins umb ein Haar bässer als das ander sey;" bei Schmeller 2, 63 „Wann Gur und Gaul zusammenkumbt" und schon in Justingers Berner Chronik S. 251 „und ward die sach bericht, schad gegen schad und gûl an gurren."

heim (v. d. Hag. Minnes. 2, 77ᵇ. 78ᵇ. 88ᵇ); ein dickes Weibsbild nennen die Schwaben *dicke Bell*: Schmid S. 54.

Benz wird heut zu Tage in der Schweiz gleichbedeutend mit *Beni* d. h. als die Koseform zu *Bendicht* oder *Benedict* gebraucht: dem Mittelalter, dem Benedict nicht so geläufig war, wæhrend doch *Benzo* bereits im Althochdeutschen überoft vorkommt (Förstemann 1, 213), wird es zu *Bernhard* gehœrt haben; ebendahin auch (vgl. oben 4, 153) *Perz* und *Bertschi* (Wittenweilers Ring) und *Betze* und *Pez*. Außerhalb der üblichen Verbindung mit Kunz, für sich allein, bezeichnet Benz dem entsprechend, daß gerne die Bauern so geheißen, einen rohen trotzigen Gesellen (Schmid S. 55); bei Burkard Waldis einmal auch „manch ungelerter Benz vom Adel" (Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1477). Das Zeitwort *benzen* aber ist s. v. a. Händel suchen: so in dem Wortspiel Abrahams S. Clara „Du bist öfter zu Penzing als Friedberg" (oben S. 295); jetzt hat es den abgeschwächten Sinn eines zudringlichen Bettelns (Schmeller 1, 183). Aber auch Benz wie sein Genosse Kunz und noch manch andrer dieser Appellativnamen ist zugleich einer von den vielen Namen des Menschen, die man auf den Teufel übertragen hat (Oberlin Sp. 120), und örtlich der Name einer Spukgestalt, eines Nachtgespenstes in dem Carcer der hohen Schule zu Ingolstadt (Schmeller a. a. O.).

Catharina. Die næchste Verkleinerung *Ketterlin* braucht Murner (Lutherischer Narr Z. 1524) im Sinn einer leichtfertigen Dirne zusammen mit Gretlin: jetzt bedeutet *Katterl*, *Kattel* u. s. f. den Süddeutschen eher eine Schwätzerinn und einen Schwätzer, *Mari-Katterl* ein Mædchen von Gänseart, ebenso die Abkürzung *Treinl* (Schmeller 1, 492), und auch Norddeutschland kennt die *dumme Trine*, wæhrend das 164ste Mærchen von einer faulen dicken Trine erzæhlt; unpersœnlich aber ist *das laufend Katterl*, *die schnelle Kathrine* der Durchfall („Aber was soll dieses gegen ihren ganzen Leib selbst zu rechnen seyn; den ich zwar nicht bloß sehen kan? Ist er nicht so zart, schmal und anmuthig, als wenn sie acht Wochen die schnelle Catharina gehabt hätte?" Simplic. Stuttg. 1, 227) und *Jungfer Kattel* die monatliche Reinigung, dieß vielleicht Anfangs nur ein gelehrtes Wortspiel mit *κάθαρμα* (Schmeller 2, 342), jenes ein deutsches mit *kăt* d. i. Koth.

Von *Heinrich*, das mit seinen mehrfachen Koseformen wohl das häufigste in dieser ganzen Reihe ist, könnte man auch wieder sagen

„Hans oder Heiri, 's isch glich“: denn es geht in der Entwickelung seines appellativen Gebrauches fast Schritt für Schritt neben Hans und Jan her, und wechselt sogar gelegentlich mit denselben ab. Weil es gleichfalls ein Bauernname, bezeichnet *Heini oder Heine* in der volksmæßigen Dichtung zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts insbesondere den Eidgenossen, gegenüber Bruder Veit dem Landsknecht (Uhlands Volksl. S. 475 fgg. Rochholz Eidgenöss. Lieder-Chronik S. 366. Manuel S. 405); die zwei Schweizerbauern, deren Gespræch das Drama Combißt eröffnet (Gœdekes Gengenbach S. 294), tragen die Namen *Haine* und *Hänßlin*, der im Beginn des Weltspiegels von Valentin Boltz den Namen *Heini Wunderfitz*, und bekannt ist Jacob Rueffs *Etter Heini*. Dann heißen Diener oft auch Heinrich: in Albrechts von Eibe Verdeutschung der Menæchmen ist aus dem Peniculus ein *Heyntz* geworden; in der Schelmenzunft Cp. 9 „Ich haiß knecht Haintz“; so auch im Mærchen und schon im Mittelalter: vgl. den Armen Heinrich d. Br. Grimm S. 213 und oben S. 331. Daran schließen sich, theils noch auf Grund der Begriffe Bauer und Knecht, theils mit vollster Verallgemeinerung, *grober Heinz* und *grober Heiny*: „Merk, bauer! du bist ein grober Heinz“ Uhland S. 698. Geilers Narrensch. Bl. 30ª; *fauler Hentz* B. Waldis Esop 3, 48: von dem faulen Heinz erzæhlt aber auch ein eigenes Mærchen, das 164ste der Br. Grimm; *Tummerhentz* B. Waldis 4, 8; *Gigenheinz*, womit Murner einen Hauptnarren, einen Doppelnarren bezeichnet (Luth. Narr S. 92. 221), d. i. gickend Heinz: *gicken* s. v. a. kichern oder stottern (Schmeller 2, 25); *Hainz Narr* im Holzschnitte zu Brants Narrensch. Cp. 4; *Heintz Lül*: „Sunder thut man zu wissen Den jungfrauwen ane danck: Welche ein floch hette gebießen Sieben schuch lanck, Die noch ein schappelin uff leit, Die sol man straffen mit der rutten, Die Heinz Lül zwuschen den beyn dreit“ Lied des 15. Jahrh. in Fichards Frankf. Archiv 3, 392: *lüll* ist ein Narr (Uhland S. 528) und wird ebenso von *lullen*, an Zunge oder Finger saugen, abgeleitet sein wie das gleichbedeutende *Lalli* von *lallen*. Ferner auf Niederdeutsch *holten Hinrik* ein hölzerner, plumper Kerl, *knökern Hinrik* ein äußerst magerer, *îsern Hinrik* ein sehr starker und muthiger Mensch (der Arme Heinr. d. Br. Grimm S. 214). Wie aber aus den Reimen des Basler Todtentanzes Str. 30 hervorgeht, daß schon im vierzehnten Jahrhundert *Heine* der gangbare Name eines Narren von Beruf gewesen, so ist denn auch *Heinel* oder *Heinz* oder *Hienz* allein

der Appellativausdruck für Narr und Dummkopf und das Zeitwort *hienzen* s. v. a. zum Narren haben: Schmeller 2, 220; in eben diesem Sinne redet Luther K. Heinrich VIII. von England kurzweg mit Heinz an und das Weib in Murners Geuchmatt S. 960 ihren Narren mit *Heyntzmann Hugk*: letzteres ein bedeutungsloser, bloß reimender Zusatz. Insbesondre ist Heinel ein Mann, der seiner Frau alles nachsieht; Abraham a S. Clara nennt einen solchen auf Lateinisch *Henricus*: ein Fingerzeig, daß unser Wort *Hanrei* aus dem franzœsischen *Henri* komme (Schmeller 2, 198 fg.). Harmloser, wenn Heinz und Metz ein Liebespaar sind (Uhland S. 640) wie Hans und Grete: aber ebenwie Hans, nur noch häufiger als dieses, geht Heinz u. s. f. auch ins Dæmonische über: der Teufel wird *Heinze Bockerlein* (Schmeller 2, 220) oder *Grauheinrich* oder bloß *Heinrich* oder *Hinze* genannt (J. Grimms Mythol. S. 1016), Hausgeister *Heinzlîn* und *Hinzelmann* (ebd. S. 471), die Alraunwurzel *Heinzelmännlein*: Frisch 1, 438^{b}. Hieraus und aus dem alten Gebrauch den Figuren des Puppenspiels, des ludus monstrorum, allerhand Schreckgestalt zu geben (Mythol. S. 469. Litt. Gesch. S. 299) erklært sich *Heinzel* als Name einer Marionette und des Spiels mit solchen und einer Comœdie, die schlecht wie ein Puppenspiel ist, und der verbale Ausdruck jemand *heinzeln* d. h. sein Spiel mit ihm treiben (Schmeller 2, 220). Da aber die Begriffe Teufel und Tod auf das mannigfaltigste sich berühren, so mag auch *Freund Hein* als euphemistischer Name des letzteren (Mythol. S. 811) nur eine Abkürzung von Heinrich sein. Zuletzt wird Heinrich ebenfalls auf Dinge übertragen: wie Hänsel ist *Heinz* oder *Heinzel* ein Gerœth zum Halten, Tragen, Ziehen u. dgl., *Stiefelheinz* z. B. wie Stiefelhänsel ein Stiefelknecht, *Heuheinz* eine Vorrichtung zum Trocknen des Heus, und das Heu auf einer solchen trocknen wird *heinzen* genannt (Frisch 1, 438^{a}. Stalder 2, 35. Schmeller 2, 220. Schmid 271), ein Ofen mit schwachem Zuge bei Chemikern und Apothekern *fauler Heinz* (Frisch 1, 438^{a}), schlechtes Nachbier in Baiern *Heinzel* (Schmeller 1, 301) und in Berlin eine besondre Branntweinmischung *sanfter Heinrich*. Außerdem noch giebt es Kräuter des Namens *guter, stolzer, großer, bœser, rother Heinrich* (Mythol. 1163 fg.); von der *Herba boni Heinrici*, in der Schweiz bloß *Heinerli* genannt (Stalder 2, 35), kam eine Salbe gegen den Aussatz (der Arme Heinrich d. Br. Grimm S. 214), so daß man sich hier die Sage von dem aussätzigen armen Heinrich als Anlaß der Namengebung denken mag.

Konrad, vollständig wie verkürzt den sprichwörtlichen Genossen von Heinrich oder Heinz, bezeugt als vielgebrauchten Bauernnamen (s. oben S. 331) noch im J. 1514 *der arme Konrad*, die appellative Gesammtbenennung der empœrten Bauern in Würtemberg: darum auch heißt ein Mensch ohne Bildung ein *grober Conz* (Stelle des Malagis in Gervinus Litt. Gesch. 2, 77), und gleichfalls auf die bäurische Plumpheit geht eine sprichwörtliche Redensart der Oberpfalz, Blind drein platzen, tappen, rathen u. dgl. wie Kuenz in die Nuß (Schmeller 2, 314); den *Küenzlîn* als Diener kennen wir bereits aus dem dreizehnten Jahrhundert (S. 331); *Kuonz* oder Conz mit der Metzen als Liebespaar wie Heinz und Metz und Hans und Grete hat das Narrenschiff 61, 27 („Wann Kuonz mit Mätzen danzen mag, In hungert nit ein ganzen dag") und ein noch älteres Volkslied bei Uhland S. 340. Noch mehr in das Allgemeine, in den bloßen Begriff eines Jemand gewendet zeigt den Namen ein von Luther gebrauchtes Sprichwort, „Konrad ist auch bœse" d. h. auch ein Andrer, nicht bloß ich kann darüber in Zorn gerathen (Frisch 1, 173[a]). Auch den gehaßten und gefürchteten Jemand, den Teufel, nannten die Hexen öfters Konrad, Kunz, Künzchen (Myth. S. 1016); die Luzerner nennen ihn *Kueni* (Stalder 2, 142) und im hochdeutschen Reinhard Fuchs ist *Kuonîn* der Name des Waldteufels, des großen Waldaffen (J. Grimms Sendschreiben S. 53). So wird denn der *Kunz hinderm Ofen* der alten Taschenspieler („Woltst darumb nicht Kuntz heyßen, weil man inn Sachssen den Schweinen also ruffet und die Gauckler Kuntz hinderm Ofen rufen?" Fischarts Gargantua M 6 rw.), wovon Taschenspielerei treiben *den Kunzen jagen* (Manuel S. 371) und ein Taschenspieler selbst *Cuontzenjager* (Fischarts Practik B iij vw.), *Kunzenspieler*, *Kuntzmann* hieß (Frisch 1, 558[a]), es wird dieser Kunz auch nur der Teufel und eben hier der Anlaß zu suchen sein, aus welchem man sonst den sogenannten Schlafapfel, den schwammigen Auswuchs des Hundsrosenstrauches, der unter das Kopfkissen gelegt den Schlaf befördern soll, eine Art von Zaubermittel also, auch Schlafkunz nennt (Frisch a. a. O.); im Eselkœnig S. 18 wird unter der Hofdienerschaft des Lœwen mit aufgezœhlt „Herr Schlafkunz, der Tachs, ein edler Schwab, Kammermeister"[4]). In jener Sitte aber auch den Schweinen Kunz zu

[4]) ein Schwab: Bestætigung der in Haupts Zeitsch. 6, 260 gegebenen Herleitung dieses Volksnamens.

rufen der Anlaß, daß *Kuonzen, Künzen, Künzel* endlich noch den Fettansatz unter dem Kinn bezeichnet (Schmid S. 313): so in der Ordnung eines Frohnleichnamszuges von 1580 „S. Augustinus soll ein langer zimblich faister molscheter Mann seyn, der gar khein part oder nur ein wenig khneblpärtle und zway khlaine Zipfelen am khin und einen zimblichen Kienzen und fast ein gestalt hat wie der Ainhoffer gastgeb" (Schmeller 2, 314). Daher ist einem *den Künzel streichen,* ihm *künzeln* oder *kunzen* (Renner 17177) s. v. a. um den Bart gehn, schmeicheln, liebkosen (Stalder 2, 144. Schmeller und Schmid a. a. O.)[5]), und Frisch 1, 558[a] ist im Irrthum, wenn er dieß künzeln aus kindseln entstellt glaubt.

Meister *Marten* wird im Simplicissimus 3, 769 als Gemeinname der Metzger, von den Hexen aber ward *Martin* oder *Merten* gern als Name des Teufels gebraucht (Mythol. S. 1016); letzteres vielleicht weil man ebenso den Affen zu rufen pflegte: ich erinnere an Kueni und Kuonîn; aber auch Eseln und Bæren ward damit gerufen: „weil der Gauckler seinem Affen Meister *Mürtin* und die Müller ihren Eseln und die Churwalen den Bæren also ruffen" Gargantua M 7 vw.

Peter haben wir appellativ als *dummen Peter*, als *Dudelpeter,* der Alles zœgernd langsam macht, als *Hinkepeter,* als *Sporenpeter* d. i. einen querköpfigen grillenhaften Menschen, als *Umstandspeter,* und dazu noch die Bezeichnung eines mühsam grübelnden Arbeitern, das Zeitwort *petern*; in Berlin ist *Peter Meffert,* in Basel *Peter Blær,* in Baiern *Peter Blöckel* irgend jemand: „Wer?" „Peter Blær"" (Basl. Kinder- und Volksreime S. 41); „Wenn den Prediger die Memorie verlässt, mag er ein Exempel zum Besten geben: denn wæhrend man von Peter Plöckl erzæhlt, findet man den abgerissenen Faden wieder" (Schmeller 1, 235): von dem unverkleinerten *Peter Bloch* erzæhlt ein norddeutscher Volksreim, den Musæus für seine Geschichte vom Schatzgræber benutzt hat: „Jungfer Ilse, Niemand will se: Da kam der Koch Peter Bloch, Und nahm sie doch". Weiter ist *Meister Peter* ein Name des Scharfrichters (J. Grimms Rechtsalterth. S. 883), *Hollepeter* und *Petermännchen* für Hauskobolde

---

[5]) Vgl. „Et tenuit manu dextra mentum Amasæ quasi osculans eum" 2 Reg. 20, 9: Renner 75[b]. Δεξιτερῇ δ'ἄρ' ὑπ' ἀνθερεῶνος ἑλοῦσα λισσομένη προςέειπε Διὰ Κρονίωνα ἄνακτα Il. 1, 501; 10, 454. Soph. Electra 1208. Callimachus Hymn. in Dianam 26. „Dô was der magede hant an ir vater kinne" Gudrun 1545.

(Mythol. S. 473. 478; *holle* aus *holde* Schutzgeist: ebd. S. 245), *Peterlein*, *Peterle* und wiederum Meister Peter für den Teufel selbst (ebd. S. 956. 1015), und wenn es wahr ist, was einmal Felix Hemmerlin erzæhlt (Reber S. 366), daß der Rath zu Erfurt niemanden des Namens Peter in seine Mitte habe wæhlen lassen, so sollte damit wohl den übeln Erinnerungen an Henker und Kobold und Teufel ausgewichen werden, schwerlich aber dachte man wohl mit Hemmerlin daran, daß *Petrus* von *petra* komme und deshalb alle, die Peter heißen, hartköpfig und unbeugsam seien. Den *dummen Peter* brauchen wir aber auch als Namen einer bestimmten Fastnachtsverkleidung, den *schwarzen Peter* als den einer Art Kartenspiels, ursprünglich einer einzelnen Karte, des Piquebuben, und in der Feuerwerkerei *Petermännchen* als den eines sonst sogenannten Sprühteufels: mit noch entschiednerer Übertragung auf unperscenliche Begriffe heißt das zu Lœwen gebraute Bier wiederum *Petermann*, wie anderswo (Schmeller 1, 301) das schlechte Nachbier *Peterl*, und in eben solcher Verkleinerungsform hat sich die deutsche Sprache schon des Mittelalters und noch jetzt im Süden das Fremdwort *petroselinum* die Petersilie bequem gemacht: *betirlin* Schmeller 1, 301; *beterli* Vocab. opt. 43, 156; *peterlin* Müller 3, XXIX^{c}. XXX^{a}. XXXVIII^{b}; *Peterli* Stalder 1, 158; *Peterl* Schmeller a. a. O. Einen Kuchen aus der ersten oder Biestmilch einer Kuh nennt man Kuhpriester und Kuhpeter (Schmeller 2, 274. Schmid S. 332), das Fensterkreuz *Fensterpeter*: Drei Vorreden v. Skepsgardh 1, 117. Wenn man aber auch die weiblichen Brüste *Peter* und *Pauli* nennt (Schmeller 1, 301), so mag darin eine Beziehung auf jenes berühmte Glockenpaar zu Köln (oben S. 159) liegen: oder auf die zwei Apostel selbst, als die an der Thür des Himmels stehn?

Endlich *Rudolf*, abgekürzt und verkleinert *Ruodi*, *Rüedi*, gehœrt so als Appellativname in zwiefacher Beziehung den Schweizern an. Hier in Basel ist *Hans Ruodi* ein dummer Kerl, *Ruodi* allein im Luzernerbiet ein Mann, aber auch ein Weib, dem alle schwere und unsaubere Arbeit aufgeladen wird, ebendort *Rüedi*, *Rüedibueb*, *Rüedimaitli* zuchtlose Knaben und Mædchen, ein Wüstling *Säurüedi*: Stalder 2, 288. Zugleich aber ist Rüedi einer der Hohnnamen gewesen, die das feindliche Ausland für die Eidgenossen insgesammt gebrauchte: es kommt derselbe, in *Ridi* verderbt und neben dem gleichangewendeten Heine, in einem Lied von 1515 zu Ehren Bruder Veits d. i. der Landsknechte vor: Uhland S. 475 fgg.

Hans und Jan und Grete, Hinz und Kunz und Benz u. s. w., für alle diese appellativ gewordenen Eigennamen hat sich uns als der erste und hauptsächlichste und als der überall durchgehende Grund und Anlaß solcher Verallgemeinerung die Häufigkeit erwiesen, mit der sie das Volk zuerst als die wirklichen Namen einzelner Personen gebraucht hat oder noch gebraucht. Nächstdem mag, aber jedesfalls immer nur in zweiter, dritter Linie, hie und da noch sonst ein Umstand mitgewirkt haben, den wir, die in der Nachwelt und außerhalb eines ganzen Volkslebens stehn, nur nicht mehr überall herauserkennen, Wortspiele mit Appellativen gleichen oder ähnlichen Lautes oder Anspielungen gleich jener, die dem Namen Leonhard den appellativen Sinn eines trægen Tölpels gegeben (oben S. 309). Die Verallgemeinerung aber dehnt den Einzelnamen zuvörderst über ganze große Menschenclassen aus, wie zumal eine der vorherrschenden Unarten, die Dummheit, die Faulheit, die Liederlichkeit sie vereinigt, und es werden, wenn Dummheit zu bezeichnen ist, im Voraus etwa männliche, wenn Liederlichkeit, weibliche Namen gebraucht. Von den Menschen geht es sodann nach der einen Seite zu den dæmonischen Wesen: Furcht und Wollust sucht denselben zu schmeicheln, indem sie ihnen menschlich vertraute und in der Form schon kosende Namen beilegt. Und menschlich und schmeichelnd gleich den Dæmonen werden auch Krankheiten benannt, die ja dem Aberglauben nur Dæmonen sind, welche den Leib oder ein Glied desselben in Besitz genommen, die er auch als solche mit Segenssprüchen beschwœrt um sie zu vertreiben oder herauszulocken. Ebenso mag außer dem Scherz und der Lüsternheit eine dæmonische Auffassung in den Fällen walten, wo einzelne Glieder Namen nach Menschenart empfangen: ich denke dabei, auf Grund der gehaltvollen Erörterungen Wilh. Grimms, vorzüglich an die Fingernamen, an Namen wie *Langmarten* und *Lange Marje*, Entstellungen von *lancmar*, die für den Mittelfinger gelten, *Klein Jückchen* und *Johann* für den vierten, aber auch *Kort Johann* für den Zeigefinger, und *Piphans* und *Peter Müllermann* für den kleinen: W. Grimms Exhortatio S. 32 fg. Simrocks Kinderbuch S. 6. 325. Nach der anderen Seite lässt sich die Namengebung bis zu leblosen Dingen hinab, zu Speisen, Kleidern, Geräthschaften: aber es geschieht um dieselben zu vermenschlichen und weil man sie auch schon sonst vermenschlicht: heißt doch auch der Stiefelzieher *Stiefelknecht*, eine Tabelle, die einem beim Rechnen hilft, *Rait-* oder *Rechenknecht* (oben 4, 130

vgl. Frisch 1, 527[b]), und den Baiern sind *Brotmannl* und *Bettelmann* und der *blinde Mann* Brei und Mus und Gebackenes: Schmeller 2, 584. Am weitesten endlich von dem Urbegriff entfernen sich die Zeitwörter, deren Herleitung von Eigennamen erst die appellative Umwandlung der letzteren vermittelt: *pêtern* zum Beispiel, unmittelbar von dem wirklichen Eigennamen *Pêter* selbst gebildet, wie es Ottocar einmal braucht („den man iezuo pâbest siht, weiz got der pêtert niht: wan ob er pêtern wolde, weiz got, sô solde er nu niht wesen sein" 455[a]), braucht eben auch nur er dieß eine Mal so: bei dem jetzt üblichen Sinne des Zeitwortes aber (oben S. 336) denkt schwerlich jemand mehr an den Eigennamen: der appellative *Umstandspeter* liegt verdeckend dazwischen.

Ich habe jedoch mit diesen übersichtlichen Bemerkungen einigermaßen vorgegriffen, insofern sie theilweise auf Beispiele sich beziehen, die erst noch anzuführen sind: denn es ist noch eine beträchtliche Anzahl appellativer Eigennamen übrig. Es könnte diese Zahl noch um vieles vermehrt, die Belege könnten überall noch mehr gehäuft werden, wenn ich auch die nordischen Sprachen und besonders die englische mit hereinziehen wollte, die wie bekanntlich an Koseformen der Eigennamen, so auch an bald zarter, bald launiger und derber Appellativverwendung derselben überreich ist. Aber ich enthalte mich, wie schon bisher durchweg geschehen, um mir und den Lesern Zeit und Kraft zu sparen, und beschränke mich fortan lediglich auf Deutschland. Und hier wird nach wie vor die Hauptquelle, aus der wir auch für diesen Theil unserer Sprach- und Culturgeschichte dankbar und mit Wehmuth schöpfen, das Bairische Wörterbuch von Schmeller sein.

Adelheit, in Murners Luth. Narren Z. 1371. 3980. 4172 der Name eines umherziehenden Spielweibes.

Aegidius hat zwei Koseformen, die eine, næher bei dem Grundwort bleibend, *Gidi*, die andre, dem franzœsischen Gilles zu vergleichen, *Gilg* oder, wie auch die Lilie Gilge und Ilge, der Gyps in der Schweiz auch Ips heißt, *Ilg* und hieraus, indem der Schlußconsonant von *Sant* oder *Sand* sich vorn daran heftet, *Till* oder *Dill:* ebenso ist in der Schweiz der Vorname Urs zu Durs, in Basel die Sanct-Alban- und die Sanct-Elisabethenkirche zu einer Dalben und Delsbethen geworden, in Baiern Sanct-Annenbrunn, Sanct-Annengärtlein zu Tannenbrunn und Tannengärtlein: Schmeller 2, 695; vollständiger noch mit doppeltem Zungenlaut schreiben ältere Ur-

kunden Sanct Turban für Urban und eben auch *Sand Dyligen* d. i. Sand Iligen, Sanct Aegidien *tag*: ebd. 3, 274. Eine dritte Form *Didel* (Schm. 1, 358) kann zugleich Erweiterung von Dil und Verkleinerung zu Gidi, Sand-Idi sein: diese kommt jedoch nur in appellativem Sinne vor. So aber gebraucht, ist *Gidi*, *Strumpf-Gidi* ein unbesonnener, leicht sich übereilender Mensch (Schm. 2, 17), *Didel* und mit imperativischem Zusatze *Til Tapp, Dill Dapp, Dille Dapp, Dil Tapp, Didel Tapp*, Worte wie oben S. 323 Hans Tapp, ferner *Happerdidel* und *Lattidel*, wer sich närrisch und übereilt oder auch mit schlæfriger Einfalt benimmt, ein Narr, ein Tropf: ebd. 1, 358. 365. 450. 2, 221. 512. Schmids Schwæb. Wörterb. S. 126; bei Abraham a S. Clara (Judas 4, 188) „ein läppisch Kind oder kindischer Lapp und *Tidltapp*"; andre Stellen, bereits vom fünfzehnten Jahrhundert an, im deutschen Wörterbuche d. Br. Grimm 2, 1151. Mœglich, daß auch Till als der Name des Eulenspiegels nebenbei auf den Narren zielt: indess konnte Till von Lübeck aus (oben S. 317) auch den Umwohnenden beliebt geworden sein; in Lübeck selbst aber war der Name wohl des heil. Aegidius wegen so beliebt, dem eine der Hauptkirchen geweiht ist. Eine mit dem Ablaut spielende Verdoppelung von Dill ist *Dilli Dalli*: Dilli-Dalli-Häusel bauen ein Kinderspiel („daß Schlimp Schlamp Schlodi sei aller Reichthum Crœsi, daß Dilli-Dalli-Häusel bauen sei alle Pracht Pompei, daß Lirum Larum sei alle Wollust Sardanapali gegen die mindiste Ergötzlichkeit des Himmels" Abr. a. a. O. 1, 149; ebd. S. 478. 7, 38; Hui und Pfui der Welt S. 600); *Dille Dalli, Dille Delle*: Schmid S. 126. Schmeller 1, 364; dazu bei Luther auch ein Zeitwort *tillen tellen*: Br. Grimm 2, 1150.

Anna. „Warum so maulhengkolisch? hat ihm der Schauer in Beutel geschlagen, oder das *Wäscher-Annel* ein Repuls gegeben?" Schuppius 1, 873. In Ulm *S. Anna* ein schmerzlich schimpfliches Strafgerüst für Weiber, eine sogenannte Geige: Schmid S. 24; aus welchem Anlaß?

Apollonia. „Die *Appel*, unflætige Weibsperson, schwatzhafte Person" Schmeller 1, 88; adjectivisch *appelhaft* albern: Schmid S. 6.

Bartholomæus, Koseform *Bartel*. Meister Bartel der Henker: „Noch Barthel [wollte ich heißen] vonwegen des trockenen Bartscherers Meyster Barthels?" Gargantua M 7 vw. *Geißbartel* ungeschickter, *Schußbartel* überlebhafter Mensch (Schmeller 1, 203. 2, 74. 3, 411), *Schmutzbartel* und einfach *Bürtel* in Steiermark ein Kobold:

Mythol. S. 483. Daß aber Bartel, obgleich Schuppius in der bekannten Redensart „wissen, wo B. den Most holt“ einmal die Form Barthold gebrauchen soll (Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1145 mit unfindbarem Citat), dennoch nicht von Barthold, sondern von Bartholomæus komme, zeigt eben dieser Schuppius an einer andern Stelle, welche zugleich die ganze Redensart erklæren hilft. Er sagt 1, 121 „wo man Holz umb Weynachten, Korn umb Pfingsten und Wein umb Bartholomæi [24. August] kauft, da wird Schmalhans endlich Küchenmeister“: wer aber nun weiß, wo Barthel dennoch Most holt, wo man um Bartholomæi sogar schon neuen Wein kaufen kann, der weiß unter allen, auch den schwierigsten Umständen sich zu rathen. Ein Bezug aufs Trinken liegt also in der Redensart ursprünglich nicht: der weiter abgeleitete Imperativausdruck für Trunk, ein *Trink Bartel* (Br. Grimm a. a. O.), legt ihn erst hinein. Im Hennebergischen endlich ist Bartel eine Mütze, eine Pelzhaube, schwerlich, da das Geschlecht ebenfalls männlich ist, „aus dem alten Baretlein zusammengezogen“ (Schm. 1, 203): das Wort mag den Eigennamen auf das Appellativum *Bart* hinlenken wollen, wie das wohl auch im Geißbartel der Fall ist und das auch Fischart dort mit seinem trockenen Bartscherer Meyster Barthel meint.

Caspar ist ein üblicher Knechtsname (oben S. 319), *Kasperle, Kasperl* der schalkhaft dumme Knecht im Puppenspiel und davon *käspern, käsperlen, kasperln* zum Narren haben, necken (Schmeller 2, 338. Schmid S. 306); *Caspar, Kasperl, Käsperle* aber auch der Teufel (Schmeller a. a. O., Mythol. S. 1016) und als Sachname ein Zehnbätzner. Die Redensart *Casparschmalz anstreichen*, die jetzt s. v. a. schmeicheln ist (Schmeller a. a. O.), wird ursprünglich den mehr handgreiflichen Sinn des Bestechens besessen haben.

Christoph oder *Christöffel* aus Christophorus, die Koseformen *Stoffel* oder *Stöffel* und *Töffel*. Auch dieß wiederum Knechtsnamen mit dem Nebenbegriffe der Faulheit: „wol auf, Gretlein und Stöffel“ in dem alten Liede vom Schlaraffenlande (Haupts Zeitschr. 2, 566); und die Bezeichnung jedes ungeschickten einfältigen Menschen: Schmeller 3, 619; wenn Fischart im Gargantua M 7 vw. fragt „Noch Stöffel [wollte ich heißen], weil alle Seulgötzen und die Heustöffel und das Lied O Stöffel, lieber Göffel also klingt?“ so weiß ich nicht, ob die Seulgötzen hier im eigentlichen Sinne von Bildsäulen der Heiligen oder uneigentlich und persœnlich wie Götz und Oelgötz zu verstehn sei: in beiden Fällen aber erscheint als Anlaß

der appellativen Wendung des Eigennamens die Häufigkeit der Christophorusbilder: vgl. oben S. 309. In Niederdeutschland ist *Muckstoffel* ein mürrischer Mensch, im südlichen das Zeitwort *stoffeln* s. v. a. zum Narren haben: „Laß mich jetzt gleich mein Lied vorsingen, oder ich glaub, du stoffelst mich" (Maler Müller in Bacchidon u. Milon); anderswo, indem noch das Zeitw. *stapfen* mit einfließt, bezeichnet stoffeln ein zugleich ungeschicktes und unverdrossenes Vorwärtsschreiten.

Dorothea. Die Verkleinerung *Duredêl*, die Verkürzung *Durl* jede Weibsperson: Schmeller 1, 390.

Elisabeth, in den Koseformen *Else* und *Lise*. Häufiger Weibername: „Hainzen Els und Cunzen Gret" Murners Schelmenzunft Cp. 1; darum auch häufig als Name leichtfertiger sowohl als thœrichter Weiber: auf dem Titel des Buches de fide meretricum der Wahlspruch „Ach lieb Els biß mir holt" und das 34ste Mærchen der Brüder Grimm von der klugen, aber nur ironischer Weise klugen Else; im nördlichen Deutschland heißt jede dumme Weibsperson eine *dumme Lise*, in der Schweiz ein Mädchen, das viel und unnütz lacht, eine *Kitterelsi*. Aus dem Begriff der Geliebten, die stæts zur Hand ist, leiten sich die zwei Sachbegriffe des Namens her: *Lise* bezeichnet auch einen großen Trinkkrug und das Strohbund, worauf sich vormals die Soldaten legen mußten um Stockprügel in Empfang zu nehmen: Schmeller 2, 499.

Eustachius, Staches, Stachs, „auch als scherzhaftes Appellativ üblich": Schmeller 3, 606.

Eva. „Meine Eva" d. i. mein Weib; „mein Adam" habe wenigstens ich noch nie gehört. *Schwätz-Evel*: die Mundarten Bayerns v. Schmeller S. 516.

Franz ein weicher schwacher Mann: Stellen in Haupts Zeitschr. 8, 511.

Friederich, Fritz. B. Waldis in der Erzæhlung eines Lalenburgerstreiches (er nennt „die tollen Leut zu Dölpelbach") Esop 4, 90 „Weil sie da bey einander saßen, Allsam ihr eigen bein vergaßen; Weil sie all waren wohl gekleidt, Wisten sie keinen unterscheidt und blieben wie die *tollen Fritzen* Biß an den abent da besitzen; Vor thorheit dorft auch niemandt fliehen Oder sein Bein erst an sich ziehen."

Gabriel. Häufiger Name: Weinlied im Liederbuch der Hätzlerinn S. 66[b] „mit Götz und *Gäblîn* machst du solchen plas, Das ainer maß Dem andern, das Die löcke flöcke rüeren als den flaß.“ *Gaberl* unbesonnener, übereilt handelnder Mensch, *gaberln* übereilt handeln: Schmeller 2, 9.

Georg. Rabener in seinem Beitrag zum deutschen Wörterbuche unter dem Worte Deutsch „Man nennt sie auch rœmischgesinnte Männer oder *lateinische Görgen*, zur schuldigen Vergeltung der deutschen Michel“ (oben 4, 131). Weiter ab von Georg liegt *Jodel, Joel, Jol*, das aber auch als Koseform zu *Jodocus* (Schmid S. 300 führt *jodokenmœßig* im Sinne von abgeschmackt, Schmeller 2, 264 *jodelmœßig* in dem von grob und lärmend an) und selbst zu *Jacob* gebraucht wird. Ayrer nennt einmal, in seinem Servius Tullius, den Narren Jodel; wieder als Knechtsname erscheint er in *Salzjodel*, der bairischen Benennung der Pferdeknechte bei der Salzschifffahrt (Schm. 2, 263): sonst in neuerer Zeit bedeutet es, als ernste und als scherzende Schelte und eben im Rückblick auf den streitbaren S. Georg, einen groben lärmenden händelsüchtigen oder überhaupt nur einen widerwärtigen Menschen (Frisch 1, 489[c]), wie man denn auch *Raufjodel* und selbst von einem Stiere Jodel sagt. Auch das Zeitwort *jodeln, jolen* möchte eher auf diesen Appellativnamen als auf einen Naturlaut *jo* zu beziehen sein, da es nicht bloß das Solfeggieren der Sennen, sondern auch Geschrei und Lärm und eine jodelmæßige Aufführung bezeichnet.

Gertrud. Eine *dicke Trudel*: vielleicht, weil *trudeln* s. v. a. rollen ist.

Gottfried. In der Studentensprache wird ein Hausrock der *alte Gottfried*, von Seume in seiner Selbstbiographie die Ruthe *Birkengottfriedchen* genannt. Die Koseform *Götze* kann da, wo sie appellativ einen dummen Menschen meint, ebenso wohl und noch eher das verächtliche Verkleinerungswort zu *Gott* sein (oben S. 309): als stellvertretenden Gemeinnamen haben wir *Götz* schon vorher unter Gabriel gelesen.

Jacob, bis auf uns einer der häufigsten Namen und deshalb mannigfach appellativ gebraucht. Schon Jacob selbst erscheint nur als zufällig ergriffene Stellvertretung, als Name überhaupt in der Redensart der *wahre Jacob* und in dem Spiele „Jacob lacht“; noch häufiger so und mit weiterer Fortentwickelung des Appellativbegriffes

die Koseformen *Jack*, *Jäck*, *Jâkel*, *Jœkel*, *Jœklîn*, die mehr dem nördlichen und mittleren Deutschland, *Jocki* und *Jockeli*, die voraus dem oberalamannischen eigen sind[6]). Auch diese meinen zunæchst nur irgend jemand, wenn Murner in der Schelmenzunft Cap. 1 sagt „Wie Hainzen Els und Cunzen Gret Den Jäcklin mit bezalet het" oder Moscherosch im Sittewald 2, 13 „da sehen wir allererst wo Jäckel in den Bohnen gesessen, wann sie nun sind außgelochen" und S. 182 mit einem Vocalspiel desselben Sinnes, wie die früher (S. 331) besprochene Allitteration Hans oder Heiri, „Das heißet dann Hanß hienüber, Ganß herüber; *Jäckel* hienauß, *Jockel* herein; Gans über Meer und wieder herüber", wenn ferner eine ausgestopfte Menschenfigur, wenn auch der große großköpfige Schmiedebauer und ein großbauchiger Krug *Jâkel* genannt und Zusammensetzungen damit gebildet werden wie *Hurenjœkel*, *Schmierjœkel*, *Taubenjœkel* d. i. ein Taubenliebhaber (Schmeller 2, 266 fg.) und in Norddeutschland *Schubbjak* d. i. ein armer Schuft. Dann aber ist Jocki, Jockeli insbesondere ein Bauer, ein *Burejocki*, wie auch die Fastnachtsverkleidung in einen solchen heißt, *Hansjockelisuppe* eine Suppe, dergleichen sonst nur die armen Bauern essen, aus Han d. i. Hans Jockel entstellt *Hanokel* in Schwaben ein tölpelhafter Mensch (Schmid S. 261) und Jockel oder Jockeli der Name des faulen Knechts in den Kinderliedern vom Haferschneiden und vom Birnenschütteln (Simrocks Kinderbuch S. 267. 269), Jækel der des missachteten und missbrauchten: „Er muß ein Jækel und Aschenprodel sein" Matthesius bei Frisch 1, 312[b]. Endlich bezeichnen auch diese Worte wiederum den Narren: „Das sei der wunderlichste Joggi, den es auf der Erde gebe" wird von einem gesagt, der wirklich so heißt „und dJoggeni seien doch fürа etwas wunderlich: es wohne dem Namen an" Gotthelfs Uli d. Knecht S. 147; „sie sol den man für keinen lapen, Jäckel halten oder tiltappen" Meistergesang von 1608, Wörterb. d. Br. Grimm 2, 1151. Und ich denke, unser *Geck*, früher auch *Gäck* geschrieben, ist eigentlich und ursprünglich nichts andres als eben *Jäck*; die Vertauschung von *J* und *G*

[6]) Thomas Platter, da er ein Holzbild des Johannes in den Ofen schiebt, sagt dazu „Jögli, nun buck dich! du must in den ofen" (Ausg. v. Fechter S. 37). Hienach könnte *Jögli* auch] Koseform zu *Johannes* scheinen wie im Englischen *Jack* und *Jacky* zu *John*. Ich habe indessen bereits anderswo nachgewiesen (Beiträge der histor. Gesellschaft zu Basel 3, 375 fgg.), daß Platter nur Worte des Kalenbergers wiederholt, gesprochen, als dieser wirklich mit einem S. Jacob heizte: „Buck dich Jäcklin! du must in ofen." Die Sprichwörtlichkeit, welche dieselbe erlangt, geht aus ihrer Benutzung auch in Murners Narrenbeschwœrung 4, 195 hervor.

mœgen die Niederdeutschen verschuldet haben. Murner verbindet einmal die beiderlei Schreibungen: „stoßt an gecken Jecklins garten“ Luth. Narr Z. 216; die *Armagnacs* wurden von den Deutschen ihrer Zeit die *Armenjacken*, die *Armjacken*, die *Armjäcken*, die *armen Jecken* und auch bloß die *gecken* genannt: Schilters Kœnigshofen S. 912 fgg. Uhlands Volksl. S. 799. *Gecken* als Zeitwort bedeutet zum Narren haben (Frisch a. a. O.), *jækeln* mit Ausgelassenheit lärmen (Schmeller 2, 267). Næchst all diesem noch eine Koseform, *Boppe* oder *Poppe* nebst der Verkleinerung *Boppi*, *Böppi*. Heut zu Tage ist nur noch die letztere und zwar in der früher (S. 318) angegeben Raums- und Begriffsbeschränkung üblich: das Mittelalter brauchte mit geschichtlichem Bezug auf einen berühmten Fresser und starken Mann zu Basel, den Dichter Boppe (vgl. Haupts Zeitschr. 8, 347), *Poppe* auch in weiteren Kreisen zur appellativen Bezeichnung eines Schwelgers wie eines Großsprechers (Neidhart v. Haupt S. XXIII) und *verpoppeln* im Sinne von verschlemmen: „der Poppen ist sô vil worden, daz sie der gotsheuser guot und êr verpoppelnt (Zeitschr. a. a. O.). Im sechzehnten Jahrhundert aber ist „große Popen sagen“ mit einer Wendung in den abstracten Sachbegriff s. v. a. Großsprecherei: Frisch 2, 66ª.

Joachim, *Jôchen*, der öfters so genannten Landesherren wegen einst ein Lieblingsname der Märker (oben S. 317), bleibt auch mit seiner appellativen Verwendung innerhalb des Nordwestens von Deutschland, als *Schwabbeljochen* d. i. Schwätzer und verkleinert als *Chimke*, *Chimmeke*, *Gimken*, die Benennung eines Hauskoboldes: Mythol. S. 471 fg. Der *gute Jochem* d. i. guter Wein bei Hebel 3, 227 ist nicht der alamannischen Mundart entnommen, und nicht s. v. a. Joachim, sondern rothwälsch.

Joseph. Die Koseform *Sepp* bei den Schweizern appellativ in scheltender Rede, z. B. du *wüester Sepp*!

Karl. Unser *Kerl*, das schon die alte Sprache als den geringschätzigen Ausdruck für Mann gebraucht („keiser Tyberius der alte kerl“ Pass. 157, 5) und die jetzige gelegentlich selbst auf Weiber anwendet um von ihnen recht mit Nachdruck zu reden, möchte ich, so nahe das auch und besonders deshalb noch zu liegen scheint, weil vorzüglich der Geliebte eines Mædchens ihr Kerl heißt (Schmeller 2, 330) doch nicht unmittelbar auf das alte Appellativum *charl* oder *karl* d. i. vir, maritus, amator, vetulus (Graffs Sprachsch. 4, 492), sondern nur auf den Eigennamen zurückführen, der aus diesem

Appellativ hervorgegangen ist. Karl im Sinne von Mann ist offenbar den meisten Deutschen schon in früher Zeit ganz ungeläufig geworden: sonst hätte z. B. nicht der Verfasser der liefländischen Reimchronik Z. 4683 das schwedische *blôtkarl* (Opfermann, Priester) in *bluotekirl* entstellen können; der Eigenname blieb ihnen stæts geläufig. Aber auch dieses nur als ein fremdes, über den Rhein gekommenes, nur der Geschichte angehöriges Wort, weshalb auch die Mundart des obern Alamanniens ihn noch heute nur mit *K*, hier ausnahmsweise kein *Ch* spricht. Und ebenso spricht sie *Kerl*, nicht *Cherl* aus. Auch das Geschlecht des hier zu Kerl gebildeten Verkleinerungswortes beweist, daß ihm der Eigenname zum Grunde liege: es heißt nicht *das Kerli* wie *das Männli*, sondern *der Kerli* wie *der Hänsli*. Den Umlaut aber von *Karl* in *Kerl* mag die schon im Mittelalter oft genug begegnende Nebenform des ersteren, die Verkleinerung *Karlin* (vgl. z. B. die Lesarten im Schwæb. Landr. Cp. 31. 98. 273.), veranlasst haben; noch jetzt sagt der Schweizer eher *Karli* als Karl und sagt gerade von Karl d. Großen so: „Karlis Hof" Gotthelfs Uli d. Knecht S. 73. Daher auch für Kerl die alte Form *Kärle*: „Loß, Kärle" in Geilers Narrenschiff von Hœniger Bl. 28 vw. *Cärles* bei Schupp 1, 133 u. a. steht in der Mitte zwischen Kärle und *Carolus*.

Lorenz und hiezu *Lenz* (Schmeller 2, 485), nicht zu *Lantfrid*, wie das Wörterbuch der Br. Grimm 1, 1477 angiebt: denn Lantfrid wird in *Lanz*, althochd. *Lanzo* abgekürzt: Förstemann 1, 831. Lenz appellativ gesetzt, giebt es einen *faulen Lenz* oder *Faulenz*: ein Gedicht H. Sachsens von 1554 führt den Titel „Ein gesprech mit dem faulen Lentzen, welcher ein Hauptmann des großen Faulen Hauffen ist"; die Basler Verdeutschung von Geilers Narrenschiff hat Bl. 259 vw. die Ausdrücke „O du fauler Lentz, gehe zu der Omeiß und lehre von ihr" und „solche faule lentzen und weinschleuch"; „Der Faulenz und das Lüderli sind zwei Zwillingsbrüderli" Sprichwort bei Simrock S. 106. Davon noch unser Zeitwort *faullenzen*. Man sagt aber (so verbunden scheint mit dem Lenz die Faulheit) in gleicher Bedeutung auch bloß *lenzen* (Schmid S. 353); Abraham a S. Clara im Bescheid-Essen S. 557 „daß der October zu Weinhaus und der August auch zu *Lenzenau* ist, zu welcher Zeit es Faullenzer genug abgibt": der *Lenzteufel*, den derselbe im Judas 4, 310 unter anderen Teufeln der Weiber aufzæhlt, ist also der Faulheitsteufel. Und wenn lenzen im sechzehnten Jahrhundert zugleich

s. v. a. betrügen ist („Er wird mich heut also nit lenzen, Wie der Fuchs mit seinem Fuchsschwenzen" B. Waldis Esop 4, 73), so mag das aus einer sittlich-sinnlichen Anschauung derselben Art erwachsen sein wie das Wortspiel der Thryms kviða Str. 10 „liggjandi lŷsi um bellir." Dann aber ist ohne den Nebenbegriff der Faulheit Lenz überhaupt nur irgend einer: so in den Zusammensetzungen *Brennsuppenlenz* ein Mensch, der schlecht, aber viel isst (Schmeller 3, 277), und *Hemedlenz* der im bloßen Hemde geht, obscœn das männliche Gemächte: ebd. 2, 485. Auch der mittelste Kegel im Spiel wird Lenz oder Lenzl genannt: wiederum weil er gleichsam faul am häufigsten und längsten stehn bleibt?

Ludwig: die Koseformen *Lutz* und, zunæchst dem lat. *Ludovicus* sich anschließend, *Wickel*. In Heinrichs v. Müglin fünftem Liede Str. 2 „des si (die Geliebte) vorkorn mich hât und spricht „was sal der alde Lutz?" Wickel ein leichtsinniger, nachlæßiger Mensch: Schmeller 4, 20.

Mahtilt, Mehtilt, das ganze Mittelalter hindurch ein vielgebrauchter Weibername, so daß ich lieber hierauf als auf das weit seltnere *Madalhilt* (J. Grimms Gramm. 3, 692) die Koseform *Matze* oder ebenfalls umlautend *Metze* beziehen mag [7]). Und selbst an *Margareta* würde ich noch eher als an Madalhilt denken; wenn hier nicht die Abkürzung in *Grete* (oben S. 318 fgg.) so häufig und geläufig wære. In seiner appellativen Verwendung geht Metze durchweg neben Grete her. Erstlich setzt es die alte Dichtung und schon die volksmæßige Hofdichtung des dreizehnten Jahrhunderts gern, wo ein Mædchen überhaupt, wo besonders eine Bauerndirne, wo eine Magd, wo eine Geliebte niederen Standes mit einem Namen zu bezeichnen ist, der stellvertretend für alle und vor andern gelte: *Matze* v. d. Hagens Minnes. 2, 82[b]. 87[a]. *Metze* 1, 25[b]. 5, 78[a]. 88[b]; eine Magd *Matz* bei Helbling 1, 992 fgg. *Metz* in den sieben weisen Meistern 87, 17; „mîn maget heizet Metze" Müller Samml. 3, XXXVIII[c]; *Metz und Bez, Metz und Petz, Mäczli und Bertschi* das Liebespaar in Meier

[7]) Eine gar vornehme Herkunft und alten Ursprung giebt den Metzen Moscherosch in seinem Weiber-Lob (Sittew. 2, 271): „Es ist noch mehr also gewesen, daß die Weiber Meister waren: die *Mätzen* sind noch in den Historien bekant (welche die Lateiner auß und nach dem Uhralten Teutschen *a mätzo*, eine Dirne, ein rechtschaffen Weib genommen und declinando in ihre Sprach gezogen und *a mazo Amazones* genant)." Eine Wurzel, als wære sie in dem Feld Idistaviso, wie dessen Namen ein großer Historiker erklært, gewachsen.

Betzen Hochzeit (Diutiska 2, 78 u. a.), in Albrechts von Eibe Verdeutschung der Philogenia Ugolini und in Wittenweilers Ring; *Metz und Contz*, *Mätz und Kuonz* Uhlands Volksl. S. 340. Narrensch. 61, 27; *Metz und Heinz* Uhl. S. 640. Dann aber ist Metze (denn nun waltet der Umlaut fast ausschließlich vor) ganz appellativ s. v. a. Mædchen niedern Standes, etwa schon mit dem Nebenbegriffe der Leichtfertigkeit: „er lasst mit im nit scherzen, dieweil er ist bein metzen" Uhland S. 656. „Der gwan ein junge Metzen lieb" B. Waldis Esop 3, 61. „Er nam ein junge Metzen wider" 4, 42. „Er nam ein junge freche Metzen" 4, 70. „Ein junge Metz nam zu der Ehe" 4, 76. „Ein schœne junge Metz on liebe" 4, 93 (die Priamel, die Waldis hier in endloser Breite ausführt, hat sonst „Ain junge maid on lieb": Kellers Alte gute Schwänke S. 17); noch jetzt wird den Mædchen um Straubing mit dem Namen *Matzel* geliebkost: Schmeller 2, 659. Weiter eine leichtfertige Geliebte und die Beischlæferinn Eines oder Vieler, eine Hure: Lied des 15. Jahrh. in Fichards Frankf. Archiv 3, 283 fgg.; Metzen und im Gegensatze dazu „erber frowen" Narrensch. Vorrede Z. 114. 123; „Und schlagent luten vor der tür, Ob gucken well die mätz har für" ebd. 62, 8 (vgl. Zarnckes Anm. 300); „Ein Pfaff, het ein gut Vicarey Und ein gar schœne Metz dabei" Esop 4, 39; Schmeller 2, 660. Zuletzt, mit vollster Verächtlichkeit, heißt sogar (Schmeller a. a. O.) eine Hündinn so. Von dem Aufruhr der Walliser gegen den Bischof von Sitten im J. 1414 erzæhlt Tschudi 1, 675^{b} „die Walliser rustend zu ein großen Kolben, den namptends die Matzen, und welcher in der Rottierung sin wolt, der schlug ein Rossnagel in Kolben, und der den Kolben trug, ward der Matzenmeister genämpt. Si wurfend ein Panner uff, daran was ein Breckin gemalet mit vil junger Hunden": bezeichnend für die sprachlich getheilten Walliser: Matze als Benennung des Kolbens ist ein romanisches Wort, ital. *mazza*, franzœsisch *masse*: für die Deutschredenden aber ward in das Banner eine Matze oder Metze, eine Hündinn gesetzt. Der Leser wird wahrgenommen haben, daß übereinstimmend mit einer im Beginn dieses Abschnittes (S. 316) gemachten Bemerkung der appellative Gebrauch des Wortes nicht über das fünfzehnte Jahrhundert zurückreicht: es kann demnach nur ein ausschmückender Zusatz erst dieser spæteren Zeiten sein, wenn die Thüringischen Chroniken (Deutsche Sagen d. Br. Grimm 2, 334) erzæhlen, Ludwig der Eiserne, als er noch nicht hart geschmiedet war, sei von seinen Edelleuten „Landgraf

Metz" geheißen worden. Auch Grete ist die Benennung eines weibischen Mannes oben S. 229.

Marcus, Marx in der Redensart „Merks, Marx!" Vgl. Matthæus.

Maria, so häufig es auch als Name und in so mannigfache Koseformen es umgeändert ist, unterliegt doch nur hœchst selten einer appellativen Anwendung: es mag sich dem eine religiöse Scheu entgegengestellt haben. Doch hœrt man etwa als scherzhaftes Scheltwort *„du wüste Marie" „e damischs* (verrücktes) *Miel*: die Mundarten Bayerns von Schmeller S. 516; æhnlich die Verbindungen *Mari-Evel, Mari-Gredl, Mari-Kat; Mari Wasch* eine Schwätzerinn: Schmeller Wörterb. 4, 189. In Tölz werden die Mædchen aus dem Isarwinkel *Margal* genannt (ebd. 2, 608), doch wohl aus eben solch einem Anlaß wie in der Schweiz die Basler Böppi (oben S. 318).

Matthæus, Mattês, Matz. Als Haupt- und Gemeinname in dem von Fischart (Gargantua Cp. 25) aufgeführten Spiele „Matz werfs der Metzen zu": Matz gleichsam das Masculinum zu Metze; und in der Vermahnung „Mercks, Matths" (Wend-Vnmuth, oder Erneuerter Fünff-facher Hanns guck in die Welt oder Merks Matths): echter jedoch scheint die andre, auch gewöhnlichere Form „Mercks, Marx", die einen volleren Zusammenklang der Laute voraus hat. Eigentlich appellativ gebraucht, nimmt Matz wie Matthæus in dem Ausdrucke „Matthæi am letzten" einen Bezug auf das Adj. *matt* und bezeichnet einen armseligen nichtsnutzigen Menschen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Maths" sagte der alte Dessauer: Varnhagens Biograph. Denkmale 2, 410; „Die jenige —, welche zwar Verstands gnug haben und doch der Weiber Herrschaft sich unterwerfen, denen geschicht an sich selbsten recht, dieweil sie denselben das Salzfaß alleine lassen und ihnen damit die Mäuler also zanger und herbe machen, daß man frische Heringe darinnen einsalzen könte und er allzeit *Mattes vor Hans heißen* muß" Simplic. 3, 768. Kürzer die jetzige Redweise *Matz heißen* d. i. verloren haben, zurückstehen, nichts sein: das Gegentheil „Hans heißen" oben S. 321. Sprichwörtlich (woher?) ist der rath- und hilflose *Matz von Dresden*: „Er gab mir so ein ungehewren stoß, daß ich zu boden fallen mußte und da im koth gesalbet lage wie Matz von Dræßen" Sittew. 1, 272; „Also saß ich da wie Matz von Dreßden und wuste mir selbst nicht zu helfen, viel weniger zu rathen" Simplic. 1, 531; „biß sich die Sonn neigte und ich mir nicht mehr zu helfen wuste: da

stunde ich mitten in einer Wildnus wie Matz von Dreßden“ ebd. 2, 772; westerwäldisch heißt es, im Ausdruck noch schmachvoller, „da stehn wie *Matz Fotz* von Dresden“: Schmidts Westerw. Idiotikon S. 110. Einen gleichbedeutenden schmutzigen Zusatz enthält *Matz Tasche*: Frisch 1, 652ᵉ. Zusammensetzungen *Hosenmatz*, von Knaben gebraucht, welche die ersten Hosen tragen, *Leiermatz* (Des Uhralten jungen Leyer-Matzs Lustiger Correspondentz-Geist 1668), *Lumpenmatz* Lumpensammler und *Scheißmatz*; *Gauchmatz* (Sittew. 1, 272) und *Plaudermatz* mœgen an Matz als beliebten Vogelnamen (oben 4, 154) anknüpfen. Die Bergmannssprache übertrægt Matz auf matte Zeuge, untüchtig Zinn u. dgl., und auch ein Adj. *matzig* oder *matzicht* s. v. a. gering, armselig ist zu Matz gebildet worden: Frisch a. a. O.

Matthias, Abkürzung *Hiesel*: appellativ ein dummer Mensch, *hieseln* zum Besten haben, *überhieseln* übervortheilen, betrügen: Schmeller 2, 250.

Nicolaus hat zwei Koseformen, *Claus* und *Nickel*, die sich ganz so verhalten wie von Catharina Trine und Katter (oben S. 332), und wie Trine ist Claus ebenfalls seltner in appellativem Gebrauch. Zu Fischarts Zeit haben die Schlesischen Fuhrleute, eigentlich oder appellativ, gern Claus geheißen (oben S. 317); jetzt nennen die Schwaben jemand, der seltsame Einfälle hat, einen *Zuberclaus* (Mœrikes Hutzelmännlein S. 158): Schmid S. 551 vermuthet darin eine Entstellung von *superklug* mit Anspielung auf *Claus Narr*. Desto häufiger Nickel. Als allgemein vertretenden Namen neben Kunz setzt ihn Rachel in seiner dritten Satire: „Wie viel hat Kunz bezahlet? Wenn stelt sich Nikkel ein?“ Daran dann schliessen sich (vgl. Stalder 2, 239. Schmeller 2, 677. Schmid S. 407) Zusammensetzungen wie *Dumenickeli* Däumling, *Filznickel* Geizhals, *Giftnickel* galliger zanksüchtiger Mensch, *Gronnickel* Murrkopf, *Lausnickel* und *Nothnickel* der in Noth und Armuth steckt, *Saunickel*, in der Schweiz (Gotthelfs Uli d. Knecht S. 82) ein schmutziger geringer Mensch, in Baiern mit eingeschränkter Anwendung der verlierende bei einer Art von Kartenspiel, dem s. g. *Saunickeln*, ferner *Schiefernickel*, ein verdrießlicher Mensch (*Schifer* Splitter: Schmeller 3, 336), *Schornickel* oder *Schorenickeli* dem die Haare frisch geschoren sind, *Schweinnickel* ein Unflæter, *Pumpernickel* jemand, der klein und dick ist, Kind oder Erwachsener: *pumpf* heißt unförmlich dick und breit, *pumpet* untersetzt, *pumpen* hart auffallen oder anschlagen, einen harten Ton von sich geben: Schmeller 2, 284 fg. Ein Lied

der Landsknechte fieng an „Pumpernickel ist wieder kommen und hat die Schuh mit Bast gebunden“ (Schuppius 1, 249), das Merkmal eines bäurisch rohen und bettelhaften Aufzuges: also Pumpernickel hier wohl s. v. a. plumper Bauer. Von daher ist der Pumpernickel noch jetzt in Baiern die sprichwörtliche Bezeichnung eines wildlustigen Liedes: Schmeller 2, 284. Nickel allein ohne dergleichen weiteren Zusatz ist bald der Name eines kleinen, aber auch eigensinnigen Menschen (Schmid S. 407), und es kann deshalb in einer Dichtung des 16. Jahrh. Saul zu David sagen „Sich, Nickel mit der Geigen, was wiltu heben an? Du bist ain kleines kind, er (Goliath) ist ain großer mann“: Schmeller 3, 677; bald braucht man es, obwohl die grammatische Form männlich ist, von liederlichen Dirnen (Frisch 2, 17c) und so gleich andern Schimpfworten gelegentlich wohl auch als Schmeichelrede: Rabener in dem Schreiben eines von Adel an einen Professor „Das älteste Mædchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bischen Catechissen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben: der mag sehen, wie er mit ihr zurechte kömmt“; in Augsburg ist *Schrandnickel* (Schrand d. i. *Schranne* Fleischbank) ein prostibulum: Schmeller 3, 516. Die Hexen aber gaben dem Teufel auch diesen Namen, *Nickel* oder *Großnickel*: Mythol. S. 1016. Hatte vielleicht deshalb jener Reiche, von welchem Felix Hemmerlin erzæhlt (Reber S. 366), einen so großen Widerwillen gegen den Namen Nicolaus, daß er einen um das Almosen singenden Schüler wegschickte, weil er einäugig und von Bremen, der Stadt der Gottlosen, wære und Nicolaus hieße? Auf Sachen angewendet, ist Nickel hier ein geringes, im Heft immer nickelndes, nickendes, wackelndes Einlegmesser (Schmidts Westerwäld. Idiot. S. 123), dort ein Kreisel (Frisch 2, 17c. Stalder 2, 238), *Feuernickel* ein gespitzter Stecken, der ebenfalls zum Kinderspiel dient (Schmeller 2, 677. Schmidt S. 407), und *Pumpernickel*, das wir bereits als die Benennung eines plumpen und verlumpten Bauern haben kennen lernen, nun die des groben Bauernbrotes in Westfalen. Den Einfall, daß es eigentlich ein französischer Ausdruck sei und entstellt aus *bon pour Nicole*, hat schon die Gelehrsamkeit des siebzehnten Jahrhunders gehabt: Schuppius 1, 249 schreibt deshalb *Bompur-Nickel*, und Frisch 2, 17c trägt denselben weitläufig also vor: „Wann einige das in Westphalen gewœhnliche grobe Brod Pumpernikel von den Worten eines Franzosen herleiten, es sey *bon pour Nikel*, und verstehen dadurch seinen Knecht der Nicolaus

gebeißen, so ist der andern Meinung wahrscheinlicher, es werde durch Nickel hier ein solches Pferd verstanden [næmlich ein kleines: oben 4, 143], für dergleichen Thier sey solch Kleyen-Brod besser, als für einen Menschen der weißes Brod zu essen gewohnt ist." Inzwischen heißt auch im südlichen Deutschland eine Kalteschale von Bier und Brot *Biernickel* und eine Art Pfannkuchen, mit Voransetzung eines mir unverständlichen andern Wortes *Pauternikel*: Schm. 2, 677. 1, 301. Wenn zuletzt Nickel auch s. v. a. ein verdrießliches Hinderniss und von daher, æhnlich wie der neckende Kobold als Kobalt, Name eines Metalls geworden, wenn *nickeln*, das Zeitwort dazu, s. v. a. ärgern und quælen ist (Stalder 2, 238 fg. Schmeller 2, 677), so wird diese Abstraction aus dem vorher erwæhnten persœnlichen Begriff eines Eigensinnigen oder mit ebensolch einer Art von Aphærese aus Schiefernickel entstanden sein wie Lenz aus fauler Lenz.

Philipp. Der *Lippel* oder *Han Lips* (vgl. oben S. 344 Hanockel) ein ungeschickter, dummer Mensch; *lippeln* zum Narren haben: Schmeller 2, 486. Schmid S. 261.

Regula: die Verkleinerung *Regeli* in Zürich eine liederliche Dirne, so daß man, obschon S. Regula die alte Stadtheilige ist, keine Tochter so mag taufen lassen.

Ruprecht, verkürzt und verkleinert *Rüpel*. Einen Knecht jenes Namens hat schon der Krieg von Wartburg (v. d. Hagens Minnes. 2, 4ª): „Ruoprecht mîn knecht muoz iuwer hâr gelîch den tôren schern"; wir nennen *Knecht Ruprecht* die vermummte Schreckgestalt, die den Kindern das Weihnachtsfest verkündigt: im Anschluß hieran war Rüpel den Hexen auch ein Teufelsname (Mythol. S. 1016) und bezeichnet es, wieder hierauf folgend, sowohl einen Menschen von schwarzer Hautfarbe (Schmeller 3, 118), als einen Kater (Mythol. S. 472). Früher jedoch sind unter dem Namen jenes Knechtes auch lächerlich dumme Streiche erzæhlt worden: „damit — es ihme nicht gehe wie Knecht Ruprecht: da der wollte ein Reuter werden, da hatte er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, da hatte er keinen Sattel; und da er einen Sattel hatte, da hatte er keine Stiefel und Sporen, und da er Stiefel und Sporen bekam, da hatte er keinen Degen etc." Schuppius 1, 92: die gleiche Geschichte, nur daß der Held „unser Bruder *Malcher*" oder *Melcher* d. i. Melchior oder *„Jan mynen man"* genannt wird, giebt ein weit durch das nördliche Deutschland und bis in die Niede[illegible] verbrei-

tetes Volkslied: Hoffmanns Schles. Volkslieder S. 302—304. Mones Anzeiger 7, 385. Und dieser lustige Knecht Ruprecht ist es denn, der wieder in Rüpel verkleinert auch der Schauspieldichtung des 16. und 17. Jahrhunderts als lustiger Knecht dient. Noch wird von Schmeller 3, 118 „*der hohe Rüepel* das Ende einer Holz-Rise," angeführt, wobei ich mir den Übergang der Begriffe nicht recht zu erklæren weiß: oder erscheint etwa die hœchste und wildeste Aufhäufung des Holzes wie ein dæmonisches Schreckbild?

Sebastian, die Koseform bairisch *Wastel* (Schmeller 4, 191), alamannisch *Baschi*: *Tiroler Wastel* eine übliche Bezeichnung aller Tiroler, *Schieferwastel* dasselbe was oben S. 350 Schiefernickel, als scherzhaftes Schimpfwort *Narrebaschi*. Das schwæbisch-schweizerische Zeitw. *bästeln, bäscheln* d. h. zur Kurzweil kleine Handarbeit treiben (Schmid S. 45. Stalder 1, 139) mag ebenfalls hieher gehören: es könnte aber auch von dem altdeutschen und jetzt noch (Schmid S. 57) schwæbischen *besten* næhen, schnüren abgeleitet sein.

Sixt, blinder Sixt: die Mundarten Baierns S. 516.

Susanna. In Schwaben *Susanne Preisnestel* ein aufgeputztes Mædchen: Mœrikes Hutzelmännlein S. 157. Schmid S. 521. In Norddeutschland *dumme Suse*, ein mürrisches Mædchen *Brummsuse* (Simrocks Kinderbuch S. 17. 64), ein schlæfriges Weibsbild *Schlafsuse*, ein schlæfrig dummes einfach *Suse*: ich vermuthe Beziehung auf *suse*, niederländ. *sus* still! *sussen* stillen („wollt sie süßlich *saussen ein*" in Schlaf bringen: Spees Trutznachtig. 1841 S. 224) und *Susaninne* (*Ninne* ein Schmeichelwort für Kind), als landesüblich das Anfangswort und den Refrain der Wiegenlieder: *suse, sause* Simrock S. 65 fg. *susu* Bürgers Ballade Graf Walter, *nine sause* Simr. S. 17. *susa ninna, susa noe* Hoffmanns Hor. Belg. 2, 21; darnach *Susaninne, Sausenin* das ganze Wiegenlied selbst: M. Luthers geistl. Lieder von Phil. Wackernagel S. 64 mit der Anmerkung S. 162 ff.; von Benj. Schmolck (Bochim u. Elim S. 62) ein „Susaninne bei der Krippe Jesu."

Ulrich. Von dem Augsburgischen Lieblingsnamen *Urli* (*Ulrich* der heilige Bischof der Stadt) und von einem appellativen Wortspiel mit diesem Namen ist schon früher S. 317 und 296 die Rede gewesen: hier kommt in Betracht, wie man in Zürich einen schwach gutmüthigen Mann *Hunguoli* (*Hung* d. i. Hund), am Rhein und in Franken aber jemand, der Andre gern zum Besten hat, gleichsam

das Activum des Hunguoli, mit der kürzeren Koseform *Uz* und das zum Besten haben selbst *uzen* nennt: Schmeller 1, 134.

Ursula. In Baiern *Haus-Urschel*, die immer im Hause hockt? Mundarten Baierns S. 516; in der Schweiz *Urseli*, *Ursi* das sonst so genannte Gerstenkorn am Auge: Stalder 2, 425.

Veit. Den Eidgenossen Heini und Rüedi gegenüber (oben S. 333 u. 337) und sonst ist *Bruder Veit* der Landsknecht: Uhlands Volksl. S. 475 fgg.; „Bruder Veyts Landsknechts im Lager vor Wolffenbüttel Trewliche Warnung" (Warhaftige Zeitung wie der Churfürst zu Sachsen u. s. v. das Schloß Wolffenbüttel erobert haben, 1542); „das Hans Kraft und Bruder Veit Dürftig und bloß im Lande leit" B. Waldis Esop 1, 55; „In Kriegs noth in der bœsen Zeit, Wenn Hans Marter und bruder Veit Mit großen rotten bei im hausen" ebd. 3, 89. *Lugenveit* ein Windbeutel: Schmid S. 365; *Katzenveit* ein Waldgeist des Fichtelgebirges: Mythol. S. 448.

Waltburg, Walpurgis. Die Abkürzung *Walpel, Walp* appellativ eine dumme Weibsperson: Schmeller 4, 71.

Walther. Niederdeutsch *Wolterken*, niederländisch *Wouterken* und unverkleinert *Wouter* Name von Hausgeistern: Mythol. S. 471 fg.

Wenzel, als nationaler Heiligen- und Kœnigsname Hauptname der Bœhmen: oben S. 317. Als eine aus *scharren* (mit den Füßen nœmlich) und diesem Namen gebildete Zusammensetzung mag *Scharwenzel* oder *Scherwenzel* verstanden sein, die Benennung eines Menschen, der aus Eigennutz gegen alle Welt übertrieben hœflich und dienstfertig ist, eigentlich nur Umdeutschung des ital. *servente:* das Zeitwort *scharwenzeln*, *scherwenzeln* drückt dasselbe aus. Dann ist *Scherwenzel* auch ein Kartenname: Schmeller 3, 386. 388. Ein schlechter Taback heißt *Lausewenzel*, etwa darum, weil von seinem stinkenden Rauch die Blattläuse sterben.

Zum Schluß (denn endlich nun haben wir den Schluß der langen Aufzœhlung erreicht) noch eine Bemerkung, die mehrere der an uns vorübergegangenen Worte, vorzüglich aber und noch einmal das Hauptwort darunter, mit dem wir auch begonnen haben, den Namen *Hans* oder *Jan* betrifft. Die Sprache wendet diese Appellativnamen, was deren Natur auch nahe genug legt, gern in einem collectiven Sinne an: der *Deutsche Michel* 4, 131 bezeichnet die Deutschen, *Bruder Veit* die Landsknechte insgesammt, *Herr Hans* wie *Hans Omnis* nicht Einen aus der Menge, sondern die ganze Menge

selbst („Es zoge einmals ein armer Mensch, der das Brod bettellte, einen Hund auf und nennet ihn Vulgus d. h. *Hans Omnis* oder *Hans hinter der Mauren*. Als er darumb gefraget ward, antwortete er „Vulgus amicitias utilitate probat d. i. Der gemeine Pœbel der achtet und hält Freundschaft umb Nutz und Genusses willen. Wann ich den Hund speise, folget er mir; wann mich aber hungert, begleitet mich außer meinen Mutterflœhen Nichts"" Schuppius 1, 404 fg. „Ich muß gleichwol auf den Klappermark gehen und alldar vernehmen, was *Herr Hans* urtheile und für einen Außschlag gebe" ebd. S. 979), und ebenso ist *Jan Hagel* der ganze stürmisch erregbare und erregte große Haufen. Durch solche collective Erweiterung der eigentlich ganz individuellen Worte ist dann noch eine zweite, die nach einer anderen Richtung hin geht, vermittelt: es werden nunmehr mit *Hans* und *Heinz* und *Kunz* u. s. f. auch allegorische Namen der früher, im zweiten Abschnitt besprochenen Art gebildet und die zitternde Furcht wird als *Gidi* (Schmeller 2, 17), der Betrug als *Heinz Effmichwol* personificiert („Wann — das gelt stet uff der ban, So kümpt Heinz Effmichwol, Der zücht es gar bald dar von": Lied des 15. Jahrh. vom Karnöffelspiel in Fichards Frankf. Archiv 3, 296), die Faulheit als *fauler Lenz* oder *Faulenz* oder einfach *Lenz* („So muß man dir die Krankheit büssen, Auß deiner haut den faulenz treiben, mit ungebrennter äschen reiben" B. Waldis Esop 4, 19; „Den Kœnig David hat einmal der Lenz gestochen, deswegen er nach Mittag Langweil halber sich niedergelegt und den Polster gedruckt" Abr. a S. Cl. Judas 2, 227; „Ein treger schelm und fauler Henz, Der sich stets stechen leßt den *glenz*" Esop. 3, 48: der Eigenname mit dem appellativen Lenz oder Glenz d. i. Frühling vermengt: andre Stellen im Wörterb. d. Br. Grimm 1, 1477), die knappe Lebweise als *Schmalhans* („daß Schmalhans an manchem Ort Küchenmeister und Cammermeister wird" Schuppius 1, 53: ebenso S. 121. 812; „wie ihnen Gott der Herr Schmalhansen übern Hals schicke" ebd. S. 53; „der Feldmarschalk Schmalhans werde solcher armen Tobacksäufer viel darnider machen" ebd. S. 577; „Schmalhansens Bruder" oben S. 319 und 323), die Nachlæßigkeit und die Sorglosigkeit als *Hans Unfleiß* und *Kunz ohne Sorgen*: „Zu viel Fleiß und Sorge bricht das krystallene Glas so gut als Hans Unfleiß und Kunz ohne Sorgen" Sailer S. 74. Auf dem gleichen Weg ist endlich auch *Schlendrian* (*Schlentrian* wie oben S. 327 *Schlenttrianus* schreibt noch Schuppius 1, 214) ganz

abstract geworden und bezeichnet nur noch ein træges Thun und Gehenlassen nach Herkömmlichkeit. Es verdrießt mich, daß gerade dieß leidige Wort das letzte sein muß.

BRUCHSTÜCKE EINES NIEDERRHEINISCHEN EPISCHEN GEDICHTES.

Ein von einem Bücherdeckel abgelöstes Pergamentblatt enthält die nachfolgenden Bruchstücke eines noch unbekannten niederdeutschen Gedichtes. Das Format der Handschrift war klein Quart, die Verse sind abgesetzt, aber auf einer Zeile stehen je zwei Verse, nur durch einen Punkt geschieden. Die Schrift gehört noch dem dreizehnten Jahrhundert an. Das zweite mit diesem zusammenhängende Blatt ist zum größten Theil abgeschnitten, so daß nur auf der Vorderseite die Anfangssilben jeder Zeile erhalten sind, aber meist unlesbar. Die Rückseite des Blattes ist sehr erblasst, aber Massmanns treue Hilfe und die Anwendung von Reagentien haben es möglich gemacht, auch sie fast ganz zu entziffern. Ich gebe einen buchstäblichen Abdruck und füge nur die Interpunction bei.

(A) met or ec vmbe duſent pvnt.
si wolde ſi als einen hunt
hazen miden ende ueidhen,
ſine liete uan den heidhen
ent gerne zů vnsen gode
kerde, de alle dinc te ſinen gebode
ſtaen ent ſire gewolt.
der heidhen gode waren golt
siluer ent geſteine,
doit al gemeine,
beidhe blint ende dof.
ſine mohten mer dan ein lof
helpe uerlien.
hine kunde uerdien
di em dinest dade,
ofte ſi genade bade.
ſi emboit or dat ſi ſage

wie dat maumet lage
van oren amiſe te ſlagen,
ent he dat mvſte uerdragen
dorg noit dat he die ſteine nam
ende waldelike mide quam
dar ſi selue wolde.
si enboit dat ſi ſolde
entſegen den uerwaten
ent ſich kirſten laten.
si wolde dan openbare,
so war or leef ware,
na or te ſprekene komen.
do dat or mvder uernomen
hatte dat ſi or enboit,
do waſ or iamer harde groit.
si ſprac an ſvaren herte
'woch arme, dirre ſmerte!
nv if min blithaf als ein wint,
nv min eneget kint
mine ruket te ſiene.
hir entſegic al gemeine
minen goden ueruluken.
jc biden mi te ſuken
ſulken, de mi nake gode.'
do waſ ſchire enwech de bode,
de dit der dohter dede uerſtaen.
do wart kirſten gedaen
van mec die koninginne,
ent wart met guder minne
entfaen uan claredamye.
si gaf do den uan normandye
tve duſent marc uan golde
tû dien dat he holde
minne tû ore dohter druge.
dar na kerde ſi met geuuge
widhe (*so!*) tu ores ſeluef lande
met groter ere ſunder ſchande.

35. *lies* blitschaf.

Got, de mi ter werelde ſande,
de behude mi an rehte ſtande.

Do die urowe widher quam
ent de konenc uernam,
dat ſi or geſcheidhen
hatte uan den heidhen,
(B) deſ waſ he tornich ſere:
deſ he ſiner ere
lucel gedahte.
he liet harde vnſahte
die koninginne doden.
si wart uan allen noden
ledheget an der sele
met gerehten . . . .
ent he waſ verwaten.
dat ſal ic alſo laten
ende ſegen uort di mare.
do wart geueidhet ſeuen iare
tuſchen kirſten ende heidhen,
do wolde henric danne ſcheidhen
ent urou claredamye.
melantwier ent ſine amye
wolden oc met en te lande.
henric oc te ſchippe ſande
beidhe ſiluer ende golt
ende cyrode manecuolt.
doch gauen ſi den kirſten,
da ſe die armen wiſten,
met groten eren or gut.
do dat waſ an oren mut
dat ſi ſelue wolden uaren,
do beualen ſi an godeſ waren
den riken konenc amerade.
. : . en geſtaen an ſinen rade
ſi waren bliven alle.

---

68. *Das hier fehlende Reimwort ist fast erloschen: Massmann liest* iubele. 86. *wahrscheinlich* godes barn, *für* barm *'Schooß'*. 87. *von* amerade *sind die beiden ersten Buchstaben unsicher:* m *kann auch* d *sein.*

ſit gaf he met geualle
vrlof den heren
ende ſe begunden keren
van ieruſalem an der ſtunt
ende quamen wal geſunt
widher te normandye,
jt ware eine tale nye
ent alte lanc vch te reken,
ſoldic uan deſ landeſ recken
segen wie ſi entfiengen,
met wilken eren ſi begingen
die heren ent or kompanye.
do waſ ledhic normandye
van den konenge uan urancrike.
deſ mohte dar gewaldenlike
henric dun dat on gut duhte.
nit wal ic gesegen mohte
van aldeſ landeſ urowen,
wie ſi met gerehten trowen
entfiengen claredamyen
ent melantwieres amyen.
Got late mi noc ſo gien
ende dit ende nit uertien.
Henric do boden ſande
v.rwart in allev lande,
einen turney uermeren
den ſchonen urowen te eren,
der konengen claredamyen
ende ſineſ neuen amyen.

Von dem andern Blatte, welches wie nach der Biegung des Pergamentes zu schließen ist, dem ersten vorangieng, ist nur folgendes, zum Theil unsichere, übrig. Zeile 1. ne quame. 2. ſie die d.. 3. sprach de be.. 4. te mi gehabe. 5. sal ic biden. 6. die hie.. 7. vmbe mic. 8. Muder en.. 9. enlie? ende? 10. ore heidhen. 11. baz dan die k (irsten?). 12. van den. 13. ende fure.. 14. Got d.. 15. De (ein rothes D) konenc. 16. dat ſal mot.. 17. dat ſe ſeker. 18. ent. ie..g.. 19. h.. 20. ent... ſe.. 21. dat nit wal.

94. *kann auch* wol *sein.* 96. *oder* talemye. 111. *vielleicht* gedien. 114. vurwart.

22. dat ic nv. 23. ent ic vu . . 24. do ſprach. 25. Mire. 26. der wi uor. 27. dat uvele (vgl. Z. 68 des andern Blattes). 28. . . e dohter. 29. sprach herre.

Den Inhalt des Gedichtes bildet die Fahrt eines Normannenherzogs Heinrich nach dem Morgenlande. Er hat Claredamîe, die Tochter des heidnischen Königs von Mec (wohl Mecca) erworben und zum Christenthume bekehrt. Claredamîe entbietet ihrer Mutter sie werde sie nie wiedersehen, wenn sie nicht auch Christin werde. Sie spricht es aus, daß der Heiden Götter nichts als machtloses Gold, Silber und Gestein seien, wie an Maumet (Mahmet) sich gezeigt, der von ihrem Geliebten zerschlagen worden und diese Schmach doch dulden mußte. Wenn sie ihrem Wunsche entspreche, dann wolle sie, wohin die Königin begehre, zur Unterredung mit ihr kommen. Als die Königin die Botschaft vernahm, jammerte sie um den Verlust ihres einzigen Kindes und entschloß sich ihr zu Liebe den heidnischen Göttern zu entsagen. Sie ward getauft und von Claredamîe minniglich empfangen. Die Königin beschenkte den von Normandîe mit zweitausend Pfund Goldes, damit er ihrer Tochter holde Minne trüge und kehrte dann in ihr Land zurück. Als der König von Mec hörte, daß sich sein Weib taufen lassen, da ward er zornig und seiner Ehre vergessend tödtete er sie. — Sieben Jahre währte der Kampf zwischen Christen und Heiden: da wollte Heinrich mit Claredamîen heimkehren. Melantwier, sein Neffe, mit seiner Amie schloß sich ihm an. Ehe sie schieden, beschenkten sie die armen Christen des Landes. Sie empfahlen den König Amerade Gottes Schutze und begaben sich von Jerusalem zur See nach Normandîe. Zu den Zeiten war dieses Land ledig von dem König von Frankreich: darum konnte Heinrich thun was ihm gut dünkte. Die Herren und Frauen des Landes empfiengen alle vier mit Freuden und herrlich. Heinrich sandte rings in die Lande Boten zu Ehren der Königin*) Claredamîe und der Amie seines Neffen einen Turnei auszurufen.

Das Gedicht, dessen Schlusse diese Bruchstücke zuzuweisen sein möchten, scheint in den Kreis derjenigen zu gehören, die an historische Namen und Localitäten romantische Fahrten und Abenteuer anlehnen, wie der Graf Rudolf, der heilige Willehalm, Reinfrid von Braunschweig, Heinrich der Löwe, Friedrich von Schwa-

*) Wird hiernach Heinrich als König gedacht, oder heißt Cl. Königin, weil sie eines Königs Tochter ist? Ich glaube letzteres.

ben u. a. Bestimmte geschichtliche Züge kann ich in dem Bruchstücke nicht entdecken.

Die Sprache ist niederrheinisch, mit niederländischen Anklängen, die auf eine ursprünglich niederländische Abfassung weisen. Dahin gehören namentlich die Reime *golt* : *gewolt (gewalt)* 7. : *manecvolt* 79. Von andern Eigenthümlichkeiten der Sprache hebe ich hervor den Gebrauch von *â* für *æ*, der niederländisch ist, und sich unter den niederrheinischen Dichtern nur bei Veldeke findet, *openbâre* : *wâre (wære)* 27. *mâre (mære)* : *jâre* 71., dagegen *vermêren (mæren)*: *êren* 115 *ê* für *æ* beweist. Ferner *g* für *h* in *sâge* (saehe): *lâge* 17; *ê* für *ei* in *sêne (sehene)* : *gemêne (gemeine*; die Hs. *siene: gemeine)* 37., *û* für *uo, üe, drûge (trüege)* : *gevûge (gevuoge)* 51; *hêren* für *herren* (: *kêren)* 91; *ou* für *iu, vrouwen* : *trouwen (triuwen)* 107; *t* für *z*, *enbôt* : *grôt* 31 u. s. w.

Beachtenswerth sind die vierfachen Reime am Schlusse der Absätze: die beiden letzten Zeilen enthalten immer ein subjectives Hervortreten des Dichters, wie es scheint, meist in Gebetform. So in den beiden uns erhaltenen Schlüssen 55. 122., wo die vorletzte Zeile mit *God* anfängt. Dasselbe war auch in dem abgeschnittenen Blatte der Fall, denn Zeile 14 (vor einem Abschnitt) beginnt ebenfalls mit *God*.

Als Quelle des Gedichtes werden wir ein französisches zu betrachten haben, wie schon aus den Namen (Claredamîe, Melantwier) hervorgeht. Um so wahrscheinlicher, wenn das Gedicht ursprünglich niederländisch abgefasst ist.

ROSTOCK. KARL BARTSCH.

ZUR TANHAUSER-LITTERATUR.

F. H. von der Hagen berichtete schon, daß die Colmarer Handschrift Gedichte unter „Tanhausers“ Namen enthalte. (Grundriß 502 Minnes. 4, 434). H. Holland theilt in seinem Aufsatze: „die Sage vom Ritter Tanhauser, dessen Leben und Lieder“ (Abendblatt zur neuen Münchener Zeitung Nr. 305, 308, 310) darüber Folgendes mit. „Die aus dem 15. Jahrhundert stammende Colmarer Liederhandschrift enthält S. 785 ff. vier Lieder „in Tanhusers hauptton oder gulden tone.“ Das erste „gelickes wer mir not, wo ich der land hinker“ ist ein dem Tanhauser in den Mund gelegtes Lied,

worin er um seine Sünden klagt, von seinen Reisen in ganz sinnloser Weise erzählt und darüber jammert, daß ihn Frau „Fenus" mal gegrüßt. Die folgenden beiden „Maria himelhort" und „wer soll myns endes pfligen, wenn ich von hinnen muß" sind durch ihren frischen Anfang ausgezeichnet, denen aber bald wieder das dürrste meistersängerliche Gereime folgt, von dem das vierte „Man hat uns prophezyt" ganz voll ist" (S. 1238). Zwei der genannten Gedichte gibt auch die Wiltener Handschrift, die ihrem Inhalte nach öfters zur Colmarer stimmt. — Wie wenig diese Machwerke verdienen, einem berühmten Minnesänger zugeschrieben zu werden, mögen sie selbst bezeugen.

Tanhauser iii lied.

Gelückes wär mir not wo ich der land hinker,
in maniger mafseney
ist mir wol worden kunt
das hat mich vil senden tieff verlaitet
mit peicht macht mich mang priester mat
des pin ich ser verieret
wer geit mir kluegen rat
darzuo die weise ler
das ich der helle wurd(e) frei
des e(n)delosen grund
ich het mich auf die rechten vart beraitet
gein dem (d)er mir uneben gat
hat man mich entpfieret
dar zuo hat mich der zweif(e)l stark bezwungen
das ich pin aus dem rechten weg gesprungen
es wart kain missetat
als groß gedenk ich mir
enpfacht der sunder rew, gar annäm wirt er dir.

In Salneck und Turneis, Synan und Occident
kumst in Tanagraum (?)

---

12. get. 18. hert enphacht der sunder rew gar annäm | wirt er dir | we in als mir die mich habent verdrungen | es lebt manig geyst der hoffnung hat | dem wierser ist gelungen. — 1. Stradeckh vnd jn turney. — Salneck und Turnîs *nennt Tanhauser* (*MSH.* 2, 87. 88). 2. den turnierpaum, *wohl nur aus* Tanagran (*MSH.* 2, 87) *entstellt.*

strang ab in Abian
do pracht mich der eß gen Gurremeya
wie geren ich got nun wonet pei
die phaffen mir das wenden
der wilden soberey
gelebt ich geren ein endt
herr hilff das ich geraum
der tieffen sunde van
und die edel maget von Jeseya
mit all den engeln was ir sei Bl. 101b
mach mich der sunden fremde
kaum ward mir geben bueße dort suo Romen
man wil mich in den sunden schwer verdommen
her mach mich ir frei
des traw ich dir wol
dir und der muetter, die ist genaden vol.

Die dritte Strophe beginnt:

Ich man dich an die swen und sibenzig namen
das ich köm auß der sunden teich
ich schwimm in ierem stramen
do mich von nieman daraus fürt.

Die folgenden Verse, reich an unerklärbaren Ortsnamen, bilden einen Irrgarten von Unsinn. Der Schreiber derselben konnte selbst nicht einmal das geringste Verständniss dieser verworrenen Zeilen haben.

Das zweite Gedicht, das auch die Aufschrift „Tanhauser iii lied" führt, lautet:

Mein hochster himmelshort
verleich mir rechten sin
ste mir in trewen bei
ich han dich fraw erkoren
und kunt ich iren holden grueß derwerben
sprach sy suo mir ain fruintlich wort
die potschaft taucht mich süesse
ir guet sei nicht enspart
mein werder haubtgewin
ir merket wer sy sei

---

7. sopbey? — 12. englen.

die ros ân allen doren
nicht laß uns fraw in solcher fuer verderben
wer sagt der hochgelobten dort
das ich sy fruintlichen gruesse
ich lob dich maid so gar ân als geväre
wolt sy mich lân so stuend ich freudeläre
des argen tiefels vart
ich lang gepawen han
das ist mir worden laid, er geit mir kranken lon
wie geren ich seiner fruintschaft nun enpäre
sy ist der guet so hoch gelart
die uns hilft aus der schwäre. — Bl. 102a

Der tugent ain volles fas
mit zucker überladen
sy ist der freuden ain spil
sy lobt der eng(e)l schal
sy ist wandels frei des hochsten kuniges veste
noch liechter denn ain spiegelglas
die uns half aus der ächte
ir trait manik tiefel haß
dem sy thuet grossen schaden
nun auf der werlt ein zil
pracht sy die maid zuo tal
die namen drei das sint die lieben geste
das sy der eren ainen kunig pesaß
des freut sich ir geschlechte
die maid die ist gar wunnikleich gezaffen
das got auf erd nicht liebers hat beschaffen
in ainem puech ich las
wie laub und alle steren
und auch des meres gries das alle maister eren
so kundens nicht verloben lai(e)n und pfaffen
wolt iemant wider sprechen das
der hiet von mir ein straffen.

Do er mit dem kreutze drank
der her in nöten gieng
ain angstleiche vart

den fürsten ich het verkoren
des wurden mein die argen tiefel spotten
sein guet in zuo der marter zwank
den kunig der uns dernerte
hely der herre sank
der in den lüften hieng
ich was betrogen hart
gemacht zu ainem toren
Venus die schon mich ser verraten
er let vil manigen posen schwank
ein angstleiches geverte
man spot des kunigs da in die Juden hetten
durch unsern willen wolt er am krütze retten
ir merkt wie im gelanc
do er zuo der marter gieng
wol sechs und sechzig wunden sehs hundert er enpfieng
und sechstausent litt er zu den noten
do er mit der menschait rang
fur uns ließ er sich toten. I. V. ZINGERLE.

SEIN MIT DEM INFINITIV.

Anomale und auxiliarisch gebrauchte Verben verbinden sich mit dem Infinitiv. Über die Verbindung des reinen Inf. mit *sein*, für die wir aus dem Goth. und Ahd. keine Belege haben, bringt Grimm (Gr. 4, 92) nur ein Beispiel aus dem Mhd. Im Greg. (Lachm. 1838) findet sich noch: *sî wæren vischen* 774; im Lanzelet: die mit dem künege *wâren jagen* 6748. Um so häufiger kommt diese Umschreibung in der Übergangsperiode vor, insbesondere im 16. Jahrh.; und hier zeigt es sich deutlich, daß dieser Inf., dessen Form aus dem Part. Präs. hervorgegangen, für das Part. steht, oder seiner Bedeutung wenigstens nahe kommt. Belege aus dem 15. Jahrhundert.

Ein große schaar luff in den see, wiewol sy nit *was dürsten*. Veit Weber in Wack. Les. 1053, 16. Als der hochzeitlich tag *nächenen* (st. nächenend) *was*. Daselbst 1057, 13. Den jr söllich richtum *samlen syndt*. Wack. L. 1063, 20 (so auch Narrensch. bei Zarncke 6, 54). Andere Belege theilt Kehrein mit (Gramm. des 15—17. Jahrh. 3. §. 8).

Ich habe noch angemerkt: Dieweil es ewern gnaden wol *gefallen ist.* Pontus 7. Was die gestalt und hitz der natur *wirken sind.* Eybe Ehebüchl. 31ᵇ. Die zeit die ich außen *bleiben bin* (d. i. während ich *abwesend bin*), daselbst. Eybe gebraucht abwechselnd das Partic. und den Inf.: wiewohl du mut, begir und gedanken *habend bist.* 32. So du mir soliches *bist zusagen* und *geloben.* 32. Im Psalt. (1498) 104: Wann er *was gedenken* seines heil. worts. Luther übersetzt: denn er gedachte an sein h. wort. Ps. 105, 42. Im Folgenden erklärt sich der Inf. wohl durch den Wegfall des Part. Prät. (gangen): Sie *seind* noch nicht alle *schlafen*, die heint eine böse nacht sollen haben. Agric. Sprichw. 471.

Diese Umschreibung stand also für das Präsens und Präter. finitum, und bezeichnete die Dauer der Handlung. In der Folge ist dieser Gebrauch im Nhd. fast verschwunden. Es trat das Partic. Präs. entschieden ein, und ward adjectivisch, und der Inf. stund als reines Prädikatwort.

Als feste Redensart besteht zunächst die Verbindung des Verb. Subst. mit seinem eigenen Inf. In der Stelle bei Matth. 17, 4 steht der Inf. sein als Vollwort; das *καλόν ἐστιν ἡμᾶς ὧδε εἶναι*, bonum est nos hic esse, überträgt die Kob. Bib. (1483): gut ist uns zu sein hie; Luth: hie *ist* gut *sein.* Auch Göthe im Götz 93 hat: da ist nicht gut sein.

In den übrigen nhd. Verbindungen des *sein* mit dem Inf. steht es zwar nicht als Vollwort, aber es ist mehr betont als die bloße Copula, so daß sich *sein* der Bedeutung *heißen* nähert und der Inf. dem Part. Prät. nahe kommt, mit dem er oft wechselt. Betrachten wir einige Belege: Nichts tragen *ist* seer leicht *tragen.* Luth. Concil. 15. Darum *ist* mein schelten kein *schelten.* L. Warnung 28. Dem himmel *ist* beten wollen auch *beten.* Lessing 2, 130. Du sollst schon lernen, was *gruseln ist.* K. u. Hausm. 4. Gewöhnlich steht ihm ein anderer Inf. als Subject zur Seite. Der prädikative steht auch als Partic. meist mit heißen, z. B. Das heißt nit die schwachen gesterket. Luth. Pred. (1533) 25. Wir sagen: das heißt gelogen, geschwärmt — das heißt lügen, schwärmen. Dieses *heißt* wird im Französ. geradezu mit c'est gegeben: annuller un droit si sacré c'est annuller tous les droits.

Vorwiegend ist der *Infin. mit heißen*: Hossen *heißt gleiten, fortgehen.* Agric. Spr. 620. Ältere Beispiele kenne ich nicht; im Mhd. scheint heißen in diesem Sinne, wo es sich dem *sein* (bedeuten)

nähert, noch nicht vorzukommen. Besonders häufig bei Lessing: Heißt das spielen? — Schwerlich wohl; heißt mit dem Spiele spielen. Nathan 2, 9 (S. 102). Künftige Wohlthaten so vorbereiten heißt sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben. Less. 1, 559. Nicht wahr, das heißt überraschen? Less. 2, 125. Wenn das die Menschen kennen heißt: wer wollte sich wünschen, sie zu kennen? Less. 2, 129. Das heißt einem mit aller Bescheidenheit zu Leibe gehen. Less. 7, 141. Ferner: heißt das der Gesetze Wohlthat genießen? Schill. M. St. 43. Noch einmal ein Wunder hoffen hieße Gott versuchen. Das. 183. Das heißt großmüthig handeln! das. 99. Ein gutes Wort dir geben hieße schmeicheln. A. W. Schleg. Shaksp. 8, 112. Das hieße zum Unendlichen aufsteigen. Varnh. v. E. Denkw. 5, 193. Sich fürchten vor jeder begeisternden Kraft — so schrieb er seinem König — heißt dem Staatsleben die nährende, erhaltende Kraft nehmen. Al. v. Humb. an Varnh. 197.

WIEN. THEODOR VERNALEKEN.

ZUM GOLDENEN HORN.

(Vgl. GERMANIA 5, 101.)

Zu dem im vorigen Hefte dieser Zeitschrift mitgetheilten Gedichte „das goldene Horn" muß ich nachträglich bemerken, daß Heinrich von dem Türlin in seiner Krone dasselbe Abenteuer erzählt (V. 918—2347). „Am Weihnachtfeste sitzt Artus mit seinen Gästen bei Tische, da erscheint ein missgestalteter, mit Fischschuppen bedeckter Ritter, dessen geflügeltes Ross hinten einem Delphin gleicht, und stellt sich als Abgesandter des Meerkönigs Priure vor. Nachdem Artus sich bereit erklärt, ein Geschenk des letztern unter den von ihm gestellten Bedingungen anzunehmen, zieht der Fremde einen Zauberbecher hervor, der die merkwürdige Eigenschaft hat, daß er sich von keinem, der in der Liebe untreu ist, austrinken lässt, vielmehr den treulosen, sowie er ihn an den Mund setzt, über und über mit seinem Inhalte begießt. Diesen Becher, sagt der Abgesandte, bin ich beauftragt dem Könige zu überlassen, wenn sich an seinem Hofe jemand findet, der ihn austrinken kann. Ist dieß nicht der Fall, so mag, wer von diesen Rittern Lust dazu hat, sich in einen Zweikampf mit mir einlassen; unterliege ich, so gehört der Becher dem Sieger (918—1178). Es trinken nun zuerst die Damen und

bestehen, selbst Ginover und Blanscheflur, die Königstochter aus dem Gral, nicht ausgenommen, sammt und sonders mit Schanden (1179—1630). Keii, des Königes Truchseß, verspottet alle, zuletzt selbst den König, als dieser trinken soll. Artus aber besteht siegreich die Probe, und die Gesellschaft versinkt in staunendes Schweigen (1631—1928). Nach dem Könige trinken die übrigen Ritter, denen es nicht besser als den Damen ergeht (1929—2257). Der Dichter nennt deren eine lange Reihe, doch wie er sagt, nur diejenigen, deren Namen sich nicht schon bei Hartmann von Aue finden (2258—2360). — Auch Tanhauser spielt auf dieselbe Märe an, wenn er singt:

Gînôver ûz Britanje lant,
die Artûs hât ze wîbe erkorn,
die man in hôher tschoie ie vant,
der brâhte ûz Provenzâl ein horn
von Portugal ein beschelier, daz was sô wunderlîcher art,
swer dar ûz tranc, der wandel hete, daz er dâ mit begozzen wart (MSH. 2, 86).

I. V. ZINGERLE.

EIN GEDICHT AUF DEN ZAUBERER VIRGILIUS.

Die Wiltener Handschrift, aus welcher Bartsch ein Gedicht auf den Zauberer Virgilius (Germania 4, 237) mitgetheilt hat, enthält auf Bl. 35^a — 36^a ein zweites Gedicht, das denselben Zauberer zum Gegenstande hat mit der Aufschrift: „Mayster Hainrich ven Mugeln im langen don funf lied von wunderlicher abentheur." — Obwohl die Angaben der Verfasser in der Wiltener Handschrift nicht immer verlässlich sind, so liegt bei vorliegendem Gedichte kein Grund vor, an der Autorschaft des Heinrich von Müglin zu zweifeln. Die Strophe ist der von Müglin geliebte lange Ton, in dem er seine Fabeln gedichtet (vergl. Fabeln und Minnelieder von H. v. Müglin. Hrsg. von W. Müller. Göttingen 1848 S. 11—22 und oben S. 287). Auch die Sprache und Reime weisen auf Müglin. Der Reim *lobin* : *hin* (I. Str.) deutet auf das Mitteldeutsche, von dem wir häufige Spuren in Müglin's Gedichten finden. Selbst die Reime *drât* : *gepôt* und *spât* : *rôt* dürfen uns nicht befremden; denn Heinrich bindet nicht

nur *betrogen* : *kragen* (Müller S. 12), *ungeboren* : *sparen* (Müller S. 18), *nâch* : *joch* (S. 20), sondern ebenso *wân* : *gamaliôn* : *spôn* (st. *spân*) (Müller S. 24). — Die behandelte Sage ist nicht neu, sie ist uns aus andern Gedichten schon bekannt. Dieselbe begegnet uns zuerst im Wartburgkrieg (v. Simrock S. 195 ff. vergl. Germania 4, 278) in einer Weise, die zu Müglins Erzählung stimmt. Ziemlich genau schließt sich auch die Darstellung des Reinfrit von Braunschweig (Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen 1849 S. 279) an. Etwas abweichend stellt Enenkel (Gesammtabenteuer 2, 513. Massmann Kaiserchronik 3, 440) die Sage dar. (Vergl. Simrocks Volksbücher 4, 33). — Ich lasse das bisher ungedruckte Gedicht Müglins folgen [1]).

1.

Venedig ist ein gute stat, die hôrt man lobin.
dar in wâren edler herren vil, die wolten ziehen hin
uber mer von kinden und von frouwen,
si wolten gut gewinnen, dar nâch stund ir sin.
ein schiffber hiez Virgilius der zôch mit in
ûf einem kiel, der was sô wol erpouwen,
si nâmen urloub sâ zehant.
dô sprâchen si zu wîben und zu kinden Bl. 35[b]
„und kumb wir wider her ze lant,
wir trouwen got, das wir ûch frôlich vinden."
hin an den kiel sô was in gâch
und ûf das mer mit alsô klûgen sinnen.
Virgilius der volgt in nâch:
„und wil er got, wir wollen gut gewinnen,
wan got sol uns pfleger sîn, wô wir der land hin varn.
Marîâ muter, reine meit
bhut uns vor leit!
wir sweben ûf wildes meres vlut, got der sol uns bewarn."

2.

Si nâmen gut mit in, als vil si wolten hân.
zwên vogel, hiezen grifen, fûrtens mit in dan,

[1]) Zu der von Massmann (Kaiserchronik 3, 439) mitgetheilten Anmerkung über in Flaschen gebannte Geister verweise ich nachträglich auf das Passional (ed. Köpke) S. 331, 35; der maget krône, ein Gedicht worüber ich später berichten werde, Bl. 104[a]. Rochholz Sagen 1, 186, 304; 2, 119, 137, 139, 140, 142. Vernaleken Mythen und Bräuche S. 258, 262. Wolf deutsche Sagen S. 452.

1. 1. loben. 3. frauen. 5. schreyber hieß. 6. *immer* auff, aus. 6. erpauen. 7. urlaub. 8. da. 10. trauen. euch. froleych. 16. raine maid. 17. huet.
2. 2. greyffen.

gar vest versmitt mit keten zu dem kiele.
si vûren jâr und tag wol ûf dem mere preit,
si pâten das in hulfe got und die reine meit
zu dem agetstein, der in sô wol geviele.
dô si den kiel gefulten gar,
ir herz das wart mit jâmer gar umbfangen:
geloubend sicherlich fur wâr,
der kiel begund in an dem agtstein hangen.
dô si nû mit der rîchen hab
von dannen wolten schiffen, das geloubet:
die grîfen rizzen sich beide ab
und vlugen hin, die herren wârn petoubet:
„ach got thu uns dîn hilfe schîn in disem jâmer swinde!
soll wir hie lîden solche nôt
und ligen tôt,
wir komen nimer mêr hin heim zu wîben und zu kinden."

3.

Virgilius der gieng hin ûf den perg gerecht,
dâ vant er stân in einem glas des tiefels knecht.
er sprach zu im: „wer hât dich her gesetzet?"
der tiefel zu dem schrîber sprach pald an der stat:
„Virgilius lâst du mich ûs, ich gip dir rât,
daz du der dînen sorgen wirst ergetzet."
Virgilius sprach sâ ze hant:
„kanst du mir helfen ûf die rechten strâzen
und wider pringen heim ze lant
mich und mîne herren, ich wil dich selbst ûs lâzen."
der tiefel antwurt ûs dem glas:
„gê ûf den perg, dâ vinst du ain besunder,
der hât ein brief in sîner nas,
dâ leit ein tôter man ein puch dar under;
und wirt dir das, sô pistu wîs und kumbst ouch wol ze lande;
dar in sint vil gesellen gut
gar hoch gemut,
die pringent dich und al dîn herren heim alsô ze lande."

4.

Virgilius gieng fur paz ûf den perg hin dan, Bl. 36a
vil schier vant er den selben vînten vor im stân
mit einem kolbin ob eins grabes grunde.
der selbig vînt het einen brief in sîner nas

---

6. 10. achstain. 12. gelaubett. 13. greyffen rissend. 14. petaubet.
3. 2. teufls. 10. aus lassenn. 11. tiefl antbort. 15. weiß.
4. 1. fur pas. 2. veinten. 4. viendt.

mit einem kolm er umb sich slug in grôzem has.
zu mittem tag rast er ein kleine stunde,
den brief zucket er im ûs der nas,
dâ viel der tiefel nider zu sinen gnôzen.
als im der tiefel vore las,
das puch begund er an dem arme vazzen.
als pald und er das puch ûf spart,
dar ûs sô vûren vil der helle kunder,
achtzigtûsent tiefel ûf der vart.
Virgilius den nam des michel wunder.
si sprâchen pald: „wâ soll wir hin, wir megen nicht lenger piten?"
er sprach: „vart in den grûnen walt,
und macht mir palt
eine gute strâz, das man dar nâch muge varen und ouch riten."

5.

Her wider kam das tieflische gesinde drât
und in das puch, als in Virgilius gepôt.
er slôz ez zu mit alsô klûgen sinnen.
er gieng zu sinen herren an dem abend spât,
si empfiengen in schôn und klagten im ir grôze nôt.
si sprâchen all: „was soll wir hie beginnen?"
Virgilius sprach sâ ze hant:
„ich riet û gern, und wolt ir mîn gedenken,
ich bring ûch wider heim ze lant
ân alles meil, dar an solt ir nicht wenken."
die herren globten im grôze gâb,
si sprâchen: „um das gut durft ir nit veilen.
was wir hie pringen richer hab,
das well wir alles frôlich mit û teilen.
dâ mit solt ir gerichet sin, pringt ir uns heim ze lande"
er sprach zu in: „ir herren gut
sit wolgemut!"
si vûren gên Venedig hin gar pald und sâ ze hande.

I. V. ZINGERLE.

---

5. schlueg. 7. zugkhet. 10. vassen. 11. auf tet. 13. vert. 12. peiten. 18. und auch reyten.

5. 3. schlos ea. cluegen. 4. Zwo. 5. clagten. 8. euch. gedengkhn. 9. euch. zu. 10. wengken. 11. grosse. 12. faylen. 13. reicher. 14. lieplich euch. 15. gereichet sein. zu. 18. furn. fenedig.

ZUM VOLKSLIEDE.

1. Zur Geschichte des „Ulingerliedes“ Uhland 1, 141 Nr. 74 kann ich aus glaubhafter Quelle vom schwäbischen Oberlande (Allgäu) berichten, daß das Lied vom „Räuber und den 12 Müllerstöchtern“ die dieser aufhängte, ehedem von Kißlegg bis Arnach herunter das beliebteste Kunkelstubenlied war. Den Inhalt des Liedes habe ich in meine Sagensammlung aufgenommen: des Textes selber konnte ich nicht mehr habhaft werden. Noch interessanter dürfte es sein, daß sich das „Ulingerlied“ oder wenn man will „Blaubartlied“ bei Kißlegg localisiert hat. Im s. g. Windhag einem Wäldchen zwischen Kißlegg und Immenried stand ehemals eine Tanne, unter der die Sache gespielt haben soll. Noch jetzt zeigen alte Leute die Stelle, wo die Tanne stand und der Räuber die Müllerstochter aufknüpfte. Merkwürdig ist, daß der 12ten Müllerstochter ein rot Bluttröpflein auf die schneeweiße Hand fiel und daß ihr Bruder in der Luft unter furchtbarem Hundegebell, unter denen auch eine Rudel von 7 kleinen Hündlein, daher fuhr und die Schwester befreite, was offenbar an den wilden Jäger erinnert, welcher Zug unserem Liede, wenn wir den Text bekommen hätten, ein viel höheres Alter giebt: es ist offenbar mehr Poesie da als in einer Variante, wo der Bruder im Wirthshause seine Schwester rufen hört und in den Wald hinaus eilt, sie zu retten. Varianten sind bei Ernst Meier, schwäb. Volkslieder, Berlin 1855, S. 296—304. Die zwei Strophen 19 und 20 sind aus dem Allgäu dort aufgenommen. Simrock, deutsche Volkslieder Nr. 6, 7. Eine Aufzeichnung des Liedes mit Anmerkungen finden wir in Rochholz, Aargauer Sagen als „Guggibalderlied“.

2. Zum „Grafen von Rom“ (Uhland 2, 299, des Knaben Wunderhorn, neue Ausg. 1857. 1, 289 ff., Adelungs Magazin für deutsche Sprache II, 3. S. 114 (Leipzig 1784.), Körner, histor. Volkslieder 1840 S. 49 ff., Gödeke's Mittelalter S. 568 ff.) kann ich bemerken, daß dieses strophenreiche Meistersängerlied in Hirschau (bei Tübingen) noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein gesungen worden und sich in abgenützten Liederheften aus jener Zeit noch hie und da findet. Der Text, den ich, obwohl er arg verwildert ist, abschrieb, ist fast ganz wie der in Uhlands Volksliedern 2, 299. Nach erfolgter Nachfrage wäre der Graf von Rom in Kunkelstuben und bei Metzelsuppen ein beliebtes Lied gewesen, nächst

dem „blauen Storken.“ Der Text des von mir entdeckten Liedes lautet zu Anfang also:

Ich Verkünd euch neue Mähre
Und wollt ihr die vernahm
Zu Rohm, das Saß ein Herre
Ein Graf gar wohl gethan.

Die beiden letzten Strophen lauten:

Die Freund erschracken sehre
War ihn ein schwere Buß
Sie stunden auf vom Tische
Und fiehlen der Frauen zu Fuß.

Sie thäten sie all bitten
Daß sie ihn das vergeb
So wird Mancher Frau abgeschnitten
Ihr Treu und auch Ihr Ehr.

3. Zum „Maienlied“ Uhland 2, Nr. 341. S. 878 (3 Varianten) weiß ich aus eigener Erfahrung, daß es in meiner Heimat um Rottenburg herum oft gesungen worden von ältern Leuten, nie aber von den Jungen. Das Lied scheint ehedem in Kirche und auf der Gasse gesungen worden zu sein. Bone hat eine Variante in seinem „Cantate“. Die Melodie ist prächtig und echt volksthümlich. Der Text, den ich einmal von einem alten tauben Weibe in Wurmlingen aufzeichnete, lautet zu Anfang:

„Wer sich des Maien freut
Zu dieser heil'gen Zeit
Der geh zu Jesu Christ
Der in dem Maien leit |:leit:| 3 Mal
So find er wahre Freud.

Die letzte Strophe lautet:

O Jesu du schöner Maien
Du edles Blümelein
Du wollst uns all erfreuen
Durch deine Todespein pein |:pein:| 3 Mal
Führen in den Himmel ein.

4. Ein in ganz Schwaben aus und ein bekanntes ehedem vielgesungenes Lied ist das echte volksthümliche „St. Ottilienlied“. Der Inhalt des Liedes ist die Legende der alamannischen Heiligen

ANTON BIRLINGER

ZUM VOLKSLIEDE.

chte des „Ulingerliedes“ Uhland 1, 141 Nr. 74
bhafter Quelle vom schwäbischen Oberlande (All-
aß das Lied vom „Räuber und den 12 Müllers-
r aufhängte, ehedem von Kißlegg bis Arnach her-
te Kunkelstubenlied war. Den Inhalt des Liedes
Sagensammlung aufgenommen: des Textes selber
mehr habhaft werden. Noch interessanter dürfte
das „Ulingerlied“ oder wenn man will „Blaubart-
ocalisiert hat. Im s. g. Windhag einem Wäldchen
und Immenried stand ehemals eine Tanne, unter
pielt haben soll. Noch jetzt zeigen alte Leute die
nne stand und der Räuber die Müllerstochter auf-
dig ist, daß der 12ten Müllerstochter ein rot Blut-
chneeweiße Hand fiel und daß ihr Bruder in der
arem Hundegebell, unter denen auch eine Rudel
dlein, daher fuhr und die Schwester befreite, was
ilden Jäger erinnert, welcher Zug unserem Liede,

6. Im gleichen Buche J. Frischlins findet sich der Anfang eines Liedes, das gebräuchlich gewesen sein muß*). S. 202 heißt es:

Man höret im Hof die Trommeter,
Wie sie anfiengen blasen schon
Zum essen, das laut nach meinem wohn:
Joseph lieber Joseph mein
Hilff mir wiegen das Kindelein.
Diß Gsang sie lieblich bliesen lang,
Das es im ganzen Hof erklang.

ANTON BIRLINGER.

LITTERATUR.

1. **Sagen, Gebräuche und Märchen** aus Westfalen und einigen anderen, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. Gesammelt und herausgegeben von Adalbert Kuhn. Leipzig, Brockhaus 1859.
2. **Isländische Volkssagen** der Gegenwart. Vorwiegend nach mündlicher Überlieferung gesammelt und verdeutscht von Dr. Konrad Maurer. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1860.
3. **Volkssagen und Schilderungen** prachtvoller Gebirgsausflüge aus dem k. k. Salzkammergute von J. Lechner. Mit 7 Illustrationen. Linz, Fink 1859.

1. Ad. Kuhn, der sich durch seine frühern Sagenwerke und durch sein jüngst erschienenes Buch „die Herabkunft des Feuers und Göttertrankes" (Berlin 1859) große Verdienste um die vaterländische Sagenkunde, sowie um die vergleichende Mythologie der Indogermanen erworben hat, bereichert mit vorliegenden Sagen aus Westfalen die Litteratur in höchst erfreulicher Weise. Westfalen ist eine jener an alten Überlieferungen zäh und treu festhaltenden Provinzen, deren es nur mehr wenige gibt. Desshalb war sie eine reiche ergiebige Fundgrube alter Sagen, Gebräuche und Märchen, wie uns die vorliegende Sammlung zeigt. Jedes Capitel der deutschen Mythologie findet hier neue, wichtige Belege. Der Herausgeber hat die reichen Funde sorgfältig gesichtet und geordnet und sie mit so gediegenen und gelehrten Anmerkungen und Erklärungen begleitet, daß diese Sagensammlung ein Muster derartiger Werke genannt werden muß. Was die Anordnung betrifft, so ist hier das örtlich Zusammengehörige auch zusammengestellt. Den Beginn der Sammlung bilden Sagen von Herodes mit seinen Hunden, und seiner

*) Es steht unter den Liedern des Mönchs von Salzburg und ist gedruckt altd. Blätter 2, 341. Hoffmann Kirchenlied no. 246. 247. Pfeiffer.

St. Ottilie, die am Oberrhein und in Schwaben einer großen Verehrung sich erfreut. Zahllose Kapellen und Kirchen sind Stätten der Andacht zu ihr, zahllose Feldernamen und Waldnamen bewahren noch den Namen dieser großen Heiligen. Auf dem Heuberg ist sogar ein „Ottilgenlai" (St. Ottilien-lê, wie Gunzenlê, Birhtinlê). Die Melodie des Liedes und das Lied selber ist ausnehmend schön und auch aus dem Grunde vielverbreitet und beliebt. Der alte Text, den ich zu finden so glücklich war, lautet zu Anfang :

Es war eine schöne Ottilge geboren
Jər vat.r legt sie in ə Gfåhr (? Gefahr)
Ear schlécht deam Faß də Bodə neĩ
Und legt diə schöne Dottilg dreĩ.

Die letzte Strophe lautet:

Du Pfennərle då håst deinn' Vât.r
ə ist g.scheə, g.schîcht nimmə mai
daß ə Kind seinn' åəgnə Vât.r
Verlaiß aus dearə höll'schə Peĩ.

Simrock, Volks. S. 146 theilt ein Ottilienlied mit. E. Meier bringt S. 370 in seinen schwäbischen Volksliedern ebenfalls ein St. Ottilienlied, das aber hie und da ergänzende Hand merken lässt. Mein Text lässt Simrock's und Meier's Texte an Volksthümlichkeit weit hinter sich.

5. In Jacob Frischlins Hohenzollerischer Hochzeit vom J. 1598, die ich, weil der alte Druck selten ist, neu herauszugeben gedenke, heißt es S. 168:

Nicht wie die groben Bauren machen,
Die ainig nur von Tach abspringen,
Das Schlåfen Applin darzu singen.

Dieß scheint eines allverbreiteten Volksliedes Anfang gewesen zu sein. In dem von Stark herausgegebenen oberschwäbischen Volksliede (Frommann, Ztschr.) heißt es:

As singt a jedas was as kan
Da blauha Stoarka dan Hanselman:
Das Scheafanappele, da Graufa von Rom
Da Geredom, da Kemmatfeagar.

Vergl. Pfeiffers Germania 1, 385. Anm. 117. Frommanns Zeitschrift 4, 113, Anm. 68.

6. Im gleichen Buche J. Frischlins findet sich der Anfang eines Liedes, das gebräuchlich gewesen sein muß*). S. 202 heißt es:

Man höret im Hof die Trommeter,
Wie sie anfiengen blasen schon
Zum essen, das laut nach meinem wohn:
Joseph lieber Joseph mein
Hilff mir wiegen das Kindelein.
Diß Gsang sie lieblich bliesen lang,
Das es im ganzen Hof erklang.

ANTON BIRLINGER.

LITTERATUR.

1. **Sagen, Gebräuche und Märchen** aus Westfalen und einigen anderen, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. Gesammelt und herausgegeben von Adalbert Kuhn. Leipzig, Brockhaus 1859.
2. **Isländische Volkssagen** der Gegenwart. Vorwiegend nach mündlicher Überlieferung gesammelt und verdeutscht von Dr. Konrad Maurer. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1860.
3. **Volkssagen und Schilderungen** prachtvoller Gebirgsausflüge aus dem k. k. Salzkammergute von J. Lechner. Mit 7 Illustrationen. Linz, Fink 1859.

1. Ad. Kuhn, der sich durch seine frühern Sagenwerke und durch sein jüngst erschienenes Buch „die Herabkunft des Feuers und Göttertrankes" (Berlin 1859) große Verdienste um die vaterländische Sagenkunde, sowie um die vergleichende Mythologie der Indogermanen erworben hat, bereichert mit vorliegenden Sagen aus Westfalen die Litteratur in höchst erfreulicher Weise. Westfalen ist eine jener an alten Überlieferungen zäh und treu festhaltenden Provinzen, deren es nur mehr wenige gibt. Desshalb war sie eine reiche ergiebige Fundgrube alter Sagen, Gebräuche und Märchen, wie uns die vorliegende Sammlung zeigt. Jedes Capitel der deutschen Mythologie findet hier neue, wichtige Belege. Der Herausgeber hat die reichen Funde sorgfältig gesichtet und geordnet und sie mit so gediegenen und gelehrten Anmerkungen und Erklärungen begleitet, daß diese Sagensammlung ein Muster derartiger Werke genannt werden muß. Was die Anordnung betrifft, so ist hier das örtlich Zusammengehörige auch zusammengestellt. Den Beginn der Sammlung bilden Sagen von Herodes mit seinen Hunden, und seiner

*) Es steht unter den Liedern des Mönchs von Salzburg und ist gedruckt altd. Blätter 2, 341. Hoffmann Kirchenlied no. 246. 247. Pfeiffer.

Tochter; Sagen von Unterirdischen, weißen Frauen und Schätzen, Riesen und Zwergen folgen in reicher Mannigfaltigkeit. Die S. 17 gemachte Bemerkung: „Berührung zwischen Zwergen und Kobolden zeigt sich zuweilen" (v. Grimm Myth. S. 479) kann Ref. nur bestätigen, denn auch in Tirol kommt sie vor. — Sehr alt und merkwürdig sind die Sagen von schmiedenden Geistern und Zwergen [1]) (1, 42, 47, 86). Letztere treten schon in der Edda als kunstfertige Schmiede auf (Sn. 34, 48, 130. 354), wie in mittelhochdeutschen Gedichten (Eckenlied ed. Schönhuth St. 78, 82. Garel Bl. 67° Germania 3, 35.) und heutzutage noch heißt in Island eine kunstreiche Arbeit *dvergasmidi*, Zwergenarbeit (Maurer isländ. Sagen S. 26). Als Mittel die Erdmänkes zu vertreiben dient, wenn man Eichenkäppchen auf den Heerd setzt. (S. 95, 111). Hier sind letztere an die Stelle der Eierschalen getreten, die in zahlreichen Sagen zur Verscheuchung der Zwerge dienen (Grimm Myth. S. 437, Tirol. Sg. S. 61 ff., wo auch die betreffende Litteratur verzeichnet ist). Zu S. 106 vergl. Rochholz 1, 313, Grimm Myth. 428. Zwergensteine und Löcher werden auch Heidensteine und Löcher genannt. Vernaleken Alpens. S. 177. Zur Bestätigung der S. 113 gegebenen Note, daß die Zigeuner mit Heiden verwechselt werden, dient auch eine Stelle im Tractat von ‚Bekanntnuß der Zauberer und Hexen.' München 1592 Bl. 14: „Welche da gehen zu den Landsterzern, die von den Gallis Ägyptii, von den Welschen Zingari, von den Teutschen Heiden genent werden" (Vernaleken Alpensagen S. 331). Zu dem seidenen Faden vergl. die Verse

swaz diu mûre solde sîn,
daz ist ein vaden sîdîn Laurin V. 319 ff.

und: *dar umme gêt ein mûre, daz ist ein borte fîn*
Rosengarten V. 167.

Zur entführten Wöchnerin, die ausgegangen war, ehe sie ihren Kirchengang gethan hatte (S. 124) vergl. Tirol. Sg. 118, 197—199. — Zu S. 137 vergl. Haupts Zeitschr. 6, 524. — Zu S. 144 vergl. Tir. Sg. S. 4. — Auch das Blutgeld, das der verrätherische Bauer für das Kind Andreas v. Rinn erhalten hatte, verwandelte sich in Laub: „Sehet aber die behende Stroff Gottes! Kaum hat er den Mund geöffnet: Ist solches Geld und Goldkronen unter Augen aller deren Gegenwärtigen in eitel Felberlaub im Augenblick verwandelt worden" (Zach's Andreas v. Rinn S. 127). Zu S. 211 muß bemerkt werden, daß der große Gott zu Soest noch heutzutage gezeigt wird (Schücking Eisenbahnfahrt S. 67). Die S. 211 unter der Aufschrift Tobolts Katze mitgetheilte Sage kannte schon Vintler, der sie von König Salomo in folgender Weise erzählt:

Man vindt vil manigen posen man *mit ainer chatzen, die da was.*
der nicht wil sein ain villan. *die selb chund von gewonhait das:*
Ob er dann trait ain vechen rock, *so man sas ob dem tische,*
so stinkt er doch nur als ain pock, *man öß wilprät oder vische,*
wan unart choppet in sein art, *ain chertzen si doch alweg hielt*
als Salomon wol beweiset hat S. 272 *mit iren füßen, der si wielt*

[1]) Vergl. Schönwerth 2, 306, 313, 323. Wolf, Beitr. 2, 312.

unz das das essen wart getan;
so lies man sey danne fůder gan.
nun west ain weiser wol die chunst,
der vieng drei mäuse mit vernunft.
der lies er pald lauffen aine
neben der chatzen paine,
da si da die cherzen hielte,
das si es nicht von ir schielte
und graif auch nicht nach der maus.
do lies der weis ain andre heraus
lauffen gar nachent pei ir.
die chatz winkt mer wann zwier
until wolt si han ersprungen, S. 273
doch vorcht si ze stunden
alda des hoches chuniges wort,
das si die cherzen hielt hart.
darnach lies man die dritten maus
für die chatzen heraus.
und da die maus ward springen,
da chund sich die chatz nicht twingen:
sie vieng die maus mit schallen
und lies die chertzen vallen."

Zum Frevel S. 287 vgl. die Sage v. der Frau Hitt: Tirol. Sg. S. 88. Alpenburg S. 240. Zu Viehschelm S. 291 s. Leoprechting S. 75. Rochholz 2, 15. Vergl. auch Maurers isländische Sagen S. 78.

Der zweite Band enthält Gebräuche und Aberglauben und einen Anhang von Märchen. Er gibt neuerdings den Beweis, wie hoch der Werth der Volksgebräuche und Aberglauben für Erforschung der deutschen Mythologie anzuschlagen sei. Für die Auffassung des Volkslebens, für das Eindringen in seine Anschauungsweise sind Gebräuche und Aberglauben ungleich wichtiger, als Sagen und Märchen. Die vielen hier mitgetheilten Nummern sind dem Inhalte nach geordnet und mit zahlreichen Anmerkungen erklärt und beleuchtet. Referent beschränkt sich einige Ergänzungen nachzutragen. Der geographische Umfang der Holdasagen hat sich gegen die von Grimm angegebenen Gränzen sehr bedeutend erweitert (Myth. 245). Spuren des Huldaglaubens kommen selbst in Baiern (Panzer 1, 82, 2, 115), Vorarlberg (Vonbun S. 39), Tirol (Alpenburg S. 3, Wolf Zeitschrift 2, 343, Tirol. Sg. S. 14) vor. — Zu S. 21 Anm. ist zu bemerken, daß Nörglein die Zwerge bezeichne, Lorgen dagegen gewöhnlich Waldmänner, wilde Leute, ja Riesen genannt werden. „So ein großer Lorg" sprichwörtl. im Etschlande. — Zu S. 29, 77 vergl. Tir. Sitten S. 35. — Zu S. 35, 99, wo vom Seehunde die Rede ist, gibt Maurer S. 172 sehr interessante Beiträge. — Die S. 48, 130 berührte Leichenwache wird noch in vielen Gegenden Tirols eingehalten. — Über die unglückverkündende Elster vergl. Tirol. Sitten S. 41. — Die Benennung Glücksvogel scheint bei Wolf (Beiträge 1, 213 No. 217) auf einem Irrthume zu beruhen. — Der Glaube, daß man weiße Geister nicht zu fürchten brauche (S. 53) kommt auch in Tirol vor. Zu S. 55, 158 vergl. Tir. Sitten 62 No. 504. — Zu S. 59, 173 sind Wolf Zeitschr. 3, 311, Meier Sagen aus Schwaben S. 503, Alpenburg S. 371, Tir. Sitten S. 14 zu vergleichen. — Zu S. 60, 179 s. Leoprechting S. 81 Alpenburg S. 387, Tir. Sitten S. 40. — Zu den Schwalbenliedern s. Tir. Sitten S. 51. Wolf Zeitschr. 3, 179 und Rückerts schönes Gedicht „Aus der Jugendzeit", Gedichte 2, 213. — Zu S. 74, 224 vergl. Meier Sg. 220 Leopr. S. 79. — Über Rabenstein s. Alpenburg S. 385. — Zu S. 97 sind Simrocks Martinslieder (Bonn bei Marcus) zu erwähnen. — S. 104. die Feuerweihe am Charsamstage ist in der ganzen kathol. Kirche üblich. — Zu S. 111, 332 bemerkt Referent, daß Anton Abt als Schutzpatron der Schweine

verehrt wird. Er führt ein Schwein als Attribut, und heißt desshalb in Tirol der „Fackentönig." — Zu S. 116, 359 vergl. Tir. Sitten S. 78—80. Schröer Weihnachtsspiele S. 156, Weinhold Weihnachtsspiele S. 127—133. — Das S. 136, 405 erwähnte Spiel ist unter dem Namen Plumpsack auch in Baiern und Tirol bekannt. Das S. 159, 448 berichtete Kräutersuchen ist wohl am Maria Himmelfahrtstage (am 15. August) gebräuchlich Zu S. 171 ist zu bemerken, daß nach Leonicerus Kräuterbuch S. 467 der Allermannsharnisch purpurbraune Violen hat und unverwundbar macht. — Zu S. 176, 487 Anm. vergl. Leonicerus S. 344. — Den S. 177, 488 Anm. genannten Aberglauben über das Blühen des Farrenkrautes berichtet ebenderselbe S. 461. — Zu S. 181, 502 bemerkt Ref., daß in einigen Orten Tirols der Ernteschmaus Mahdhenne heißt. — Zu S. 189 No. 535 sind die vielen Sagen von Christenkindern, die von Juden ermordet worden sind, zu erwähnen. — Den Schluß bilden 18, zum größeren Theil in der Grafschaft Mark gesammelte Märchen von Woeste. — Ist der Sammlung durch das reiche, mit großer Umsicht geordnete Material ein hoher Werth gesichert, so wird dieser durch die Anmerkungen noch außerordentlich gesteigert. Kuhn beschränkt sich darin nicht auf Zusammenhalten und Vergleichen deutscher Sagen, sondern bringt zahlreiche Analogien und erklärende Züge aus der römischen, griechischen und indischen Mythologie herbei. Mit feinem Blicke findet er die Anknüpfungspunkte auf und geleitet uns mit sicherer Hand durch schwierige und bisher unerhellte Pfade der Sagenwelt. Viele dieser mit außergewöhnlicher Sachkenntniss und Scharfsinn geschriebenen Anmerkungen sind sehr werthvolle Beiträge zur vergleichenden Mythologie und würden allein schon dem Werke eine große Bedeutung geben. Referent verweist nur auf die Anm. 1, 7, 19, 39, 137, 150, 2, 30, 35, 51, 104, 125, 128, 183, 203, 239. Zum Schluße muß Ref. den Wunsch aussprechen, daß wenn ein dritter Band dieses Werkes erscheinen sollte, auch die in der Münsterschen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde (6, 342, N. F. 5, 295, 6, 364, 8, 329) mitgetheilten Sagen und Gebräuche nicht übersehen werden möchten. Daß der Herausgeber Krügers Westfälische Volkssagen (Arnsberg 1843) nicht berücksichtigte, kann bei der Werthlosigkeit des Büchleins nur gebilligt werden. Dagegen muß Referent auf die erst jüngst in Lang's N. Hausbuch IV. Bd. mitgetheilten Sagen aus Westfalen S. 420—432 aufmerksam machen.

2. Prof. Maurer, der sich in seinem Werke „die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthum" (München 1856) als einen genauen Kenner isländischer Geschichte und isländischen Lebens gezeigt, und schon dort sehr werthvolle Mittheilungen über das nordische Heidenthum gegeben hat (2, 5—327), war vor allen berufen den Schatz der isländischen Volkssagen zu heben und zu veröffentlichen. Bei seinem Aufenthalte auf der Insel lernte er Land und Leute, Sitten und Sagen selbst kennen und schöpfte aus dem Munde des Volkes die alten Traditionen. Desshalb spricht diese Sammlung durch eine eigenthümliche Frische und Anschaulichkeit an, die nur dort möglich ist, wo der Sammler unmittelbar an Ort und Stelle aus dem Volksmunde geschöpft. Man fühlt beim Durchlesen des Buches, daß man an der Hand eines sehr kundigen Führers sich befinde, der alle Wege

und Stege, Berge und Bäche und das Volk mit all seinen Leiden und Freuden kennt. — Diese Erzählungen, die gewöhnlich unmittelbar während oder nach dem Erzählen nieder geschrieben worden (XI), kommen einem lang gefühlten Bedürfnisse entgegen und haben für die Freunde nordischer Mythologie große Bedeutung. Göttersagen finden sich dort nicht mehr, Götternamen werden aber noch in Beschwörungsformeln genannt und angerufen (S. 2. 100). Weit mehr und zwar in allen Theilen der Insel haben sich Erinnerungen an die Elben erhalten. Sie wohnen in Steinen und Erdhügeln, in Klippen und Schluchten. Sie haben sowohl Gehör als Sprache, Fleisch und Blut; es fehlt ihnen nichts als die einzige Seele. Sie sind der Musik und dem Tanze hold, und haben ihre eigenen Kirchen, gottesdienstlichen Gebräuche, und ihr eigenes Gemeinwesen. Durch ihre übernatürlichen Kräfte nützen oder schaden sie dem Menschen. Eine Viehkrankeit *álfabruni* wird ihnen zugeschrieben (S. 4), wie der Tiroler Bauer das Fallen des Viehes auf der Riffianer Alm den Nörglein zutheilt (Tirol. Sg. S. 57). Manchmal bedürfen sie menschlicher Hülfeleistung, anderemal erweisen sie sich den Menschen hülfreich (S. 6. ff.). Elbinnen erscheinen weisend und warnend im Traume (S. 8), beschenken die Menschen mit wundersamen Geräthen (S. 8) oder dienen, wie die saligen oder wilden Fräulein, ihre Schwestern, in der deutschen Sage. Sie halten ihren Tanz auf einer unterirdischen Wiese (S. 10), entführen Kinder und haben oft Liebschaften mit Menschen (S. 15). Wie Laurin (V. 430) roth gekleidet erscheint, erscheinen auch die isländischen Elben in rothem Gewande (S. 17), die Weihnachtsnacht ist für sie bedeutsam (S. 5, 6, 10, 26). Zahlreich sind die Sagen von Wassergeistern (S. 29—36). Ein Wassergeist erscheint gerne in Pferdegestalt, wie schon Poseidon gerne als Ross erschien und das Pferd immer vorzugsweise das Poseidonsche Thier blieb (Preller gr. Myth. 1, 367 vergl. Wolf Beiträge 2, 306, Grimm. Myth. S. 458). Noch volksthümlicher sind in Island die Riesen (S. 36—54), von denen schon die Benennungen von mancherlei Naturgegenständen Zeugniss geben (S. 36). Wie in deutschen Sagen und Märchen werden sie oft genug als Menschenfresser geschildert[1]); andererseits aber sind auch wieder Liebschaften zwischen Riesen und Menschenweibern, oder umgekehrt zwischen Menschenmännern und Riesinnen nicht selten. Wenn auch in mancher Hinsicht verunstaltet, werden die *tröll* doch immer wesentlich in menschlicher Gestalt gedacht; aber sie erscheinen gewissermaßen als ein

[1]) Selbst bei den Indern begegnet dieser Zug, z. B.:

Kaum hatte Fima dieses gesagt,
da kam der Riese selbst daher;
schwarz wie an Regentagen die Wolken,
mit gelben Augen fürchterlich;
mit rothem Bart und borstigen Haaren,
und Zähnen spitzig, lang und groß.
Er blickte freudig schnüffelnd umher
und rief: ich wittre Menschenfleisch.
Lang hab' ich keine Menschen gefressen,
die mir die liebste Speise sind;
auf Schwester, auf! die Menschen zu suchen,
die hier in unserer Nähe sind. Holtzmann indische Sagen 1, 131.

älteres Geschlecht von Menschen, sie sind zumal dem Christenthume feindlich und suchen dessen Fortgang auf jede Weise zu hemmen [1]). Sie wohnen auf felsigen Gebirgen und in Berghöhlen; leben von der Jagd, dem Fischfange, und allenfalls auch von Viehzucht; als wesentlich nächtliche Geschöpfe vermögen sie das Tageslicht nicht zu ertragen, und springen in Stein, so wie sie von der Sonne beschienen werden (S. 38). Der in Tirol bekannte Riesennamen *Hitt* kommt auch auf Island vor (S. 53). Sehr reich sind die Spucksagen (S. 55—86), welche an Mannigfaltigkeit und Zahl nur durch die Zaubersagen übertroffen werden (S. 87—168); darunter kommen auch in deutschen Sagen und Märchen sehr verbreitete Züge vor (z. B. S. 98, 120, 142, 147). Das Märchen von Schmied v. Jüterbock (Bechstein M. S. 44) oder von Rumpelbach (Tir. M. 1, S. 28) ist auch auf Island S. 117. Sehr merkwürdig ist das über den Thorshamarr (S. 100) Beigebrachte. Erinnerungen an Odhin's Raben begegnen S. 140, 151. — Auch die folgenden Natursagen (S. 168—188) und Legenden (S. 189—210) enthalten wichtige und lehrreiche Züge, die häufig mit denen bekannter Sagen stimmen. Eine bedeutende Rolle spielen die Wasserthiere, namentlich die Seehunde, welche Dienstleute des Königs Pharao sein sollen (S. 172). Die S. 173 von einem Seehunde mitgetheilte Sage bietet eine Parallele zu den deutschen Sagen von den Schwanjungfrauen und Mahrten, wie Maurer richtig bemerkt. — Würmer hüten Schätze oder verkünden Misswachs. — Unter den Bäumen gilt der Vogelbeerbaum als der heilige (S. 178), der einst dem Thorr geweiht war (vergl. Wolfs Beitr. 1, 79, Mannhart Mythen S. 14 u. s. f.). Unter den histor. Sagen (S. 211—275) zeichnen sich durch ihre Eigenthümlichkeit die Ächtersagen (S. 240 ff.) aus. — Unter den Märchen (S. 276 ff.) sind die von Aschenbrödel und Schneewitchen (S. 280, 307) liebe Bekannte. Das Märchen von der Unholdin und ihrem fahrenden Bèttchen mahnt an eine Tiroler Sage (Tir. Sg. S. 84, Wolf Zeitschr. 2, 186, Mannhart Myth. S. 178). — Merkwürdig ist das S. 309 über die Pferderuthe Mitgetheilte, die dort die Stelle des Alrauns vertritt. Wie Kuhns Werke, sind auch die isländ. Sagen mit einem sehr sorgfältig gearbeiteten Register versehen. Möge Maurer uns noch recht oft mit Mittheilungen über das merkwürdige Eiland erfreuen.

3. Eine kleine Sammlung von Sagen und Schilderungen, die uns schon desshalb willkommen sein muß, weil sie aus dem bisher so wenig durchforschten Salzkammergut, dessen Berge Thorstein und Odinstein (S. 44) schon mythischen Klang und Reiz haben, kommen. Die hier mitgetheilten Nummern haben auf heilige Brunnen (S. 1) und Venediger (4), übergossene Alpen (48), wilde Fahrt (62), Entrückung und Schatz (S. 65, 73), Entführung durch den Teufel (Teufelsloch und Drachenwand S. 84) Bezug. Interessant ist, was Herr Lechner über die Götzen und den Götzendienst nächst Traunkirchen erzählt: „Ehe die christliche Lehre verbreitet wurde, war Traunkirchen ein gewaltiger Sitz des Heidenthums. Hier übten seine Priester eine große Macht auf das Volk, und als bereits die Städte lange den Götzendienst verlassen, waren die Landbewohner noch die eifrigsten Anhänger des

[1]) Vgl. Tir. Sg. S. 67.

Irrglaubens. Noch finden sich Benennungen, welche diese Sagen unterstützen, als der „Baalstein", der Odinstein (?) und die Götzen, welche seit Jahrhunderten im Volke diesen Namen behielten. An der Johanniskirche, einem der ältesten Bauwerke des Landes, befindet sich ein alter Kopf eingegraben, ein seltenes Denkmal aus jener fernen Zeit. Es ist der Überlieferung zufolge das von den eifrigen Christen abgeschlagene heidnische Idol; die Länge von sieben Fuß — es steht sieben Fuß ober der Erdfläche — bedeute die Größe der einstigen Bewohner der Viechtau, bei denen das Gesetz galt, daß nur derjenige Jüngling um ein Weib freien dürfe, welcher einen wilden Ochsen zu bändigen vermochte. Am Johannisberge, wo das Kirchlein sich befindet, soll der Götzentempel gestanden haben" (S. 45). Möge Lechner diesen sichern Spuren weiter nachforschen und Nachrichten über diesen classischen Boden geben. — Die Darstellung der Sagen ist oft viel zu breit und leidet nicht selten an störendem Phrasengeklingel und unrichtiger Sprache u. s. w. Z. B.: „Inmitten saftig grüner Matten von Erlen umschlossen, welche Kühle und Schatten bieten, ruhen die Gebeine der Ärmsten, von nichts gestört, als dem Getose des vorbeiströmenden Baches, welcher in seiner beweglichen Geschwätzigkeit die Unglückliche tröstet, daß die Zeit in ihrem Fortschritte, anstatt ein hartes, unverdientes, ein Urtheil der Theilnahme und Liebe über ihre Handlungen fällt" (S. 20). — „Der Wald dicht, konnte kein Sternchen den steinigten Pfad erhellen" (S. 56). — „Woselbst die Aurach ihren Ursprung, im Beginn schwach und kraftlos, sich immer mehr und mehr erstarkt, bis es kräftig genug forttobet" (S. 56; vergl. S. 12. 32. 37). — „Von auffallend richtiger Form hat die Phantasie nicht zu wirken, um dieses Gebilde zu ergänzen" (! S. 47).

I. V. ZINGERLE.

Über deutsche Volkstrachten von J. Falke. Wien, 1860. kl. 8. 40 SS.

Der Verfasser, der durch seine 'deutsche Trachten- und Modenwelt' (2 Bde. Leipzig 1858) das Gebiet culturgeschichtlicher Forschungen schon in rühmlicher Weise betreten, hebt in dem vorliegenden Schriftchen, das aus einem im Wiener Alterthumsvereine am 16. December 1859 gehaltenen Vortrage hervorgegangen ist, einen interessanten Punkt der Costümkunde heraus. Die Tendenz des Büchleins ist nun freilich darauf gerichtet, das Alter der Volkstrachten zu widerlegen, zu zeigen, daß dieselben modernen Ursprungs sind, und somit würde es gar nicht in den Bereich dieser Zeitschrift fallen: aber auch dieß negative Resultat verdient hier gewürdigt zu werden, weil es nicht ohne sorgfältige Erwägung der mittelalterlichen Trachtenverhältnisse erreicht werden konnte. Der Verfasser spricht sich zuerst über den Begriff 'Volkstracht' aus, der mehrfacher Deutung unterworfen sein kann. 'Volkstrachten, ihrer Entstehung und ihren Hauptbestandtheilen nach, sind einstige Formen der allgemeinen Mode, die irgendwo in Stadt und Land gewissermassen festfroren, erstarrten, während die lebendig wechselnde Mode zu neuen Formen übergieng. Es folgt hieraus, daß sie keineswegs ins graue Alterthum hinaufsteigen, gar zu Gothen und Hunnen' (S. 4). Nicht das

versteht der Verfasser unter dem Worte, was man natürlich auch darunter begreifen könnte, 'die große bleibende Nationaltracht, wie sie noch gegenwärtig manchen Völkerschaften des mittleren und östlichen Europa zu eigen ist, wie den Russen, Polen, Ungarn und anderen, welche Tracht bekanntlich ganz in demselben Maße verschwindet, als diese Völker sich der allgemeinen europäischen Cultur anschließen (S. 5). Um seinen Satz zu beweisen, gibt der Verfasser zuerst einen kurzen Überblick über die Entwickelung der allgemeinen Trachten der ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters. In ältester Zeit bestand, genau genommen, nicht einmal ein Unterschied in der Tracht der Stände; nach und nach, etwa seit der Karolingischen Zeit, finden wir die bäuerliche Tracht durch Farbe der Gewänder u. s. w. gesondert: immer aber bleibt es nur der Stand, der dadurch gekennzeichnet wird. Die reichen Bauern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, die wir aus den Schilderungen Neitharts, Wernhers des Gärtners und Helblings am besten kennen lernen, ahmen die Tracht der Vornehmen nach. Aber diese Helmbrechte und ähnliche sind immer nur vereinzelte Fälle, denn die Standestracht der Bauern blieb dieselbe. Der Unterschied zwischen dieser mittelalterlichen und der heutigen sogenannten Volkstracht besteht nach der Ansicht des Verfassers darin, daß die heutige die allerdings auch höheren Ständen entlehnte Mode festhielt, während jene mit der Mode wechselt; sie ist eine verspätete Mode, die, wenn sie zum Theil von den Vornehmen schon abgelegt ist, in die unteren Schichten eindringt, und dort eine Zeitlang sich hält, auch keineswegs allgemein mitgemacht wird. Für das verhältnissmäßig nicht hohe Alter der heutigen Volkstrachten macht Hr. F. einen Punkt geltend, der allerdings sehr wesentlich ist: nämlich die Trennung von Mieder und Rock, die wir in allen weiblichen Volkstrachten finden: diese Trennung aber trat nicht vor dem Jahre 1450, wenigstens nicht viel früher, ein. Die eigentliche Entstehungszeit der Volkstrachten ist das sechszehnte Jahrhundert, das Zeitalter der Reformation, und ihre Vermittler sind die Landsknechte. So weit nur brauchen wir der Untersuchung des Verfassers zu folgen, da, wenn sie bis dahin richtig, die Volkstracht als ein Product der neuern Zeit hingestellt ist, die mit dem Mittelalter nichts gemein hat. — Diesem Resultate pflichten wir gern bei: doch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Ansätze zur Bildung einer Volkstracht auch im heutigen Sinne sich bereits im Mittelalter finden. Auch halten wir den Unterschied zwischen der bäuerlichen Standestracht im Mittelalter, wie z. B. Karl der Große sie nach der bekannten Stelle der Kaiserchronik festsetzte, und der Volkstracht nicht für so groß, als er dem Verfasser erscheint. Diese Standestracht, die uns in Bezug auf die kärnthischen Bauern Ottocar von Steier (vgl. Massmanns Kaiserchronik 3, 1003) noch im Wesentlichen übereinstimmend schilderte, die sich also mit geringen Modificationen von Vater auf Sohn forterbte, bildet die Grundzüge einer mittelalterlichen Volkstracht, die local und provinziell gewiss ebenso unter sich abwich wie im vorigen oder diesem Jahrhundert.

KARL BARTSCH.

Edda. Mit einem Anhang zum Theil bisher ungedruckter Gedichte. Herausgegeben von Theodor Möbius. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1860. XVIII und 302 SS. 8.

Der reich ausgestatteten Ausgabe der Edda von Hermann Lüning ist rasch die vorliegende gefolgt. Das Erscheinen zweier Ausgaben desselben Buches in so kurzer Zeit beweist das längst gefühlte Bedürfniss einer billigen, Jedem zugänglichen Veröffentlichung der „nordischen Bibel". Beruhen auch beide Ausgaben auf dem von P. Munch bearbeiteten Text, so hat jede derselben doch so viele eigene Vorzüge, daß sie neben der andern Käufer und Leser finden wird: die eine ergänzt die andere. — Da Lüning's Ausgabe in dieser Zeitschrift schon besprochen worden (4, 383), beschränkt sich Ref. auf eine kurze Anzeige der des Möbius. — Möbius, der sich durch seine Analecta norrœna als einen gründlichen Kenner der isländischen und norwegischen Litteratur des Mittelalters bewährt hat, unterzog den von P. Munch im J. 1847 zu Christiania herausgegebenen Text einer möglichst sorgfältigen Revision. Die Abweichungen, die er sich theils im Texte, theils in der Orthographie gestattet hat, können nur gebilligt werden. Großentheils sind die Änderungen im Texte durch die Lesearten der Handschriften begründet. In der Völuspa hat der Herausgeber Munch's Anordnung der Strophen in die von Rask befolgte verändert, um die Verweisungen auf Sämundar-Edda, die in früheren, namentlich J. Grimm's Werken auf der jetzt seltenen Rask'schen Ausgabe (Holmiæ 1818) basieren, für die vorliegende nutzbar zu machen. Ueber andere Abweichungen, die von geringerem Belange sind, gibt Möbius S. III—VI eben so genauen als lehrreichen Bericht. Die von Munch durchgeführte Orthographie hat Möbius selbst auf jene Fälle ausgedehnt, wo sie in der Munch'schen Ausgabe unterlassen war. Sein Verfahren hiebei wird durch die buchstabengetreuen Abdrücke von Baldrs draumar und Völuspa im Anhange (S. 255 ff.) gerechtfertigt. — Im Anhange folgen nebst den auch von Lüning gegebenen Gedichten (Grógaldr 208, L. 501, Fjölsvinnsmâl 210, L. 505, Hrafnagaldr Ôdhins 216, L. 516) noch Solarljodh S. 220, Haraldsmâl S. 228, Eiriksmâl S. 231, Hakonarmâl S. 232, die in ihrer ganzen poetischen Einkleidung zur nordischen Götter- und Heldensage in engem Bezuge stehen. Das Eiriksmal, nur der Anfang eines größeren Gedichtes, das Gunnhildr auf ihren Sohn, den norwegischen König Eirikr blodhöx*) (931—935), dichten ließ, ist durch die Nennung des Sigmundr und Sinfjötli (Sigmundr ok Sinfjötli) in der 4. Strophe (S. 231) eines der interessantesten Zeugnisse von dem Fortleben der Völsungensage in historischer Zeit (vgl. Müller's Sagabibliothek 2, 374). Überdieß ist es das Vorbild für das berühmte Hakonarmal, eines der äußerst wenigen Skaldengedichte, die uns vollständig erhalten sind. Eine sehr werthvolle Beigabe sind die bisher ungedruckten þrymlur und die rimur fra Völsungi hinum óborna. Beide sind dem Codex AM. 604, einer zu Ende des 15. Jahrhunderts geschriebenen Membrane, entnommen, welche nur rimur ent-

*) Vergl. über ihn Maurer, die Bekehrung des Norwegischen Stammes 1, 153 ff. und 170 ff.

hält und neben der Wolfenbüttler Handschrift als die älteste und beste gilt, in welcher Gedichte dieser Art überliefert sind. Rimur sind erzählende Gedichte, die selten eine originale Schöpfung ihres Dichters, sondern gewöhnlich eine bereits vorhandene Saga in der ihnen eigenthümlichen Form des Ausdruckes und der Versart vortragen. Die rima besteht gewöhnlich aus vierzeiligen Strophen, deren 1. und 3. Zeile von je vier Hebungen durch männlichen, die 2. und 4. Zeile von je drei Hebungen durch weiblichen Endreim, jedes Zeilenpaar aber für sich durch Stabreim gebunden sind. Daß diese Strophe noch heutzutage auf Island sehr beliebt sei, zeigen Maurer's isländische Volkssagen (S. 124, 190, 191, 194, 310, 321). — Die þrymlur erzählen, was in Hamarsheimt oder þrymskvidha von Thors verlorenem und wieder gewonnenem Hammer berichtet wird. Die rimur frá Völsungi hinum óborna, von einem sonst unbekannten Kálfr skáld, wie er sich lateinisch nennt Vitulus vates, entsprechen den ersten acht Capiteln der Völsunga-Saga, und die Erzählung reicht hier, wie dort, bis zur Erwähnung der Genossenschaft Helgi's mit Sinfjötli. Freunden der deutschen Heldensage ist die Mittheilung dieser Völsungarimur gewiss erwünscht. Zum Schlusse gibt Möbius Baldrs draumar und die Völuspa in möglichst getreuem Abdruck ihrer Handschriften (S. 257 ff.). Sie gewähren uns ein Bild der Schreibweise, in welcher die für uns ältesten Überlieferungen dieser Gedichte aufgezeichnet sind. Von der Völuspa ist uns hier jede der beiden Fassungen, in denen uns dieß Gedicht vollständig in Membranen enthalten ist (Cod. reg. und Cod. AM. Hauksbok), gesondert gegeben. Dadurch erfährt man einmal genau, was in den ältesten Quellen der Völuspa geschrieben steht, was nicht. Dankeswerthe Beigaben sind die Vergleichung der Strophenfolge in der Völuspa, die abweichenden Lesearten zu Völuspa nach 5 Handschriften und ein sorgfältig gearbeitetes Namenregister. Eine dankbare Erwähnung verdient die Vergleichung der Seitenzahlen von Rask's Ausgabe der Sæm. Edda mit der vorliegenden, da die Citate in Grimm's Werken dadurch leicht und sicher zugänglich gemacht werden. Die Correctheit des Druckes verdient alles Lob. Zu den wenigen S. 300 angeführten Druckfehlern muß erwähnt werden, daß S. 76, 10 *aldinn* statt *aldin* gelesen werden muß. Ein Versehen ist es, wenn es S. XIV heißt: dem Nominativ fehlt sein *r*, z. B. Vls 58, 1 *nidh* für *nidhr*, da *nidh* an besagter Stelle der Dativ ist. Wir empfehlen diese billige und gute Ausgabe der Edda allen Freunden nordischer Litteratur und Mythologie und wünschen, daß das Glossarium norrœnum recht bald nachfolgen möge.

I. V. ZINGERLE.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

HUGOS VON TRIMBERG WELTANSCHAUUNG*).

VON

KARL JANICKE.

I.

Hugo, der so schonungslos den Verfall der geistlichen Zucht, die Unwissenheit der Geistlichkeit und die zu Rom waltenden Missbräuche geißelt, ist dennoch von dem erhabenen Berufe der christlichen Priester auf das Innigste durchdrungen. Seine Strafreden gelten nicht dem Institute der christlichen Kirche, sie erstrecken sich nur auf die eigentlichen Übelstände: er weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen System und Personen.

Wir bedürfen, sagt er V. 3359, der Pfaffen (d. h. der Geistlichen) und Klosterleute Unterweisung, die uns Gott mit ihrer Lehre und ihrem Leben zu Spiegeln gegeben hat. Wenn ihrer einer übel thut, so soll uns das nicht irren: folgen wir der guten Lehre nach. – Den Pfaffen rathe ich, daß sie der Hoffahrt nicht folgen und sich vor Habsucht hüten. Sie sind ein Licht der Christenheit, denen Gott viel der Gnaden verliehen hat. V. 2346. — Seid euren Geistlichen gehorsam und widerstrebt ihnen nicht, wenn sie um der Zucht willen euch Buße auferlegen müssen. Sie müssen es vor

*) Die Versuchung lag nahe, auch Walthers, Freidanks und der übrigen Dichter des XIII. Jahrh. Ansichten und Urtheile über die kirchlichen und weltlichen Verhältnisse ihrer Zeit in die Darstellung zu verflechten. Indessen kam es mir für jetzt darauf an, in Anschluß an einen früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift (2, 363 ff.) Hugos Character, wie er sich in seinen Urtheilen über die Zeitverhältnisse offenbart, durch eine möglichst vollständige Zusammenfassung der hierher gehörenden Stellen in das rechte Licht zu setzen.

Gott verantworten und müssen euretwegen Tag und Nacht Sorge tragen. V. 3815. — Wenn tausend Pfaffen heute geweihet werden, so sind sie dennoch Menschen und gleich mir Fleisch und Bein: die bloße Weihe reinigt sie noch nicht; nur priesterliche Zucht und Gesinnung verleiht die wahre Kraft. Hat ein Priester einfältige Sitten, so nehmen daran viel Leute Anstoß, denn der Pfaff ist gleich einer Scheibe, nach der man schießt. Gar viel des Volkes achtet auf seine Lebensweise; desswegen soll er der Welt ein gutes Beispiel geben und bösen Dingen Widerstand leisten. V. 2486. Wen wundert, daß der Teufel und sein Heer mehr auf einen Pfaffen als auf hundert Laien lauert, der hat nie Vöglein im Mai singen hören. Die Pfaffen sind Christi Fahnenträger, nach denen alt und jung in den Kämpfen der Welt sich richten. Gott gebe, daß sie uns gut anführen. V. 2869. — Der Mensch hat Sinn und Verstand verloren und entbehrt der Liebe zu Gott, der Priester nicht ehrt und ihnen gram ist. Die Priester vergleicht man mit Hunden, die Wunden heilen: so soll auch des Priesters heilbringende Zunge alt und jung mit Trost heilen und nicht mit Zweifel erschrecken. V. 2903. — Wenn auch die Priester ungleich sind, so ist doch ihr aller Amt rein von den Gnaden, die Gott uns und ihnen zu Heil zu geben befohlen hat. V. 2835. — Selbst wenn ein Priester aller Welt Sünden auf sich geladen hat, dennoch ist die Messe rein: seine Missethat schadet ihr nicht; von Gott allein geschieht Gnade*).

Es ist ein Gedanke, der bei Hugo oft wiederkehrt, daß nur wahrer innerer Beruf, innige Liebe zu Gott und dem Erlöser und Verachtung der weltlichen Dinge Pfaffen und Mönche zur Wahl ihres Berufes leiten sollen. Wer um der Ehre willen, oder um gutes Leben zu haben Pfaffe oder Mönch geworden ist, dem wird Honig bitter und Gift süss. V. 3319. — Wer in ein Kloster gehen will, der sollte vorher erst sieben Jahre unter Noth und Angst einem Hauswesen vorgestanden haben: dann wird ihn erst das Klosterleben gut dünken, da er jetzt vieler Sorgen enthoben ist; dann bereut er auch seinen Entschluß nicht. Wer von frühester Jugend an sich dem Mönchsstande ergeben hat, dem ist des Heils viel beschert. V. 2960. — Der König David flüchtete sich vor seinen Feinden in eine Höhle: so soll ein Sünder in ein Kloster fliehen, ehe ihn drei

*) Es ist dieß ein Gedanke, der sich bei unseren mhd. Dichtern oft wiederfindet. Z B. Freidank 14, 8—15.

Feinde, sein Fleisch, die Welt und des Teufels Rath erjagen. Er soll nicht desswegen in ein Kloster gehen, damit er des Leibes wohl pflege und die Seele außer Acht lasse. V. 3024. — Wer Übermuth, Unkeuschheit und Besitzthum vermeiden kann, der ist ein echter Klostermann. Das Kloster ist eine Stätte für reines Leben und inbrünstige Andacht; welcher Mensch diese beiden nicht hat, 'der ist niht visch unz ûf den grât'. V. 3070. — Hat der Mönch nicht wahre Gottesliebe, so schert er ohne Nutzen sein Haar. Pfaffen und Mönche sollten einander behülflich sein: wer einen betrübte, dessen sollten sich die anderen annehmen. Aber dem ist nicht so; mich dünkt, daß einer über den anderen frohlockt. V. 3088. — Geistliche Leute tragen Neid und Haß gegeneinander, wie stimmt das zu ihrer Würde? Sie haben sich desshalb aus dem Geräusche der Welt zurückgezogen, damit sie nicht wie andere Sünder leben, da sie Freunde und äußere Ehre um deinetwillen, o Herr, verlassen. Was wollen sie mehr als bei dir ewigen Lohn erwerben. V. 3849. Kloster, Pfarre und Bisthum haben die vergessen, von denen sie zuerst gestiftet sind. Das sind Demuth, Armuth, Barmherzigkeit und andere Tugenden. V. 2980. — Wo geistliche Leute fleischlich sind, die wären besser außen in der Welt als daß sie als Wölfe geistliche Kappen tragen. Wer auf böse Geschicklichkeit seine Gedanken richtet, der wird selten ein frommer Mann und wenn er sieben Kappen aufthäte. V. 3171. Derselbe Gedanke V. 3239 ff. — Wer in Klöstern wie ein Luchs oder Fuchs gefangen liegt, der ist nicht durch Gottes Willen gehorsam, sondern weil ihn der Hunger dazu zwingt. V. 3683. — Wann ein Schüler sich aus Hungersnoth weihen lässt und nicht aus Liebe zu Gott, dem wäre besser, daß er als Arbeiter sein Brot verdiente, als daß er Priester geworden. V. 3699. — Mancher wird Mönch oder Priester, der, wenn er das Gut hätte, gern ein gemächliches Leben führte. Ein solcher beschnitt sein Haar, aber nicht seine Gesinnung. Will er bei Almosen die Vortheile des Reichthums genießen, so erwirbt seine Seele größere Pein als wenn er ein weltlicher Mann geblieben wäre. V. 3751. — Niemand thut der Christenheit größeren Schaden und größeres Leid als wer ein falsches Herz hat und geistliches Kleid an sich trägt. V. 4323. — Der Teufel hat manchen im Kloster gefangen, der ihm entwischt wäre, wenn er in der Welt geblieben. V. 4339.

V. 3931.

wâ vert der mensch mit sînen sinnen,
der in clœstern wil gewinnen
lop und guot mit glîhsenheit,
daz er an hôhe werdekeit
sich müge bringen hie ûf erden?
swer dar umb wil ein münich werden,
daz er mit valsche guot gewinne:
der wirt betrogen ûzn und inne.

Die Klagen über die gesunkene Klosterzucht, über das weltliche Treiben in den Klöstern, die Unwissenheit der Pfaffen, das Kriegführen der hohen geistlichen Herren und die Bestechlichkeit des römischen Stuhles wiederholen sich oft.

V. 3491.

wê dem, der an treit clôsterwât
und clôsterlebens niht enhât
wê dem, der ungehôrsam ist
der ûzn ist golt und innen mist.

V. 3645.

der dâ kan lecheln unde liegen
und mit valscher süeze triegen,
derselbe ist oft ein clôsterwerre
und wær des nôt, daz er vil verre
in einer zelle wær al eine.
dann mit nîde in der gemeine.
swer in convente machet part,
dem macht der tiufel sînen bart,
bringt er in vür sîne zente.
wê der stift, wê dem convente,
dâ triuwe zuht bescheidenheit
diemuot gehôrsam reinekeit
ân allen kriec solt iemer sîn,
und springet dâ der tiuvel în:
sô merket all mit welhr andâht.
unsers hern dienst würd dâ volbrâht.—

V. 4539.

swer wider sînen orden strebet
und niht nâch gotes willen lebet:
wizzet der ist ein endecrist. —

V. 4105.

der zweier (der Falschheit und Untreue)
ob manz sprechen sol,
ist leider manc capitel vol.
swenn sie des tages und in der naht
beten solten mit andâht:
sô stêt ir maniges getrehte,
wie er sîm bruoder tuo unrehte
und betrüebe im sînen muot.
sie tuont als die schrezveder tuot,
die vorn hât ein vriuntlich antlütze,
ir zagel ist aber der gift ein sprütze.
als lachet manger vroelich an
jenen, dem er des lebens vergan:
waz sol der in ein geistlich leben,
der sînen willn niht ûf wil geben?

Als die Schlange mit ihren Genossen vom Himmel herabgestossen wurde, da theilte sie ihren Leib dreifach. Die Laien bekamen das Haupt und das bezeichnet die Hoffahrt; das Mittelstück erhielten die Pfaffen, wovon sie 'frœzec unde geil' wurden; der Schwanz, mit dem die Schlange viel Sterne nach sich zog, bedeutet Neid und Haß, den man bei Klosterleuten findet, obschon ihre Worte, ihre Werke und ihr reines Leben uns gleich den Sternen hellen Schein geben sollten. Ihnen hat Zorn, Neid und Argwohn viel Herzeleid zugefügt; dadurch ist der Sterne Schein gar sehr erblichen.

V. 2936.

swenn clôsterliute münche und nunnen,
die der werlte sint entrunnen,
wider in die werlde trahtent
und ir ordens lützel ahtent:
die twinget ir gewizzen,
daz si gênt gebizzen
in tiuvellîchen riuwen
als ob si senf kiuwen.
in ist wê beidin hie und dort,
wann clôsterzuht und clôsterwort
hœrt man von in selten:
des muoz oft engelten
manc wol gezogen clôsterman,
der so getân unzuht nie gewan.
wil er die wârheit sprechen,
zehant welnt sie sich rechen
mit hôfart und mit pickn ûf in.

Auf allen berühmten Universitäten (Barîs, Badouwe, Orlens, Salerne, Bolonje, Tôlêt, Berne) wird gelehrt, daß die Pfaffen der Welt Spiegel seien und ihr Widerbild an allen Tugenden. Aber doch sieht man ihrer viele nach Wollust und Habgier streben mehr als nach Barmherzigkeit.

V. 1782.

Kristen gloub sich schier zetrennet,
swâ ein ordn den andern bennet,
swâ man ze priestern wîtet kint,
swâ geistlich liute vreislich sint,
swâ der pfaff sol pflegen pfarre,
der selbr ist affe und ein narre,
swâ man die machet zu prælâten,
die weder gehelfen noch gerâten
kunnen den, die under in sint:
dâ wirt schier unser gloube blint
und swâ man die siht velschn ir leben,
die uns guot bilde solten geben.

Doch nicht bei allgemeinen Klagen bleibt Hugo stehen: er weiß wo der Grund des Übels liegt und giebt uns dadurch ein reichhaltiges Material zur Beurtheilung der sittlichen Verkommenheit des geistlichen Standes seiner Zeit. Den Verfall der christlichen Kirche sieht er in dem Streben der Geistlichkeit nach Reichthümern, in der Vergeudung des geistlichen Besitzthums durch Kriege, in der Unwissenheit der Kleriker, in dem Schacher mit geistlichen Stellen und der Verleihung von hohen geistlichen Ämtern an Kinder.

V. 4285.

Judas Simôn und Jêzî
wonent nu pfaffn und münchen bî.
er sî pfaff oder clôsterman,
swer irdisch guot gewinnen kan:
dem über sehent nu sîn prælâten
mê dann die alten wîlent tâten.
des vindwir hiute geistlich liute,
vreislich in vleischlicher hiute,
die hôfertc gîtéc nîdisch sint
und sint doch heilge gotes kint.

Die ersten Bischöfe der Christenheit haben fast alle den Märtyrertod erlitten. Wer will aber jetzt gemartert werden? Geistlichkeit und Laien schonen ihres Leibes und nehmen was sie bekommen können, beide füllen gleicher Weise ihren Säckel. V. 16, 677. — Der Pfaffen, Mönche und Nonnen Orden eifern den Kaufleuten nach und trachten mehr darauf wie sie Geldgeschäfte machen als wie sie

Tugend in heiligen Büchern finden. V. 13, 276. — Freunde, Aussicht auf Hülfe und verborgener Schatz machen Mönche und Nonnen aufsätzig. Daß viele Mönche auf ihre Vorgesetzten keine Acht haben, kommt daher, daß sie Eigenthum besitzen. V. 3825. — Welcher Mönch sich seiner Freunde rühmt und sich mit eigenem Lobe breit macht, der hätte besser einen Panzer an als eine Mönchskutte.

V. 2437.

ob man die wârheit sprechen sol,
sô solt kein pfaff mit leien strîten.
nu müezen sie vil mêr gerîten,
wâ si liute und lant beschirmen
dann wâ si prêdgen wîhen virmen.
harnasch schûtzen und schoen pfert
helm schilt kolben unde swert
sind mangen prælâten nu sô wert,
daz selten ir deheiner gert
an zesehenne wie er stê
an sîm insigel und wie er gê,
sô er kirchen wîhet unde pfaffen
und manic mensche an in muoz kaffen,
als ob er ein engel sî.
ist dann niht süeze andâht dâbî,
daz sî dir, herre got, gecleit,
ob werltlich êre in baz beheit
dann die hôhe wirdekeit,
die du hâst an sie geleit.

V. 1009.

swâ rîche abtei oder bistuom
mit urliug gên einander strebent
und ros und kleidr und grôz guot gebent,
des nie pfenninc ir eigen wart,
daz gotes diener hânt erspart
in irme dienste manec jâr,
daz wirt von irme krieg sô gar
zestrôut, daz lant und liute verderbent.

Das Gemälde, welches Hugo von der Unwissenheit der Geistlichkeit entwirft, ist gerade nicht das schmeichelhafteste. Welcher Priester so unwissend ist, daß er das, was er singt oder list, nicht verstehen kann und doch von seinem geistlichen Amte leben will, dem wäre besser, daß er ein Lastträger wäre. V. 17, 850. — Mancher macht in seinem Capitel viel Lärm, der nicht sieben Abschnitte in der heiligen Schrift durchkommen könnte. Das Herz eines solchen wird bitterer als Gift, wenn ihm ein tüchtiger Mensch antwortet, der deutsch und latein kann. Viele müssten gut gezogen sein, sollten sie ihre Rede in lateinischer Sprache vorbringen, die so mehr lärmen als sieben wohl unterrichtete Pfaffen.

V. 2772.

man wîhet leider mangen priester,
dem vil baz zæm, daz er zwei riester
an einem pfluoge solte haben,
dann daz er die buochstaben
unordenlich zesamme rucket
sô er die worte underzucket
und über si rumpelt unde loufet,
swenn er betet singet toufet
und vil lützel ouch verstât
waz kelch alter messewât
patên und corporal bediuten,
kriuz in der mess, daz mangen liuten
vil guote andâht gên gote mehte,
swer ez kund verstên ze rehte.

Ich habe ihrer mehr als drei gesehen, die in der That mir nicht sagen konnten, welcher Heilige der Schutzpatron (houbetherre) ihrer Kirche wäre. Wen sollte das nicht bekümmern, daß sie der Heiligen so wenig achten und doch die Einkünfte einziehen, welche Pfründe und Pfarre abwerfen. V. 2696.

Über die ungerechte Übertragung von geistlichen Einkünften an Unwürdige oder Kinder, welche Motive bei der Vertheilung von Bisthümern und Abteien stattfanden und über die Simonie finden wir folgende Stellen:

V. 2786.

durch liebe gâbe vorht nieman
sol pfaffen wîhn noch pfarre in lân,
dann durch got durch zuht und gunst
durch ordenlîches lebens gunst.

V. 2660.

swenn ein pfaffe stirbet,
zehant ein ander wirbet
umb sîn künecrîche
und lebt als effenlîche
als sîn vorvar hât getân.
bœs bilde nimt die werlt daran,
wan manic pfaff hât siben pfarre
und ist doch sô gar ein narre,
der im noch ein lîh oder zwuo,
er næm vil lihte ouch sie darzuo.

— — — — — — —

V. 2627.

ist iemen sô tump daz er gedenket,
swenn er sîn herz in zwîfel senket:
lebe dir sanft und bis ein narre
und hab drî pfründe und siben pfarre
lieber dann daz du kumberlich
muost leben unde unêrlich
dîner vriunde halp und ouch dîns guotes:
ân zwîfel derst vil krankes muotes
dan jener der roubet unde stilt
und sîn tât mit vorhten hilt.

V. 4043.

Der leie hât vil tumbe sinne,
der durch werltlich minne
pfarre gewinnet kleinen kinden.
in der schrift wir niender vinden,
daz man pfarre alsô sul lîhen.

Wenn Laien es sich angelegen sein lassen, Gut zu gewinnen, so ist ihnen daraus kein großer Vorwurf zu machen: daß man aber Kinder gegen Gottes Gebot mit Gottes Gaben reich macht, noch ehe sie das erforderliche Alter und die nöthige Einsicht gewonnen haben, das ist nicht recht. V. 10, 876.

V. 4163.

nu helft mir ein dinc merken eben,
daz vil mêr pfründe wirt gegeben
durch sippe miete und durch êre
dann durch got, daz müet mich sêre.
mit disen dingen sint berâten
manec pfaffen und prælâten,
den pfefflich leben unde kunst
nie erwarp capitels gunst.
suln die niht schuldec sîn daran,
die einen jungen tumben man
setzent an hôhe wirdekeit,
der mit sîner unbescheidenheit
lande und liutî hin nâch tuot leit,
swenn im die êr wirt angeleit
der er niht gerihten kan.

V. 831.

Pfarre pfründe und probstei
technei bistuom und abbatei
kan nu erwerben gîtekeit
mit schôn gemalter glîhsenheit.
got herre, getorste ich wâfen schrîen

über die verfluochten simonîen,
die grôz unbilde hât getân
hie vor als ich vernomen hân
und tuot noch heimlich alle tage.
des ensihe ich niht, ich hœre ez sage,
wann ir getiusch ist mangerleie
das pfaffen münch und manec leie
niht welnt verstên und wizzn doch wol
waz man tuon und lâzen sol.

Diesen Stellen mögen sich einige anreihen, in denen Hugo den Pfaffen Freigebigkeit und Mildthätigkeit dringend ans Herz legt.

V. 988.

die aber der armen spîser sint
und weder wîp habent noch kint,
sint die niht milte, daz stêt in übel:
karcheit ist himels vensterschübel.
getar manz in niht under ougen
werfen, doch mag manz in tougen
ofte scheltn, ez möhte cleben.

V. 5591.

Ditz merket leien unde pfaffen,
die got dar zuo hât geschaffen,
daz si mêr dann ander liute
guots und êren habent hiute:
gebt iuwer brôt vrœlich durch got
und gedenket daz der vrum wirt Lot
an güete an êren nie verdarp,
und so getân gnâde umb got erwarp,
daz engel sîne geste wâren.

V. 10732.

Pfaffen guot solt armer liute
sîn ze reht; nu siht man hiute
daz manger pfarrer gîteclich
samnet unde vil unglîch
teilt mit den armen, der dienaer
und spisaer er billîcher wær.

Es ist bekannt, wie die Mehrzahl der deutschen Dichter des Mittelalters in den Kämpfen zwischen Pabst und Kaiser des letzteren Partei ergriff. Als Hugo seinen Renner dichtete, waren zwar die Gegensätze nicht mehr so scharf ausgeprägt wie zur Zeit der Staufer, aber die Wechselwirkung zwischen weltlichem und geistlichem Regiment war noch vil zu lebendig, als daß Hugo, der namentlich für die kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit eine so feine Beobachtungsgabe besitzt, es hätte unterlassen sollen, das Leben des Pabstes, der Cardinäle und der hohen Geistlichkeit, sowie der sittlichen Verkommenheit in der Hauptstadt des christlichen Glaubens einer scharfen Kritik zu unterwerfen. Dasselbe, was bereits in der Vorbemerkung zu diesem Abschnitte gesagt ist, Hugo kämpfe nicht gegen das System, sondern nur gegen die Mißbräuche desselben, muss auch hier wiederholt werden. Gleichwie er in den oben angeführten Stellen nicht gegen die Pfaffen und Mönche als solche spricht, sondern vielmehr von der höchsten Achtung für ihren Beruf erfüllt ist, freilich aber auch in starken Ausdrücken gegen ihre Habgier, ihr weltliches Treiben, ihre Unwissenheit eifert, ebenso bekämpft er in den jetzt anzuführenden Versen nicht die Institution des Pabstthumes, sondern nur die Entfremdung desselben von seiner

ursprünglichen Bedeutung. Zuerst folge eine Stelle, aus der wir ersehen, wie Hugo übereinstimmend mit anderen Zeugnissen des Mittelalters sich das Verhältniß der kaiserlichen Macht zum Pabstthume gedacht habe. Erörtert ist die Theorie von den beiden Schwestern von Eichhorn (Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4. Ausg. Bd. II. §. 286. §. 360—364) und W. Grimm (Freid. Vorr. LVII.—LXII), wo man auch die hier einschlagende Literatur verzeichnet findet.

V. 8959.

Waz hât die werlt vröud oder wunne,
swenn der mân und ouch die sunne
tunkel wærn und die planeten
stille stüendn an siben steten!
als habwir cristen, swenn daz rîch
und der bâbst niht hellent glîch
und swenn die rihter stille stênt
und rehtem urteil niht nâch gênt.
den bâbst bezeichnet uns die sunne,
von dem geistliches rechtes wunne
schînen sol, so bediutt daz rîche
den mânen, swenn ez sunderlîche
werltlichs gerihtes pflegen sol.
dâ von wizzwir alle wol,
daz sant Johanns ein swert an truoc
durch schirm, mit dem er doch nicht sluoc.
sant Pêters swert sluoc ab eim schalke
ein ôr, der was geheizen Malke.
daz swert gehœrt die rihter an:
Johannes swert bediutt den ban.

Des Pabstes Macht stammt von St. Peter, der sie ihm verlieh, seiner Schafe zu warten, aber nicht sich durch sie zu bereichern.

V. 8979.

Got gab sant Pêter sînen segen
und hiez in sîner schâfe pflegen,
er hiez in niht die schâfe schern:
nu schernt die pfaffen alle gern.
der bâbst enruochet wer beschirt,
daz im der wolln ein knolle wirt.

Daran schließen sich Verse, in denen der Überfall des Pabstes Bonifacius VIII. durch die Colonna's (heren, hiezen von der Siule), wobei im 20,000 Pfunt abgenommen wurden (s. Drumann, Bonifacius VIII. S. 188 ff.). Hugo schließt mit der Betrachtung:

so getân schatz was vil unkunt
sant Pêtr und sant Gregorîô.

Wie durchdrungen Hugo von der Wichtigkeit des päbstlichen Amtes ist, zeigt V. 1032

wâ sulwir kristen suochen reht,
sô der leben ist niht sleht,
die pfaffn und leien verrihten solten,
ob sie das reht ansehen wolten.

dâz daz rîch ân künec wære
zehen jâr, wær niht sô swære
als ob der stuol ze Rôm ein jâr
ân bâbest ist, die rede ist wâr.

Hoffahrt und Habsucht, das sind die Übel, woran Päbste und Könige leiden: demüthige reine Gesinnung fehlt ihnen. V. 8972. — Alle Missethat verursacht größeres Ärgerniß bei Pfaffen als bei

Laien. Von Rom vermag Niemand Ärgerniß zu verjagen, wo unseres Glaubens Schule ist. Wo Pfaffen und geistliche Leute ungern Gott dienen, da geben sie den Laien großen Anstoß. — Und über die Bestechlichkeit des römischen Stuhles spricht sich Hugo an mehr als einer Stelle aus.

V. 18554.

Pfenninc ist ein heilictuom,
daz ze Rôm hât hôhen ruom.

V. 6292.

Swer niht mit unkust ist durchtriben,
der touc ze Rôm niht, dâ der stuol
ist unsers glouben und die schuol.

V. 17212.

Ein volc ist hoftiuscher genant,
daz dem bâbst ist wol bekant:
dâ man billîcher gerehtekeit
vunde und slehte einveltekeit.

V. 9113.

Wær die bulle silberîn,
sô wurde manec bilgerîn
ermordt, des herze vrô und vrî
macht ein zetel und ein blî.
Rôme teilt in manic lant
ir blî als uns ist wol bekant.
sie ist ân gâbe nieman holt,
sie gibt vür silber und vür golt
blî. die wîl die werlde stât
die münze ir niht abe gêt,
wann ein seide und ein blî
wonent des bâbstes brieven bî.

V. 9077.

Swer wol gelernet rœmisch getiusch,
er sî diep morder oder unkiusch,
hât er ze geben, man macht in heilic,
al ein die sêl doch blîbe meilic.
der bâbst ist sînen kinden holt
und nimt ir silber und ir golt
und tuot in gnâd, die bezzer ist
mit ganzen triuwen zaller vrist.

V. 9008.

Ze Rôme ist ouch antlâz veile
pfarre bistuom probsteie
technei und abbateie,
wan nâch der alten meister sage
so bediutet Rôme hendenage,
wan si nagent manic hant
als pfaffn und leien ist bekant.
ouch wârn ir ersten stiftær
roubaer unde mordær.
sô sint nu ir kanzlær
schribær bullær kamerær
triegær liegær abbrechær,
die mangen biutel machent lær.
reinez leben adels kunst
blîbent ân des bâbstes gunst,
ezn kum dann mit in an die vart
Richart, Klinchart und Gebhart:
swer die bringt, der wirt gewert
swes er in dem hofe gert.

V. 10822.

Sît allez daz ist veile worden
pfründe pfarre und clôsterorden
und swâ mit man helfen solde
den sêln, swer rehte leben wolde:
sô vüerte billich an ir reien
mit bistuom und mit abbateien
die gîtekeit werltlîche vürsten.
ob man den bâbest ouch siht dürsten
nâch irdischem schatze ûf erden,
wie sol unser gloube veste werden,
sô sîn siul sich nîgent alle
gên des êwgen tôdes valle?

Nicht minder ungünstig wird über die hohen geistlichen Würdenträger geurtheilt:

V. 2424.

Pfaffenfürsten hânt mêr sorgen
beide den âbent und den morgen
umb werltlich platnaer
dann umb geistlich blatnaer.

V. 4263.

Was aller cristenheite wirret
und rehtes glouben sie verirret,
daz ist der hôhn prælâten schult,
die mit grôzer ungedult
grôz dinc wellent über komen
des lant und liut niht nement vromen.

V. 8701b.

Ich vürht daz Simôn und Jezî
den cardinâlen wonent bî.
ichn weiz ob sie iht guots gerâten
bischoefen ebten und prælâten.

II.

Nicht die philosophische Speculation, sondern die Bibel und die kirchliche Tradition war der Ausgangspunkt rechtsphilosophischer Betrachtung im Mittelalter. In diesem Sinne beantwortet auch Hugo die Fragen nach dem Ursprunge der Stände, warum der eine zum Herren, der andere zum Freien und der dritte als Eigenmann geschaffen sei.

Unser wackerer Schulmeister berichtet uns im Anfange seines Renners (v. 1350 ff.), wie er in ein Dorf geritten kam und ihn die lagernden Bauern fragten, warum die einen frei, die anderen als Leibeigene geboren wären: sie stammten doch alle von einer Mutter. Hugo erzählt ihnen darauf die Geschichte Noahs und seiner drei Söhne (Genes. IX, 21—29), wie Ham seines Vaters Scham, als dieser vor Trunkenheit eingeschlafen war, gesehen und seine Brüder herbeigerufen hätte. Diese wandten sich aber ab und breiteten über den Vater ihr Gewand aus. Noah erwachte, bemerkte was sie gethan und sprach: Verflucht sei Chanaan, und sein Geschlecht soll Diener und Knechte meiner anderen Söhne sein — Doch trifft dieser Fluch setzt Hugo nach einer Zwischenrede hinzu, nicht allein die Bauersleute, sondern auch die Juden, Ketzer, Heiden und die Christen, welche nicht nach Gottes Willen leben.

Dieselbe Begründung des Herkommens findet sich auch sonst*). Ich theile hier nur eine schlagende Parallelstelle aus der Weltchronik

*) Auch dem Verfasser des Sächsischen Weichbildrechtes war sie bekannt s. Sächs. Weichbildrecht, herausgegeben von v. Daniels und v. Gruben. Berl. 1857. 65. 66. 'Nest sagen ouch senliche lute (nachdem im vorhergehenden Paragraphen die Herleitung der Dienstleute aus dem Morde Kains zurückgewiesen ist), daz eigintschaft komen sy von Cham, Noens sone, umme dy schemde seines vaters. Daz ist ouch nicht, als das die schrift bewist; wenn von Chams geschlechte manich konnig

des Jans Enenkel mit, die sich, allerdings nicht vollständig — sie geht nur bis auf Salomo — in einem Freidank und einen Auszug aus dem Renner enthaltenden Helmstedter Codex (s. Freid. p. VIII) befindet. Während Hugos Erzählung sich ziemlich eng an die biblische Überlieferung anschließt, sind bei Jans Enenkel eine Reihe kleiner Züge hinzu gethan, die der biblischen Erzählung durchaus fremd sind.

Als seine Brüder dem Ham Vorwürfe wegen seines Betragens gemacht hatten, geht er von ihnen fort 'uf eyn heide die was breit' und bereut das was er über seinen Vater gesagt. Noah richtet sich auf und verlangt nach Ham. Inzwischen kommt dieser zurück.

Do er den son an sach
Eyn wort er sprach
Hast du getan die widerkere
Alle salde und alle ere
De si dir alle wider sayt
Got si daz von mir geklayt
Daz ich dir ie zů kynde gewan
Der flůch si dir getan
Waz kynt von dir kumftig sin
Daz si den brudern din
Muzzen werden vndertan
Und irn geniz von im han
Dine kint sin irre kyndes knecht
Du solt haben keyn recht
145a.
Zů allen dingen die ich han
Dinen brudern ich der eren gan
Wan du spottest myn sere
Von dir flihe salde vnd ere
Die bruder myn ouch besitzen
Mit sinnen und mit witzen
Mit fluchen mustu sin vertan
Wan ich din spotten gehort han
Von dir in myner krancheit
Der můz dir geschehn leyt
Dez helf mir der riche got
Des flůch si din vmb disen spot
Zů disen sonen er do sprach
Ir sult keyn vngemach
Liden noch nicht zmerczen
An lib vnd an hertzen
Sem liber sone myn
Du solt hude vnd ummer sin
Gewaltig vnd immer vri

unde edil furste komen ist, unde mehr, wen von den andern zwen brudern; wen an den fursten ist nicht eigintschaft.' Nachdem in den beiden folgenden Paragraphen auch die Ansicht, daß die Eigenleute von den Nachkommen Esaus oder von den durch König Nimrod unterworfenen abstammen verworfen ist, heißt es II. §. 6: 'Von rechter warheit haben wir des orkunde, daz eiginschaft habe beghin von getwange unde von gefenchnis, daz die alden fursten unde vrie herren von alders in eyne unrechte gewalt unde gewonheit bracht haben, unde wellen daz nu vor eyn recht haben. Und daz ist alles vor gote unrecht; wenn got den menschen geschaffen hat nach sines selbest bilde, unde en mit siner marter gelediget hot, unde vrie gegemacht mit sines selbist blute. Wie mochte den zo grose vriheit unde ledigunge weder zu eyner eiginschaft werden gemacht? Alleine haben die alden fursten under en selber alzo gesazt, unde nicht mit der gemeinen lute rate. Von rechter warheit zo hat eigintschaft beghin von getwange, und von gefenckenis. So welcherhande recht nu dy gemeine lute unter enander sazten, daz bestetigete der konnig, und befeste daz in eyme izlichen lande. Do beschiden sy der Sachsen recht sunderlichen.'

Min truwe wil ich dir zeigen
Du werdest nimmer eigen
Alle salde won dir bi
Vnd was kumftig von dir si
Dar zu habe dir di salde myn
Daz got din pfleger mûze sin
Vnd allez daz ich nidert han
Daz muz dir wesen vndertan
Wider den dritten son er sprach
Do er in vor im sten sach
Japhet liber sone myn
Mit vreuden mûstu immer sin
Daz hastu verdynet wol
Din lip ist ganczer truwe vol
Von hinnen vncz an den lesten tag
Mit eren ich daz sprechen mag

145b.

Er sprach du solt mit eren phlegen
Wan ich wil ere an dich legen
Vnd wil dir segen daz swert
Wan du bist aller eren wert
Do er den segen do inphing
Dem vader er vor mit eren ging
Der sprach zû im vil schone
Son daz dir got lone
Die ere an dir nu lit
Do von soltu dynes brûder wip
Dines bruder cleyne kindelin
Mit truwen lan bevolen sin
Mit truwen solt du in bi besten
So kan uch nummer missegen
Do von gewinnet ir eren vil
Dor vmb ich got biten wil
Daz habt ihr beide vordynet wol
Wan vwer lip ist truwen vol
Japhet was der erste man
Der ritters namen ie gewan
Sin vater segent im daz swert
Wan er was aller eren wert etc.

An einer anderen Stelle (V. 2256) characterisirt Hugo die Stände folgendermassen: Gott hat seinem Namen zu Lobe Bauersleute, Ritter und Geistliche geschaffen. Die Ritter sollen die Bauern beschirmen und sie vertreten, die Pfaffen sollen um das Heil der gesammten Christenheit beten, dafür gebührt ihnen auch der zehnte Theil alles dessen, was auf Erden wächst. — Eine andere Eintheilung der Stände nach ihren Berufsclassen findet sich V. 18020. Auch hier ist wieder die Zurückführung auf biblische Personen beachtenswerth:

Got hât der christenheite geben
driu besunderlîche leben
êlich geistlich und rihtær,
mit drin hern ich daz bewær.
êlich leben lêrt uns her Jop,
Dâniêl geistliches lebens lop.
Nôê der richtær leben wac,
do er al ein der archen pflac,
in der vor der sintfluot genas
allez daz dô lebende was.

Indessen auch außerhalb dieser drei Stände giebt es noch gewisse Classen von Menschen, die zwar als besondere Stände nicht gelten können, indessen doch eine gewisse Bedeutung für die Gesellschaft haben. Dahin gehören z. B. diejenigen, welche ihrer Geburt nach weder den Rittern noch den Bauern zugezählt werden können. Hugo nennt sie Halbritter, und die fragenden Bauern (s. o.) erzählen uns, wie ihr Verhältniß zu ihnen und zu den Herren sei.

V. 1503.

bescheidt uns noch eins des wir biten
von den, die halpritter sint
und doch ungern gebent ir kint
uns gebûrn, swie doch ir adel
mêr gesippe sî dem stadel
dann ez dem rittersatel sî.
sie sint niht eigen und niht vrî
und wonent den edeln liuten mite
und habent doch gar unedel site
und tuont uns armen ofte leit.

Hugo trägt ihnen darauf die Fabel vom Maulesel vor, der seinen Vater verleugnet und ein Geschichtchen von einem Bauernsohne, dem von einem heruntergekommenen Adeligen eine Frau, die nach drei Monaten ein Kind gebiert, aufgeschwatzt wird. Aus solchen Ehen, ist die Schlußbetrachtung, entspringen die Halbknechte. Von solchen Kindern werden die Bauernschinder erzeugt, und wer zu ihnen spricht, sie seien nicht in rechter Ehe geboren, der hat Leib und Gut von ihnen eingebüsst. — Auf die weitere Frage der Bauern wie es zugehe (V. 1756), daß wenn ein armer Mann zu einem Amte genommen wird, dieser sie mehr plage als einer, der nicht zu ihrem Stande gehöre, erzählt ihnen Hugo die Fabel von der Krähe, die sich mit des Pfauen Federn schmückte; dann folgt die Deutung der Fabel:

V. 1786.

Der rûche bediutet einen voget,
der mit kleinem guote broget
gên den, die rîch od edel sint:
der ist an guoten witzen blint.
die pfâwen bediutent edelliute
und rîche burger, die noch hiute
grôziu dinc vol bringen mügen,
dar zuo niht arme liute tügen.
swenn einr von nihte wirt erhaben
und mit den hern beginnet draben,
der wirt über all sîn nâchgebûr
vil erger dann ein hagelschûr.
er vürht sich hie und vürht sich dort.
ern ruoch daz ein gemeiner mort
über all die gieng die werder sint
dan er sîn wîp und sîniu kint
dar zuo wil er sich glîchen
den edeln und den rîchen,
dar zuo niht arme liute tügen
mit meinswern und mit lügen.

Was das Leben der großen Herren, also des hohen Adels betrifft, so ist Hugo auf sie auch nicht besser zu sprechen als auf die Geistlichkeit.

V. 2054.

als nu die herren lebent ûf erden,
als mac ir wênec heilec werden.
ouch wolt ich manges herren guot
ungern haben und sînen muot.
des endecristes vorrennær
sint gîtegær und glîhsenær.
swer werdn wil mit der niuwen hant
bâbest bischof oder dechant
abbet probst oder prîor,
der lerne liegen triegen vor,
glîhsenheit und simonîe
und einn abschrôten ribaldîe
vil geloben und wênec geben
getürsteclich mit valsche leben.

Dieselbe Klage, daß die großen Herren viel versprechen und wenig halten, finden wir auch V. 950.

noch bœsr ist swacher herren trôst,
bî den vil selten wirt gelôst
ir arm gesind von kumbers kloben,
den sie doch oft vil kunnen globen.
guoter gelübde sint si rîche:
daz aber si liegent willeclîche
und niht gebent, daz stêt in übel:
liegen ist sünden schanden tübel.
tunkel wolkn ân allen regen
sint herren, die man nu siht pflegen
vil geloben und lützel geben:
die sint ân êr ditz kranke leben.

V. 970. Die Ehre — und dieser Begriff umfasst in der alten Sprache mehr als der heutige — die Ehre ist es, welche den Herren macht:

ein herre ân êre zimt als wol
als ein schoen sal mistes vol
buom ân loup, houbt âne hâr,
velt ân gras, tier zagels bar.

V. 559. Früher, da noch Zucht und Ehre bei großen Herren war, ward 'manec edel kint' in fremde Länder gesandt, auf daß es Anstand und Ehrbarkeit lernen sollte; jetzt aber haben die Herren so böse Sitten, daß ein Edelmann sein Kind ebenso gut in eine Schenke schicken könnte, als zu den Herren.

Auch über den Verfall der Bildung, namentlich der Dichtkunst bei adeligen Herren, klagt unser Meister.

V. 1210.

Gîtkeit luoder und unkiusch,
muotwille und unzimlich getiusch
hânt mangen herrn alsô besezzen,
daz sie der wîse hânt vergezzen
in der hie vor edel herren sungn,
von Botenloube und von Morungen —

es folgt hierauf die bekannte literarhistorisch merkwürdige Stelle.

Woher Hugo die Nachricht genommen, daß vordem Niemand zu Könige gewählt wurde, der nicht die sieben freien Künste inne hätte, weiß ich nicht; er beruft sich ausdrücklich auf ein Buch. V. 1290 fährt er fort:

des nam sich tiefes tihtens an
manec hôch geborner man
und ander herr in vremden landen,
die triwe und êrn an kunst erkanden,
als her Numâ Pompilîus,
Mæcênas und Virgilîus etc.

Großer Herren Rathgeber und Hofleute scheinen dem ehrlichen Hugo ein gewaltiger Dorn im Auge gewesen zu sein. Ihr Sinn, so beschuldigt er sie (V. 675 ff.) steht mehr nach Gut denn nach Gott. Wer ihnen nicht gibt, den verschmähen sie. Hofleute trachten heutzutage wenig nach dem Himmel. Wenn auch ein armer recht hat, giebt er ihnen nichts, so stösst man ihn vor die Thür. Ein gerechter mag sich mit Fürsten nicht einlassen; selten ist ein einfacher Mann am Hofe geblieben. Hofgesinde, Ärzte und Juristen haben Abgötter und das sind ihre Geldkisten. Habsucht ist ihnen eigen; ein armer

Hirte giebt mehr Brotes an einen Armen als sie. — Mich wundert (v. 764 ff.), was der predigen wolte, der sich unterfienge Hofgesinde zu bekehren. So lange ihre Habsucht und ihr Ehrgeiz Rechnung finden, so lange folgen sie dem Hofe nach. Viele Herren haben lieber einen falschen Schmeichler als einen Mann, der es redlich mit ihnen meint.

Wer Gott von Herzen lieb hat (V. 794), den nimmt man selten in den Rath der Fürsten. Wer irdische Glücksgüter zu gewinnen versteht, der allein ist verständig. Wie viele giebt es in Klöstern und unter dem Hofgesinde, die um des Gutes willen auf ihre Seligkeit kein Acht haben. Am Hofe ist manches Mannes Seele zu Grunde gegangen und um denselben Verlust hat auch mancher ein Bisthum erhalten. Früher war das anders: St. Otto, St. Anna, St. Thomas von Canterbury (Kandelberg) haben durch ihr reines Leben und edle Gesinnung bei den Fürsten in hohen Ehren gestanden; das kam aber nur von der Fürsten edlem Sinne her.

Es ist ein hübscher Zug von unserm Dichter, daß er mit edelem Freimuth die Lage der armen Leute bespricht und schonungslos die Mißbräuche aufdeckt, welche sich die Vögte der Herren zu Schulden kommen lassen.

V. 1118.

Wærn vrumer landesherren niht,
sô trib sînn gwalt manc bœsewiht
mit armen liuten, die er mit vride
muoz sitzen lân durch swert durch wide.
wizzet daz manges hern amptman
noch erger waer dann her Âman
und noch wirs vrumen liuten taete
dann jener swenn er daz urloup haete.

V. 2192.

Swer bœsen herren sich wil lieben
der muoz gar hinder rucke schieben
wârheit zuht triuwe unde scham,
si werdent schier im anders gram.
swer arme liute twingen kan,
kastn und biutl in machen wan
und dann zuo sînem herren sprichet,
swenn er daz guot in ab gebrichet
'Herr, ditz nemt ir wol mit rehte,
si sint iur eigen und iur knehte;
nemt ir guot mit senftem muote,
si nemnt ez doch von iurem guote' —
der ist nu mangen herren wert,
getriuwer diener nieman gert,
die gotes und ouch der sêle gedæhten
und ir herren gerne bræhten
nâch dirre irdischn unstætekeit
zuo der êwgen sælekeit.

Alle Vogteien (V. 9214 ff.) sind um zu schirmen und um der Barmherzigkeit willen angeordnet (ûf geleit), damit wackere Leute die Wittwen, Waisen und Klosterleute, die unter der Gewalt viel leiden, vor Gewaltmassregeln sicher stellen. Dem ist in der That aber nicht so. Es ist nicht möglich zu ergründen, wie die Vögte auf alle nur erdenkliche Weise es sich angelegen sein lassen,

die armen Leute zu plagen und sie um ihr Hab und Gut zu bringen.

Wer hât daz grôz unbilde erloubet,
daz ein arm wîp daz beste houbet
ûz ir vihe dann muoz geben,
swenn ende nimt ir wirtes leben,
des houbt gesinde und vihe nert?

Ähnlich wie über das Besthaupt urtheilt Hugo über die Zölle:

V. 9188.

Doch ist ein gelt ungelt genant,
daz verre und nâhen ist bekant
von sîm unrehte und grôz untât,
die daz selb gelt an im hât,
wann es schônt niemans ûf erden.
swer des zolles rich wil werden,
der wil sich an der sêl verderben.
wê dem, der so getân zol sinn erben
læt nâch sime tôde bliben
wann er in gote niht mac beclîben.

Es geziemt sich nicht (V. 2258), daß ein Herr von seinen armen Leuten mehr des Gutes nimmt, als ihm rechtmäßig gebührt und es dann mit reichen Leuten verthut, um der Welt Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Wer arme Leute (V. 2264) mit Steuern überlastet, des Seele fährt in das höllische Feuer.

Auch hier bei der Besprechung der weltlichen Verhältnisse ist es nicht die Institution, welche Hugo angreift und geändert wissen will, es sind nur die ungesunden Auswüchse, die ihm zu herbem Tadel Veranlassung geben.

DER REGENBOGEN.

Der Regenbogen steht in der Naturreligion der Völker da als Vermittler und als Brücke zwischen Himmel und Erde. Daher erklärt sich das Botenamt der Iris (Ilias 24, 78 und 15, 144), die Befehle vom Himmel zur Erde niederbringt. Daß diese Vorstellung auch der christlichen Zeit nicht fremd war, beweiset der legendische Zug, den Panzer (bair. Sag. II. 14. 379) mittheilt: die himmlische Jungfrau erschien auf dem Regenbogen und bezeichnete den Platz, auf welchem eine Kirche erbaut werden sollte. Nach dem A. T. erscheint der Regenbogen bekanntlich als Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen; damit stimmt die Überlieferung aus Litthauen, welche in Gr. Mythol. 545 mitgetheilt ist.

Die andere, mit der obigen verwandte Vorstellung von der himmlischen *Brücke* (bifröst) scheint ausschließlich germanisch (Gr. Myth. 694; jüngere Edda, Gylfaginning 13). Daß diese Brücke

der Seelenweg der Gerechten zum Himmel ist, dafür haben wir nur einen dürftigen Anhaltspunkt in Ziska's österr. Volksm. 49. 110, worauf auch Grimm 696 verweiset. Ziska erzählt S. 49, daß drei schöne Engel ein Mädchen „ib'r a scheni Reg'nbog'nbrücka grod in 'n himm'l aini g'fiard." Ich habe bisher in den Alpenländern vergebens nach weitern Zeugnissen geforscht. Erst im Herbst 1859 habe ich am Traunsee in Oberösterr. von einer Bäuerin aus Ebenzweier Folgendes erfahren.

In der Nähe des Johannesberges bei Traunkirchen ist der „Bauernhügel". Noch vor wenigen Jahren fuhr der Teufel jeden Donnerstag zwischen 12 und 1 Uhr mit einem siebenrädrigen Wagen, von vier schwarzen Pferden gezogen, durch einen Hohlweg, der zum „Hansel im Graben-Gute" führt, nach dem Bauernhügel. Den Rückweg nahm er dann immer über den Johannesberg. Auf dem Wagen hatte er Säcke von schwarzer, grober Leinwand [1]). In die Säcke wurden die Bauern gesteckt, welche unter der Rasendecke des Bauernhügels begraben liegen und als verstockte Sünder gestorben sind. Er holt sich aber immer nur neun. Diejenigen Bauern dagegen, die als bußfertige Christen gestorben sind, kann man über den Regenbogen gehen sehn. Erscheint ein solcher am Himmel, so eilt man schnell ins Haus, wäscht sich dreimal das Gesicht mit „Weichwasser", und überdieß noch einmal die Augen. Dann betet man für die armen Seelen, und begibt sich ins Freie, wo man den Regenbogen ganz übersehen kann. Reine und fromme Menschen sehen dann immer eine Abtheilung von 13 Bauern, von einem wunderschönen Jünglinge geführt, über die Regenbogenbrücke in den Himmel wandern. Wenn sie die Brücke verlassen haben, verschwindet sie.

Die Erzählerin will dieß in ihrer Jugend vom „Barthelkreuz" aus gesehen haben; sie fügte hinzu, daß der Bogen immer da die schönste Färbung habe, wo die Bauern gerade giengen.

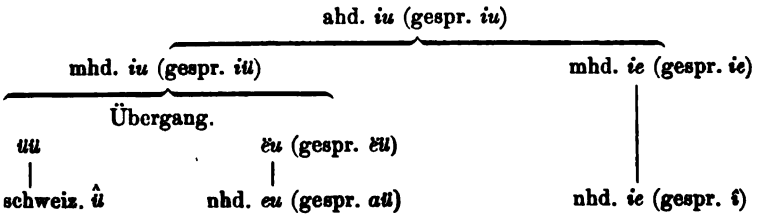
Wien 1. Mai 1860. THEODOR VERNALEKEN.

[1]) Vergl. meine „Mythen und Bräuche" 83 ff. Über den Wagen, der hier 7rädrig ist, vgl. „Alpensagen" 69 fg. — Der „Bauernhügel" wahrscheinlich seit den Religionskämpfen in Oberösterr. (um 1626) so benannt.

ZUR AUSSPRACHE VON MHD. IU.

In der Aussprache des Mhd. verbindet sich mit dem wissenschaftlichen Interesse ein praktisches. Wenn ich hier nochmals auf einen besonders wichtigen Punkt dieses Gebietes zu sprechen komme, welcher schon in meiner kleinen Schrift 'Die Aussprache des Mittelhochdeutschen' (Halle, 1858) erledigt wurde, so geschieht es deshalb, weil meine Anregung weder die gewünschte wissenschaftliche Nachprüfung, noch die nothwendige Beachtung in praktischer Beziehung gefunden hat. — Ich verfasste mein Schriftchen zunächst in der Absicht, um überhaupt aufmerksam zu machen, daß die Aussprache des Mhd. auf Schule und Universität mangelhaft geschehe und daß in ihr von Seite der Fachmänner keine Einheit beobachtet werde, wie namentlich in der Aussprache von *iu* hervortrete.

Diese Aussprache geschieht thatsächlich auf zweierlei Art. Die einen sprechen *û*, also langen Vocal, die andern halten sich an die Schrift und sprechen *iu* = *iu*, also Diphthongen. Ich versuchte nachzuweisen, daß keine der beiden Arten der Aussprache, deren jede allerdings Gründe für sich hat, genüge, und gelangte zu dem Ergebnisse, daß die regelrechte Aussprache diphthongisch zu geschehen habe, und daß in diesem Diphthongen als Vocalelemente sowohl *i* als auch *ü* enthalten sein müssten, also *iu* = *iü*. Den Entwickelungsgang, welchen der Laut *iu* durchgemacht, suchte ich übersichtlich in einem Schema darzustellen, welches ich hier wiedergebe:



Die Aussprache *iu* = *iü*, welche die beiden auseinandergehenden Redeweisen recht gut verbinden und eine Einheit herbeiführen könnte, wünschte ich angenommen oder verlangte Gegenbeweis. — Zu meiner nicht geringen Freude war Jacob Grimm der erste, der mir beistimmte. Auch R. v. Liliencron sah meinen Beweis für voll-

kommen geliefert an. Schleicher gab zu, daß der Laut *iu* einmal entstanden sein müsse, bemerkte aber, die Ausführung sei schwierig; *iu* zu sprechen wäre allerdings ein Archaismus, doch seien im Mhd. Archaismen nicht selten. Eine eingehende öffentliche Besprechung über den fraglichen Punkt ist mir nicht bekannt geworden. Im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit sowie in Brockhaus' literarischem Anzeiger wurden bloß kurze Referate über mein Büchlein gegeben; eine mehr recensierende Anzeige brachte Zarncke's literarisches Centralblatt (1858, Nr. 11). Eben diese gibt mir zunächst Anlaß, weil sie abspricht, ohne zu beweisen, die Frage nochmals zur Entscheidung vorzulegen. Es wird dort gesagt, ich würde mindestens für die correcte mittelhochdeutsche Zeit die jetzt angenommene Aussprache schwerlich verdrängen; 'für die frühere Zeit,' heißt es wörtlich weiter, 'ist allerdings diphthongische Aussprache des *iu* zuzugeben, aber dabei bleibt die jetzt meist adoptierte ($i = u$) immer noch wahrscheinlicher als die vom Verfasser vorgeschlagene ($i = \hat{u}$).'

Unter der 'jetzt angenommenen' Aussprache, welche mein Vorschlag schwerlich verdrängen werde, ist natürlich $\hat{u}$ verstanden. Wäre aber dieses, für welches sich allerdings die meisten entscheiden mögen (Gr. 1^3, 189), in Wirklichkeit allgemein angenommen, dann hätte ich ja nicht den Mangel an Einheit in der Aussprache zu beklagen gehabt, dann hätte die Frage nur eine linguistische, keine pädagogische Seite. Wenn man ein Buch beurtheilen will, muß man doch immer die Absicht des Verfassers im Auge behalten, oder man hat ihn zu belehren und ihm zu beweisen, daß er von falscher Voraussetzung ausgieng. Da nun thatsächlich neben $\hat{u}$ auch für die correcte mhd. Zeit die schriftgemäße Aussprache *iu* besteht, was der Verfasser jener Anzeige nicht weiß oder unberücksichtigt lässt, so könnte ein Anhänger dieser letzteren mit demselben Rechte und mit derselben Zuversicht behaupten, daß ich sie 'schwerlich' verdrängen werde, also nach wie vor würde die Einheit des Unterrichtes ein frommer Wunsch bleiben. — Für die frühere Zeit ist allerdings die diphthongische und schriftgemäße Aussprache die wahrscheinliche, aber wenn im Allgemeinen vom Mittelhochdeutschen die Rede ist hinsichtlich der Lectüre auf Schule und Universität, so verstehen wir doch alle nicht die Sprache der Kaiserchronik, sondern das correcte Mittelhochdeutsch, und eben für dieses forderte ich nicht minder diphthongische Aussprache des *iu*. Wenn der Verfasser so

genau zwischen der früheren und der correcten Sprachperiode unterscheidet, wie wird wohl in der Übergangszeit *iu* gesprochen worden sein? Denn ein Sprung von *iu* zu *ů* ist doch eine unerhörte Lautwandelung. Der Grund, weshalb eine Verdrängung des einmal festgewurzelten Gebrauches nicht leicht möglich sei, wird verschwiegen. Entweder ist die Neuerung wissenschaftlich unbegründet, oder es knüpfen sich an ihre praktische Ausführung Schwierigkeiten. Im ersteren Falle muß der geforderte Gegenbeweis geliefert werden. Daß *iü* nicht so ganz haltlos ist, davon geben die an mich gelangten zustimmenden Erklärungen Zeugniss. Ob das Bedenken, welches Schleicher in praktischer Beziehung geäußert hat, wirklich gegründet ist, würde auf einen Versuch von Seite der Lehrer wie der Schüler ankommen. Man lernt auch mit der Zeit ungewohnte französische und englische Laute gebrauchen, warum sollte dies bei einem mittelhochdeutschen unmöglich sein? Aus Schleicher's Bemerkung geht überdies hervor, daß er dem alten *iu* in linguistischer Beziehung den Vorzug vor dem durch Lachmann eingeführten *ů* einräumt.

Bei Entscheidung über die Aussprache von mhd. *iu* werden folgende Fragen zu berücksichtigen sein: Ist die neu vorgeschlagene Sprechweise *iu* = *iü* sprachlich begründet oder nicht? Wenn 'ja', so fragt sich weiter: ist sie praktisch durchführbar oder nicht? Das geeignetste wäre alsdann ohne Zweifel, wenn die kleine Mühe überwunden und *iü* überall angenommen würde. Wenn *iü* zu schwer ist, so knüpft sich eine weitere Wahl an die zweite Hauptfrage: ist *iü* unbegründet, wie hat die Aussprache von *iu* zu geschehen: schriftgemäß = *iu* oder nach schweizerischem Vorbilde = *ů*? Welche Aussprache ist die linguistisch wahrscheinlichste und welche die am leichtesten ausführbare? — Eine Einheit ist sicher erwünscht und besonders für den Unterricht auf Universitäten nothwendig. Es ist zu hoffen, daß sie mit der Zeit erreicht werde, doch dazu bedarf es der Theilnahme, der Nachprüfung und Forschung, wie gering auch die Wichtigkeit einer lebendigen Aussprache des Mittelhochdeutschen anderen grammatischen Fragen gegenüber erscheinen mag.

MEININGEN. REINHOLD BECHSTEIN.

ÜBER VELDEKES SERVATIUS.

VON

KARL BARTSCH.

Heinrichs von Veldeke Servatius, den wir bisher nur aus der Anführung von Jacob Püterich (Ehrenbrief 114 „sant Servatius legent ain bischof von Mastricht hat wol und schan bekent Hainrich von Veldeck bracht zu hailgem ticht") kannten, hat sich neuerdings in einer Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts gefunden, nach welcher J. H. Bormans das Gedicht treu hat abdrucken lassen. Wenn auch unsere Litteratur durch die Entdeckung keine wesentliche Bereicherung erhält, so ist doch die Stellung Heinrichs in der Geschichte unserer Poesie so bedeutsam, daß ein weiterer Einblick in seine Thätigkeit, die ihn bisher nur als höfischen Epiker und Lyriker zeigte, von Interesse sein muß. Das Interesse steigert sich einerseits durch Beziehungen auf persönliche Verhältnisse des Dichters, die uns der Servatius enthüllt, andererseits durch die Sprache des Gedichtes, die von den Eigenthümlichkeiten Heinrichs, so weit wir sie aus den übrigen Werken kennen, bei aller Übereinstimmung in manchen Punkten abweicht.

Aufschluss über seine Person gibt uns der Dichter in den Epilogen beider Bücher: am Schlusse des ersten 3225—54 heißt es:

Nu bidden wî den reinen bode
sint Servas, dat hî te gode
wille bidden innenclîke
vor sînen dienâr Heinrîke,
die sîn leven in rîmen dichte
end den sen alsô verlichte
end den lêken lûden lêrde
ende god dâr mede êrde,
dien hî. tein hêre hadde vercoren
mengen dach dâr bevoren;
dâr om dat hît de liever dede,
end ouch dor der grâvinne bede

3227. *ynnentlike.* 3233. *teynen heer.* 3235. *te l.* 3236. *gravinnen.*

van Loen, sînre liever vrouwen,
dies hom bat mit trouwen
dor minne, want des luste hâr,
end her Hessel der custenâr,
dies heme vlîtelîken bat
end sinte Servas houftstat
tierde end ernestlîken êrde
end sînen sen dar tô kêrde,
sô hît beste mochte gedôn:
nu lônes hom der godes son.
alle dies hem bâden
end hulpe dar tô dâden
end allen dient lief was,
dien môte god end sint Servas
verlôsen ende entbinden
von allen haren sunden
end môte haren sêlen geven
ruste ende êwich leven.

„Noch ausführlicher lässt sich über die Entstehung des Gedichtes der Epilog zum zweiten Buche aus, 2920—74

in dûtsche dichte it Heinrîk
die van Veldeken was geboren.
hî hadde sint Servas verkoren
te patrône end te hêren:
des machte hî hem dit te êren,
dor genâde end dor minne,
des hom ouch bat die grâvinne
van Loen, die edel Agnes.
de bat luste hom des
dat hît te dûtsche kêrde,
als hom de vîte lêrde,
dâr nâ der wârheit was gescreven
des heiligen sinte Servas leven
end sîne mirâkuln scône

3243. *Zyerde. ernsteliken.* 3249. *dienst.* 3251. *entbenden.* 3253. *zieden,* so immer.

2920. *dutschen dichtede dit;* vgl. 2929. 2938. 2924. *ter.* 2928. *Te bat lustede.* 2929. *dutschen.* 2930. *Als* 2931. *w. in was.*

nâ sînre translâcjône
die noch sîn vole hêrsam.
als hî die wârheit dâ vernam,
gerechte ende ontwîvelîk,
al dar nâ dichtet Heinrîk
vole rechte ende bescheidelîk,
dat hî nie bedechtelîk
dar an enmisde noch enlouch.
des bat hem herre Hessel ouch,
des man doch wale vermanen mach,
die dô der costerîen plach.
Heinrîk die dit berichte
ende in dûtsche dichte
end alle dies hom bâden
end helpe dar tô dâden
end allen dient lief was,
den môte god end sint Servas
verlôsen end entbenden,
als si dit leven enden,
dat hon got môte geven
vroude ende êwich leven
end wonne onverganchlîk.
âmen! des bit Heinrîk
in des wâren godes namen
gôde lûde al te samen,
di dit bôk hôren lesen,
dat hî in gedinge môte wesen
gode van himelrîke,
dat hî genâdelîke
sîne sêle môte entfân,
want hî dicke hadde misdân
ende ein sondich mensche was;
dat hem der gôde sint Servas
sîn sêle môte verlôsen
van den dûveln bôsen

2940. *nie* am Anfang der nächsten Zeile. 2942. *herre* fehlt; vgl. 1, 8240. 2944. *doen* immer die Handschrift. 2945. 46. *berichtede : dutschen dichtede.* 2952. *eynden.* 2958. *alle.* 2960. *in haer ghedynghe moet.* 2961. *Te gode.* 2967. *Syne ziele.* 2968. *duvelen den b.*

dat si hem niet enmôten scaden
end hî die sêle môte bestaden
in dat êwige liecht,
die grôte hêre von Triecht,
dat hî sîn sêle make vrî:
in den namen godes, dat sî!

Die genaue Übereinstimmung beider Stellen, die sich sogar auf wörtliche Wiederholung mehrerer Reimzeilen (1, 3232 = 2, 2924; 1, 3247—51 = 2, 2947—51; 1, 3253. 54 = 2, 2953. 54) erstreckt, kann niemand entgehen. Schwerlich hat so armselige Wiederholung sich der Dichter zu Schulden kommen lassen, wenn man auch zugeben wird, daß die Darstellung im Servatius an vielfachen Wiederholungen und an Weitschweifigkeit leidet, hinter der Eneit sehr zurückstehend. Den Schluß des zweiten Buches für ein vom Schreiber nach dem Epiloge des ersten hinzugedichtetes Stück zu halten wehrt der Umstand, daß in jenem mehrere nähere Angaben enthalten sind, die diesem fehlen, also auch nicht ihm entnommen sein können: der Vorname der Gräfin, Agnes, und der Geschlechtsname des Dichters, Veldeken. Passender ist es ohne Frage, daß am Schlusse des ganzen Werkes, nicht eines Theiles desselben, der Dichter über den Anlaß zu seiner Dichtung berichtet. Ich halte daher den Schluß des ersten Buches (3225—54) für unecht; aber auch die letzten Verse des zweiten (2955—2974): sie dichtete der Schreiber hinzu, um den sonst ganz gleichen Schluß beider Bücher und seine Entlehnung zu verhüllen. Für die Unechtheit des ersten Epiloges scheint außerdem der Reim *haer* (ihr): *custenaer* zu sprechen, denn die Form *haer*, die innerhalb des Verses der niederländische Schreiber häufig setzt, findet sich weder im Servatius noch in den übrigen Werken im Reime. Aber schon was im ersten Buche diesem Schluße vorhergeht, die Verse 3210—24 sind unecht, das Buch schloß mit 3200: die Unechtheit zeigt der wenigstens sehr zweifelhafte Reim *gehôrsamen : âmen* 3223, wovon nachher, der schlechte Versbau und die zerrissene, durch Einschaltungen gestörte Construction (3202—3224 bilden einen Satz!) zur Genüge.

In der vom Dichter erwähnten Gräfin Agnes von Loen erblickt der Herausgeber die Gemahlin des Grafen Ludwig von Loz, der 1171 starb, Agnes, die einzige Tochter des Grafen von Reineck.

2973. *syne ziele.* 2974. *name gods amen d. ys.*

Gegen diese Deutung wird sich kaum etwas einwenden lassen, da Loon oder Loen die flämische Namenform ist. Den Heimatsort des Dichters hat Bormans in der bei dem Dorfe Spalbecke gelegenen Mühle Veldeke nachgewiesen und somit wird die schon von Mone ausgesprochene Vermuthung, der um 1253 urkundlich vorkommende Heinrich von Veldeke sei ein Nachkomme des Dichters, sehr wahrscheinlich. Daß aber an der Stelle der Mühle ein Stammschloß derer von Veldeke gestanden habe, bedarf noch der Bestätigung, ebenso die Vermuthung, daß sich der Dichter in einem Lehensverhältnisse zu der Gräfin von Loz befunden.

Heinrich folgt, wie auch der deutsche Dichter, der im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts die Legende bearbeitete (Haupts Zeitschrift 5, 75—182) der lateinischen vita, wie er selbst an mehreren Stellen bezeugt: *die die vîte hebben gelesen, die weten dat wel vor wâr* 1, 461; *dat in der alder vîten steit, des solen wî vole achter lâten, wande des is boven mâten* 1, 857; *dat dôt ons de vîte cont* 2, 2150; *sô ons de vîte seit vor wâr* 2, 2578; *als hom de vîte lêrde* 2, 2930; allgemeiner *als men in sînre historie siet* 1, 3130. Der Ausdruck an der zweiten Stelle *in der alden vîten*, erinnert an Harigers *gesta antiquiora* (Zeitschrift 5, 183). Im Ganzen folgt Veldeke der Vorlage treuer als das andere deutsche Gedicht.

Bei Betrachtung der sprachlichen Eigenheiten, wie sie sich aus den Reimen ergeben (denn diese können allein maßgebend sein, da der niederländische Schreiber die Orthographie seiner Vorlage schwerlich beibehielt) scheiden wir diejenigen, die den Dichter des Servatius von andern niederrheinischen trennen, von denen aus, die er mit andern gemein hat, und stellen die letztern zuerst zusammen.

Länge und Kürze desselben Vocals werden von dem Dichter in der Regel auseinandergehalten und nicht im Reime vermischt. So *a* und *â*, wie man aus folgenden Stellen der Eneit sieht, in denen Reimpaare in *an* und *ân* unmittelbar neben einander stehen: 38, 19—22. 124, 9—12. 156, 15—18. 161, 7—10. 176, 27—30. 189, 39—190, 2. 274, 9—12. 311, 7—10. 311, 21—24. 322, 11—14. 331, 17—20. Nur folgende Ausnahmen finden sich, *dan* : *erslân* 44, 11. *gewan* : *gestân* 150, 13. *man* : *getân* 154, 39. 210, 37. : *Troiân* 155, 35. 330, 31. 343, 21. *dan* : *Troiân* 276, 3. *begân* : *man* 292, 39, und mit doppelter Unregelmäßigkeit *gram* : *gestân* 77, 1. Die Stellen, in denen *Troiân* reimt sind zweifelhaft, da es möglich ist, daß der

Dichter den Namen nach Bedürfniss des Reimes bald lang bald kurz gesprochen, wie es mit andern Endungen (z. B. *ôn*) auch der Fall ist. Auch im Servatius ist die Scheidung *an* und *ân* durchgeführt, nur ein Reim weicht ab, *dienstman* : *gedân* 2, 1294. Noch strenger ist sie vor *r*, in der Eneit begegnet gar kein Reim *ar* : *âr*, im Servatius nur *wâr* : *dar* 1, 2123; ein anderer Reim, *gewar* : *clâr* 1, 2371 ist wohl zu bessern, indem man in der zweiten Zeile *sô gevar* schreibt. Ebenso vereinzelt stehen *geselscap* : *slâp* 1, 82. *mâch* : *sach* Eneit 71, 33. Servatius 2, 1068. Allgemein dagegen ist die Bindung *â* : *a* vor *ht*, *cht*, wo Kürzung des *â* durch Einfluß der doppelten Consonanz gilt; *nacht* : *bedâcht* 1, 154. *brâcht* : *wonhacht* 1, 318. *bedâcht* : *macht*, 1, 1207. 3121. *vordâcht* : *middernacht* 1, 1573. *machte* : *bedâchte* 2, 243.

Ebenso allgemein, und nicht bloß niederrheinisch ist der Gebrauch von *a* für *o* (vgl. Germania 3, 496), im Servatius *sal* : *beval* 1, 2503. *du salt* : *gewalt* 1, 1793. 2913. 2, 1807; wohl auch *mahte* für *mohte* (: *brâhte*) 1, 2113, wo die Handschrift *mochte* : *brochte* schreibt. Ferner *e* für *i* in den Reimen *vrede* : *rede* 1, 1 (Hs. *vreden* : *reden*). 708. 1308. 1993. 2917. 2, 345. 1184. 1837. *reden* : *leden* (denn so ist zu lesen) 1, 842. *verdreven* : *leven* 1, 1040. *bevreden* : *steden* 1, 1667. : *reden* 2, 2821. *vorreden* : *vreden* 1, 1731. *verdreven* : *gegeven* 2, 447. *stede* : *mede* 2, 530. *rede* : *goltsmede* 2, 2123. *es (ist)* : *des* 1, 2843. 2, 1817. Die Berührung zwischen *i* und *e* im Reime, ohne daß man deswegen beiden Reimwörtern *e* geben möchte, findet sich außerdem sehr häufig vor doppelter Liquida oder Liquida cum Muta. Der Art sind in der Eneit *hinnen* : *erkennen* 94, 35. *minnen* : *erkennen* 99, 29. *erkenne* : *inne* 102, 3. 170, 23. 268, 27. : *bekenne* 273, 10. 279, 39. *erkennen* : *gewinnen* 108, 15. *erkennet* : *versinnet* 151, 1. *minnest* : *bekennest* 260, 35. *kennet* : *minnet* Servatius 1, 24. *binnen* : *erkennen* 1, 128. *sinnen* : *bekennen* 1, 3025. *verbrennen* (Hs. *verbernen*) : *binnen* 2, 1024. vor *nd*, *ende* : *winde* Eneit 28, 3. 144, 37. 192, 21. 227, 7. *winden* : *enden* 62, 27. *gesende* : *vinde* 68, 31. *missewenden* : *vinden* 72, 23. *vinden* : *senden* 87, 25. 164, 1. 214, 1, 182, 23. *kinde* : *ende* 99, 13. 346, 7. *sende* : *vinde* Servatius 1, 50. *kinde* : *ellende* 1, 2483. *vinden* : *scenden* 1, 2859. *kinden* : *ellenden* (lies *kinde* : *ellende*) 1, 2926. *entbinden* : *enden* 2, 2951. vor *ng*, *bringen* : *lengen* Eneit 36, 25. *dinge* : *enge* 178, 1. *tagedinge* : *lenge* 235, 5. *dingen* : *lengen* 281, 13. *dingen* : *gehengen* Servatius 1, 726. *verdingen* : *gehengen* 1, 2525. 2713. *Lutringen* : *gehengen* 1, 3207.

dwingen : *gehengen* 2, 187. *Karlingen* : *gehengen* 2, 1116. *bringen* : *gehengen* 2, 1304. *gehengen* : *dingen* 2, 2131. : *wîdingen* 2, 2321. vor *nk*, *trinken* : *erdenken* Eneit 39, 33. 172, 21. 345, 21. *getrinken* : *gedenken* 96, 15. *stinken* : *bedenken* 254, 5. *trinken* : *gedenken* 262, 31. : *denken* 291, 31. : *bedenken* Servatius 1, 2051. : *denken* 1, 2121. Auch *tormint* : *wint* Eneit 22, 7. 29, 23 gehört hierher. Demnächst am häufigsten vor *r*, *irre* : *verre* Eneit 24, 15. *geverret* : *geerret* 29, 21. *verre* : *irre* Servatius 1, 458. : *mirre* 2, 798. *erre* : *sterre* 1, 808. *errede* : *verrede* 1, 872. *vererren* : *gewerren* 2, 359. vor *rd*, *herde* (*hirte*) : *generde* 1, 636. vor *rg*, *herberge* : *gebirge* 1, 1517. vor *rk*, *verwirken* : *merken* Eneit 309, 39. *merken* : *kerken* Servatius 1, 662. 2, 253. *werken* : *kerken* 1, 744. 1244. 2, 470. *gewerke* : *kerke* 2, 289. Vor *l* selten, in den Liedern *aberellen* : *willen* 62, 25. *velt* : *scilt* Eneit 236, 10. *helde* : *bilde* Servatius 2, 1793. Mit doppelter Ungenauigkeit reimt *liste* : *swester* Eneit 73, 29. Die mundartliche Aussprache hilft hier der Reimungenauigkeit nach : wir dürfen voraussetzen daß die beiden so gebundenen Vocale dem Dichter gleichlautend waren (vgl. Gramm. 1³, 273).

o wird mit *ô* gebunden am häufigsten vor *rt*, in dem auch mitteldeutsch ganz gewöhnlichen *wort* : *gehôrt* Servatius 1, 20. 1334. 1366. *worde* : *gehôrde* 1, 644. : *verhôrde* 2, 915. *worden* : *hôrden* 1, 668. 710. 1376. 1881. 2143. *hôrden* : *geantworden* 1, 2833. *bekorde* : *testôrde* 2, 355: seltner vor *ht cht*, was sich der Kürzung *brachte dachte* vergleicht, in *mochte* : *sôchte* (*suochte*) 2, 702. *mochte* : *dochte* (*dûhte*) 1, 2822. 2, 190. 936. *gehochte* (Gehöft) : *dochte* 2, 520; und gleiche Kürzung wohl auch in *klôster* : *coster* 2, 1344. 2097.

o für *u* und den Umlaut *ü* (Germania 3, 496). *bevolen* : *wî soln* 1, 56. *holde* (*hulde*) : *golde* 1, 1094. 2407. 2, 626. : *solde* 1, 1144. 2, 1166. *holde* : *scholde* (*schulde*) 1, 2291. *ontgolden* : *wolden* 2, 1583. *vorsten* : *endorsten* 1, 1647. *clôster* : *coster* 2, 1344. 2097. *lochte* (*lüfte*) : *mochte* 2, 1268. 2431. Für *uo* steht *o* in dem erwähnten *sôchte* für *suochte*, und für den Umlaut *üe* *messtende* : *onderwende* 2, 654; für *û* in *dochte* für *dûhte*. *u* bindet sich mit langem *û* ganz gewöhnlich (auch mitteldeutsch, selbst oberdeutsch) in dem Reime *sun* : *tuon*, im Servatius gewöhnlich *soen* : *doen*, 1, 38. 120. 226. 1631. 1765. 1843. 2001. 2847. 2, 115. 1048. 1106. Nicht so allgemein ist *stunt* für *stuont*, auf *kunt* reimend 2, 407. Zweifelhaft kann man sein bei den Eigennamen auf *us* und dem Accus. in *um* (*un*). So reimt *Servatius* : *hûs* 1, 436. 1034. 1414. 2755. *hûs* : *Christus* 1, 696. : *Pe-*

trus 1, 1951. : *Jêsus* 2, 59. 171. : *Eucherius* 2, 488. *rîchdôm* : *Servacium* 2, 512 ; wegen des Reimes *doen* : *Servacium* sieh nachher.

ô steht für den Umlaut *oe* (Germania 3, 496); *hôren* : *ôren* Servatius 1, 1651. *getrôsten* : *ôsten* 1, 2621. *bôse* : *reckelôse* 1, 3051. Ebenso allgemein *ô* für *uo* und den Umlaut *üe* in den Reimen *vlôt* : *gôt* (*guot*) 1, 2067. *gôme* (*goume*) : *bisdôme* 2, 409, aus welchem Reime sich zugleich *ô* für *ou* ergibt. Der Reim *mochte* : *sochte* (*suochte*), wo Verkürzung anzunehmen, ist schon erwähnt worden. Zweifelhaft ob hierher gehörig ist *einôde* : *armôde* 1, 1032, indem man an mhd. *armüete* wie an ahd. *armôti* denken kann; wahrscheinlich meint der Reim *armoede*; doch vgl. *guede* (*güete*) : *ermoede* 1, 3019. *ermoede* : *goede* (*guote*) 2, 2841.

û für *iu* in *voere* (*vüere*) : *duere* (*tiure*) 1, 2151, zugleich *û* für *üe beweisend*. Für *uǫ* in *toe* (*zuo*) : *bistû* 2, 102. *mûren* : *vûren* (*vuoren*) 2, 137. *sûr* : *swûr* 2, 2029 (German. 3, 495); und in dem schon erwähnten *son* : *doen* (*sun* : *tuon*).

ou für den Umlaut *öu* in *vervrouwen* (*vervröuwen*) : *getrouwen* (*getriuwen*) 1, 3037, im zweiten Reimworte *ou* für *iu*. Nach Pfeiffer (Germania 3, 497) ist indess hier nicht *ou* sondern *ô* zu schreiben. Die Handschrift des Servatius bietet hier und in den folgenden Reimen durchgängig *ou*. *trouwen* : *vrouwen* (*triuwen* : *vrouwen*) 1, 1031. 1591. 3237. 2, 1278. *bescouwen* : *trouwen* 1, 1475. 3215. *vrouwe* : *getrouwe* 1, 1635. *vrouwen* : *schrouwen* (*schriuwen*) 1, 2491, und öfter.

In Bezug auf die Liquiden ist die Bindung *m* : *n* zu erwähnen, in der Eneit nur *gram* : *gestân* 77, 1, was auch wegen der verschiedenen Quantität der Vocale auffällt. Im Servatius findet sich *man* : *quam* 1, 3139, leicht zu bessern, indem man umstellt *die heilige man nam* : *quam*. Die Accusative lateinischer Namen auf *us* scheint der Dichter in *ûn* (oder nach mnl. Weise in *oen*) zu bilden, denn sie reimen ihm auf *tuon* (*dûn*, *doen*), so *Turnûm* : *tûn* Eneit 261, 15. 274, 19. 280, 27. 293, 37. 297, 33. 313, 17. 322, 35. 329, 3. 329, 23. 330, 9, und ebenso im Servatius, wo die Hs. gewöhnlich *doen* : *Servacioen* schreibt; 1, 1495. *ghedoen* : *Servacium* 1, 1861. *doen* : *Servacium* 2, 273. 293. 333. 918. 1048. 1302. 1617. 1735. 2109. 2588. 2865. *gedoen* : *Jêsum* 1, 1234; und auf *son* (*sun*) reimend *Lupoen* 2, 143. *Servatium* 2, 2829.

Sehr gewöhnlich ist der Fall, daß das eine Reimwort mit *e*, das andere mit *en* schließt, also eine Nichtberücksichtigung des auslautenden *n* stattfindet (Germania 2, 498). Eine Menge derartiger

Reime sind in der Eneit (nach Ettmüllers Texte) und im Servatius zu entfernen. So das häufige *willen* (Accus.), wofür die Hs. des Servatius richtig *wille* schreibt; der Accus. scheint in Veldekes Mundart stark flectiert zu sein, da er niemals auf-*illen*, sondern immer auf *ille* reimt; derselbe Fall im Karlmeinet. Man lese also *wille* : *stille* Eneit 84, 1. 238, 27. 266, 13. 274, 25. 290, 27. 348, 11. wie Servatius 1, 594. 1576. 1146. 2703. 2, 2057. *wille* : *Sibille* Eneit 86, 11. 90, 1. : *Camille* 145, 37. 236, 19. 239, 15. 240, 13. 243, 15. 254, 15. Ferner die Fälle, in denen ein Infinitiv reimt, indem nach niederrheinischer Art der Infinitiv sein *e* verliert; *schare* : *varen* Eneit 34, 39. *schû* : *tûn* (lies *tû*) 53, 11. *helle* : *erzellen* (l. *erzelle* oder *hellen* : *erzellen*) 105, 39. *zellen* : *bîspelle* 112, 1. *alle* : *gevallen* 164, 15. *gewinnen* : *dar inne* 173, 23. 313, 21, oder *gewinnen* : *dar innen*. *ahten* : *schiltwahte* 198, 21. *sagen* : *tage* 244, 7. *vollebringen* : *dinge* 352, 31. *behoeden* : *goede* Servatius 1, 106. *bedûden* : *lûde* 1, 1320. *vorreden* : *vreden* (l. *vorrede* : *vrede*) 1, 1731. *springe* : *bringen* 1, 1925. *clagen* : *dage* 1, 2499. *genâde* : *versmâden* 1, 2529. *gemeine* : *weinen* 1, 2787. : *vereinen* 2, 439. *bevreden* : *reden* (*l. bevrede* : *rede*) 2, 1821. *reden* : *goltsmede* 2, 2132. Auch Eneit 164, 39, ist zu ändern *scheiden* : *tageweiden* in *tageweide*, denn dies Wort wird niemals schwach flectiert. — Hierher gehören auch die Reime *manne* : *dannen*, wo man *danne* schreiben muß, Eneit 143, 3. 164, 3; vgl. 198, 3. 303, 37, wo *danne* steht; Servatius 1, 2021. 2921. 2, 27; an der zweiten Stelle ist zu lesen

moste varn van dannen,
van wîven end van mannen.

Servatius 1, 2152. 2351. 2, 147 reimt die Hs. *mannen* : *danne*, auch hier ist überall *mannen* : *dannen zu setzen*. Eneit 28, 29 *kemenâten* : *râte*, lies *kemenâte*, denn die Angabe des mhd. WB. 1, 795, daß das Wort nur schwach flectiert werde, ist nicht richtig. Stark flectiert hat es der Herausgeber der Eneit an einer andern Stelle gelassen, *kemenâte* (Accus.) : *spâte* 50, 19. *ane* : *vanen* steht Eneit 162, 13. 23; es ist aber zu lesen *ane* : *vane* und dann ist *vane* entweder starkes Mascul. oder starkes Femin. (die Gothaer Hs. liest 162, 13 *ane* : *vane*) oder man schreibt *an* : *van*, wo *van* für *vanen* stehen kann. So hat der Herausgeber gewöhnlich geschrieben, vgl. 203, 29. 236, 5. 240, 27. 250, 1. 318, 7. *van* : *dan* 318, 21. Ein gleiches Schwanken der Schreibung finden wir in der Ausgabe der Eneit bei *dan* (dannen) : *an*, wie 53, 13. 193, 31. 255, 23 steht,

während *ane* : *dane* 60, 25. 134, 31. 167, 21. 186, 27. 207, 23. 266, 15. 328, 1. 328, 27. Die Handschrift des Servatius schreibt *danne* : *ane* 1, 1655. 1895. 1913. 2, 2435. — *unminne* : *hinnen* reimt Eneit 70, 9; man lese *hinnen*, wie neben *dannen* im Reime *danne* erscheint. Ebenso ist zu bessern *hinnen* : *gewinne* 111, 39. In *dehein* : *enzwei* ist *enzwein* anzunehmen, Eneit 77, 30, welche Form auch bei andern Dichtern vorkommt. — *kleinen* : *eine* 205, 31; lies *kleine wîten* : *hochzîte* 347, 13; lies *wîte*. *den bode reine* : *den einen* Servatius 1, 1907, was der Herausgeber zu bessern für unmöglich hält, ist natürlich *reinen* : *einen*. *seden* : *mede* 1, 2169; lies *sede*. *rouwe* : *trouwen* 1, 2817, wo *rouwen* als schw. mascul. (mhd. *der riuwe*) anzunehmen ist.

In einer Reihe von Stellen wird der ungenaue Reim entfernt, wenn man starke Flexion von gewöhnlich schwach flectierten Substantiven für Veldeke annimmt; durch die häufige Wiederkehr solcher Reime, zu denen auch das schon erwähnte *wille* gehört, wird diese Annahme wahrscheinlich. So *graben* (Dat. und Accus. von *grabe*) reimend auf *abe* Eneit 134, 39. 188, 13. 195, 7. 197, 29. 246, 27. 267, 7. 288, 9. 290, 11. 306, 3. 320, 3. 320, 17. Ebenso scheint stark flectiert *boge*, denn *einen bogen* reimt auf *herzoge* 171, 5. *den bogen* : *herzoge* 208, 23, wo beidemal *boge* zu schreiben ist. Nicht anders verhält es sich mit *bote*; *gote* : *boten* reimt 307, 17. Die Hs. des Servatius gewährt das richtige *den bode* : *gode* 1, 1601. 2, 810. 1262; dagegen *den boden* : *gode*, 1, 2277; nur *bode* hat der Dichter gesprochen. *anen* (Dat. von *ane*) reimt mit *ane* Eneit 350, 27: entweder schrieb der Dichter *an* : *an* (für *anen*; wie *van* für *vanen*) oder flectierte *ane* stark. So flectiert erscheint auch *hêre* (für *herre*), das im Dativ auf *mêre* reimt Servatius 1, 200, und im Accus. *herre* : *verre* 2, 1493. *holde* (amicus) im Dat. und Accuss. *holde*, reimend auf *wolde* 1, 1256. 1887. 2333. 2, 317. 823. 923. 1208. 1771; nur 1, 688 schreibt die Hs. *holden* : *wolde* und 1, 2205 *holden* : *golde*. *pelle*, im Accus. *pelle*, reimend auf *geselle* 2, 1925. 1963. *gelouve* im Dativ *gelouve*, reimend auf *rouve* 2, 2333. Eine schwache Form *bouge* neben *bouc* hat umgekehrt Ettmüller mit Recht Eneit 341, 21 angenommen, wo *bougen* : *ougen* reimt.

Außer diesen Stellen fehlt es aber nicht an solchen, in denen unleugbar *e* : *en* gebunden ist. Der Art sind in der Eneit *rîchen* : *gelîche* 120, 19. *wolde* : *vergolden* 178, 29. *gescheiden* : *beide* 180, 39. *vîanden* : *sande* 202, 35. *gevalle* : *allen* 232, 9. *sprengen* : *lenge* 233, 31.

lâge : *sâgen* 238, 31. *wâre* : *Troiâren* 243, 31. *allen* : *betalle* (oder ist ein *betallen*, *metallen* zuzugeben?) 311, 3; im Servatius *bekanden*: *hande* 1, 70. *sunden* : *entbunde* 1, 1763. *Lamparden* : *harde* 1, 2025. *wâren* : *lêrâre* (Hs. *leeraren*) 1, 2875. *clâre* : *wâren* (oder *clâren*?) 1, 3161. *knechten* : *rechte* 2, 31. *unmêre* : *wêren* 2, 163. *mâte*: *prêlâten* 2, 900, wenn nicht *sonder mâten*, als schwaches Femininum. *twâre* : *wâren* 2, 938, besser mit der Handschrift *twâren* (mhd. *zwâre*), wie im Karlmeinet immer reimt. *stunde* : *gebunden* 2, 972 ist leicht zu ändern, wenn man schreibt

die genas to den stunden.
ein ander was gebunden.

goltsmeden : *vrede* 2, 2187; die Hs. liest *vreden*, also schwach flectiert, was nicht undenkbar wäre. *brachten* : *slachte* (Hs. *slachten*) 2, 2751. *reinen* : *alleine* 2, 2769. Ein schließendes *r* in dem einen Reimworte bleibt unberücksichtigt in *liste* : *swester* Eneit 73, 29. *dochter* : *mochte* Servatius 2, 1765; vielleicht auch *Ôde* : *brôder* 2, 2694, wenn man die mittlere Zeile des dreifachen Reimes streicht, man darf aber auch 2694 streichen und dann reimt *brôder* : *môder*. 2, 2775 reimt *getrôster* : *verlôste*; hier ist *getrôste* zu lesen. Auch ein *t* bildet zuweilen das unterscheidende beider Reimworte; *bûche*: *ersûchte* Eneit 314, 7. *nacht* : *ungemach* Servatius 2, 3037, wo der Herausgeber *unmacht* vorschlägt.

Die allgemein niederdeutsche Umstaltung des *r* zeigt der Reim *vorste* : *geborste* (von *gebresten*) Servat. 2, 682.

Von Labialen ist *b*, auslautend *p*, zu bemerken, das in *f* übergeht (Germania 3, 498), in *doufde* : *geloufde* 1, 232. *proefde* : *oefde* (*pruofte* : *uobte*) 1, 340. *lof* : *buscof* 1, 614. 1493. *lof* : *hof* 2, 954. 2231. : *vrîthof* 2, 1452. Im Inlaute geht *b* in *v* über, *hove* : *love* 1, 912. 2, 1072. *neve* : *geve* 2, 1082. *f* geht vor *ht* in *h* (*ch*) über (Germania 4, 498); *stichte* : *berichte* 1, 17, wie B. das erste Reimwort richtig ergänzt. *berichtet* : *stichtet* 1, 206. *stichtede* : *berichtede* 1, 1006. 2, 468. 1200. 1641. *bracht* : *wonhacht* 1, 308. *ambacht* : *ernsthacht* 1, 746. *soechte* : *geroechte* 1, 1060, wenn dieses für *geruofte* steht. *cracht*: *vacht* 1, 1072. 2, 1553. *cracht* : *nacht* 2, 129. : *bracht* 2, 1487. *gehochte* : *dochte* 2, 520. *lochten* (*lüften*) : *vochten* 2, 1268. *lochte*: *mochte* 2, 2431. *vacht*: *diensthacht* 2, 1004. *gestichte*: *gerichte* 2, 1180. Damit lässt sich *bleif* : *streich* 1, 1491 vergleichen, was man allerdings in *bleif* : *streif* ändern könnte.

Von Lingualen steht *d* inlautend für die Tenuis *t*; *vermeden*: *leden* 1, 116. *wederreden* : *leden* 1, 842. *stade* : *scade* 1, 1040. 2, 566. 1358. *gescaden* : *gestaden* 2, 141, 361. *genâde* : *râde* 2, 610. 1601. *dâden* : *genâden* 2, 1270. *môderen* : *brôderen* 2, 1721. *môder* : *brôder* 2, 2624. Vgl. German. 3, 498.

Ebenso allgemein, und nicht bloß niederrheinisch ist der Gebrauch von *t* für *z* (German. 3, 498. 499), wovon im Servatius folgende Beispiele: *hiet* : *niet* 1, 58. *sôte* : *môte* 1, 94. *vôten* : *grôten* (*grüezten*) 1, 618. 2287. 2609. *vlôt* : *gôt* 1, 2067. *vlît* : *quît* 1, 2119. *weit* : *breit* 1, 3157. *stat* : *dat* 2, 125. *krût* : *ût* 2, 802. *besat*: (*besazt*) *stat*, auch oberdeutsch, 2, 1092. *behielt* : *gevielt* (*geviel ez*) 2, 1198. *riet* : *liet* (*liez*) 2, 1867. *nôt* : *grôt* 2, 2660. Auch die Abwerfung des *t* im Subst. auf *schaft* ist allgemein niederdeutsch; daher *geselscap* : *slâp* 1, 82 nicht deswegen, sondern wegen *â* : *a* anstößig. Ebenso in *is* für *ist*, wofür auch *es*, *es* : *fêbres* 1, 2115. : *gewes* (*gewis*) 1, 2717. 2799. *es* : *des* 1, 2843. 2, 1817. Auch in der dritten Person Plural wirft der Dichter das *t* ab, wie die Reime (*si*) *lêren*: *hêren* 1, 254. *gedân* : *si gân* 1, 960. *doln* : *bevoln* 1, 2501. *weinen*: *reinen* 1, 2489. *soeken* : *geroeken* 1, 2541 *beweisen*.

Von Gutturalen steht *k* ebenfalls allgemein niederdeutsch für hochd. *ch* in den Reimen *monken* (*mönchen*) : *kanonken* 1, 514. 2493. 2597, dem echtniederländischen *lêken* : *têken* (*leien* : *zeichen* 1,610. 2, 1422. *merken* : *kerken* 1, 662. 2, 253. *werken* : *kerken* 1, 744. 998. 1244. 3079. 2, 365. 470. *gewerke* : *kerke* 2, 289. *gesterken*: *kerken* 2, 305. *kerke* : *werke* 2, 1028 u. s. w. Im Auslaute wird die hochd. Tenuis *c* durch die Aspirata *ch* verdrängt (German. 3, 499); daher im Servatius *ouch* : *endouch* 1, 72. *plach* : *sach* 1, 472. 2215. *lach*: *sach* 1, 574. 2, 395. 720. 1855. 2235. 2267. 2311. 2985. 2, 858. 1128. *gelach* : *sach* 1, 1559. *sach* : *mach* 1, 1743. 2743. *dach* (*tac*): *sach* 1, 1863. 3167. 2, 127. 297. 313. 371. 946. 1705. *louch* : *ouch* 2, 2941. *kondich* : *Heinrich* 2, 2051. *mâch* : *sach* 2, 1068. *dorch*: *Quiddelingenborch* 2, 1250. Hochdeutsches *ch* im Auslaute wird abgeworfen (German. 3, 500) in *grâciâ* : *dar nâ* 1, 6. *nâ* (*nâch*): *dâ* 1, 336. 980. 1386. 2599. 3047. 2, 221. 490. 956. 1090; und ebenso wird *h* im Inlaute und Auslaute unterdrückt, *hiet* : *niet* (*niht*) 1, 58. *beval* (*bevalh*) : *al* 1, 310. *Marîen* : *wîen* 1, 346. *gewîede* : *gebenedîede* 1, 360. *wîeden* : *gebenedîeden* 1, 634. *riet* : *niet* 1, 750. 886. 930. 1044. 1424. 1452. 2227. 2249. 3103. *gevrîet*: *gewîet* 1, 1022. *Galliâ* : *nâ* (*nâhe*) 1, 1115. *heresîen* : *gedîen* 1, 1248.

onderdâne : *trâne* 1, 1607. 2635. 2, 847. 2666. *onderdânen* : *trânen* 1, 2561. 2837. *diet* : *niet* 1, 1699. 1883. 2841. 3059. *gedân* : *trân* 1, 2047. *vriede* : *wiede* 1, 2307. *vorhte* : *porte* 1, 2309. *sal* : *beval* 1, 2503. *ergâ* : *entfâ* 1, 2707. *verschiet* : *siet* 1, 3129. *vâs* : *slâs* 2, 103. *onderdân* : *stân* 2, 113. *trân* : *stân* 2, 379. *vlêt* : *slêt* 2, 906. *siet* : *beriet* 2, 2077.

Noch sind einige allgemein niederdeutsche Wortformen hervor zu heben. *hêre* für *herre*: Veldeke hat beide Formen, er reimt *herre* : *verre* 1, 1507. 2, 1493; dagegen *hêre* : *mêre* 1, 200. 2667. 2863. 2, 912. *hêren* (genit.) : *lêren* 1, 254. *hêre* : *gehêre* 1, 702. *hêren* : *mêren* 1, 1120. : *êren* 1, 1384. *hêre* : *sêre* 1, 2925. 2, 1899. : *wêre* 2, 275. : *êre* 2, 1140. Ferner *sterre* für *sterne*, reimend auf *verre* 1, 272. : *erre* 1, 809; und die Adverbia *vorn* und *vort*; *tevoren* : *geboren* 1, 68. 208. 684. 1879. : *vercoren* 1, 694. : *gecorn* 2, 460. : *verlorn* 2, 778. *bevoren* : *geboren* 1, 1845. : *vercoren* 1, 3233; *vort* 1, 245. 1392.

Wir wenden uns zu dialektischen Eigenheiten, die zum Theil auf niederländischem Einflusse beruhen. *a* steht zuweilen für den auch im niederländischen allgemein durchgedrungenen Umlaut *e*, in *nachte* (dat. = *nehte*) : *bedachte* 2, 243. *vaste* (adv.) : *die gaste* 2, 1342. *nachte* : *gedachte* 2, 2493. 2662.

e bindet sich mit *ê* einmal in der Eneit, *gewerde* : *kêrde* 210, 9, und einmal im Servat. *verkêrt* : *vert* 1, 3031. Daß aber der Dichter beide Reimworte hier nicht gleich aussprach, scheinen die neben einander stehenden Reimpaare *werde* : *geverde* : *kêrde* : *êrde* Servat. 1, 2897—2900, *werden* : *erden* : *êrden* : *vermêrden* 2, 630—33 zu beweisen. *e* steht nach niederländischer Weise für *ei*, nicht in der Eneit und den Liedern, nur im Servatius *gebede* : *arbede* 1, 1535, wo vielleicht *dâr mede* weggefallen ist und es hieß *mit grôter arbeit dâr mede*; *genâdichede* : *dede* 1, 2045. *stede* : *wârhede* (oder *wâre rede*?) 1, 2305. *ôtmôdichede* : *bede* 1, 2427. *innichede* : *gebede* 2, 706; einmal mit dreifachem Reime *mede* : *îdelhede* : *stede* 2, 2486, wo der mittlere Reim zu streichen sein wird.

i wird mit *î* häufiger als *a* mit *â*, *e* mit *ê* gebunden: meist aber wohl, wo der Dichter auch *i* statt *î* sprach. *einwîch* : *sich* En. 259, 27. *sîs* : *gewis* 265, 23. *lîhte* : *gerihte* 87, 32. 154, 11. Servat. 2, 2445. 2729. *gerichte* : *bîchte* 2, 2343. *dichte* : *verlîchte* (*verlichte*?) 1, 3229. *erlîchtede* : *richtede* 2, 2359.

u steht alterthümlich für *e* in *dûsunt* für *tûsent*, reimend auf *stunt* En. 47, 7. Servat. 2, 1629. 2810.

â berührt sich mit *ô* in dem Reime *son* : *gôn* (Hs. *soen* : *goen*) Serv. 1, 412; ein in mnl. Gedichten nicht seltener Reim. Auch außer diesem beweisenden Reime schreibt die Hs. öfter *oe* für *â*, vgl. *ghedoen* : *stoen* 1, 648 und 1, 728. 1661. 1869. 1979. 3073. 2, 191. 1086. Ob demnach auch *genâde* : *bode* 1, 716 gelten kann? man könnte bessern

dede die selve genâde schîn,
want hî was de bode sîn.

Noch an einer dritten Stelle reimt *â* mit *ô*, 2, 570 *nôt* : *dât* (Hs. *noet* : *doot*), aber die zweite Zeile scheint verderbt.

In der Eneit und den Liedern braucht der Dichter durchgängig *â* für *ae*, nach niederländischer Weise (German. 3, 494); auch der Servatius kennt dies *â*, aber daneben *ê* (= *ae*), das die übrigen nrh. Denkmäler haben. *â* findet sich in *bequâme* : *blâme* 1, 250. *vorgâve* : *Octâve* 1, 1052. *wâren* : *altâren* 1, 1547. : *lêrâren* 1, 2875. *clâre* : *wâre* 1, 3141. 2, 301. : *sceppâre* 2, 932. *lînwâde* : *râde* 2, 818. *râde* : *dâde* 2, 423. 2, 1216. *gelâge* : *wâge* 2, 1314. Zweifelhaft sind die Stellen, in denen *orenbâre* reimt, da auch ein *openbaere* (*openbêre*) denkbar ist; vgl. *openbâre* : *wâre* 1, 430. : *sceppâre* 1, 1875. : *wâre* 1, 1983. : *mâre* 1, 2785. : *niemâre* 2, 383. 642. 1612. : *lêrâre* 2, 233; und kaum hierher zu ziehen *swâr* statt *swære*, das Pfeiffer (Jeroschin S. LVII) so auffasst, denn *swâr* ist auch oberdeutsch, im Servatius reimt *swâr* : *jâr* 1, 414. : *wâr* 1, 1509. 2, 2451. : *hâr* 2, 1947. Die Reime für *ê* sind nicht alle sicher; *hêre* : *errære* 1, 1070 kann *mâre* : *errâre* gebessert werden; dagegen *kêren* : *mæren* 1, 1949 beweist; ebenso *gehêre* : *predikêre* 1, 2017. *gekêren* : *beswêren* (oder *sêren*?) 1, 1725. *wêre* : *hêre* 2, 275. *êre* : *mære* 2, 1337. Den Reim *bekeert* : *besweert* 2, 1719 kann man in *bekart* : *beswart* ändern; und statt *lêre* : *predikêre* 1, 3203 *lâre* : *predikâre* schreiben. Die größere Zahl der Beispiele scheint für *â* zu sprechen. Nur der Conj. *dehte, brehte* (*dœhte, brœhte*) findet sich auch in der Eneit (Germ. 3, 494), und ebenso im Servat. *gerechten* : *dechten* 1, 1088. *rechte* : *knechte* 2, 1619.

Einigemal findet sich *ê* für *ie*, in *Triere* : *êre* 1, 1008 (vgl. 1, 1265). *vlêgen* : *bedrêgen* (*vlêhen* : *betriegen*) 1, 1316. An einigen andern Stellen ist für *ie* anzunehmen *î*, *schiere* : *Spîre* 1, 2031. *vîre* (Feier) : *schiere* 1, 1402. *liecht* : *bîcht* 1, 2429., vgl. auch 2, 2506, wo *ghiere* (*gîre*) : *onghehiere* reimt, letzteres Reimwort nach niederländ. Weise für *ungehiure*. — *ei* für *ê* oder *â* in *geit, steit* setzt die Hs.

des Servatius mehrmals; und dieß *ei* kennen andre nrh. Dichter recht gut, Veldeke nicht (vgl. German. 3, 494). Auch im Servatius findet sich kein beweisender Reim für *ei*, die Hs. bietet *geit* : *steit* 1, 856. 2, 1144. 1, 1000. *geit* : *ontfeit* 1, 3033. Beweisen würde freilich *steit* : *geseit* 2, 1476, wenn nicht drei Reime an dieser Stelle sich fänden, deren mittlerer zu streichen ist. Dagegen wird die Form mit *ê* durch den Reim *vlêt* : *stêt* 2, 906 bewiesen: Pfeiffer (German. 3, 494) gesteht dem Dichter nur die *â*-Form zu. Wegen des Reimes *preister* (*priester*) : *meister*, der im Servat. dreimal vorkommt, (1, 348. 1619. 2727) siehe German. 3, 497.

Wir haben noch die klingenden Reime zu betrachten, in denen langer und kurzer Vocal gebunden werden. Solche Reime finden sich nur im Servatius und mögen niederländischer Einfluß sein. Die unorganische Verlängerung kurzer Stammsilben findet sich indess auch in Heinrichs Liedern (57, 10; vgl. dazu German. 3, 501. 502), vielleicht auch in der Eneit; nur waltet der Unterschied, daß dort nur je zwei Wörter mit kurzem Vocal klingend gebraucht werden, im Servatius ein lang- und ein kurzsilbiges. Der Art sind *quâmen* : *samen* 1, 42. 2, 854. *namen* : *quâmen* 1, 1112, wo aber die richtige Lesart ist *namen* : *alle samen*. *gehôrsamen* : *âmen* in dem von mir für unecht erklärten Schlusse des ersten Buches 1, 3223. *treskamere* : *jâmere* 2, 1923 ist *treskammere* : *jammere* zu schreiben wie frühzeitig *summer* für *sumer* vorkommt (s. German. 3, 503). *gevaren* : *wâren* 1, 2275. 2, 1394. *scaren* : *wâren* 2, 2399, wo man ändern könnte:

ich sach die dûvel mit grôter scaren
vele ende ontellich varen.

clagen : *plâgen* 2, 2658. *gekêren* : *entberen* 2, 1118 ist entstellt, und so mögen noch andere Reime der Art auf Rechnung des Schreibers kommen.

Endlich die Bindung ganz verschiedener Vocale. *a* : *e* werden gebunden in *Enêasen* : *wesen* Eneit 51, 25, wo indess eine Nebenform des Namens möglich ist. *a* : *u* in *andere* : *wundere* Servat. 2, 2155. *e* : *u* in *sunden* (*sünden*) : *senden* Servat. 1, 124. *luste* : *beste* 1, 284. *ende* : *sunde* 1, 2803. *munster* : *vinster* (für *venster*) 1, 1448. Dies *e* : *u* ist kein eigentlich ungenauer Reim: beide Vocale berühren sich in der niederländischen Aussprache wie *e* : *i* (vgl. Gramm. 1³, 273). Dasselbe ist der Fall bei der Bindung *i* : *u*, die an folgenden Stellen begegnet: *gunne* : *gewinne* Eneit 232, 15. *entbinden* : *sunden*

1, 3251; vgl. auch *munster* : *vinster* 1, 1448. In *sameningen* : *sungen* 1, 862; *vergaderingen* : *sungen* 1, 2615 könnte man den Reim durch -*ungen* ausgleichen; aber die Reime *dingen* : *wîingen* 2, 2287. *gehengen* : *widingen* 2, 2321 zeigen, daß der Dichter *ingen* sprach. Die Aussprache des *u* in diesen Worten muß sich dem nhd. *ü* genähert haben, einen Unterschied zwischen *u* und *ü* scheint Veldeke zu machen, denn er reimt hinter einander *künden* : *sünden* : *bevunden* : *stunden* 2, 1919—22, aber nicht *künden* : *stunden* oder ähnliches; vgl. Gramm. 1³, 278. *o* mit *e* reimt in *torne* (Thürme) : *gerne* Eneit 339, 37. 349, 11. Servat. 1, 2963. 2, 49. Es wird zu schreiben sein *turne*, was Veldeke wie *türne* oder fast wie *tirne* aussprach und daher auf *gerne* ebenso gut reimte wie er *verre* : *mirre* und ähnliches (sieh S. 412) verband.

Von consonantischen Eigenheiten bemerke ich den Gebrauch von *g* für *h* nach langem Vocale, hauptsächlich in *sâgen* für *sâhen* (German. 3, 500), was wenigstens nicht alle nrh. Dichter kennen. Im Servatius *besâgen* : *plâgen* 1, 114. *sâgen* : *vrâgen* 1, 588. 1805. 1961. 2247. 2, 862. *plâgen* : *sâgen* 1, 806. 1837. *lâgen* : *sâgen* 1, 1833. 1847. 2155. 2263. 2627. 2, 323. *sâgen* : *mâgen* 2, 1717. *plêge* : *sêge* 1, 1965; aber auch *vlêgen* für *vlêhen* (: *bedrêgen*) 1, 1316.

Die 2. Person Plural. im Conj. geht auf *n* aus, nach dem Reime *beden* : *dat gî treden* 1, 44; dagegen in *t*, *tît* : *dat gî sît* 1, 46. Die Bemerkungen des Herausgebers zu der ersten Stelle sind unstatthaft.

Niederländisch ist *nâr* für *nâch*, im Reime auf *wâr* 1, 704. 2, 2711; dagegen allgemeiner niederdeutsch *mî* für *mir* (: *bî*) 1, 1270; daraus erklärt sich das häufige *mich* der Handschrift für *mir*, weil für den Dativ Veldeke *mî* sagte.

Der Servatius zeigt eine Menge einerseits niederländischer, andererseits romanischer durch das Niederländische vermittelter Wörter, die sich in den andern Werken nicht finden. Dahin gehören *blâme* 1, 250. *ontfarmen* 1, 771. 2532. 2811; dagegen das gleichbedeutende *erbermen* (*erbarmen*) 2, 245. *lâsêrsche* 1, 781. *deren* (mhd. *taren*) 1, 790. 2095. *chieren* 1, 1277. 2, 662. *chiersam* 1, 1629. 2, 1887. *chierlich* 2, 2743. *tiere* 1, 2069. *comîn*], 2083. *calomme* 1, 2263. *offerande* 2, 593. 1265. *visiône* 2, 674. *devotien* 2, 706, den Vers belastend und vielleicht zu entfernen. *devote* 2, 2656. *solfer* 2, 2415.

Ob der Servatius oder die Eneit früher gedichtet, wird sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden lassen. Nach dem geistigen Entwickelungsgange anderer Dichter möchte man dem Servatius die spätere Abfassung zugestehen, wozu es stimmen würde, daß an mehreren Stellen der Dichter sich als einen nicht mehr jugendlichen Mann kundgibt. Nur ist es dann auffallend, im Servatius mehr niederländische Spuren zu bemerken, als in der Eneit, und die Vermuthung, auf die ich ein andermal zurückkommen werde, es habe dieses Gedicht in Thüringen eine stärkere Überarbeitung erfahren, als gewöhnlich angenommen wird, drängt sich uns auf.

Ich füge nun noch einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen hinzu: keineswegs beabsichtige ich alle Fehler der Handschrift oder der Ausgabe zu berichtigen. Bormans selbst ist weit davon entfernt zu glauben, er habe einen durch seine Anmerkungen kritisch gesichteten Text gegeben; seine Absicht gieng zunächst dahin, ein getreues Bild der einzigen Handschrift zu liefern, und er hat in der That einen sehr correcten Abdruck gegeben. Wenn ich nun auch grundsätzlich gegen solche vorläufige Textabdrücke bin, die eine kritische Ausgabe immer noch nothwendig machen, so ist es im vorliegenden Falle doch besser, einen diplomatisch genauen Text, als einen durch Willkührlichkeiten und Missverständnisse entstellten zu haben.

I, 31. *verlêne* in *verlênen* zu ändern, wie B. vorschlägt, ist unnöthig; der Übergang von der Umschreibung durch *mŭeze* (28) mit dem Infinitiv in den einfachen Conjunctiv ist sehr gewöhnlich.

40. *jongheren* : *apostelen* ist ohne Zweifel verdorben; als Reimfreiheit betrachtet, stände es bei Veldeke ganz vereinzelt da, aber es ist schwer etwas genügendes an die Stelle zu setzen. *jongheren* reimt auf *Tongheren* 1, 1717 und in dem andern Servatius *junger* : *Tunger* 67; daher eine Betonung *jonghêren* nicht denkbar ist.

45. *op* und *en* sind zu streichen.

54. *meent* : *toe sent*, vom Herausgeber ganz missverstanden, der *sent* als *sendet* auffasst und hinzufügt, Heinrich habe als Limburger *ment* gesprochen. *toe sent* meint ohne Zweifel *toent* und *meenet* : *toenet* war der vom Schreiber beabsichtigte, vielleicht schon in seiner Vorlage stehende Reim. Ebenso reimt *toende* : *meende* 1, 168, wo die Vermuthung des Herausgebers, im zweiten Verse sei zu lesen *dat in siere herten wonde*, zu sparen war. *toende* : *weende* 1, 1682. *betoende* : *weinde* 2, 2654; und nicht im Reime *betoenen*

1, 2743. *vertoende* 2, 2215. nl. *toenen* ist 'zeigen' : aber dieß Verbum ist erst von dem nl. Schreiber oder seiner Vorlage eingeführt. Heinrich von Veldeke schrieb entweder *bescheinde*, das wie im Servatius auf *weinde* Eneit. 72, 15 reimt, oder *teinde*, was dem *toende* noch näher kommt; ahd. *zeinen*, Graff 5, 674. Liest man *teinde*, so wird das auch der ursprüngliche Reim an der Stelle der Eneit gewesen sein. 1, 2992 bietet die Handschrift

dâr sint Servas die hêre
sîn houft ane leende
den god genâde sende,

Hier ist *sende* natürlich nicht *sande*, sondern wiederum *teinde* (: *leinde*) oder *bescheinde*.

67. *rechten* ist aus der vorhergehenden Zeile eingedrungen und hier zu entfernen.

107. *doer synre goeden* 'durch seine Güte' ist nicht denkbar; es muss *dor sîne gôde* heißen und ebenso 176 *dor mîne missedât*. Der Reim *gôde* : *behôden* gehört zu den oben besprochenen; doch kann man ihn ausgleichen, wenn man liest *dar vor uns behôde*.

Nach 150 ist ein Punkt zu setzen.

169. doch wohl *mitten* oder *mittem*.

296. der Vers wird besser, wenn man *salde* (= *sælde*) für *sâlicheit* schreibt; ebenso 455. 671. 1208.

332. lies *ein vel* (Hs. *wel*) *reine leven*; *wel* für *vel* steht auch 1, 2975.

334. lies *dien hî teim hêre hadde vercoren*, wie 1, 3233.

335. 336. bilden einen Satz: *dat hî van adel was geboren, dar vinc hî vele rechte nâ*.

345. fasst B. *bede* irrig gleichbedeutend mit *bat*; es ist vielmehr *bêde* = *bœte*, wie auch *dêde* = *tœte*.

362. *mêrede* als intrans. wie *lûterde* zu fassen: demnach ist wohl Eneit 320, 26 die Lesart der Gothaer Handschrift *ir vorchte begonde mêren*, wenigstens was das Verbum betrifft, vorzuziehen.

392. statt *gewarigen* ist *gewâren* = *gewœren* zu lesen; ebenso 1, 2168. 2971. 3136. 2, 1463. *gewâre* steht 1, 621. 1394. 1778. 1843. 2, 724; im Reime *gewêre* : *rôvêre* 2, 1581. vgl. auch *wârighe* 2, 2777.

418. *wale* : *dien*, entstellter Reim, über den der Herausgeber nicht ein einziges Wort verliert. Wenn das erste Reimwort unentstellt ist, so reimte darauf wohl *tale* 'Rede.' *nâdien* ist niederländisch und findet sich bei Veldeke sonst nicht im Reime.

424. *ergeven*, nicht subst. sondern adj., daher *die heilige gode ergevene* (: *evene*) zu schreiben, und ebenso 2452 *die heilige gode ergevene* (: *levene*). Die Hs. hat an beiden Stellen *gods*.

435. *te sint Jacobs vôr hî sîn bede* (Hs. *syne ghebiede*) ist untadelich und die Erklärung des Herausgebers abzuweisen. *bete varn* ist der dem subst. *betevart* zu Grunde liegende Ausdruck.

452. lies *datt* oder *dat rechten meister nie gewan*; auch 1, 737. 2376 und öfter steht *dat* für *dat et*.

465. lies *de lûde moste verlangen* oder *belangen*.

472. statt *busscopdoms* ist *busdôms* zu schreiben; vgl. 493.

492. wird besser, wenn man *nemen* zur vorigen Zeile zieht und schreibt

desn dorsten nieman nemen ave
van den altâr dâr hi lach.

543. lies *grôten rouwen* und demnach auch *die getrouwen*; *der rouwe* ist noch anzunehmen 1, 785. 799. 2480. 2817; dagegen reimt wirklich *grôten rouwe* (oder *rouwen*) auf *die getrouwe* 1, 1082. 1136.

576—80. da Veldeke in der Unterscheidung von *â* : *a* namentlich vor *r* sehr streng ist (vgl. S. 411), so ist, worauf schon die Buchstaben am Rande der Handschrift hinweisen, umzustellen und zu schreiben

alle die des nâmen war,
dô quam der heilich engel dar,
schînende als die sonne clâr
end wart den volke schînbâr,
dien god dar hadde gesant.

587. *dat* ist nicht auffallend (vgl. 791. 887. 1624. 1814 u. s. w.); aber der vorgehende Vers ist zu kurz, nicht an sich, denn man dürfte betonen *hí nám den búscopstáf*, sondern im Vergleich mit dem übrigen Versbau des Servatius. Daher ist vielleicht *dat* zum vorhergehenden Verse zu ziehen und es hiess *dat* (oder *dâr*) *hi nam den buscopstaf* : *sinte Servas hine gaf*. Man könnte auch schreiben *buscoves staf*; *buscopstaf* als Compositum steht auch 2, 834, wo aber der Vers auch erst durch *buscoves staf* die rechte Länge bekommt.

596. der Bau des Verses beweist, daß Heinrich *unt* (*unz*), nicht *went* sprach; *want* für *went* steht 453 und öfter. Die Hs. hat auch einigemal *biz*.

599. zu kurz: ich vermuthe *der engel hinnen verswant*.

660. ebenfalls zu kurz: man schreibe *die teiken die dô god dede*.

711. *in den worden*, sonst 'unter der Bedingung', hier ‚in der Absicht.'

717. die Construction ist nicht so verwickelt, wie sie dem Herausgeber scheint: von 716 ist 721 abhängig und das dazwischen liegende parenthetisch zu fassen, das Komma nach 719 zu tilgen.

762. die von Bormans vorgeschlagene Änderung ist überflüssig, denn *sede* (*site*) ist starkes Mascul. vgl. 1, 1150. 2169, wo der Herausgeber wieder seine Rathlosigkeit in Bezug auf den Reim *seden* (lies *sede*) : *mede* bekennt!

769. *en* ist zu streichen, wie oft, vgl. 1, 45. 1200. 1337.

792. *wâren* für *wæren*. Den Vers zu bessern schreibe man *ofte* für *of* = oder.

802. der Punkt nach *wîde* ist zu tilgen.

889. *worden* ist zu streichen. In der folgenden Zeile ist die Besserung des Herausgebers *senden* statt *schenden* höchst verwerflich. *schenden* ist, wie der Reim zeigt, *schünden* (: *sünden*) 'anreizen.'

892. *hoem* von B. fälschlich auf Gott bezogen.

896. *hon* : *sen*, und *hon* : *ben* 1, 3177 beweist, daß diese Form, die die Hs. gewöhnlich hat, Veldeke nicht zukommt, sondern *hen, en* oder *in*. Die Formen mit anlautendem *h* widerstreben häufig dem Verse, wenn man nicht über *h* hinweg elidiert.

948. der Versbau lehrt, daß *allen* wie unzählige Mal in jüngern Handschriften für das unflectierte *al* steht.

975. lies *Colne* statt *colne*.

1038. wenn *dede* für *taete* steht, was es dem Sinne nach muß, so ist die folgende Zeile so zu ändern: *hî was an sîme gebede stêde* = *stæte*.

1055. statt *veronwerden* lies *onwerden*.

1065. vom Schreiber ist vielleicht *verholentheit* an die Stelle von *tougenheit* gesetzt.

1099. vom Herausgeber irrthümlich auf Servatius bezogen.

1133. *die meer* ist in dieser Zeile zu streichen, da es am Beginn der folgenden steht.

1155. *in* ist zu streichen, vgl. 1304 *ende nâmen haren rât*.

1307. Veldeke schrieb ohne Zweifel *dô rieden somelîke*, dem Schreiber war die Form *sumelich*, wofür er *somig* sagte, nicht geläufig und er fügte *sekerlîke* an. *somelîke* steht 1, 1982 *dô spræken somelîke*.

1352. *mit* ist zu tilgen: *dien* (= *dem*) *verdeile ich godes recht* ist die gewöhnliche Ausdrucksweise.

1353. nach dieser Zeile steht irrig ein Punkt; die zu 1354 gegebene Sinnerklärung ist nicht zu billigen.

1440. der Punkt ist nach *stat* zu setzen; diese Zeile gehört zum vorhergehenden.

1456. *spleit* : *beheilt* fasst der Herausgeber als ungenauen Reim, es ist aber klar, daß *spleit* nur Umstellung für *speilt, spielt* ist.

1684. *ende erbermde synen rouwe*; das richtige ist *ende erbermde en sîn rouwe.*

1857. gehört noch zum vorhergehenden; der Punkt nach 1856 ist zu tilgen.

1906. *sweyvende* vielleicht entstellt aus *sweimende*: doch steht auch 1920 *sweyven.*

1912. die vom Herausgeber vorgeschlagenen Besserungen sind unstatthaft: *dander vlogele* ist nicht anzutasten und Subject des Satzes: 'der andere Flügel auf die andere Seite hin wehte ihm den Wind an', so dass nur *weyden* in *weyde* zu verändern ist.

1934. *het* ist nicht als Subject zu fassen, sondern Object, zu dem die folgende Zeile eine Art Apposition bildet.

2014. wenn *doupe* als Femin. zu nehmen, so ist *der hi bôslik avegine* zu schreiben, vermuthlich aber sagte Veldeke *doup* (mhd. *touf*) als mascul., *dat hî den doup van hem entfinc, dien hî* = dem er u. s. w.

2155. vom Herausgeber falsch verstanden: nicht 'sie fielen vor ihm nieder', sondern 'sie lagerten sich gegen ihm, in Erwartung seiner Ankunft.'

2162. lies *wedermôt noch ungemac*; vgl. 1, 2412. 2, 564.

2225. daß diese Zeile zum vorhergehenden gehört, scheint mir nicht zweifelhaft.

2275. die verschiedene Quantität der Reimvocale *gevaren* : *wâren* lässt sich entfernen, wenn man annimmt, der Dichter habe *barn* gereimt und dieß dem Schreiber ungeläufige Wort sei entfernt worden: dann hieß es

sî wânden dat dâr wêre
van der werlde gevarn
somig heilige godes barn
oft somig onses hêren bode,
dat die sêle op vôre te gode.

2300. ist nicht mehr zur Rede des Servatius zu ziehen, sondern man lese *dar omme wart des te rede die heilige sinte Severîn* u. s. w.

2367. nicht das erste Reimwort ist stumpf, sondern das zweite klingend zu machen.

2404. die überlange Zeile ist nicht zu dulden. Die Reimworte waren *salde* : *alde*, wodurch meine oben (zu 296) zu mehreren Stellen vorgeschlagene Veränderung von *sâlicheit* in *salde* bestätigt wird. Die Stelle lautete also:

dor die godes minne
end dor hars selven salde,
dat jonge ende alde
hars selves gerôchten.

sâlicheit ist allerdings nicht ganz zu verwerfen, es steht im Reime auf *leit* 1, 2655. : *arbeit* 1, 2829. : *wârheit* 2, 2859.

2412. das zweite *dat* ist keineswegs zu tilgen wie B. meint; es belastet den Vers nicht, denn *wedermôt* ist zweisilbig zu sprechen.

2585. *verre* : *gheere* (*gere*) ist ein undenkbarer Reim; es ist zu bessern

tegen hem dat si gingen
ût der stat harde verre.
si ontfingen den herre
beide arme end rîke
harde ôtmôdelîke,

vgl. 1, 2591. *herre* statt *herren* steht wie *hêre* in den oben (S. 418) angeführten Stellen.

2683. die ungewöhnliche hier geforderte Bedeutung von *verhôren* anzunehmen ist nicht nöthig, wenn man mit sehr geringer Abweichung *overhoeret* schreibt, oder vielmehr *overhoerdet*, denn das Präter. ist erforderlich. *verhoeren* in gewöhnlichem Sinne steht 2, 342. 915. — Im folgenden Verse ist zu lesen *die sonde end ander mesdât.*

2905. *ich* ist zu tilgen und für *berouwede* wohl *berouw*, *berou* zu schreiben.

2927. natürlich in *kinde* : *ellende* zu verändern.

2951. beidemal ist *haer* zu streichen.

2998. für *dattet* lies *dat.*

3005. mit klingendem Reime *bovene* : *lovene*, wie an zahllosen Stellen. *bovene* : *lovene* ist ebenso zu schreiben 2, 375. 2, 2747.

3031. der Reim *verkêrt* : *vert* (vgl. zu 1, 2585) ist nicht zu dulden; statt *verkêrt* schreibe man *verhert.*

3043. 44. (*duert* = *dûret*) : *gheert* (*gert*) hat der Herausgeber als ungenauen Reim betrachtet und die so nahe liegende Besserung

wert : *gert* nicht erkannt. 1, 3147 will er sogar *gheerde* : *duerde* an die Stelle des richtig überlieferten *gheerde* : *weerde* setzen!

3196. *doeve* als 'taube' zu fassen möchte der Reim (: *gelouve*) zunächst veranlassen, vgl. 2, 1428; aber schon B. hat darauf hingewiesen, daß die tauben bereits 3193 erwähnt waren. Die Zusammenstellung mit *râsende* führt auf die Bedeutung 'tobende.' Es könnte nun *toup* in der Bedeutung 'unsinnig' gebraucht sein, ein subst. *tobe* 'der tobende, verrückte' ist im mhd. W B. 3, 47 nachgewiesen und man könnte einen Reim *geloven* (= *gelouben*) : *toven* annehmen, wie in den Liedern *gelôvet* : *hôvet* : *tôvet* 63, 29 (German. 3, 498) reimt. Jedoch führt der Bau des zweiten Verses eher auf klingenden Reim (man müßte denn in *geloven* : *toven* die erste Silbe lang sprechen); es hieß wohl

sô wie dat dô dar quam
mit gôde gelovende
râsende ende dovende.

3222. *vrouwe* ist in *vroude* oder besser in *vrouwede, vrowede* zu ändern.

II, 36. entweder *so enmochtens* oder *si enmochten* zu lesen.

83. *want* ist nicht, wie der Herausgeber, nach seiner Interpunction zu schließen, es auffasst, *wande,* sondern *went* = *unz,* vgl. zu 1, 526.

91. *voren* : *mûren* ist ein sehr unwahrscheinlicher Reim; man könnte schreiben *dô si dar vûren* (= *vuoren*) : *mûren,* wie 2, 137 und Eneit 23, 37, 35, 2 reimt, doch kann ebenso gut das zweite Reimwort entstellt sein und es hieß *dô si quâmen dar vor, dô stont dâr boven deme tor.*

94. ist *wackhuys* in *wîchûs* zu ändern, vgl. Servat. H. 81.

103. 4. *vâhes* : *slahes* als klingenden Reim zu nehmen, ist unstatthaft und nicht nöthig, denn beide Verse sind als stumpfreimende lang genug. Wegen des folgenden *vanges* möchte ich aber *vâes* nicht als *vâhes* auffassen, sondern als *vêhest* 'du hassest' und reimen *vês* : *slês,* denn wie *slæt* = *slêt,* so ist auch *slæs, sles* erlaubt.

126. *vorwaer* ist zu streichen und *wetet dat* zu lesen.

144. wenn *Lupoen* der accus. ist, schreibe man *dor êren* 'um zu ehren'; ebenso verhält es sich 2, 2589. 2865.

177. *genieten* scheint der Herausgeber nach seiner Erklärung nicht als *geniezen* zu verstehen: lautlich steht nichts entgegen, daß *genieten* das mhd. *genieten* sei; dem Sinne entspricht *geniezen*

besser: 'davon hatten sie den Nutzen, daß sie sie (die Hunnen) in Frieden ließen.'

185. ohne Zweifel umzustellen *dat si geweldelîk mit scharen.*

262. lies *si begonden sôken sîn graf; te* nach *beginnen* schiebt die Hs. gewöhnlich ein. Daß *begonden* die dem Dichter zukommende Form ist, lehrt der Reim *begonden* : *stonden* 2, 279.

329. der Punkt nach *sange* ist zu tilgen.

360. *ter* fasse ich nicht wie der Herausgeber auf, sondern als verschrieben für *der.*

399. *sonder* ist dem Verse wie dem Sinne gleich entbehrlich.

430. die Änderung von *dae* in *nae* ist nicht zu billigen, ich lese in der folgenden Zeile *vane* statt *danne* und zu der Präposition gehört alsdann *dâ.*

553. es ist klar, daß die nach dieser Zeile in der Hs. stehenden Worte *dat hij doen er,* mit denen Bormans nichts anzufangen weiß, durch Überspringen von dem Reime *quam* auf den nächsten ebenso lautenden (559) entstanden sind; der Schreiber bemerkte seinen Irrthum zu rechter Zeit.

562. der Reim *staden* : *dâden,* der nach den oben (S. 420) angeführten allerdings nicht unerhört wäre, lässt sich ohne Mühe beseitigen, indem man ergänzt *scaden* : *op die heiden die em dâden scaden*; vgl. 1, 1040.

565. *deckwyle* steht für das durch den Vers geforderte echte *decke, dicke.*

579. lies *dat it hon ginc ûten spele.*

656. da *dede* vermuthlich *tæte* ist, wie *onderwonde* auch Conj., so ergibt sich daraus die Besserung der folgenden Zeile *dô vôr die buscop stêde* = *stæte,* vgl. zu 1, 1038.

854. 5. *samen* : *quâmen*; auch hier lässt sich der unerlaubte Reim beseitigen, wenn man schreibt *dat sâgen alle samen dô, die dar gingen end quâmen tô,* was der Schreiber änderte, weil er nicht *dô,* sondern *doen* sprach.

868. 9. weniger die Contraction *gesien* aus *gesehen,* die nrh. ist, (vgl. über Karlmeinet S. 226) als die folgende Zeile *si vielen neder op har knien* statt *knie* ist anstößig. Veldeke reimte vielleicht *man enmochte en an gesehen nie.*

1081. wohl *hi dede hem dat wale schîn.*

1083. für *gâve* ist natürlich *geve* mhd. *gebe* zu lesen, wodurch die Bedenklichkeiten des Herausgebers aufgehoben werden.

1118. *gekêren* : *entberen*; auch hier ist die Änderung leicht, es reimte *erwern* : *entbern*.

1268. lies *in den lochten*.

1290. wohl *den Sassen*, denn bei *der Sassen* ist das folgende *haer* überflüssig: *Triecht* ist ebenfalls Dativ wie *den Sassen* und nicht mit B. als *te Triecht* zu verstehen.

1476—78. die mittlere Zeile des dreifachen Reimes ist zu tilgen, vgl. S. 420.

1513. wie die jedenfalls entstellte Zeile wahrscheinlich macht, ist auch der Reim verdorben. Vielleicht hieß es *sine conden sich bewaren* (: *varen*).

1555. den Reim *was* : *das*, der allerdings in mnl. Gedichten öfter vorkommt, könnte man entfernen, wenn man schriebe

dô die coning dôt lach,
dô stont dat rîke mengen dach
dar nâ onberâden.

1558. 59. sind so zu bessern

dat die onrechte dâden
den gôden menich ongemach.

1562 ff. falsch interpungiert. Nach 1561 gehört ein Punkt und dann *êr die vorsten des worden ein* (= *enein*) *dat ein ander coninc wart gecoren, sô hadde sint Servas verloren* u. s. w.

1731. die Änderung von *meinden* in *minden*, die B. vorschlägt, ist, was kaum bemerkt zu werden brauchte, überflüssig, denn *meinen* hat an zahllosen Stellen die Bedeutung 'lieben.'

1814. *ghevedemt* ist wohl nur verschrieben für *ghewedemt* mhd. *gewidemet*.

1855. der Dichter reimte vielleicht *zierheit* : *girheit* mit dem Haupttone auf der ersten Silbe, wie *eislich* : *vreislich* 2, 1701. 1945. und wohl auch *hêrlich* : *wêrlich* 2, 1651; vgl. auch *onghерekelik* : *onghemekelik* 2, 2329. *chierlich* : *hêrlich* 2, 2743. *zierlich* : *hêrlich* 2, 2147.

1973. lies *grôten rouwen* : *die vrouwen;* wegen *der rouwe* siehe zu 1, 543.

2207. auch hier (vgl. zu 2, 854) ist das zweite Reimwort *dô* (: *alsô*), wie der Versbau lehrt; der Schreiber entfernte die ihm nicht geläufige Form durch ein ungeschicktes *dar tô*.

2240. entweder *keisers* oder *coninc* ist zu tilgen; *in des keisers rîke* oder *in dem coningrîke, keiser* heißt Heinrich 2, 2052, gewöhnlich *coninc*.

2256. gehört zum vorhergehenden und nach *gedân* ist ein Punkt zu setzen.

2355. *sekerlich* belastet den Vers und ist zu streichen.

2441. auch hier ist *vrouwede* statt *vrouwe* zu lesen, wie oben 1, 3222.

2439. 40. alle vom Herausgeber zu dieser Stelle vorgeschlagenen Änderungen sind unnöthig; es ist gar nichts verderbt: *genâde was mich diere* (= *tiure*) bedeutet 'Gnade war mir theuer', mit einem bei mhd. Dichtern sehr häufigen Gebrauch von *tiure*.

2459. die erste von B. gemachte Besserung ist allein zu billigen, die andere, für die er sich entscheidet, verwerflich.

2480. lies *endorfter*, ebenso 2658, denn *endorster* kann den vom Herausgeber hineingelegten Sinn nicht haben.

2487. lies *gedachte* 'alle Gedanken.'

2497. gehört noch zu dem vorhergehenden Satze.

2519. natürlich *vorwâr*, einfacher Schreibfehler, *over* statt *voer*.

2567. statt *ende* wohl *wande, wand*: 'sie bezeugten wohl, daß sie es gut aufnahmen, denn sie giengen mit ihm' oder 'dadurch, daß sie mit ihm giengen.'

2596—2610. diese lange Parenthese, die gleichwohl zwischen 2595 und 2611 keinen rechten Anschluß gibt, wird entbehrlich, wenn man 2595 noch zum vorigen Satze zieht.

2632. auch die hier vorgeschlagene Änderung zerstört Richtiges und setzt Falsches an die Stelle.

2822. nicht der rührende Reim (*tröst* : *vertröst*), sondern das folgende *ût* beweist, daß *verlöst* zu schreiben ist, wie an folgenden Stellen steht 1, 799. 2003. 2, 1002. 2802. 2838. 2880.

ROSTOCK, im Mai 1860

DIE KINDHEIT JESU UND DAS PASSIONAL.

Der Dichter des Passionals bezieht sich, wo er die Flucht nach Egypten erzählen will, auf ein Büchlein 'von unsers Herren Kindheit' (28, 37 Hahn):

Jôsêph in rechter gûte
was des zuhant gehôrsam.
Marîen und daz kint er nam
und machte sich vil drâte alsô
ûf den wec gên Egyptô,
als im der engel hete enpart.
waz im geschach ûf der vart,
des wil ich ein teil schrîben hie,
als mich mit schrifte [1]) wizzen lie
ein bûchelîn daz mir seit
von unsers herren kintheit.
swaz ich dar inne vinde
von deme reinen kinde,
daz wil ich schrîben und nimmê.

Und ebenso nach der Rückkehr aus Egypten, vor Beginn der Wunder, die Jesus in seiner Kindheit zu Nazareth vollbracht: 48, 66

als mir daz bûch hât geseit
von unsers herren kintheit.

Daß dieses Büchlein kein anderes ist als das bekannte Gedicht Konrads von Fußesbrunnen, scheint noch nicht bemerkt zu sein, auch von Hahn nicht, der beides, das Passional und die Kindheit, drucken ließ: ein Beweis wie gedankenlos diese sogenannten 'Ausgaben' gefertigt wurden. Keineswegs hat der Dichter des Passionals das ältere Gedicht ausgeschrieben und lange Stellen daraus eingerückt, wie spätere, zum Theil schon gleichzeitige und ältere Dichter thun (ich erinnere nur an die Reimchroniken), sondern er hat den ihm gebotenen Stoff verarbeitet, doch so, daß einzelne Stellen des Originals noch erkennbar sind. Wir wollen diese und den Gang der Erzählung in beiden Gedichten vergleichen.

Die Übereinstimmung beginnt erst da, wo die Kindheit Jesu auf die Flucht kommt, wo also die Erwähnung des 'Büchleins' im Passional eintritt. Daß der Dichter bei dem vorher erzählten, der Verkündigung durch den Engel Gabriel, dem Besuche Marias bei Elisabeth, der Geburt des Heilandes, der Anbetung der Hirten und der drei Könige die 'Kindheit Jesu' nicht benützte, könnte für Feifaliks Annahme, es sei dieser ganze in A fehlende Abschnitt eingeschoben, sprechen: das ist aber nicht der Fall. Der Dichter des

[1]) schrifte̅ *H.*

Passionals hatte das lateinische Marienleben vor sich, dem er, dem auch Wernher folgte, und zwar einen Text, der die Kindheit Jesu nicht umfasste, also nicht das Pseudoevangelium Matthæi: was in diesem Marienleben enthalten war, bearbeitete er darnach. Das evangelium infantiae lag ihm nicht vor, daher er für den Inhalt desselben das deutsche Gedicht benutzte.

163. dô Jôsêph die rede vernam,	28, 54. der gute man der alde
die vrouwen er zuo im nam	nam zu houf dô balde (vgl. 28, 39.)
mit dem lieben kinde	Marîen mit ir kinde,
und anderm ir gesinde;	sîn vie und sîn gesinde;
des was niht mê, als man saget,	des was nicht mê, als man [1]) saget,
wan drî knehte und ein maget.	dan drîe knechte und ein maget.

Sie wandern durch das Gebirge und übernachten eines Abends an einem Berge, in den eine große Höhle (Kindh. 184 ein kreftic luoc, Pass. 28, 83 ein michel gat) gieng. Die darin hausenden Drachen verlieren ihre Natur, sie

187. spilten gên dem kinde.	28, 90. gegen dem kinde was ir spil
	harte vrôlîch in dem zil,
	in sulcher mâze als ir vernunft
	sich solde vrowen gegen der kunft,
	daz ir herre quam aldar.
Jôsêph und sîn gesinde	Jôsêph und daz gesinde gar
erkômen sêre dâ von,	sêre erschrâken hie von,
si wâren sîn ungewon.	wand si wâren ungewon [2])
daz kint gebôt den trachen	des gesichtes an den trachen.
daz si mit deheinen sachen	secht von den selben sachen
ir vihe und liut versêrten.	tet daz kint sînen segen
	den wilden tieren entgegen.

Die Worte des Kindes (197—203) hat der Dichter des Passionals ausgelassen (sie fehlen in C, aber mit einigen vorhergehenden Versen, die im Passional verarbeitet sind), dagegen eine Schilderung der weiteren Fahrt hinzugefügt (29, 20—46), die er in seinem Vorbilde nicht fand. Die Löwen, Wölfe und Bären, die ihren Herrn schauen wollen (213—215), finden sich mit gleicher Motivierung im Passional (29, 47—55), auch der Ausdruck stimmt zum Theil. Am dritten Tage (243. Pass. 29, 72) kommen sie auf eine wüste Heide:

247. wazzer dâ vil tiure was.	29, 78. beide wazzer unde gras
sine funden weder krût noch gras.	aldâ selbest tûre was.
253. in wart von müede nie mê	29, 81. dar zû di mûde si betwânc
noch von durste sô wê.	daz in was von durste wê.

[1]) danne man *Hahn.* [2]) *die Folge der Reime wie in A*: der tagalt *aber in der zweiten Zeile (wie B) las der Dichter des Passionals.*

Hierauf die schöne Legende vom Palmenbaume:

258. ein boum sâhen si vor in,
der was breit unde hôch:
daz gesinde dâ gegen zôch,
wan er vil guoten schate bar.
268. hin ze Jôsêp si dô sprach
'möhtest dû mit sinen
des obzes gewinnen . . .

29, 90. daz was ein boum, den si dort sân
harte lustlîchen stân,
der von im wîten schate [1]) bar.
als daz gesinde wart gewar
des boumes wie er stunde [2]) hôch,
vil gelîch dâ hin ez zôch.
30, 20. dô sprach si Jôsêphe zû
'ei Jôsêph, besich ob dû
daz obez mugest [3]) gewinnen mir

und er antwortet (273): der boum ist hôch unde sleht = Pass. 30,27 so ist der boum hô unde slecht. Der Knabe gebietet dem Baume den Wipfel zu neigen: alle sättigen sich.

290. dannoch lie sîne tolden
der boum wider [4]) erden sweben
unz im urloub wart gegeben.

dô rihte er sich und stuont als ê.

daz kint sprach

'boum, wir sulen mê
dîner wurzen geniezeh,
lâz uns dar ûz fliezen
ein [5]) wazzer lûter unde kalt.'
des kindes gotlîch gewalt [6])
erzeigte sich aber dar an:

ein ursprinc ûz dem boume ran

sô grôz ez tribe wol ein rat.

30, 51. der boum stunt mit aller zucht
und lie den wippel nider sweben
unz im wurde urloub gegeben.
58. dem boume wart irleubet
daz er ûf hûf sîn heubet,
den wippil mein ich: dit geschach.
daz kint dô zu dem boume sprach
mit worten vil unkintlich
'boum, hôre und virnim mich:
wir suln dîn mê geniczen.
nu lâz uns ûz dir vliezen
ein wazzer lûter unde kalt.'
des kindes gotlîcher gewalt
worchte aldâ ein wunder grôz,
wând ûz des boumes wurpôz
ein lustigez wazzer dranc
deme sô creftich wart ein swanc
sô hin enwech in sînem phade
daz sîn wol zeinem mülrade
genûc mochte sîn gewesen.

Die Verpflanzung der Palme (palmâ victôrîê 328) in das Paradies erzählt das Passional kürzer, aber übereinstimmend. Hierauf in beiden Gedichten die Begegnung mit den Räubern.

335. nu was ein breit gevilde
wüeste unde wilde.

31, 2. dâ lach ein wûste wilde
an walde und an gevilde.

Missverstanden ist 'überkomen,' Kindheit 345.

344. swer für si gienc oder reit,
den sie mohten überkomen.

31, 5. er hete michel arbeit
swer dar uber solde kumen.

[1]) schatē *Hahn.* [2]) stunt *H.* [3]) daz obz muge *H.* [4]) bî der *A.* [5]) ein *BD: fehlt A.* [6]) *so B: A hat* dô schein der gotheit gewalt.

dem wart [1]) schiere benomen
beide guot unde lîp.

manigem wart aldâ benumen
durch sîn gût sîns lîbes leben.

Eines Tages liegen die Räuber wieder im Hinterhalt (ûf âventiure K. 391 = ûf ebentûre P. 31, 63), und sehen Joseph herankommen.

395. mit dem lieben kinde [2])
und ander ir gesinde:
daz vihe allez vor in gie.

31, 74. wie dort daz gotes gesinde
quam mit deme kinde:
ir vie ginc ezzende vor in.

Das Gespräch der Räuber unter sich zeigt ebenfalls einige wörtlich stimmende Zeilen.

399. wir werden sicherlîche

unnôthaft unde rîche
von diesem roube hiute.
ditz sint koufliute,
die [3]) trîbent soumære,
die tragent sô swære
daz in niht wol gesliunen mac.'
nu sprach jener dem der tac
mit lôze was gevallen
'waz touc iu daz schallen?
beweget iuhs mit semften siten.
ir müezet iwer wette quiten [4])
von anderme [5]) bejage.
ichn muote an iwer deheines tage
nie deheines teiles.
nu lât ouch iuh mîns heiles
hier an niht dunken ze vil.

31, 84. als ich mich rechte kan versehen,
sô ist uns grôz heil geschehen
an disme tage hûte.
ich sehe dort koufliute,
die trîben her ûf iren schaden
vil soumêre wol geladen,
daz uns ze sêlden irgên mach.
und dô sprach der deme der tach
mit lôze was gevallen
'eiâ wat sal dit schallen
daz ir umme sus nu tût?
ir wizzet wol daz mir dit gût
zu rechte got gegeben hât (vgl. 417).
des solde ûwer tugende rât
sich vrewen hie mîns heiles,
wand ich mich iwers teiles
ouch nie wold underwinden.

Die ganze übrige Rede folgt in den Gedanken Schritt für Schritt der Kindheit. Und in gleicher Weise verspotten die Raubgesellen, als die Reisenden sich als arme Leute kundgeben, ihren Genossen.

453.
ouch ist uns [6]) dicke geseit,
ez sî ein grôze sælikeit
swer sîne freude und sîn klagen

in rehter mâze kunne tragen [7])
und sî sîns liebes niht ze frô

32, 69. geselle, wis dar an gemant,
als uns hie vor ist geseit,
ez ist ein grôze bescheidenheit
daz ein man sîns geluckes heil
und sînes ungeluckes teil
an rechter mâze kan getragen.
wil er in sînen vreuden tagen

[1]) wart *A* : was *B*. [2]) *diese und die folgende Zeile fehlen in B, stehen aber in AC.* [3]) die *B* : si *A*. [4]) *diese und die vorhergehende Zeile fehlen in A : aus dem Pass. ist nicht ersichtlich, ob sie in der Vorlage standen.* [5]) andern *B*. [6]) uns *fehlt A*. [7]) *A* klage : ze r. m. trage.

	alzu grôze vreude haben,
und klage sîn leit alsô	und als er leides hât entsaben,
	wil er zu sêre sîn verladen,
daz sich sîn schade niht mêre. [1])	daz mach im underwîlen schaden.

Der über den Spott erzürnte Räuber (K. 465. 466, P. 32, 86. 87 stimmen im Reime) sinnt im Herzen auf Rache.

481. daz kint kumt mir reht,	33, 11. vô wil ich an dem kinde
einen eigenen kneht	mînem sune einen knecht
ziuch ich mînem sun [2]) dar an.	ûf zien, der im kumt wol recht.

Da sieht er den Alten weinen,

529. daz ein zaher den andern sluoc.	33, 63. daz ie ein trân den andern slûc.
533.	66. sîn aller minneste nôt
	was an im umb sîn selbes tôt
sîn schade was im ein wint,	und dûchte in wesen gar ein wint.
wan umb die vrouwen und daz kint,	die vrowen und daz liebe kint,
daz er daz wizzen solde,	daz man die wolde neigen
daz er si immer wolde	und halden sus vur eigen,
für eigen schalke hine geben.	dit brachte im ein sulch ungemach
	daz im vil gar enzwei brach
	swaz im vreude solde geben.
möhte er dâ von sîn leben	an sîme lîbe langer leben
mit einem hâr [3]) gefristet hân,	het er gelôst nicht umbe ein hâr,
des heter die wîle niht getân.	wand er nam ouch der andern war.
Got [5])	got [4]) der wunderlîche got
der	der nâch sîn selbes gebot
die Israhêlîten	hie bevor in alden zîten
bî Phârâônis zîten u. s. w.	liez den Israhêlîten u. s. w.

erweicht das Herz des Räubers und dieser tröstet den weinenden Joseph:

562. durch got wil ich hiute	34, 7. ich wil verkiesen mînen schaden
mînen schaden verkiesen.	durch got und durch daz beste.
565. gêt her zuo dem kinde	34, 12. gêt her zu disme kinde
und trœstet iwer gesinde.	und trôstet iwer gesinde.
568. vart alle samfte nâch mir.	34, 20. kumt gemachsam nâch mir.

Der Räuber eilt voran und meldet der Frau die kommenden Gäste.

587. ez mügen wol edelliute sîn.	34, 41. mich dunket ... daz ez sint edel lûte.
si füerent ein hêrlich kindelîn,	si haben daz schônste kindelîn
daz nie wîp schœners getruoc.	daz ie mensche mit den ougen sîn
	mocht in der werlde beschouwen.
ouch ist wünneclich genuoc	ein vil junge vrouwen

[1]) daz er sîn iht mêre *B*: *das Passional scheint wie A gelesen zu haben.*
[2]) minen sunen *B*. [3]) hâr *A*: wort *B*. [4]) Dot *Hahn*. [5]) Got *fehlt B*.

des selben kindes muoter.
ein altherre guoter
grâ [1])

wîz als ein snê.
ob er die vrouwen iht bestê,
des ich niht wizzen kan.

sach ich, die ist sîn mûter.
ein altherre, ein gûter,
êrlîch gestalt unde grâ,
der kumt mit der vrowen dâ
vor alder wîz als ein snê.
ob er die vrowen icht bestê,
des kan ich dir nicht gesagen.

Der Empfang und die Bewirtung ist in gleicher Weise geschildert, im Passional breiter und wortreicher als in der Kindheit. Die Lesart von B. 646 des wart si sider rîche (A des si wart freuden rîche) wird durch Pass. 35, 62 wand si sîn vollen rîche wart gestützt. Beim Abschiede küsst die Wirtin das Kind dicker danne zwir K. 716 = P. 36, 80 mê danne zwir. Die französische Abschiedsformel (Kindh. 738) hat der Dichter des Pass. nicht beibehalten. Joseph

746. zuo dem kindelîn er sprach
750. ob ez dich, herre, dunket guot

bî dem mer zer zeswen hant
dâ sint stete und guotiu lant,
sô riete ich daz wir kêrten dar
durch daz wir die lîpnar
umb rehten kouf dâ fünden.
760. ze Jôsêph sprach daz kint
'Jôsêb, dîn sorge ist manicvalt [2])
und weist doch daz ich hân gewalt [3])
den wec ze kürzen swan ich wil.
drîzec tageweide zil
var wir noch samfte vor [4]) der naht,
sô du noch wol gesehen maht.
du nâhst dem berge hie zehant.
schowe die wüeste und daz lant,

daz dir der engel nande.
do er dich mit mir sande.

37, 32. zu deme kinde er dô sprach.
37. wêre ez an dem willen dîn,
wir solden kurzen dise wege
sô daz wir durch gemaches plege
wichen hin zur rechten hant.
dâ lît ein harte rîchez lant
bî dem mer an vil steten
dâ wir ouch rechten couf heten.
37, 53. dô sprach zu im daz gûte kint
'Jôsêph, dîn sorge ist manichvalt.
weistû nicht daz ich habe gewalt
daz wir berch und heide
wol drîzich tageweide
noch zogen mugen vor der nacht?
wizze daz ich habe die macht
daz ich ez tû, ob mirz behaget.
swie dir der engel hât gesaget,
sus wander gên dem lande,
als er ez dir benande,
do er dich mit mir sande.

Sie kommen in die Hauptstadt Splene (Splien Pass. 37, 79):

774. dâ in nieman [5]) ze hûse bat,
wan in dâ nieman bekande.

37, 91. nieman si zu hûse bat,
wand si wâren umbekant.

Den Sturz der Abgötter (driu hundert und fünfzic K. 784, vierdehalbhundert P. 38, 31) weiß der Dichter des Passionals durch

[1]) *fehlt B.* [2]) *so B : A (ohne* Jôsêb) dîn sorge ist vil manicvalt. [3]) *auch hier stimmt das Pass. zu der Lesart von B.* [4]) vor *B*: bî *A.* [5]) ein man *B.*

eine Stelle aus Jesaias (38, 17) zu belegen, die er in seinem Vorbilde nicht fand, und verräth sich auch dadurch als bibelkundigen Geistlichen. Die Bekehrung des Herzogs Affrodisius wird übereinstimmend, aber mit weniger wörtlicher Anlehnung erzählt; am genauesten entsprechen sich

852. dem mag ez vil lîhte ergân
als wîlen Phârâône,
der dises [1]) landes krône
vil gewalticlîchen truoc,
unz got Egyptum durch in sluoc
mit zehen eislîchen slegen.

39, 41. sô mach ez ûch vil wol irgân
als hie bevor Phârâône,
der dises landes krône
an gewalde lange truoc.
got mit vil zeichen dô sluoc
beide lûte unde lant.

Die Beziehung auf Herodes Tod und die Botschaft des Engels, der Joseph ihn verkündet (Kindh. 880—914) ist im Pass. hier übergangen. Der Kampf der Räuber mit den gewaffneten Kaufleuten und die abermalige Bewirtung der heiligen Familie durch jenen Räuber schließt sich in allen Zügen an die Kindheit an. K. 934 unsers herrn gastgeben ist P. 40, 92 wörtlich wiedergegeben. Der Todwunde wird nach Haus gebracht.

971. sîn wunden wâren mislich,
hie ein slac, dâ ein stich, [2])
hie geschozzen mit dem bogen,
dâ der schaft ûz gezogen.
genuoge stacten ir noch dâ,
des muoste man im eteswâ
nâch dem geschôze snîden:
desn mohte er niht erlîden.
jâmerlîchen er schrê [3])
'wê mir armen ouwê, [3])
lât, herre, stân, ir tœtet mich.'

41, 25. die wunden wâren mislich,
hie ein slac, dâ ein stich;
in sumelîchen wunden
die strâlen si noch vunden
haften an den hâken:
des si vil sêre erschrâken
und wolden si ûz snîden.
des mohte er niht erlîden,
wan daz er jêmerlîchen schrê
'owê, lât mich ligen, owê!
oder ir wolt mich tôten.'

Seine Frau hatte die Heilkraft des Schaumes von Christi Bade oft erprobt:

989. swan ir arges iht gewar
und si des heilwâges dar
ein vil lützel gestreich,
zehant diu nôt ir entweich.
1023. [4])
dô si die bühsen hete brâht
si streich mit guoter andâht
dem manne in [5]) die wunden.

41, 55. swann sich ein suchte an ir hûb,
zuhant als si der entsûb
und den schûm an sich gestreich,
die sucht gar von ir entweich.
84. die vrowe nam disen schûm
den sie dar hete bracht
und streich mit grôzer andacht
im in sîne wunden.

[1]) ditses *B* : des *A*. [2]) ienez ein slac, daz eine ein stich *B*. [3]) ez tete im sô wê das er lûte schrê *A*. [4]) *Die Verse* 1015—22, *die in B fehlen, hat auch das Pass. nicht bearbeitet.* [5]) in *fehlt A*.

er wart in kurzen stunden	dô sâ in den stunden . . .
ganz und mâselen heil.	allez leit von im entweich.
1031. frœlîch er ûf spranc.	93. mit grôzer vroude er ûf spranc.
er sprach 'nu habe immer danc!'	'eiâ' sprach er 'nu habe danc!'
1041. nu wart diu tür ûf getân	42, 19. die tur ûf wart getân
und mit freuden in verlân	und daz volc in gelân
die man ê weinende ûz treip.	die man ê weinen sach.

Die Erwähnung des Engels, der Joseph Herodes Tod verkündet und ihn zur Rückkehr auffordert, hatte der Dichter des Passionals oben (S. 438) ausgelassen, er holt sie nun nach 46, 57—96, aber vorher schiebt er den Kindermord und Herodes Tod ein (42, 85—46, 56), nicht nach dem betreffenden Abschnitte der Kindheit, denn diese berührt ihn ganz kurz (82, 40—455 Hahn), sondern nach der lateinischen Quelle. Mit 47, 1 setzt das Passional die unterbrochene Erzählung von dem Schächer fort, mit Kindh. 1113 zusammentreffend. Daß die Kindheit auch hier Quelle ist, zeigt die grosse Übereinstimmung in der Erzählung und Schilderung, am deutlichsten folgende Stelle:

1273. Diu naht gie hin, der morgen zuo.	47, 89. Die nacht gie hin, der tach her zû.
die geste schuohten sich vil fruo	Jôsêph des morgens frû
und bereiten sich an ir vart.	berichte sich an sîne vart.
dô des der wirt inne wart, [1])	als des der wirt innen wart,
er sprach 'durch got, war îlet ir? [2])	'durch got' sprach er, 'waz jaget ir?
ir sult enbîzen mit mir.	jâ sult ir ezzen hie mit mir.

Den Namen des Schächers (Jesmas = Gesmas Pass. 48, 26. 34), den die Kindheit nicht nennt, aber umschreibt, fügt der Dichter des Pass. aus biblischer Kenntniss hinzu.

Bei den folgenden Wundern, die Christus, nach Nazareth zurückgekehrt, vollbringt, findet sich die zweite Berufung auf das Buch 'von unsers Herren Kindheit': der übereinstimmende Titel an beiden Stellen macht wahrscheinlich, daß es der vom Dichter selbst gewählte ist. 'Die Kindheit Jesu', wie beide Herausgeber, Hahn und Feifalik, das Gedicht nennen, ist kein Titel im mittelalterlichen Sinne: B hat bekanntlich ‚diu chintheit unsers herren Jesu Christi.' — Zuerst das Wunder mit dem verschnittenen Balken: ein Mann bestellt ein Spannbette (Kindh. 1364 = Pass. 48, 71). Joseph ruft seinen Knecht:

---

[1]) dô der wirt des inne wart *A*. [2]) er chom vnt sprach war ilet ir *B*.

1374. er sprach 'nim rehte war	48, 91. 'nu sich' sprach er 'und nim war
und merke waz ich dir sage.	ob du ez hâst verstanden noch.
	schrôt vil ebene disen bloch
ziuch mir daz abe mit der sage,	nâch dirre mâze mit der sage;

woraus sich ergibt, daß die Hs., die dem Dichter des Pass. vorlag, mit B. übereinstimmte. Jesus sagt zum Knechte

1397. ziuch du hin, sô ziuhe ich her.	49, 39. zûch du hin, sô zie ich her.

Dann in beiden Gedichten das Wunder von den zerbrochenen Krügen und die Erweckung des verstorbenen andern Joseph (K. 1440 und was ouch Jôsêph genant, P. 50, 12 Jôsêph was er ouch genant), der Josephs genanne heißt (K. 1447. P. 50, 23). Joseph sagt:

1449. ich weiz ez wole und ist mir leit:	50, 29. mir ist sîn sterben harte leit,
er was uns alles des bereit	wande er was uns vil gereit
des wir muoten an in.'	swes ich in gebat noch ie.
	34. dô sprach daz kint 'nu habe die craft,
'wil du nû, sô gê dâ hin,	ob du wilt, ganc dâ hin
ich wil dir den gewalt geben	und irquicke in sîn leben in.
heiz in ûf stên unde leben.'	sprîch zu im daz er ûf stê
	und lebe noch vrôlîch als ê.'
Des was er vil bereite:	Jôsêph wart der rede vrô:
sîn werc er nider leite	er liez sîn werch blîben dô
und gie ze sîme genannen.	und lief zu sîme genannen.
von wîben und von mannen	vor wîben und vor mannen
sach er grôz jâmer dâ.	sprach er zu im dâ er lach
zuo dem tôten sprach er sâ	und man sîn vor tôten plach
vor allem disem liute	'Jôsêph' sprach er 'nu vernim,
'in sînem namen ich dir [1]) gebiute	ich gebiete dir von im
der dich von nihte werden hiez [2])	des wîse meisterlîche rât
und dir daz leben in stiez,	ûz nichte dich gemachet hât,
daz du lebest und sîst gesunt.'	daz du ûf stês wol gesunt.'
der tôte erquicket sich an der stunt	dit geschach ouch in der stunt,
so bereite sînes lîbes gar	wande er ûf stunt unde genas
sam deme nie dehein lit erswar.	sô wol als der dem nicht enwas.
Eines tages kom ez sus	Eines tages ez geschach
daz aver daz kint Jêsus	daz man Jêsum daz kint sach
mit andern kinden spiln gie,	wie ez mit kinden spilte,
wan des betrâget siu nie.	wand si nicht bevilte
ouch was er gerne bî in.	an sîner cumpânîe.
	die kinder wâren vrîe
sus kômens mit einander hin.	und vunden spiles manigen saz.

[1]) dir *fehlt A.* [2]) dir der dich werden hiez *A.*

dâ bî ûf einen tarrâz.
1480. si begunden tiure frâgen
under den spilgenôzen,
ob in ieman hête gestôzen.

si quâmen ûf einen tarrâz.
70. und nâmen vlîzelîchen war
an den spilgenôzen,
wer in her abe gestôzen
hete von dem terrâze.

Jesus, beschuldigt den Knaben hinabgestoßen zu haben, richtet an den Todten seine Frage und dieser antwortet

1495. 'nein du herre' sprach daz kint,
'mîne mâge dir alle sint
âne schulde gehaz.

51, 7. 'nein du, lieber herre mîn,
mîne vrunt dir gram sîn
gar ân aller hande nôt;

und Jesus sagt:

1499. sît du mich hâst entreit
und unschuldic geseit,
sô stant ûf und lebe als ê.
ich tæte dir ungerne wê.'

51, 14. sît du vur den die hie sint
mich unschuldich hâst geseit . . .
19. stant ûf, wis gesunt als ê,
wand ich dir ungerne wê
an dîme lîbe tête.'
dit wort hielt er im stête,
wand daz kint an der stunt
stunt ûf und was wol gesunt.

daz kint stuont ûf unde gie.
sam im bein geswære nie.
Ez geschach an einem [1]) samztage
ein kreftic wunder, als ich sage.
Jêsus het kint zuo im genomen
und wâren zeinem wazzer komen
dar inne si vische sâhen. [2])
er sprach 'wir suln uns vâhen
dirre vische swaz wir wellen.'
1515. 'sit wir der netze niht enhaben,
wir suln uns wîære graben

und leiten wazzer dar in,
unde bergen uns dort hin
daz si uns iht ensehen. [3])
sô wir danne erspehen
daz si danne gênt nâch, [4])
sô sol uns wesen gâch,
verloufen in die rinnen.

Hie nâch an eime samztage
geschach ein dinc, als ich ûch sage.
30. Jêsus mit den kinden gie.
34. si quâmen sus an einen wâch;
dâ si vische inne sâhen.
'eiâ, wir solden vâhen'
sprach Jêsus 'dirre vische ein teil.'
42. nâch mînem willen sô wol wir
bî dem wazzer graben graben,
und sô wir daz getân haben
unde ouch wazzer drin gelân,
secht sô wol wir hin abe gân
daz uns die vische nicht ensehen
und vil ebene daz virspehen,
als drin kumen die vische,
sô wol wir loufen rische
vur den wech den si quâmen drîn.'

Ein Jude tadelt Jesus, daß er die Kinder verleite: hier stimmen beide Texte wieder genau.

1545. er sprach 'daz was ie dîn site
dâ du diu kint verleitest mite

51, 80. wande du ie vlizze dich
daz du die vîre untêrest
und die kinder lêrest

[1]) an dem s. *B*. [2]) dar inne si wolten vische vâhen. er sprach wir suln balde gâhen vâhen der vische swaz wir wellen *A*. [3]) *diese und die folgende Zeile fehlen in B*. [4]) sô gênt die vische her nâch *B*, dazs komen in unsern bach (: gâch *A*).

daz si würkent an dem samztage [1]). arbeiten an dem samztage.
swenne ich ir friunden daz sage [2]), als ich daz iren vrunden sage,
in wirt mit slegen vil wê sô werden si vil wol durchslagen.
und trowe ouch niht dazz dich vergê.' ouch sal man dir iz kûm virtragen.

Jesus antwortet ihm 'ich weiz wol wan ich vîren sol' (K. 1558 = wande ich weiz harte wol wenne und wie ich vîren sol P. 52, 5). Der Jude zerstört ihm sein Spiel, indem er in die Rinne springt (K. 1560. P. 52, 10). Darauf spricht Jesus:

1562. sît duo 52, 19. daz du sunder zucht hie gâst
mîn schœne werc zerbrochen hâst und mîn spil zubrochen hâst,
und ez durch zuht niht enlâst, des sal ein râche dir bekumen.
du belîbest âne buoze niht.
1568. nu viel er hin und was tôt. 23. hie mite lach der knappe tôt.

Die Kinder entfliehen und berichten in der Stadt: Jôsêbes sun Jêsus (K. 1578. P. 52, 40) habe das gethan. Die Verwandten des erschlagenen begeben sich zu Joseph:

1589. wâfen 54. wâfen immer uber dich
über dînen sun; unde ouch uber dînen sun.
triwen, du muost in fuder tuon. du salt in balde vurder tûn.
er enzimet unsern kinden niht. ez missezimt daz er sî
mit leide unsen kinden bî.
swaz er sprichet daz geschiht. swaz er sprichet daz geschicht.
1606. ein teil si blœdeclîchen sprach 76. Marîâ zu dem kinde sprach
'herzen liep, sage mir, 'liebez kint, nu sage mir,
waz tete diser knappe dir?' wâ mite hât er an dir
erworben dise grôze nôt? . . .
82. wie solde ich ime daz vertragen
'dâ zebrach er mir mîn spil.' daz er zubrach mir mîn spil?'
'owê der zühte was ze vil [3]). 'owê der râche ist zu vil'
sprach di mûter zu im dô.
herre sun, erbarme dich, 'ei liebez kint, nu mache uns vrô,
wis im genædic durch mich. wis genêdich im durch mich.

Hierauf das Abenteuer mit den Löwen, mit den Vögeln aus Lehm und endlich Jesus in der Schule. Bei jenem erwähne ich der ersten Zeile (1619), die in A allerdings mit Pass. 53, 6 wörtlich stimmt und daher in dieser Form echt scheinen könnte. Aber der Dichter des Pass. meidet die häufigen rührenden Reime der Kindheit, hier wohl ausserdem den Ausdruck geberc. Seine zweite Reimzeile stimmt nicht mit A 1620, sondern ist aus 1627 heraufgeholt. — 1678 wird die Lesart von B durch Pass. 53, 65 bestätigt.

[1]) *so* A: *Feifalik liest* an den samtztagen. *B hat* alle samztage. [2]) das wil ich ir friunden sagen *A*. [3]) des ime was gar ze vil *A*.

Die vier Schlußzeilen der zweiten Erzählung, die A nicht hat (nach 1752, Hahn, 101, 68—71) lagen dem Dichter des Pass. vor, wie die Vergleichung zeigt, und sind demnach wohl echt:

	54, 88. dit mêre wart sich lengen
hie ûz wart übir ein schal. [1])	in der stat uber al.
die liute jâhen über al	der alde machte einen schal,
	wand er die vogele vliegen sach.
	der lûte vil und vil sprach
er wære ein souberære.	durch die selben mêre,
nu vernemt ein ander mære.	er wêre ein souberêre.

Daran schließen sich übereinstimmend gleich die Anfangszeilen der letzten Erzählung, K. 1753. 54, Pass. 55, 1. 2. Der Anschluß im Ausdruck ist genauer als in den beiden vorhergehenden Geschichten:

1779. er sprach 'lâ dine frâge und lis	55, 56. der meister sprach 'swich unde lis
daz vor dir stêt unde wis	und lâ noch din vrâge wesen.
	62. tû zu den munt unde swich:
gedultic alse [2]) diu kint	wis gehôrsam als die kint
diu mir als [3]) dû bevolhen sint.'	die mir als du bevolhen sint.
	67. die ander kinder die hie sint . . .
'diu bedurfent diner lêre:	71. durfen dîner lêre.
sô kiuse ich frumen noch êre	so enkan ich kunst noch êre
noch keinen ganzen sin dar an.	bevinden an der wisheit.
1787. der wehselrede was genuoc,	76. der wechselrede wart sô vil
	unz der meister nam ein rîs
	unde in unmûtes wis
unz er in mit dem besemen sluoc.	im sînen rucke wol durchslûch.
er sprach 'nu hâst du mich geslagen	'nu hâst du' sprach er, 'mich genûch
	nâch dinem willen geslagen:
und kanst mir doch niht gesagen [4])	idoch kanstu mir nicht gesagen
umbe den êrsten buochstap,	von dem êrsten bûstabe,
den man mir hiute füre gap,	den ich gehôrt von dir habe,
Âlêph was der bediute.	allêf was der meine.
sagest du mir daz hiute,	sagest du mir daz eine,
	sô vil ich vurbaz wanderen
	mit rede an den anderen
ich sage dir waz than sî.	und sagen dir waz tau sî.

tau stimmt am nächsten zu dem than in B, A hat lav, was aus tav entstellt ist, und die Lesart von C (bêth), die Feifalik aufge-

[1]) noch über *fehlt wohl* in. [2]) sam *A*. [3]) sam *A*. [4]) und kanst mir doch selbe niht gesagen *A*

nommen hat, ist Änderung, die den Dichter selbst verbessern will. Noch eine Lesart von B wird durch das Passional gestützt.

1804. du swachest unser lêre,	56, 4. dir ist mîn lêre gar enwicht, [1])
ouch ist uns diu dîne enwiht.	sô achte ich dîner nichtes nicht.

A hat in der zweiten Zeile ouch ist dîn rede unwiht.

Die Übereinstimmung hört mit 1816 (102, 48 Hahn) auf: der Schluß beider Recensionen ist im Passional nicht wiedergegeben. Die grössere Zahl an Stellen zeigt nähere Verwandtschaft des Textes, der dem Dichter des Pass. vorlag, mit B als mit A, wodurch meine frühere Annahme (Germania 5, 256), es sei in B und den verwandten Handschriften, nicht in A, der echte Text, wenn auch keineswegs unentstellt, überliefert, bestätigt wird.

ROSTOCK. 17. Mai 1860. KARL BARTSCH.

AUS DER COLMARER LIEDERHANDSCHRIFT.

Fol. 342. Die meyster habent wol gesungen
her frauwenlop klingesor und der von eschebach,
der eren bot waz künstenrich,
den edlen marner wil ich iemer prisen.
In künsten ist in wol gelungen,
der starke boppe vil manichen hohen sün durchbrach.
wo fint man irgend iren glich.
ich meyn kunrad von wirzeburg den wisen.
Wan ir gesang gar eben stat,
die haben sie mit künsten wol gemessen,
wem er uz sinem munde gat,
der wart, daz er der rymen yt vergesse.
und wil er danne ein singer sin,
daz ist nit kindes spil,
wer den gesang gar eben merken wil,
die krütz und daz gereite wol
verborgen ryme wie die sint gestalt
nu horet wie er singen sol.
die silben durch die rimen sint gezalt
er hüte sich vor equifica, und bring gesang uf ein gemessen zil
fürt er unrechte künst dar, in ich aht sin nit, wer falschs gesinget vil.

Es ist im langen Ton des Regenbogen.

[1]) *Hahn* ein wicht.

Fol. 133. In dysem tone frauwenlobs clageliet.

Ach daz dir ton sins meinsters gar verwyset ist!
wie mange list
er darin hat gezymmert.
der tot der in tymmert.
ich wolte daz sin kunst sin leben vor gotte wer geymmert.
Maria muter reine meit, mang hohes lop dir leyster [1]).
Er hat auch dinem kinde lobes vil geworcht
gar one vorcht.
sin herze mit vernunste
und auch mit richer kunste
grub also wunderwehe wort, daz ich ymm wol mit gunste
wunsch hin zu got daz er von im jage die bösen geister [2])
Und gib im ewig freude dort,
er hett hie richer kunste hort.
erst nu verschort.
die zung [3]) sin bort
grub also edel spehe wort,
daz den grunt nymer sin durchbort,
mich ruwet heinrich frauwenlop ein usserwelter meister [4]).

Es ist der lange Ton Frauenlobs.

Der Spruch des Marners *singe ich den liuten mînen liet* (v. d. Hagen 2, 251) findet sich zweimal, Fol. 449[a], (1) und 568[a], (2). Von Lesarten scheinen folgende merkenswerth. Vers 4. *Ruether*] *rücker* (1), *rudger* (2). — Vers 6. *Der fünft Kriemhilt iren man verriet* (1). *Der fünfte wie frau Krimhilt riet* (2). Vers 9 u. 10. *der siebende wolt auch etewaz von wichtich heymen horen singen von Syfrides und ecken dot* (1). — *der sibende wil etewaz von wittich und von heimen strit von des jungen albrandes tot* (2).

Die Erwähnung des jungen Alebrand statt Siegfrieds und Ecken Tod scheint wichtig. Statt *Albrandes* ist wohl *Alphartes* herzustellen, und so hätten wir ein Zeugniss für das Gedicht Alpharts Tod. —

Fol. 713. Ick kam zu tal in nyderlant gefarn by kurzer zyt
fur daz gebirge da der lorleberg noch inne lyt
ich kam fur und rief darin
ich fragte wan myn armut hett ein ende.
Mir antwurt eins herwider usz ich weyss nit was es was
es sprach zu mir myn frunt ich kan dich nit getrösten bass

---

[1]) leystet. [2]) geiste. [3]) die zu zung. [4]) meinster.

wan du und die gesellen
ir mochtent roemsche rich wol verswenden.
Ich sag uch was uch widerfert.
die wil der kunig lebet uf der erden,
so ist uch hordes nit beschert
nach grossem gute send uch nit wan es mag uch nit werden
Unfur und starke sull sollent ir zallen zyten pflegen.
den trost gab mir daz edel twerg der kung mag doch nit ymmerme geleben.

Der Ton heißt Fol. 706 *in der alment des alten stollen.* Da die Reime ohne Mühe hergestellt werden können, und der Inhalt ganz der bekannten Sinnesart des Stolle entspricht, so halte ich den Spruch für echt. Der König, bei dessen Lebzeiten die Dichter nichts zu hoffen haben, ist natürlich Rudolf von Habsburg. Der hier erwähnte *lorleberg* ist ohne Zweifel der durch sein Echo berühmte Loreleifelsen. Dieser ist also auch gemeint beim Marner in der bekannten Stelle (von d. Hagen 2, 241): *der Nibelunge hort lît in dem Lurlenberge in bî,* wo der ältere Druck den Lesefehler *Burlenberge* hat, den Grimm Mythol. 933 und Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, 157 beibehalten, mit Beziehung auf das von Hebel besungene Bürglen am Blauen. Bürglen ist weder aus *Burlen* entstanden, noch ist es der Name des Berges, sondern es ist das Bürglein, das Gebäude, das sich die geistlichen Herrn von S. Blasien auf der Höhe am südlichen Abhang des Blauen erbauten.

Wenn Marner wusste, daß der Schatz beim *Lorleberg* oder *Lurlinberg* im Rein versenkt war, so muß man vermuthen, daß im Nibelungenlied 1152, *da zem loche* C, *da ze Lôche* B, *daz Lorche* J derselbe Berg bezeichnet sein soll. Da wir aber nicht wissen, wie der Name ursprünglich lautete, und was seine Bedeutung war, so können wir nicht wagen zu ändern und etwa *dâ zem Lôrlê* zu lesen.

Marquard Freher um 1612 kennt das Echo des „Lurley," und weiß, daß nach dem Volksglauben Geister in dem Berge wohnten, *Panos, Sylvanos, Oreades ibi habitare olim putarunt.* Er bezeugt ferner, daß in einer alten Handschrift das ganze Gebirg *Mons Lurlaberch* hieß. Er weiß aber nicht, was der Name bedeute. In dieser Beziehung ist vielleicht von Wichtigkeit, daß *lorlesman* als Scheltwort erscheint in einem Gedicht des Lesch (s. Germ. 3, 314); dasselbe Gedicht steht auch sehr abweichend im Kolmarer Codex Fol. 834; das Wort lautet dort *lorlinsman.*

In einem Gedicht Harders Fol. 850, b wird *der wise Regenboge* gepriesen; da ich die Hoffnung habe, daß von andrer Seite zu den Nachrichten, die ich Germ. 3, 308 über Harder und Lesch gegeben habe, Nachträge erscheinen werden, so enthalte ich mich, hier die zahlreichen Gedichte dieser beiden Meistersänger anzuführen, die die Kolmarer Handschrift enthält.

Fol. 690.

Der meinster lop.

1. Min herze was mir worden mat
daz ist mir worden wider sit daz wolfram hat
den bunt so meisterlichen ufgestricket
Den *clingesor* het uberzogen
davon mynen künsten warn mir vil enpflogen
und die dic hat mir *wolfram* widerschicket.
Waz ich ye singens hab gehort usz wiser meister munde
ich *schriber* red es one hass
mir gefil by meinen dagen nie kein singen bass
als mir daz thut alhie zu disser stunde.
2. Zwar des wil ich uch besten
ir *tugenthafter schriber* must die warheit schen
daz ir noch nie gehort so hohes singen
Recht als die zwene hant getan
ich *walther* red es sicherlichen sunder wan
ich kund min herze nie darzu bezwingen,
Und daz ich manche lange nacht durch kunst muste wachen
und ich synn mut und myn gedang
hoch in die löft und wieder in tieffe zwang
ich kund mich sulicher kunste nie besachen.
3. Ich *rymer* red es sicherlich
sit daz myn singen ist ir nirgen kein gelich
und han doch manic hohes ding befunden.
Selig sy die fraw die sie gebar
sie mochte wol von rechten kunst beheiligen zwar
und ob sis beide hand von gottes günden
So mochte wol des heilig geist sin gunst an in bewisen.
ist dan daby kein underscheit
ich sprech vor war es wirt in dort zu jungest leit
wie hoch wir hie ir beides singen brysen.
4. Zwar *bitterolf* bin ich genant
ich sprich vor war er nimt es uf ein tures pfant
der sinen schopfer also wil betriegen.
Und hetten sie dann wisen mut
und das ir beider singen ging usz herzen flut
und einer sich wolt gein dem andern biegen.

Ir edeln herren uberal nu hort wie ichs gemeyne
und wist ich nu zu diser stunt
so daz ir zweyer singen ging usz herzen grunt
herfür ich daz so wer myn zorn so cleine.
5. *Bitterolf* wie hastu gedacht
daz dich es mut daz ich in han zu lande bracht
den besten meister den ye dag beluchte
Waz dieffen hat der erden ring
des himmels hohe des weiss er ein urspring
mich wundert ser waz uch an ym beduchte.
Ich will uch raten ane hasz daz ir behalt sin hulde
sin könste sin mir wol bekant
und die er mir herzoget ferr in ungerlant
darumb ich lieb und leyt hie mit im dulde.

Das Gedicht folgt unmittelbar auf das Räthsel, das von der Hagen 3, 431 aus Heidelb. 680 abgedruckt ist, das also von Clingsor aufgegeben, von Wolfram gelöst wird. Die letzte Strophe spricht Wolfram.

A. HOLTZMANN.

EIN ALTES KINDERGEBET.

Johannes Agricola (1492—1566) hat uns in seinen deutschen Sprichwörtern bei Erklärung der sprichwörtlichen Redensarten 'Got gebe euch ein gute nacht, ein fröhlichen morgen gebe uns Got' (no. 547) neben einem andern auch folgendes Kindergebet mitgetheilt:

Uns kinder lernten unsere eltern also beten, wenn wir schlafen giengen:

Ich wil heint schlafen gehen,
Zwölf engel sollen *) mit mir gehen,
Zwen zur haupten,
Zwen zur seiten,
Zwen zun Füßen,

*) So hat die Ausgabe von 1520, in der Hagenauer von 1537 fehlt 'sollen. Eben sehe ich, daß W. Wackernagel in die neueste Ausgabe seines altdeutschen Lesebuchs S. 1330 dieß und das andere von Agricola migetheilte Gebet aufgenommen hat.

Zwen die mich decken,
Zwen die mich wecken,
Zwen die mich weisen
Zů dem himlischen paradeise. Amen.

Es ist dieß die älteste bekannte Aufzeichnung eines noch heute vielfach in Deutschland verbreiteten Gebetes. Indem man aber gern an jeder Seite zwei Engel sich wünschte, erscheint in den meisten Fassungen des Gebets die Vierzehnzahl der Engel. So ist in der ersten Ausgabe des Wunderhorns im Anhange S. 27 (neue Ausgabe 3, 383, Simrock deutsches Kinderbuch no. 167) das Gebet also zu lesen:

Abends wenn ich schlafen geh,
Vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei die mich decken,
Zwei die mich wecken,
Zwei die mich weisen
In das himmlische Paradeischen*).

Ebenso in cölnischer Mundart bei Ernst Weyden Cölns Vorzeit S. 226. In Holstein lautet das Gebet nach Joh. Fr. Schützes Holsteinischem Idiotikon 1, 76, wo es nicht bloß als Kindergebet, sondern als 'Gebet der Bettlerinnen und anderer Beterinnen zur Abendzeit' bezeichnet ist:

In dem Bedd ik trede,
Veertein Engel neem ik mede,
Twee to minen Höven,
Twee to minen Föten,
Twee to miner rechten Sied,
Twee to miner luchter Sied,
Twee de mi decken,
Twee de mi wecken,
Twee de mi den Weg wisen
To dem himmlischen Paradisen.

*) Der Vollständigkeit wegen verweise ich auf Zingerle's Sitten etc. des Tiroler Volkes (Innsbruck 1857) S. 149 und die dort gegebenen Hindeutungen auf Müllenhoff S. 520. Schmitz 78 Baslerische Kinderreime S. 2. Pfeiffer.

In der Grafschaft Mark nach Wöste Volksüberlieferungen S. 4 (daraus bei Firmenich Germaniens Völkerstimmen 2, 179) ebenso:

Awens wann wi te Bedde gatt,
Vertien Engelkes bi mi statt,
Twe ten Höften,
Twe ten Fäuten,
Twe ter Rechten,
Twe ter Linken,
Twe dä mi decket,
Twe dä mi wecket
Twe dä mi wist
Int hillige Paradis.

Desgleichen in Trier nach Firmenich 1, 535:

Owens wemmer schlofen giehn,
Verzehn Engeln met mer giehn,
Zwai zu Kopp
Zwai zu Füß,
Zwai zu rechter Seit,
Zwai zu lenker Seit,
Zwai sollen mich decken,
Zwai sollen mich wecken,
Zwai sollen mich weisen
Zu den himmlischen Paradeisen. Ebenso hochdeutsch in der Eifel: Schmitz, Sitten etc. des Eifeler Volks 1, 78.

Im Elsaß nach Stöbers Elsäßischem Volksbüchlein 1, S. 34 (bei Firmenich 2, 527 nach S. 62 der 1. Auflage des Volksb.):

Z' Nachts wenn i schlofe geh,
Vierzeh' Engele bi m'r stehn,
Zwei zuer Rechte,
Zwei zuer Linke,
Zwei ze Häupte,
Zwei ze Fieße
Zwei di mich decke,
Zwei di mich wecke,
Zwei di m'r zaje
Das himmlische Barrediß *).

*) Hier steht zeigen statt des in den andern Texten vorkommenden weisen. Die Bindung der Reime paradise und wisen ist sehr alt, vgl. Diemer Gedichte 7, 19 ‚ich wil dich wisen in das paradise', und die Anmerkung dazu.

Eigenthümlich erweitert ist das Gebet im Osnabrückschen nach Firmenich 1, 246:

's Avends wenn 'k to Bedde gaae,
Legg 'k mie in Mariens Schaut,
Marie is mien Mooder,
Johannes is mien Brooder,
Jesus is mien Geleidesmann,
De mie 'n Weg wohl wisen kann.
Waar ick ligg un waar ick staae,
Folg 't mie veertein Engel na:
Twee to mienem Koppe,
Twee to mienen Föten,
Twee to miener rechten Sit,
Twee to miener linken Sit,
Twee de mi decket,
Twee de mi wecket,
Un twee de mie'n Weg tom Hemel wist.

Ganz ähnlich im Münsterschen, Firmenich 1, 295:

Aowens wenn ick in min Bettken triäde,
Triäd ick in Marias Schaut.
Maria is min Moder,
Johannes is min Broder
De leiwe Här is min Geleitsmann,
De mi den Weg wull wisen kann.
Twiälf Engelkes gaot mit mi,
Twee Engelkes an den Kopp-End,
Twee Engelkes an den Föten-End,
Twee an de rechte Siet,
Twee an de linke Siet,
Twee de mi decket,
Twee de mi wecket,
Jesus in min Hiätken,
Maria in minen Sinn,
Im Namen Gaodes slap ick in.

Hier sind zwar auf jeder Seite zwei Engel, aber die zwei, welche zum Paradies leiten sollen, fehlen, und so ist die Zwölfzahl herausgekommen.

Zwölf Engel kommen auch in einer schwäbischen Fassung vor, die Schmid in seinem schwäbischen Wörterbuche S. 211 mit folgen-

den Worten erwähnt: 'In einem dem von Schütze im Holst. Id. 1, 76 mitgetheilten vollkommen ähnlichen Kindergebete wird um zwölf beschützende Engel gebeten und zwar um zwean z' Kopfnet (am Kopfende), zwean z' Fußnet.'

Die Verminderung der Zwölfzahl oder der Vierzehen ist Entstellung, und man darf annehmen, daß in allen Texten, wo uns eine geringere Zahl begegnet, diese nicht ursprünglich ist. Derartige Entstellungen sind folgende.

Zunächst das Gebet, wie es Rochholz in der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 4, 137 aus dem Dorfe Frick im Aargau mittheilt:

In Gottes Name niedergange,
Zwee Engel mit üs gange
Zwee zue der Chopfete,
Zwee zuer Fueßete,
Zwee daße üs lecke,
Zwee daße üs decke.

Aus Niederösterreich finden wir zwei sehr ähnliche Gestaltungen in Frommanns deutschen Mundarten 3, 387 und 6, 113. Die eine lautet:

In Gods Nôm gûs i schloffa,
Wean sex Engel bai mia wochtn,
Zwen z' Happn,
Zwen z' Fießn,
Zwen ne'm main,
God und unse liawi Frau wird ah bai mia sain.

Die andere:

In Gotts Nom leg i mi schlaffn,
Sex Engerln san mer bschaffn,
Zwa z' Häuptn,
Zwa z' Füeßn,
Zwa nebn meiner.
Wie bin i unsern Herrgod so freund,
Daß er mi alli Nacht deckt
Und zu der rechtn Zeit aufweckt.

Bis auf drei ist endlich die Zahl der Engel herabgesunken in dem Gebete in der Mundart von Ghiazza, einer der deutschen Gemeinden in den Venedischen Alpen (Schmeller in den

Abhandlungen der Münchener Akademie, philosophisch-philologische Classe 2, S. 650, daraus Firmenich 2, 830):

Haint gen - i - niader suaze
Bit drai Enghiler a' de Fuaze:
Oaz decka - bbi
Un oaz dorbecka - bbi
Un oaz huata - bbi von alljen poasen Tromen,
Derwai der liabe liachte Tac kint.

Dieses sind die Variationen, in denen mir unser Gebet in deutscher Sprache begegnet ist, wir finden es aber auch ferner im skandinavischen Norden. Sophus Bugge in seinen Gamle Norske Folkeviser, Kristiania 1858, S. 132 theilt uns das Gebet norwegisch also mit:

E gjæ me te sengjin'
Mæ tolv Gussengle,
Tvo te hande aa tvo te fót,
Tvo te kvart eitt lidemót;
Tvo ska' mín sengjastokk vere,
Tvo ska' me te Gussheim bere,
Tvo ska' me tekkje,
Tvo ska' me vekkje.
Kors i Jeses navn! Kors i Jeses navn!
Kors i Jeses navn!

Dazu verweist Bugge auf Pontoppidanus, everriculum ferm. vet. S. 64 und Sv. Grundtvig, gl. danske Minder i Folkem., 2 den Saml., S. 153, wo sich das Gebet dänisch finde, welche Citate ich leider nicht nachschlagen kann, und auf Erik Fernow beskrifning öfver Wärmeland, Götheborg 1773, S. 251, wo das Gebet schwedisch so lautet:

Nu går jag te sångje,
Med mig har jag Guds ångle,
Tolf te hand och tolf te fot,
Tolf te hwar ledamot*).

Endlich finden wir auch in England ähnliches. James O. Halliwell gibt uns in 'the nursery rhymes of England' (5. edition, London 1853), S. 136 unter den 'charms' auch folgenden:

*) Bugge citiert auch mehrere der obigen deutschen Texte, und bemerkt in Beziehung auf den des Wunderhorns: 'Det er vel en Bearbeidelse af denne tydske Optegnelse som findes i Wergelands saml. Skr. 2, 155.'

Matthew, Mark, Luke and John,
Guard the bed that I lay on!
Four corners to my bed,
Four angels round my head;
One to watch, one to pray,
And two to bear my soul away*)!

Robert Chambers erwähnt dieselben Reime in seinen 'Popular rhymes of Scotland', 3. edition, Edinburgh 1847, S. 283 aus Somersetshire, wo die Kinder mit ihnen ihre Betten segnen. Statt 'guard' hat Chambers 'bless'. In der Zeitschrift für christliche Archæologie und Kunst von Otte und Quast 1, S. 36 führt Otte aus Paley's manuel of gothic architecture, London 1846, S. 300 das 'wunderschöne, unter der ländlichen Bevölkerung noch gegenwärtig gebräuchliche Abendgebet' also an:

Matthew, Mark, Luke and John,
Bless the bed that I lay on:
Four corners to my bed,
Four angels round my head,
God within and God without,
Blessed Jesus all about.

In dieser Fassung fehlen die beiden, die Thätigkeit der vier Engel näher bestimmenden Zeilen und es sind zwei andere, allgemeinere an ihre Stelle getreten**).

In romanischen Sprachen kann ich unser Gebet bis jetzt nicht nachweisen, doch sollte es mich wundern, wenn es sich nicht auch da fände. Einigermaßen ähnlich ist ein Gebet, welches uns Fernan Caballero in einem seiner an Volksüberlieferungen aller Art so reichen Romane (Clemencia, novela de costumbres, Madrid 1857, Tom. 1, 182) mittheilt. Ein junges Zigeunermädchen gefragt, ob

* Dazu bemerkt Halliwell: 'a charm somewhat similar may be seen in the Townley Mysteries, p. 91', die mir leider nicht zu Gebote stehen.

**) Otte führt dieß Gebet nur wegen der Evangelisten an, weil man häufig in den Ecken spätmittelalterlicher Grabsteine die Symbole der 4 Evangelisten angebracht finde und die englischen Ekklesiologen in jenem Gebete eine Beziehung darauf sehen. Wenn Otte fragt, ob es ein ähnliches deutsches oder lateinisches Gebet gebe, so ist mir ebenso wenig wie ihm eins bekannt, außer dem seitdem im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1854, Sp. 18 aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts unter andern Segenssprüchen mitgetheilten:

Johannes, Lucas, Mattheus, Marcus, die vier evangelisten,
Die mussen unser end fristen.

es auch beten könne, bejaht die Frage, und erzählt, daß sie, wenn sie auf freiem Felde sich schlafen lege, eine Knoblauchswurzel unter ihr Haupt lege, um das giftige Gewürm abzuhalten, und dabei also bete:

A la cabecera pongo la luz,
A los pies de la Santa Cruz,
Al lado derecho á Adan,
Al lado izquierdo á Eva,
Para que no lleguen sapos ni culebras,
Ni sarabandija ni sarabandeja,
Sino que vayan donde va esta piedra,

worauf sie einen Stein wegwirft*).

Daß unser Gebet sehr alt sein wird, ist wahrscheinlich, aber eine ältere Aufzeichnung als die Agricolas ist noch nicht nachgewiesen. Denn wenn Schmeller a. a. O. S. 650 — und ihm nachschreibend Firmenich 2, 830 und Stöber 1, 136 — von dem von ihm mitgetheilten Gebete bemerkt: 'Mahnt an die Verse, die nach W. Menzel deutsche Geschichte 1834, S. 388 auf dem Grabsteine Friedrichs mit der gebissenen Wange, †. 1319**), zu sehen: Ich will heynt schlafen gehn etc. etc. [ganz wie bei Agricola]', so hat er ohne eigne Prüfung einen Irrthum Menzels angenommen. Von Menzels Irrthum ist vielleicht Wilhelm Ernst Tentzel die unschuldige Ursache. In Tentzels Leben Friedrichs mit der gebissenen Wange nämlich (Fridericus fortis redivivus, hoc est vita et fata Friderici fortis sive admorsi) bei Mencken scriptores rerum germanicarum, præcipue saxonicarum, Lipsiæ 1728, T. II, S. 990 ff. findet sich eine Abbildung und Beschreibung jenes ursprünglich im Katharinenkloster zu Eisenach, jetzt aber an der Kapelle zu Reinhardsbrunn befindlichen Grabsteins. Der Landgraf liegt ausgestreckt da, sein Kopf auf einem Kissen, welches von vier Engeln umgeben ist, von denen zwei das Kissen halten, zwei Rauchgefäße schwingen. Zu Füßen des Landgrafen sind zwei Schildhalter mit dem düringischen und meißnischen Wappen. In der Inschrift des Grabes ist durchaus kein Bezug auf jene Engel, wohl aber sagt Tentzel S. 993: 'Pulvinari caput impositum est sub ciborio quasi

*) Vgl. auch F. Wolf Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballero's. Wien 1859, S. 52.

**) Vielmehr 1324.

ex antiquo ritu. Quatuor circumdatur angelis, quorum duo thuribulis instructi ad malos dæmones arcendos; duo pulvinar tenent; cui principis caput impositum est. *Forte eo jam tempore cogniti erant rhythmi veteres apud Joannem Agricolam Islebium P. II. explicationis proverbiorum Germanicorum*: *Ich will heint schlafen gehen....*' Diese Stelle wol hat Menzel oder ein anderer, dem Menzel gefolgt, flüchtig angesehen und die Verse, an welche Tentzel durch die Engelgestalten erinnert wurde, ohne viel Besinnen auf den Grabstein selbst versetzt.*)

Weimar, April 1860. REINHOLD KÖHLER.

ZUM SPECULUM ECCLESIAE.

Bei seiner Ausgabe der Homiliensammlung, der er obenstehenden Namen gegeben, ist Kelle entgangen, daß in dieser Zeitschrift 1, 441—454 Grieshaber 'Predigtbruchstücke aus dem XII. Jahrhundert' hat drucken lassen, die mit dem Speculum ecclesiae nahe Verwandtschaft zeigen. Das erste Bruchstück, dessen Anfang Grieshaber für den der Predigt hielt (vgl. 1, 441), einer Predigt über Johannes den Täufer entnommen, findet sich im Spec. 90, 4. Um das Verhältniss anschaulicher zu machen, setze ich die entsprechenden Textstellen einander gegenüber.

443, 3. Ne timeas Zacharia.

Enfürte dir niht, Zacharia, dîn gebet ist vor got erhôret.

dîn wîp Elisabeth gebirt dir einen sun, den solt du heizen Johannem, und solt wizzen daz manig muoter chint sîner geburte frô wirt, wan er wirt vil grôze vor got.

90, 4. Ne timeas Zacharia exaudita ē. o. t. et el. v. t. f. etc. Daz sint diu wort des heiligin: er sprach 'niwit en vurhte dir, Zacharia, vernomin ist dâ ze got dîn gebete.

Elisabet dîn choni gibirt dir einin sun, den soltu heizzin Johannem, der wirt dir ze mandunge und ze froude und vrout sich vil manigir zi sînir geburti. Der kint wirt hêre vor goti.

---

*) Die neuern Hand- und Lehrbücher der düringischen Geschichte berühren Friedrichs Grabstein kaum, nur Herzog (Geschichte des düringischen Volkes, Hamburg 1827, S. 339) beschreibt ihn und sagt bei Erwähnung der vier Engel: 'wahrscheinlich nach dem damals und lange noch vorher unter dem Volke gebräuchlichen Kindernachtgebetlein: Ich will heut schlafen gehen....'

Was hierauf folgt, weicht ganz von einander ab, und erst am Schlusse der Predigt treffen beide Texte wieder zusammen:

446, 4. bitet in daz er iu wegende sî hinze got umb alle iwer missetât, daz ir sîner geburte hiut geniezen müezet, daz ir antlâz allir iwer sunden enphâhet und nâh disem lîbe den êwigen lîp besitzet.

90, 28. lât iuch riwen daz ir widir gotis huldin getân habt und sentit den guotin S. Johannem ze botin, daz er iu antlâz hiute erwervi allir iwer sunte und nâch disime lîbe den êwigin lîb.

In beiden Handschriften folgt nun abermals eine Predigt über Johannes den Täufer. Der erste Satz bei Grieshaber ist im Specul. eccl. noch der vorhergehenden Predigt angehörig.

446, 14. dem unser herre selbe des jach, daz von wîbes lîbe nie dehein chint als hiligez geborn würde als er S. Johannes.

90, 18. den got selbi lobte: inter natos m. n. s. m. i. b., er sprach daz undir wîbis kindin nie niemin hêrri geborn wurde den S. Johannes.

Einige Zeilen später trifft der Text mit dem Specul. in der folgenden Predigt zusammen:

446, 24. von diu sult ir iuch hiut vil inneclîch bevelhen ze sînen gnâden, daz er got umb iuh bite, daz ir daz garnin müezet in diser werlde, daz ir nâh disem lîbe die êwigen gnâde besitzet.

91, 4. des genâdin sult ir iuch vil innechlîche bevelhin, daz er mînen trehtîn ruoche ze bittin fur unsir sunde, daz ir daz garnin müezzit in dirre werelt, daz ir die êwigin gnâdi mit im besizzin müezzit dâ ze himele.

446, 29—446^{b}, 6 weichen die Bruchstücke ab: éin Gedanke (446, 31. 35) stimmt zu der vorigen Predigt im Specul. (90, 20) und ein Paar Zeilen (446, 36) mit dem Anfange der hier besprochenen (91, 3). Was dann bei Grieshaber folgt, steht im Spec. weiter unten:

446^{b}, 6. er meit den wîn und aller slaht [wîn und] trinchen dâ dehein trunchenheit an was. Ern het dehein aht ûf die werlde, wand aller sîn muot was mit got.

91, 23. Er virmeid den wîn und allir slahte trinchin, dâ dehein süezze ani was. 91, 26. deheine wunne hêter in dirre werlt; allir sîn muot und sîn gedanc was mit gote;

während das nun folgende im Speculum vorhergieng:

446^{b}, 9. von diu solden wir pilde bî im nennen und solden sîn hôhzît anders begân danne wir dâ tuon. Wir begên sîn messe mit heidenischem spil, und mit werltlîchen fröuden, mit ezzen, mit trinchen, mit werltlîchen wirtschefften, sam er alle sîn tage ein vrâz sî gewesen. dâ mit endienet ir im nih(t)

91, 8. liebin liute,
wir solten dise misse
andires begên denne wir tuon.
Man begêt dise misse mit innechlîchim spile, mit innechlîcher fröude, mit ezzinni, mit trinchin, mit wirtsefte,
daz mînime trehtîne nieni lîchit.

noh dem almähtigen got, sunder dem tievel. Wand swâ spil und wirtschaft ist und unrehtiu fröude, dâ müezen ouh anderiu uppigiu dinc bî sîn, diu wider got sint.

Wir solden pilde nemen bî den hiligen, mit welhen dingin si daz himelrîche verdienten

und solden ouh wir unsern lîp twingen von der bôsen girde diser werlde: dâ mit êrten wir got und sîn hiligen und nerten ouh der mit unser sêle.

swâ sô spil und wirtsaft und unrehtiu fröude ist, dâ sint anderiu upigiu dinc, dâ mîn trehtîn mîse erbelgit wart (wirt?).

Wir soltin bilde nemin wie mînes trehtînes heiligin daz himelrîche garntin, mit maniger unsenfte ir lîbes, mit vastin, mit wachin, mit kûslîchem lebin, mit diemuote, mit allir slahte guote, und soltin ouch unserin lîp dewingin von schantlîchen werchin: sô êrtin wir mînes trehtînes heiligen und garnetin sîne hulde und genertin wir die sêle.

Im Speculum folgt nun, was zum Theil die Bruchstücke schon vorweg genommen hatten (446^b, 6—9) und nach einigen in diesen fehlenden Zeilen (91, 27—31) treffen beide wiederum zusammen.

446^b, 26. des entuon wir leider niht: wand allez des unsern lîp gelüstet, des verzîhen wir in niht, sô wirz verrist bringen mugen und durh ditz churzen lîbes willen sô verwurchen wir die êwigen gnâden. nu gedenchet, m. v. l., wie churz diser lîp sî, wie ungewis er ist, mit wie manigen dingen und nôten disiu werlt bivangen ist und chêret iwern muot von suntlîchen dingen und von werltlîchen fröuden, die ir doh ze jungest lâzen müezet, ir gern oder ungern.

91, 31. nu seht an uns selbin, ob wir der dinge inder iht begân. alles des unsirin lîp gelustet, des virzîhin wir in niht, sô wir iz verriste bringen mugen und durich ditzes churzin lîbes willin sô virwurchin wir die êwigin gnâde. liebin liute, nu denchit wie kurz dirre lîb ist und mit wie manigin nôtin disiu werelt bevangen ist und kêret iwerin muot dervone, die wir doch vil unsanfte lâzzin müezin, wir wellin odir enwellin.

Der nächste Satz der Bruchstücke (446^b, 38—43) findet sich nicht im Speculum, dann aber gehen beide bis zum Schlusse der Predigt nebeneinander, 92, 7—11 und 446, 43—447, 4: das übrige des Specul. 92, 11—25 fehlt den Bruchstücken.

In diesen folgt nun eine Predigt über Petrus und Paulus, der der Schluß fehlt, weil damit das erste Blatt abbricht. Auch im Speculum reihen sich zwei Predigten über denselben Gegenstand an (92—96), die aber keine Übereinstimmung verrathen. Die einzige Stelle die sich vergleichen lässt, ist

447, 33. den selben gwalt habnt noch hiut von got und von S. Petro

93, 10. den selbin gewalt den S. Petrus hete, den hât der pâbes von

alle bâbist, alle bischolfe und alle briester, swen si hie gebindent mit dem gotis worte und mit dem gaestlîchem gerihte, daz er ouh gebunden ist vor got, und swen si ledic sagen sîner sunden, daz ouh der ledic ist vor got.

Rôme und ein ieslich bischolf und ein ieslich briestir, swie sundich si sîn, daz si alle die ledich sagin ir sundin, die mit wârir riwe zuo in chomin.

Die Stelle genügt indess, um, nebst der Aufeinanderfolge der Predigten, auch hier die Verwandtschaft zu bestätigen.

Grieshabers zweites Blatt hebt in einer Predigt über alle Heiligen an; eine solche findet sich auch im Specul. 127—28. Zwischen beiden ist aber durchaus keine Übereinstimmung zu finden. In den Bruchstücken folgt eine andere über denselben Gegenstand; auch diese hat mit der im Speculum nichts gemein; nur der Schluss ist merkwürdig, weil in beiden sich die Erwähnung des Kirchenliedes 'Die Heiligen alle helfen uns' findet, auf das Grieshaber schon aufmerksam gemacht hat.

449, 20. darumb sendet hiut an die himelischen chüniginne unser frouwen S. Mariam und alle sîn heiligen, und hevet iwern ruof 'Die hîligen alle helfen uns'.

128, 28. nu hevet iwer hende und iwer herze ûf zedem almahtigen gote mit dem leisse (lies : leise) 'Helfen uns alle heiligen.'

Die Form in welcher uns der Anfang dieses Liedes sonst überliefert wird (Hoffmann, Kirchenlied S. 18.39) stimmt mit der Lesart der Bruchstücke überein, während die des Speculum sich sonst nirgend nachweisen lässt. Die Echtheit der gewöhnlichen scheint auch dadurch bestätigt zu werden, daß in den Grieshaber'schen Bruchstücken über dieser Zeile Neumen stehen. Der Schreiber des Specul. kannte das Lied nicht und fasste, wie man aus der Entstellung leisse schließen muß (denn leisse ist keine Nebenform von leis, wie Kelle im Glossar S. 238 angibt, sondern leise), die Worte gar nicht als Vers auf. Bemerkenswerth ist die Vergleichung beider Texte, weil sie ruof und leis als gleichbedeutend zeigt.

Die Predigt in die animarum (449^a, 27—449^b, 42) fehlt im Speculum, dann folgt in beiden Texten eine über den heiligen Martinus *),

*) 450, 10 ist ohne Zweifel in der stat ze Meilân zu lesen; die Hs. hat in der stat gemeilan; ze darf nicht fehlen. Die Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Überlieferung, die Martin aus Ungern stammen lässt, würde erreicht, wenn man schriebe: und wart in der stat ze Meilân gizogen, vgl. Pass. K. 592, 4 ûz Panonienlande was und in Italiâ gezogen.

in welcher das zweite Blatt aufhört. In dem vorhandenen Texte lassen sich nur wenige Worte vergleichen.

450, 8. er was ein edel man nâh der werlde. 129, 5. er was edele nâch der werlt.

Möglich, daß der weitere Verlauf noch mehr ergeben hätte: sicher ist diese Annahme um so weniger, als von da an keine Übereinstimmung mehr stattzufinden scheint. Die Predigt über S. Mathias, mit der das dritte Blatt beginnt, steht nicht im Speculum; der dann folgenden de Apostolis entspricht zwar äußerlich, in der Reihenfolge, Specul. 137—141, aber im Inhalt und Ausdruck weichen sie ab. Das vierte Blatt enthält zwei Predigten, de Martiribus und den Anfang einer dritten 'De I. martire'; auch diesen entspricht nichts im Speculum: man kann allerdings den Schluß der ersten mit dem einer andern 'de quolibet sancto in communi' (131, 12) vergleichen (German. 1, 454^{b}, 16); aber diese Schlüsse kehren ziemlich ebenso in andern Predigten wieder, lassen also auf keinen Zusammenhang rathen.

Durch die Übereinstimmung mit dem Speculum wird, was schon Grieshaber vermuthete, zur Gewissheit, daß die Hs., der die Bruchstücke angehören, nur eine Abschrift älterer, noch im 12. Jahrhund. entstandener Predigten enthielt. Wie aber haben wir uns das Verhältniss dieser zum Speculum ecclesiae zu denken? Beide weisen auf eine gemeinsame Quelle. Eine Reihe von Stellen, in denen der Gedanke stimmt, der Ausdruck im Einzelnen abweicht, würde sich durch die Annahme einer gemeinsam benutzten lateinischen Quelle erklären lassen; andere aber stimmen im deutschen Ausdruck so genau, daß jene Erklärungsweise nicht ausreicht. Die Grieshaberschen Bruchstücke können nicht eine unter Benutzung der Münchener Hs. des Speculum gemachte Predigtsammlung sein, denn sie geben manches richtiger als jene. Wenn beide also auf eine ältere deutsche Sammlung, älter als die Münchener Handschrift, die nach Kelle (S. XII) der Mitte des 12. Jahrhunderts angehört, zurückweisen, so gehören die Bruchstücke, die uns übereinstimmend beide Quellen überliefern, zu dem ältesten, was die deutsche Predigt aufzuweisen hat. Dann wird auch die Wahrscheinlichkeit geringer, es habe der Verfasser der deutschen Predigten aus Honorius geschöpft, sondern beide müssten gemeinsame lateinische Quellen benutzt haben.

Rostock, Mai 1860. KARL BARTSCH.

BRUCHSTÜCKE EINES GEDICHTS AUS DEM ARTUSKREISE.

Gawane von syner not.
So were vnklegelich myn tot.
Sin lebent ist nutzer dan myn.
Nu hore vriunt malgryn.
Sprach er an den selben stunt.
Ist dir von gawane kunt.
Daz ym ein man gehelfen mac.
Wiltu danne beiten ober tac.
Ich rite morgene vrû mit dir.
Malgrim sprach wer sit ir.
Daz ir uch vûr mezzet also ho.
Ywer achte stet nicht so.
Ir sit zû iunc zû der verte.
Sie ist û gar zû herte.
Ir sit vûl groz uñ vûl lanc.
Doch dünket ir mir zû kranc.
Ü ist der lip noch so mûre
Daz ich vorchte daz man vûr lûre
An ü hoffenunge.
Wan ob ü misselunge.
So weir beiderthalp vûr lorn.
Ez ist bezzer ü vurborn.
Were ü gescoren uwer bart.
Ü were ein sus getane vart.
Dannoch al zû swere.
Nu volget myner lere.
Unde belibet daz ist ü gût.
Ich bin der des nicht ne tût.
Ich wil pris irwerben.
Oder ich wil by namen sterben.
Du sagest mir von der iugent.
Die iugent hat groze tugent.
Sol ich ymmer pris gewynnen.
Ich mûz is an zit begynnen.
Troste wol daz ist gût.
Gût trost machet hoen mût.
Unde sterket den man.
Ich wil ob is mir got gan.
Den lip harte weynich sparn.
Got ruche mich bewarn.
Ich wil nemelichen varn.
ch wil uwer beiten.
Ir sult aber uch bereiten.
Nu ir uch donket also vrome.
Waz danne ob ich is an arbeit kome.
So hoffe ich doch vñ han ich heil.
Ü gefalle daz arger teil.
Ich ne erre ü der verte nicht.
Swaz ü aber da gescicht.
Des wil ich wesen ane nit.
Nu la sen wie kûne ir sit.
Segremors die smahen wort.
Die her da hete gehort.
Mit gûten zuchten vûr trûc.
Doch was sin sorge groz genûc.
Daz scheiden von den vrunden.
Die da vmme stunden.
Vûgete im iamer vnde leit.
So twanc in aber sin manheit.
Daz er sich vroliche hielt.
Vñ daz truren von yme schielt.
Do gienc er nach vrlobe.
Allenthalben in dem hobe.
Vñ grûzte dissen vñ den.
Do quam ouch zû Nyoben.
Der sconen vnde der iungen.
Do sie gar betwngen.
Sin gemûte hete.
Daz er mit gantzer stete.
Durch sie an wage wolte geben.
Sin lip. sin gût. sin leben.
Her sprach vrouwe nv entfat.
Minen dienest als ich bat.
Ich bin of mynem wege.
So daz ich ü ymmer pflege.
Dienest mit truwen.
Ir sult ymmer buwen.
An mynem hertzen mitten.

Ich vare von den britten.
Eyne zwiveliche vart.
Swa ich hinnen werde gekart.
So sol ü daz gewizzen sin.
Daz ich al den dienest myn.
Ú zů hulden keren sol.
Nu bedarp ich uwer stiure wol.
Daz ir mir geben uwern segen.
Geruchet ir mir da mite pflegen.
Unde gunnet ir mir gůtes.
So bin ich hohes můtes.
Uñ mir ne mac gescaden nicht.
Mac uch daz gevromen icht.
Ir habet gůte gunst von mir.
Sit dem male daz ouch ir.
Mir so holt gemůte traget.
Worde dán uch von mir vůr saget.
So kund ich vnwitze pflegen.
Ir sult haben under wegen.
Mynen wunsch vñ mynen segen.
Lieber trost der machte.
Daz im sin hertze lachte.
Her neic ir uñ gienc von dan.
Nu horet waz die mynne kan.
Die mynne irveret manegen můt.
Dem sie sit genade tůt.
Minne die git smertzen.
Unde vreuden dem hertzen.
Minne die git beide
Liebe unde leide.
Minne die slet wunde.
Unde heilet die von grunde.
Die wesle ist der mynne spil.
Swenne sie aber vurbynden wil.
Den man von ungemache.
So kan sie sulhe sache.
Daz sie sanfte enbyndet.
Daz man an ir vindet.
Den trost der den man gewert.
Alles des sin hertze gert.
Eynes gompelspils sie hie began.
Do Segremors der stoltze man.
Von der iuncvrouwen gienc.
Uñ ir urlob untfienc.
Do brachte die mynne.
Der maget an ir sinne.
Eynen nuwen gedanc.
So daz sie mit zwivele ranc.
Uñ gedachte waz sie tete.
Sit dirre ritter hete.
Sich an ir gewalt gegeben.
Uñ ir genaden wolte leben.
Uñ an ir dienest welde varen.
Wie sie sich můchte bewaren.
Daz manz ir nicht missewende.
Sie gedachte ob ich im sende.
Mines kleynotes etewaz.
Im gelunge deste baz.
Sit er mir so holt ist.
We waz sol disse onder list.
Gedachte sie aber son zů stunt.
Ez ist ein umbehende vunt.
Waz můchte im gehelfen daz.
Ich wene mir gezeme baz.
Daz ich selbe mit im vare
Uñ ich in leides bevare.

Das vorstehende Bruchstück ist einem Pergamentblatte in Folio entnommen, welches als Umschlag von Acten von Herrn Archivar Dr. C. A. H. Burkhardt im gemeinschaftlichen Haupt-Archive des Sachsen-Ernestinischen Hauses zu Weimar gefunden und mir freundlich mitgetheilt worden ist.

Auf jeder Seite des Blattes stehen zwei Spalten, jede Spalte enthält 36 Zeilen.

Das Gedicht ist in Abschnitten mit dreireimigem Schlusse geschrieben, welche Form bekanntlich nicht selten ist, vgl. Gödeke, deutsche

Dichtung im Mittelalter S. 779[b]. Jeder neue Abschnitt ist in der Handschrift durch eine verzierte Initiale ausgezeichnet.

Das Bruchstück stimmt in Sprache und Schreibung ziemlich überein mit einem andern, welches Hoffmann aus einem Pergamentblatte des vierzehnten Jahrhunderts in den altdeutschen Blättern 2, 152—155 mitgetheilt hat. In beiden Bruchstücken scheinen Gawein und Segremors Hauptheldeu zu sein. In beiden haben wir Abschnitte mit je drei Reimen am Schlusse.

Unklar ist v. 111 *die wesle*. Ist es das seltene *weizel*, Charpie, mhd. Wörterb. 3, 562?*)

Weimar, Juni 1860. REINHOLD KÖHLER.

DER BAUER SCHICKT DEN JÄCKEL AUS.

Der Bauer schickt den Jäckel naus,
er solt den Haber schneiden,
Jäckel wolt nicht Haber schneiden,
wolt lieber zu Hause bleiben.

Der Bauer schickt den Knecht hinaus,
er solt den Jäckel holen,
der Knecht der wolt nicht Jäckel holen,
Jäckel wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt den Hund hinaus,
er solt den Knecht beissen,
der Hund der wolt den Knecht nicht beissen,
der Knecht der wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt den Klippel naus,
er solte den Hund schlagen,
der Klippel wolte den Hund nicht schlagen,
der Hund der wolt u. s. w.

Der Bauer schickt das Feuer naus,
es solt den Klippel brennen,
das Feuer wolt nicht Klippel brennen,
der Klippel wolt u. s. w.

Der Bauer schickt das Wasser naus,
es solt das Feuer löschen,
das Wasser wolt nicht Feuer löschen,
das Feuer wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt den Ochsen naus,
er solt das Wasser saufen,
der Ochse wolt nicht Wasser saufen,
das Wasser wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt den Fleischer naus,
er solt den Ochsen schlachten,
der Fleischer wolt nicht Ochsen schlachten,
der Ochse wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt den Geier naus,
er solt den Fleischer holen,
der Geier wolt nicht Fleischer holen,
der Fleischer wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt die Hexe naus,
sie solt den Geier bannen,
die Hexe wolt nicht Geier bannen,
der Geier wolt nicht u. s. w.

Der Bauer schickt den Henker naus,
er solt die Hexe verbrennen,
der Henker wolt nicht Hexe brennen,
die Hexe wolt nicht Geier bannen,
Geier wolt nicht Fleischer holen,

*) *wesle* steht wie häufig für *wehsele*, vgl. *wesle*, *wesal*, *weslun*, Graff 1, 617.; nur das Geschlecht ist hier auffallend, da *wehsel* sonst nur als masc. und neutrum erscheint. Pfeiffer.

Fleischer wolt nicht Ochsen schlachten,
Ochse wolt nicht Wasser saufen,
Wasser wolt nicht Feuer löschen,
Feuer wolt nicht Klippel brennen,
Klippel wolt den Hund nicht schlagen,
der Hund der wolt den Knecht nicht beissen,
der Knecht der wolt nicht Jäckel holen,
Jäckel wolt nicht Haber schneiden,
wolt lieber zu Hause bleiben.

Der Bauer schickt den Doctor naus,
er solt den Henker tödten:
'Und eh ich mich wil tödten lassen,
wil ich die Hexe verbrennen.'
'Eh ich mich wil verbrennen lassen,
wil ich den Geier bannen.'
'Eh ich mich wil bannen lassen,
wil ich den Fleischer holen.'
'Eh ich mich wil holen lassen,
wil ich den Ochsen schlachten.'
'Eh ich mich wil schlachten lassen,
wil ich Wasser saufen.'
'Eh ich mich wil saufen lassen,
wil ich Feuer löschen.'
'Eh ich mich wil löschen lassen,
wil ich Klippel brennen.'
'Eh ich mich wil brennen lassen,
wil ich den Hund schlagen.'
'Eh ich mich wil schlagen lassen,
wil ich den Knecht beissen.'
'Eh ich mich wil beissen lassen,
wil ich Jäckeln holen.'
'Eh ich mich wil holen lassen,
wil ich Haber schneiden,
wil ich Haber schneiden.'

Die vorstehenden Reime sind dem in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Sachsen gedruckten 'Neu vermehrten Berg-Lieder-Büchlein', über welches man meine 'Alten Bergmannslieder', (Weimar 1858), S. VI und VII vergleiche, entnommen. Wir haben hier die bis jetzt älteste Aufzeichnung der noch heute überall in Deutschland bekannten Kinderreime vom Jäkel, Jokel, Jokele, Joggeli oder Gepel, den der Herr oder der Bauer ausschickt, um Hafer zu schneiden oder Birnen zu schütteln. Ausführlich haben über diese aus einem jüdischen Osterliede*) entstandenen und in mannigfachen Gestaltungen nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Schottland, Ungarn und Griechenland verbreiteten Reime Rochholz in seinem Alemannischen Kinderlied und Kinderspiel S. 149 ff. und Stöber im Elsässischen Volksbüchlein, 2. Auflage 1, 129 ff. und 193 gehandelt; vgl. auch Frommanns deutsche Mundarten 6, 223. Zu den von Rochholz und Stöber angeführten deutschen Texten kommen aber außer dem vorstehenden, bisher unbekannten des Berg-Lieder-Büchleins noch folgende, die von ihnen theils übersehen waren, theils erst seitdem veröffentlicht sind.

Ein westfälischer, in Mones Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache (Aachen 1830), 1, 156:

*) Das jüdische Lied hat auch Heinrich Heine in seinem 'Rabbi von Bacherach' im 4. Bande des Salons (Hamburg 1840) S. 63 mitgetheilt.

De Haer de schickt den Jahen ût,
he soll den Hawer meien,
de Jahen meit den Hawer nich
un kümt auk nich te Hûse.

Die Reihenfolge ist dann: Pudel, Prügel, Feuer, Wasser, Ochse, Schlächter, Strick, Maus:

de Mûs terbît dat Strick,
dat Strick dat hangt den Schlächter,
de Schlächter schlacht den Ochsen,
de Osse sûpt dat Water,
dat Water löskt dat Füer,
dat Füer brennt den Prügel,
de Prügel prügelt Pudel,
de Pudel bît den Jahen,
de Jahen meit den Hawer
und aolles kümt te Hûse.

Dieß stimmt ziemlich mit dem Oldenburger Texte bei Firmenich 3, 22, wo noch die Katze kommt und das ganze verständiger schließt:

Do sgickd de Herr de Katt ût,
de sgull de Mûs wol fräten:
de Katt gunk achter de Mûs,
de Mûs gunc achter't Tau,
dat Tau gunk achter'n Ossen,
de Oss gunk achter't Water,
dat Water gunk achter't Fier,
dat Fier gunk achter'n Knuppel,
de Knuppel gunk achter'n Hund,
de Hund gunk achter'n Knecht,
de Knecht de maid den Hafer wol
Und kêm so wedder to Hûs.

Der Waldecker Text in L. Curtze's Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck (Arolsen 1860), S. 287 beginnt:

De Heere de schikked den Jochen ut,
de sall den Hawer mäggen,
de Knecht de mägged de Hawer nit
un kam auk nit no Heime,

und hat die Folge: Pudel, Knüppel, Feuer, Wasser, Ochse, Schlächter, Strick, ohne eigentlichen Schluß.

Aus Nordfrisland (s. den Lappenkorb des Gabe Schneider aus Westfrisland mit Zuthaten aus Nordfrisland. Bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement, Leipzig 1846, S. 319) gehört hieher ein Märchen von Hühnchen und Hahn. Der Hahn bittet den Bauer dem Hühnchen zu helfen, und als dieser nicht will, den Hund den Bauer zu beissen und so fort Stock, Feuer, Wasser, Ochs, Seil, Maus, Katze. 'Ja, sagte die Katze. Und dann die Katze nach der Maus, und die Maus nagt das Seil, und das Seil bindet den Ochs, und der Ochs schwelgt das Wasser, und das Wasser löscht das Feuer, und das Feuer brennt den Stock, und der Stock schlägt den Hund, und der Hund beißt den Bauer, und der Bauer hilft dem Hühnchen, und so ward dem Hühnchen geholfen.'

Ein Sonneberger Text (s. Schleicher Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande, Weimar 1858, S. 102) beginnt:

Der Her der schickt den Peter hin,
er soll den Haber schneiden

und hat dann: Pudel, Prügel, Feuer, Wasser, Ochsen, Mezger, Henker, welcher letzte aber auch des Herrn Willen nicht nachkommt.

Flämisch finden wir das Kinderlied in Louis de Baecker's Buche 'de la religion du nord de la France avant le christianisme, Lille 1854', S. 122.

Pouledinnetje en Pouledannetje
gingen te gaer houtje raepen;
als zy verre kwamen, Pouledinnetje wilt naer huys niet gaen,
zonder gedregen te zyn.

Daer kwam een groote hond:
Hond, hond, bit Pouledinnetje;
den hond wilt Pouledinnetje niet bitten,
en Pouledinnetje wilt naer huys niet gaen,
zonder gedregen te zyn.

Dann kommt Stock, Feuer, Wasser, Ochse, Tau, Ratte, Katze.

Daer kwam een groot katte:
Katte, katte, vangt dien rat;
de katte wilt den rat niet vangen,
de rat wilt de touw niet knaesen,
de touw wilt den os niet binden,
den os wilt 't water niet drinken,
't water wilt 't vier niet bluschen,
't vier wilt den stok niet branden,
't stok wilt den hond niet slaen,
den hond wilt Pouledinnetje niet bitten,
en Pouledinnetje wilt naer huys niet gaen,
zonder gedregen te zyn.

Daer kwam een oud mannetje:
oud mannetje, mannetje, gript die katte;
't out mannetje liep naer de katte,
de katte naer den rat,
den rat naer de touw,
de touw naer den os,
den os naer 't water,
't water naer 't vier,
't vier naer den stok,
den stok naer den hond,
den hond naer Pouledinnetje,
en Pouledinnetje liep zoo zeer, zoo zeer
naer het huys.

Wenn Baecker hierzu bemerkt 'Dans ce récit, les éléments et les êtres sont conjurés. Il sont sous l'empire d'un sortilége; ils n'en sont délivrés que par l'intervention d'un petit vieillard qui rappelle le dieu du Nord, Woden, le grand conjurateur', so ist das ein Einfall, wie sich in dem an trefflichem Material reichen Buche nicht wenige finden. In ähnlicher Weise erklärt Ampère, der ebenso wenig wie Baecker Ursprung und Verbreitung dieser Dichtung kennt, (s. Stöber S. 193) die französischen, auch von Rochholz S. 152 und Stöber S. 105 mitgetheilten Reime 'Il y a un loup dedans un bois.'

Ein anderes französisches, in diesen Kreis gehöriges Liedchen findet sich bei Du Mersan Chansons et Rondes enfantines, Paris 1846, S. 122:

Biquette ne veut pas
Sortir du chou;
Ah! tu sortiras
Biquette, Biquette,
Ah! tu sortiras
De ce chou-là.

On va chercher le chien pour manger biquette;
Le chien ne veut pas manger biquette,
Biquette ne veut pas sortir du chou.
Ah! tu sortiras etc.

On va chercher le loup pour manger le chien;
Le loup ne veut pas manger le chien,
Le chien ne veut pas manger biquette,
Biquette ne veut pas etc.

On va chercher le boeuf pour manger le loup;
Le boeuf ne veut pas manger le loup,
Le loup ne veut pas etc.

Und so fort, bis endlich

On va chercher l'eau pour éteindre le feu;
L'eau veut bien éteindre le feu,
Le feu veut bien brûler le bâton,
Le bâton veut bien battre le boeuf,
Le boeuf veut bien manger le loup,
Le loup veut bien manger le chien,
Le chien veut bien manger biquette,
Biquette veut bien sortir du chou.

Wie das jüdische Lied auch in Ungarn und bei den Neu-Griechen ähnliche Volkslieder hervorgerufen hat, kann man in Stiers ungarischen Volksmärchen, Pest 1857, S. 204 ff., welche auch Stöber citirt, und in Sanders Volksleben der Neugriechen, Mannheim 1844, S. 56 und 94, welches Rochholz und Stöber nicht beachtet haben, finden.

Um noch einmal auf das von uns aus dem Bergliederbüchlein mitgetheilte Lied zurückzukommen, so ist die Reihenfolge in demselben: Fleischer, Geier, Hexe, Henker, Doctor ihm eigenthümlich. Am nächsten kommt ihm der Text in Erlachs Volksliedern 4, 439, wo den Schlächter der Teufel holen und dann der Pfaff den Teufel bannen soll. Auch die Art des Schlusses findet sich in keinem andern Texte so.

Weimar, Juni 1860. REINHOLD KÖHLER.

WOLFRAM VON ESCHENBACH UND HEINRICH VOM TÜRLEIN.

Öfters fiel es mir schon auf, daß das Verhältniss des Heinrich zu Wolfram in den Litteraturgeschichten nur höchst oberflächlich oder gar nicht berührt worden. Koberstein und Vilmar sprechen darüber gar nicht; Gervinus sagt: „Er lehnt sich dicht an die sämmtlichen ältern Bearbeiter der Arthursage, ist von der ganzen Art der Wolframisten frei, preist den Wirnt und gebraucht dessen Absätze, die mit drei gleichen Reimen schließen; er hat den Hartmann und Reinmar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt. Alles erinnert an die Nachahmer des Gottfried“ (1, 459). Gödeke nennt ihn richtig einen Zeitgenossen Wirnts und Wolframs (Grundriß 1, 31) und schreibt in seinem M. A.: Er spielt auf Wirnts Wigalois und auf Wolframs Parzival (Parzivals Jugend) an, weiß aber nicht, daß Parzival die Frage gethan M. A. 775ª. Kurz berührt die Verwandtschaft mehrerer Stellen bei beiden Dichtern, Lachmann in der Vorrede zu Wolfram von Eschenbach p. XXII. — Daß solche Stellen vorkommen müssen, erklärt sich schon daraus, daß beide Dichter ein und dasselbe Vorbild Chrestiens de Troyes hatten (Krône 23046. 23982). Ja, seitdem Rochat seinen gediegenen Aufsatz 'Wolfram von Eschenbach und Chrestiens de Troyes' in der Germania 3, 81 (vgl. 4, 414) veröffentlicht hat, zweifle ich nicht daran, daß sowohl der Eschenbacher als Heinrich vom Türlein ein und dasselbe Werk des Franzosen als Quelle benützten und je ihrem Zwecke gemäß bearbeiteten. Die Ähnlichkeit vieler Stellen des Parvizal und der Krone ist aber so groß, daß sie sich aus der gemeinsamen französischen Quelle allein nicht erklären lässt. Wolframs Werk war dem Heinrich bekannt, was dieser selbst gesteht, wenn er sagt: *daz gestate mîn her Wolfram* 6380. — Folgender Aufsatz möge zeigen, wie beide Dichter oft dieselbe Vorlage benützt haben und daß dem Heinrich Wolframs Werk bekannt gewesen sei.

Heinrich spielt auf das dritte Buch des Parzival an, wenn er sagt 6373 ff.:

Als er ûf den kreiz gereit,
Dâ sîn sîn kampfgeselle beit,
Sîn ors liez er erspringen.
Nu schein er ûz den ringen
Sam ein engels bilde,
Und het in ûf dem gevilde
Mîn herre Parzivâl gesehen,
Er haete sîn vür got gejehen,
Daz gestate mîn her Wolfram;
Der in von sîner muoter nam
Und hât in ze hove brâht,
Des was ime selben ungedâht
Und sîner lieben muoter,
Wan er ir vil guoter
Ir gebûwes in dem walde pflac
Und emzeclîch dar obe gelac,
Daz sie dâ het geriutet,
Als sich sîn name diutet,
Wan parce sprichet durch,
Val ein tal oder ein vurch:
Alsô hât in unser zunge
Sîn name die diutunge. [1])

Die Stelle bezieht sich zunächst auf Wolframs Verse. 120, 24 — 121, 1:

Nu seht, dort komt geschûftet her
drî ritter nâch wunsche var,
von fuoze ûf gewâpent gar.
der knappe wânde sunder spot,
daz ieslîcher wære ein got.
dô stuont ouch er niht langer hie,
in den phat viel er ûf sîniu knie.
lûte rief der knappe sân
„hilf, got: du maht wol helfe hân!"

und 122, 13 ff.

Aller manne schœne ein bluomen kranz,
den vrâgte Karnahkarnanz:
juncherre, sâht ir für iuch varn
zwên ritter die sich niht bewarn
kunnen an ritterlîcher zunft?
si ringent mit der nôtnunft
und sint an werdekeit verzagt:
si füerent roubes eine magt."
der knappe wânde, swaz er sprach,
ez wære got, als im verjach
frou Herzeloyd diu künegîn,
do sim underschiet den liehten schîn.
dô rief er lûte sunder spot:
„nu hilf mir, hilferîcher got!" etc.

Eine weitere Übereinstimmung mit dem III. Buche des Parzival zeigen die Verse 24607 ff.:

Keiê sprach: „dô er ein kint
Was, ditze er erwarp:
Wan ime sicher nie verdarp
An deheiner sache sîn prîs;
In hât sicher manegen wîs
Diu tugent sô gerîchet,
Daz er dem niht gelîchet.
Ze kintlîcher missetât,
Diu doch ze kleinem schaden stât,
Daz ist ein wunderlîcher site;
Oder wane do ieman dâ mite,
Daz er von sîner muoter vuor
Als ein tôre und in der vuor
Nâch ritterschaft ze hove kam,
Dâ er ein vingerlîn nam
Einer vrouwen und sie kuste,
Alsô dicke in geluste,
Swie sie dar umbe weinet:
Wan sie was vereinet
An dem bette in dem poulolîn:
Des muost diu rede alsô sîn,
Als ez denne wart an ir schîn.

Vergl. Parz. 126, 25 ff. und 130, 1 ff. — Das Abenteuer ist dem französischen Werke entlehnt. Germania 3, 84.

[1]) Vergl. Germ. 3, 82.

Auf das fünfte Buch des Parzival, namentlich 255, 1 spielt Heinrich an, wenn er Gâwein sagen lässt 9023 ff.:

Übern vurt dâ ze Katerac
Vuor ich an die wilden habe,
Dâ ich vant die rîchen habe,
Die Parzivâl dâ suochte,
Als in diu magt vervluochte:
Daz sper und den rîchen grâl,
Der allen tac ze einem mâl
Bluotes drî tropfen warf.

Zu vergleichen damit ist auch Parzival 316, 1 ff. — An das Zusammentreffen Parzivals mit Sigune (Parz. 249, 11 ff.) erinnert folgende Stelle 13979 ff.:

Sô lange reit er ûf der spor,
Unz ime ein magt engegen reit,
Diu weint ze mâle sêre und kleit,
Ûf einem hôhen castelân,
Daz was wîz als ein swan,
Unde het an sich geleint
Einen ritter, den sie beweint,
In aller sîner sarwât,
Die ein riter von rehte an im hât;
Nu was der selbe ritter tôt.
Ir gruoz sie Gâwein weinde bôt,
Und daz sie jæmerlîchen sprach:
Wan het ich ditze ungemach
Vür dich an mînem lîbe!
Ez geschach nie werlt wîbe
Leider, dan mir ist geschehen.
Süezer got, lâz mich sehen
Einen lieben tac an Parzivâl!
Dô er daz sper und den grâl
Ersach ze Gornomant,
Daz er mîn leit niht enwant
Und maneger vrouwen swære,
Dô der arm vischære
Ez in bî der naht sehen hiez.
Daz er in ungevrâget liez,
Noch alsô sêre riuwet mich,
Daz künec Artûr velschet sich
Und die tugentrîche ritterschaft
An dirre trægen gselleschaft,
Ez entouc niht ir magenkraft.

Das Schweigen Parzivals gegen den Fischer (Anfortas s. Parz. 142, 17—144, 2—226, 26), das Wolfram im V. Buche berichtet, wird von Heinrich bei der Scene mit dem prüfenden Becher erwähnt: 2208 ff.

Parzivâl der Gâlois
Der nam nâch dem Wâlois
Den kopf unde tranc;
Der wîn ûz dem kopfe spranc
Und begôz in mit al.
Ditz erwarp her Parzivâl
An dem armen vischære,
Den er in grôzer swære
Durch zuht ungevrâget liez,
Als im diu magt sît gehiez,
Daz in sîn zuht dar an verriet,
Dô er von dem boume schiet,
Dâ er si sitzende vant,
Und des swertes kraft erkant,
Daz im gap sîn oeheim,
Dô er wolte rîten heim.

Die Magd, von der hier die Rede geht, ist Sigune, von der es im Parz. heißt 249, 15:

vor im ûf einer linden saz
ein magt, der fuogte ir triwe nôt.

Sie machte ihn dort mit der Kraft des ihm vom Oheim geschenkten Schwertes bekannt: Parz. 253, 24 ff.

Du fûerst och umbe dich sin swert:
bekennestu des swertes segen,
du maht ân angest strites pflegen.
Sîn ecke ligent im rehte:
von edelem geslehte
worhtez Trebuchetes hant.
ein brunne stêt pî Karnant,
dar nâch der künec heizet Lac.
daz swert gestêt ganz einen slac,
am andern ez zevellet gar:
wilt duz dan wider bringen dar,
ez wirt ganz von des wazzers trân.
du muost des urspringes hân,
underm velse, ê in beschin der tac.
der selbe brunne heizet Lac.
sint diu stücke niht verrêrt,
der se reht zein ander kêrt,
sô se der brunne machet naz,
ganz unde sterker baz
wirt im valz und ecke sîn
und vliesent niht diu mâl ir schîn.
daz swert bedarf wol segens wort:
ich fürht diu habestu lâzen dort:
hâts aber dîn munt gelernet,
sô wehset unde kernet
immer saelden kraft bî dir:
lieber neve, geloube mir,
sô muoz gar dienen dîner hant
swaz dîn lîp dâ wunders vant:
ouch mahtu tragen schône
immer sælden krône
höhe ob den werden:
den wunsch ûf der erden
hâstu vollecliche:
niemen ist sô rîche,
der gein dir koste mege hân,
hâstu vrâge ir reht getân!

Als sie aber vernahm, daß die Frage unterblieben sei, schalt sie ihn auf das heftigste und wollte nichts mehr von ihm hören. Beide Dichter haben die bezüglichen Stellen dem Chrestiens entlehnt. Germ. 3, 94 ff. Es zeigt sich hier zwischen Heinrich und Wolfram nicht nur eine Übereinstimmung in der berichteten Handlung im Ganzen, sondern selbst in den einzelsten Theilen, ja in den Worten. Man vergleiche z. B.

Krone 2216 ff.
Alz im diu magt sit gehiez,
Daz in sîn zuht dar an verriet,
Dô er von dem boume schiet,
Dâ er si sitzende vant,

und Parz. 249, 15 ff. —

oder Krone 2212 ff.
Ditz erwarp her Parzivâl
An dem armen vischære,
Den er in grôzer swære
Durch zuht ungevrâget liez

und Parz. 239, 8 ff.
wol gemarcte Parcivâl
die richeit unt daz wunder grôz:
durch zuht in vrâgens doch verdrôz.

Heinrich erzählt wie Gâwein auf eine unbekannte Burg gekommen und fährt dann fort 14739 ff.:

Als sie nu sô gesâzen
Und vrœlîchen âzen,
Wan eine der altherre,
Gâwein sach von verre
Vier guldîne kerzstal
Mit kerzen tragen in den sal
Vier juncvrouwen schône,
Und truogen vier crône
Und kleider kostelîche,
Den ich niht gelîche;
Ouch wâren sie sô gestalt,
Daz iegelîche grôzen gwalt
Moht haben wol von landen;
Sie wâren wol von schanden
An aller vuor gescheiden.
Nâch disen vier meiden
Gienc ein magt gezieret baz,
Diu truoc vor ir ein schœnez vaz
Von einer cristalle,
Daz was vol mit alle
Vil gar vrisches bluotes;
Rôtes goldes unde guotes
Dar inne ein schœne rœre lac,
Der ouch disiu vrouwe pflac;
Sie habt sie mit der rehten hant,
Ûz einem dîasper sîs want,
Dâ was sie în gebunden,
Den hâte sie gewunden
Umb den hals und herwider gegeben.
Vür sich giengen sie vil eben,
Daz sie niemans war nâmęn,
Unz sie alle vünf kâmen
Zuo dem altherren hin:
Dâ kniuwete diu ein vür in. —

Man halte hiezu die Stelle im Parzival 232, 9 s. f.

Zende an dem palas
ein stählîn tür entslozzen was etc.

und wird eine Zusammenstimmung nicht verkennen. In beiden Gedichten begegnen uns die vier Kerzen tragenden Jungfrauen, bei Heinrich trägt die Magd ein Krystallgefäß voll Blutes mit einer Röhre (was an die Kelche mit Röhren erinnert), während bei Wolfram die jungfräuliche Repanse de schoy den Gral trägt und dem Wirte vorsetzt. [1]) — An dieselbe Stelle des Parzival mahnt auch die Krone, wenn es heißt 29349 ff.:

Wan ê man vür trüege
Die jungeste rihte,
Ze ir aller gesihte
Kam dar in den sal gegân
Zwô juncvrouwen wol getân:
Die truogen zwei kerzestal:
Durchslagen gar über al
Wâren sie ouch beide.
Nâch ieglîcher meide
Zwên juncherren giengen,
Die under in beviengen,
Dêswâr, ein vil kluoc sper.
Nâch den giengen aber her
Zwô ander juncvrouwen:
Die wâren wol erbouwen
An lîbe und an gewande
Sunder alle schande
Mit rîcher geziere;
Von golde ein tobliere
Und von edelem gesteine
Truogen sie gemeine
Vor in in einem sigelât.
Nâch disen vil lîse trat
Diu schœniste vrouwe,
Diu nâch der werlde schouwe
Got ie geschuof ze wîbe:
An kleidern und an lîbe
Was sie gar vollekomen;

[1]) Vergl. Germ. 3, 94.

Diu hât vür sich genomen
In einem tiuren plialt
Ein kleinôt, daz was gestalt
Als ein rôst von golde rôt:
Dar ûf ein ander kleinôt
Was gestalt unde gemachet,
Dêswâr, daz niht swachet:
Gestein was ez und goldes rîch;
Einer kefsen was ez glich,
Diu ûf einem alter stêt.
Diu vrouwe ûf dem houbet hêt
Eine guldîne krône.
Nâch ir gienc vil schône
Ein vil wünneclichiu magt,
Diu heimlichen weinte und klagt.
Die andern vil stille swigen.
Gein disem wirte si sigen:
Mit zühten sie im alle nigen:
Hie mite stuonden sie umb in.
Gâwein betrouc niht sin sin:
Vil wol er sie kante:
Sin herze in des mante,
Daz ez diu vrouwe waere,
Diu ime vor hin diu mære
Von dem grâle hâte geseit,
Und ermant, daz er wære bereit
Der vrâge, wâ geschæhe,
Daz er sie ersæhe,
Und dise vünf mit ir:
Dar zuo hâte er grôz begir,
Daz ouch wart volbrâht.
Dô er des alsô gedâht,
Dar giengen dise viere
Mit dem sper und dem tobliere,
Die knappen mit den meiden,
Vil gar ungescheiden
Und stalten ûf den tisch daz sper,
(Des was der alt gewer)
Den toblier dar under.
Dô geschach ein michel wunder
Vor Gâweines ougen:
Daz sper von gotes tougen
Wart grôzer tropfen bluotes drî
In dem tobliere, der im bî
Stuont etc.

Der Speer erinnert an die Stelle im Parzival 231, 15 ff.

dâ saz manec riter kluoc,
dâ man jâmer für si truoc.
ein knappe spranc zer tür dar în.
der truog eine glævin
(der site was ze trûren guot):
an der sniden huop sich pluot
und lief den schaft unz an die hant,
deiz in dem ermel wider want. [1])
dâ wart geweinet unt geschrît
ûf dem palase wit:
daz volk von drizec landen
möhte den ougen niht erblanden.
er truoc se in sinen henden
alumb zen vier wenden,
unz aber wider zuo der tür. —

Den Speer in Verbindung mit dem Gral nennt Heinrich auch ein anderes Mal, 18921:

Daz sper und den richen grâl

und an Wolframs Glævîe mahnt es, wenn er 18964 sagt:

Der vuort ein ungewonez sper,
Daz was ein glâvie breit,
Diu ze beiden siten sneit

Während bei Chrestiens und Wolfram die Glævîn vom Blute trieft, sind am Speer, dessen in der Krone Erwähnung geschieht, drei Blutstropfen. Diesen letzten Zug hat Heinrich nach meinem

[1]) Bei Chrestiens findet sich diese Stelle beinahe wörtlich. Germ. 8, 94.

Dafürhalten aus dem VI. Buche des Parzival auf den Speer übertragen. Wolfram erwähnt nämlich dreier Blutstropfen: 282, 20 ff.

ûz ir wunden ûfen snê
vieln drî bluotes zäher rôt,
die Parzivâle fuogten nôt.

vergl. 287, 10 und 296, 3.

Bei dem Anblicke derselben versinkt Parzival ganz in Gedanken an Kondwiramur und bleibt bewusstlos, bis Gawan ein Tuch über die Blutstropfen wirft. (Parz. 301, 26.)

Daß Heinrich diese Stelle des Parzival kannte, beweist die ungeschickte Nachahmung derselben, wenn er 9182 ff. sagt:

Als er begreif die rehten slâ,
Ûf dem wege vor im dâ
Vant er einen zopf ligen,
Mit wîzen perlîn, wol gerigen,
Valwen unde langen,
Da daz wilt hin was gegangen
Und hâte in zevüeret gar.
Ûf huop er daz selbe hâr,
Daz er ez wolte schouwen,
Und sach, dazz einer vrouwen
Oder einer meide gewesen was.
Ûf dem snê und ûf dem gras
Spürte er bluotes tropfen drî,
Die dem zopfe lâgen bî,
Die wâren lûter unde lieht.
Nu endûhte in des selben niht,
Ern sæhe dar inne
sîner lieben vriundinne
Antlütze Amurfînê
Von dem bluote ûf dem snê,
Daz tet sînem herzen wê.

Auch von dem siebenten Buche des Parzival finden sich Parallelen in der Krone. [1]) Wolfram erzählt, wie Gawan vor Beaurosche kam 351, 23 ff.:

Gâwân gein einer porten reit,
der burgær site was im leit:
sine hete niht betûret,
al ir porten wârn vermûret
und al ir wîchûs werlîch,
dar zuo der zinnen ieslîch
mit armbruste ein schütze pflac,
der sich schiezens her ûz bewac:
Si vlizzen sich gein strîtes werc.
Gâwân reit ûf an den berc.
swie wênec er dâ wære bekant,
er reit ûf da er die burc vant.
sîn ougen muosen schouwen
mange werde frouwen,
diu wirtîn selbe komen was
durch warten ûf den palas
mit ir schœnen tohtern zwein,
von den vil liehter varwe schein.
schier het er von in vernomn,
si sprâchen: „wer mac uns hie komn?“
sus sprach diu alte herzogîn,
„waz gezoges mac diz sîn?“
dô sprach ir elter tohter sân:
„muoter, ez ist ein koufman.“
„nu füert man im doch schilde mite.“
„daz ist vil koufliute site.“
ir junger tohter dô sprach:
„du zîhst in daz doch nie geschach:
swester, des mahtu dich schamen:
er gewan nie koufmannes namen.
er ist sô minneclîch getân,
ich wil in zeime ritter hân.
sîn dienst mac hie lônes gern:
des wil ich in durch liebe wern.“ —

[1]) Beide Dichter folgten hier dem französischen Werke. Germ. 3, 102.

Die Bürger öffnen die vermauerten Pforten wieder, als ihnen Hilfe zuzieht. Auch Gawan wird von Obilot zum Beistand ihres Vaters vermocht. Die kindische Jungfrau nimmt ihn zu ihrem Ritter an und schenkt ihm einen Ärmel als Kleinod, den er auf seinen Schild schlagen lässt. Man halte zu diesem folgende Stellen aus der Krone: 17675 ff.

Hie mite er in die cappel gie;
Den ritter er hie vor lie
Und die knappen vor der tür.
Ûz den venstern heten sich hervür
Die juncvrouwen geleinet
Und warten, waz daz meinet,
Daz in die cappel Gâwein
Sô was gangen alein
Und dirre was hie vor belieben.
Vil rede sie dâ von triben
Undr einander her und hin.

Dô sprach diu juncvrouwe zin:
Ich kan iu wol bescheiden
Die wârheit von in beiden,
Wan ich mich ir wol verstân:
Ez sint zwên koufman;
Sie vüerent schatz und michel guot,
Und ist daz ein karger muot,
Daz sie als ritter varnt,
Dâ mite sie sich vor roube bewarnt:
Sus wellent sie sîn gewarnt. etc.

17736 ff.

Der juncvrouwen wâren zwô:
Diu eine marcte vil wol dô
An dem libe ein ieglichen gast:
Ir herze umb die rede brast,
Die ir swester hâte gesprochen,
Unde hete ez gerne gerochen,
Wan ieglicher ir behagt.
Sie sprach: Swester, daz ir sagt,
Daz ist gar lügelich:
Die geste sint vil ungelich
An ir vuore koufliuten.

Jâ müget ir wol triuten,
Ir einen mit êren.
Als mich noch kan gelêren
Min sin, sô bedunket mich,
Daz ir vil manegen schœnen stich
Von in sült sehen morgen,
Und bin ich âne sorgen,
Den ir dâ ze ritter habet erkorn,
Ob in ir einen mit zorn
Bestât, er si verlorn. etc.

Es erhebt sich zwischen den beiden Schwestern ein heftiger Streit, in welchem sie einander die größten Derbheiten sagen und der zuletzt damit endigt, daß Quebeleplus, von Fursensephin beohrfeigt, aus Mund und Nase blutend zu Boden stürzt. Nachdem sich die misshandelte einigermaßen erholt, sucht sie Hrn. Gawein auf, erzählt ihm, was ihr um seinetwillen widerfahren, und bittet ihn, in dem bevorstehenden Turnier ihr Ritter zu sein und sie wo möglich an ihrer Schwester zu rächen, daß er deren Erkorenem, Fiers von Arramis, eine tüchtige Niederlage bereite. 18012 ff.

Hie mite wart ez gescheiden.
Daz kint (Quebeleplûs) mit ir meiden
Wider ûf daz hûs gie;
Gâweine sie ir ermel lie

Hie niden ze einem kleinôt;
Dâ bî sie bat und gebôt,
Daz er bî im næme war
Eins ponders in der êrsten schar:
Fiers hieze er von Arramîs,
Und wære ir swester amîs,
Umb den sie wære geslagen.
Würde der zer erde getragen
Von einem starken vellesper,
Und daz er des wære gewer,
Sô wære ir kleinôt wol gewant
Und solte wizzen, ze hant
Ir minne würde sîn pfant.

Gâwein erfüllte ihren Wunsch. 18586 ff.

Als nu der turnoi zergangen was,
Dô sagt man ûf dem palas
Den vrouwen daz mære:
Wie Leigamar wære
Und Fiers von Arramîs, der helt,
Von einem recken ûzerwelt
Ûf dem turnoi gevangen;
Und swen er möht erlangen
Mît sînes spers orte vorn,
Der wær mit alle verlorn;
Der helt der wære unbekant
Und wære sô umb in gewant,
Daz in nieman künde erkennen
Unde ouch genennen
An wâfen noch an kleinôte,
Wan daz er flamme rôte
Ze wâfen ûf swarz vuorte,
Daz man sie vil wênic spurte,
Und ze kleinôte ein ermel wîz,
Dar an leite er grôzen vlîz,
Daz er ime würde zehouwen.

Ich gehe zum VIII. Buche des Parzival über. Wolfram erzählt darin unter anderem: die Reize Antikoniens verleiten Gâwan zu ungestümer Liebeswerbung. Eben soll er erhört werden, als ein grauer Ritter eintritt und das Volk zu den Waffen ruft, weil Gâwan, nicht zufrieden den König ermordet zu haben, nun auch dessen Tochter nöthigen wolle. Gâwan flüchtet sich mit der Königin in einen festen Thurm, gebraucht den Thorriegel als Waffe, und ein Schachbrett dient ihm zum Schilde, während Antikonîe die Schachbilder gegen die Bestürmenden schleudert. — Parz. 407, 1 ff. — Man vergleiche damit die Krone 18836 und sofort, wo folgende Stelle vorkommt 18868 ff.:

Nu erwuscht Gâwein daz zabelbret
Under dem ze were,
Wan in der juncvroun gewere
Was sîn swert und sîn sarwât;
An die ritter er mit alle trat
Und nam sie vür sich ze slage;
Er tet niht als ein zage,
Der da vliuht od schirmes is gevage.[1])
— u. s. f.

Im XI. Buche berichtet Wolfram vom Wunderbette, das, sobald jemand darin liegt, gegen die vier Wände mit furchtbarem Getöse prallt. Als endlich es stille steht, schleudern fünfhundert Wurfschwingen Steine, schießen fünfhundert Armbrüste Pfeile gegen den Liegenden (Parz. 567, 1 ff.). Von diesem Wunderbett schreibt Heinrich, 20437 ff.:

[1]) Aus Chrestiens: Germ. 3, 104.

Wan er sînen lîp dâ verlôs,
Sô er ime die ruowe erkôs
Ûf einem bette, daz dâ stât,
Daz ein solch natûre hât:
Swer dar ûf ruowen wil,
Der vindet unruówe vil,
Hât schande an ime deheinen wert:
Wan sô wirt er gewert
Des tôdes an der stunde;
Ime wirt vil manic wunde
Geslagen durch sînen lîp,
Daz er daz lant und daz wîp
Ê iemer möhte verswern etc.

Später berichtet er über dasselbe Bett 20700 ff.

Lützel slief sie die selbe naht.
Dar ûf hât vil kleine aht
Gâwein, wie ez ime ergie.
Ê in der slâf gevie,
Daz bette began sich ruoren,
Und die schellen alle vuoren,
Daz si lûten vil helle;
Dar nâch alsô snelle
Diu venster zuo sluogen,
Manegen schuz ungevuogen
Diu armbrust und die bogen,
Die vor wâren ûf gezogen,
Dâ tâten an der wîle:
Stræle, bletten und pfîle,
Wol *vünf hundert* an der zal,
In daz bette über al
Mit kreften sie liezen:
Dô muost er des geniezen,
Daz ime dâvon niht gewar,
Wan er aller schanden bar
Was gewesen unz dar.

Selbst die Zahl stimmt hier zu Parzival, wo es 569, 4 heißt:

nu was zem schuzze ûf gezogn
fünf hundert armbrust ode mêr.

und entspricht den „cinq cent arbelestre“ bei Chrestiens (Germania 3, 113). Der Kampf mit dem Löwen (Parz. 571) kehrt auch in der Krone wieder 20890. Man vergleiche folgende Stellen 571, 18 ff.:

Durch hunger was vreislîch
dirre starke lewe grôz,
des er doch wênec dâ genôz.
mit zorne lief er an den man:
ze wer stuont hêr Gâwân.
er hetem den *schilt nâch genomn*:
sîn erster grif was alsô komn,
durch den schilt mit al den klân.
von tiere ist selten ê getân
sîn grif durch solhe herte.
Gâwân sich zuckes werte:
ein bein hin ab er im swanc.
der lewe ûf drîen füezen spranc:
Ime schilde beleip der vierde fuoz.

und Krone 20927:

Als er sîn klâwen vil scharf.
Mit zorne in den schilt gewarf
Und wolte in ime genomen hân,
Gâwein bewarnte sich dar an,
Daz der rede niht ergie:
Den schilt vor zorne er nider hie
Und sluoc dar nâch einen slac,
Der so krefteclîcher überwac
An disem tiere wilde,
Daz die vüeze in dem schilde
Vorn beide beliben
Und er dâ von kam getriben
Tôt zuo dem pflaster. —

Der Löwenkampf ist von beiden Dichtern dem Chrestiens de Troyes entlehnt (Germ. 3, 112), doch so, daß die theilweise wörtl. Übereinstimmung zwischen Wolfram und Heinrich die Annahme erlaubt, letzterer habe das Werk des erstern gekannt.

Im Verlaufe finden sich wenig Ähnlichkeiten, nur die entscheidende Frage auf der Gralburg bietet eine Analogie dar. Parzival fragt, nachdem er sich dreimal zur Dreifaltigkeit flehend vor dem Gral niedergeworfen hatte, den Oheim, was ihm fehle? — Augenblicklich wird Anfortas gesund und unvergleichlich schön. Parzival ist als König des Grals anerkannt (Parz. 795, 21 ff.) — Gâwein richtet in der Krone an seinen Wirt die Frage: was die wunderbaren Dinge auf der Grâlburg zu bedeuten haben. Kaum hat er das entscheidende Wort ausgesprochen, so erschallt ein lautes Jubelgeschrei durch den Saal. Der Alte aber gebietet Stille und spricht: „Was du hier siehst, ist der heil. Gral. Durch deine Frage hast du eine große Schaar Lebender und Todter erlöst, die bisher in schweren Nöthen waren. Sie hofften schon früher durch Parzival erlöst zu werden, aber es gelang ihm nicht, weil er es versäumte, die rettende Frage zu stellen (Krône 29432 ff.). Ich setze die Parzival betreffende Stelle hier bei:

29476 ff.

Von dem grâl wirt dir niht mê geseit,
Wan als du hâst gesehen,
Und sô vil, daz geschehen
Von der vrâge grôziu vröude muoz,
Den ir kumbers wirt buoz,
Den si lange zît habent erliten
Und vil kûme hânt erbiten,
Daz si dâ von sint erlôst.
Si hâten alle guoten trôst
Und gedinge ze Parzivâl
Daz er solte von dem grâl
Ervarn die heimlîche sage:
Dô schiet er dan als ein zage,
Daz er sîn niht vrâget
Und sich niht enwâget;
Dâ er dar an missevuor,
Daz er sîn dâ niht ervuor,
Daz er ez sicher hete ervarn:
Sô hete er manic muoterbarn
Dâ mite erlôst von grôzer nôt,
Die beidiu lebent und ouch sint tôt.—

Diese Stelle bewog Gödeke zur Annahme, daß Heinrîch von dem Türlîn nicht gewusst habe, daß Parzival die Frage gethan habe (MA. 775[a]); doch mit Unrecht. — Heinrich wollte Gâwein als die Krone aller Ritter feiern — er musste ihn desshalb über alle übrigen erheben, was nur dadurch geschehen konnte, daß er ihn die Âventiure auf der Grâlburg bestehen ließ. Würde er von der Frage des Parzival und dessen Gralkönigthume berichten, müsste Gâweins Ruhm und Preis bedeutend erblassen. Gâwein wäre dann nicht mehr der Höchste und Beste der Ritter, sondern hätte einen ebenwürdigen Kampfgenossen an dem Sohn der Herzeloyde. — Desshalb musste Heinrich die Frage des Parzival verschweigen, mochte er auch das vollendete Gedicht Wolframs genau kennen.

Ich schließe hiermit ab. Die beigebrachten Stellen zeigen zur Genüge, wie beide Dichter dasselbe Werk des Chrestiens zum Vorbilde gehabt haben, einzelne machen aber auch wahrscheinlich, daß Heinrich Wolframs Gedicht gekannt habe. Nächstens werde ich die Bekanntschaft Heinrichs mit Parzival aus sprachlichen Gründen nachzuweisen versuchen.

I. V. ZINGERLE.

KLEINE MITTHEILUNGEN.

VON

FELIX LIEBRECHT.

I. DAS VERLORENE HUFEISEN.

Von einem Frauenzimmer, welches auf außereheliche Weise ins Kindbett kommt, sagt man scherzhaft: „Sie hat ein Hufeisen verloren.“ Woher stammt diese Redensart? Folgendes trägt vielleicht zur Aufhellung des Ursprungs derselben bei.

Die mythologische Vorstellung von Geburten aus dem Beine ist alt und weitverbreitet. Außer dem im Schenkel des Zeus zur Reife gebrachten Dionysos (μηροῤῥαφής, μητροραφής) erinnere ich noch daran, daß Aurva von seiner Mutter Vâmôru (d. i. Linkschenkel [1]) in ihrem Schenkel verborgen gehalten wurde und aus demselben ans Licht trat (s. Kuhn, Herabkunft des Feuers etc. S. 168); daß ferner aus dem geriebenen linken Schenkel des todten Vena ein Mann hervorkam (Kuhn a. a. O. S. 169 -171), daß nach einer altfranz. Legende Phanuel ein Mägdlein aus dem Schenkel gebiert (zu Gervas. S. 72), daß nach einer madagaskarischen Sage von Adam Gleiches erzählt wird (s. J. W. Wolf deutsche Märchen und Sagen S. 599 zu no. 198) und daß endlich in der nordischen Mythologie Hymir's einer Fuß mit dem andern einen Sohn zeugt. Ist nun auch eine innere Verbindung aller dieser Mythen kaum anzunehmen (vrgl. Kuhn a. a. O. S. 170. Bergmann Les Gétes. Straßb.

[1]) Über die linke Seite als die weibliche Naturseite s. Bachofen, Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Basel 1859 S. 171 ff

und Paris 1859 p. 260), so zeigen sie doch wenigstens, wie allgemein die Idee der Fruchtbarkeit und Zeugung sich an den Fuß und das Bein knüpfte (vgl. Bachofen a. a. O. S. 389). Welche Vorstellung dabei zu Grunde lag ist nicht ganz klar, wenngleich die Fülle des Oberschenkels dem schwangern Mutterleibe ähnelt und so jene wenigstens äußerlich zu erklären scheint[2]; und nur andeutend will ich mit Bezug auf die Hymismythe, wo beide Füße in zeugender Thätigkeit erscheinen, daran erinnern, daß, da zwischen Fuß und Hand sowie Zehe und Finger eine gewisse Ähnlichkeit und Verwandtschaft herrscht, demgemäß auch von Hand- und Fingergeburten die Rede ist, so z. B. entsprang Prithu aus der Hand Vena's (Kuhn a. a. O. S. 169), die Paliken erscheinen als Fingergeburten, Persephone heißt *Χειρογονία* die Fingergeborene und deshalb auch wieder aus den Fingern Gebärende u. s. w. u. s. w. Weiter will ich auf diesen Punkt nicht eingehen, sondern verweise vielmehr auf Bachofens erschöpfende Darstellung (a. a. O. S. 173—184), wo er von der Hand und den Fingern als Symbolen des gebärenden Naturprincips handelt.

Auf das schwangere Bein wieder zurückkommend, bemerke ich nur, daß es sich nach dem obigen jetzt leicht erklärt, warum man in Ditmarschen von schwangern Frauen sagt, sie seien „grossfôt" oder „kesfôt" (Zeitschr. f. d. Mythol. 4, 430) oder warum man die Krankheit entbundener Mütter den Kindern durch die althergebrachte Redensart motiviert: „Der Storch hat die Mutter ins Bein gebissen." Mannhardt German. Mythen S. 305. Das Wochenbett wird also im Anschluß an alte Vorstellungen als eine Krankheit am Bein dargestellt[3], und so erklärt es sich wohl auch, daß man von einem außer der Ehe im Kindbette befindlichen Frauenzimmer im

---

[2]) In einem betschuanischen Märchen „der Mord des Massilanane" (Kletke's Märchensaal 3, 387 f.) kommt aus dem dicken Beine eines Riesen eine ganze Heerde Kühe hervor.

[3]) Als Krankheit im allgemeinen wird es im altfranz. bezeichnet durch agrité (aegritas i. e. aegritudo).

„En celle nuit entra la dame en s'agrité." Cheval. au cygne v. 319; im altn. durch „sôtt": z. B. „Nû kemr at theirri stundu, er hun kennir ser sôttar, ok verðr lêttari, ok elr sveinbarn." Ragn. Lodbr. saga c. 8. „Thâ segir Lopthaena, at hun vill lâta laegja seglin, fyri thvî at hun kendi ser sôttar .... en Lopthaenu elnaði sôttin till thess, at hun varð lêttari at sveinabarni." Orvaroddss. c. 1. Im Gegentheil heißt „*heill*" nicht „schwanger." „Hun svarar; thû veizt at ek em eigi *heill* maðr, ok mun that vera sveinbarn, er ek geng með." Ragn. Lodbr. saga l. c.

Englischen sagt: „she has broken a leg.“ [4]) So wie nun aber der am Beine Verletzte hinkt und gleiches leicht bei Pferden eintritt, die ein Hufeisen verloren haben, so lässt es sich vielleicht durch eine scherzhafte Übertragung von letztern auf Frauenzimmer, die sich in obiger Lage befinden, erklären, daß man auf sie die in Rede stehende Redensart anwendet, die also nur mit andern Worten sagt, daß sie ein krankes Bein haben. Daß diese Ausdrucksweise aber nur bei unehelichen Wöchnerinnen in Anwendung kommt, darf deshalb nicht Wunder nehmen, weil man eben bei derartigen Anlässen, wo nicht alles ganz in Ordnung ist, gern indirecte und nur andeutende Wendungen gebraucht.

Aus dem Angeführten erhellt nun aber auch in zweiter Reihe die symbolische Bedeutung des Schuhes als aphrodisisches Symbol. So in dem Schwank von dem „Mäken von Brakel,“ welches zu Gott um einen Mann bittet und ein Zeichen haben will, worauf der Hirt, der das Gebet hinter einer Hecke mit angehört, ihr einen alten Schuh zuwirft (K. M. 3[3], 221 zu No. 139). Hier weist sich die Beziehung des letztern auf Ehe und Zeugung ganz deutlich und erklärt zugleich den Sinn des in England (besonders dem nördlichen) und Schottland herrschenden Brauches, den Neuvermählten, wenn sie die Kirche oder das elterliche Haus verlassen, einen alten Schuh über die Köpfe zu werfen (s. Choice-Notes from Notes and Queries. Folk-Lore. Lond. 1859 p. 261 ff.) [5]) Auch in der nordischen Mythologie beziehen die Schuhe sich auf die Ehegöttin (vgl. Lüning's Edda S. 55) und selbst später sowie in der Gegenwart noch finden

---

[4]) Darauf geht vielleicht auch das von Mannhardt l. c. S. 348 angeführte Kinderliedchen No. 6.

Flieg Käfer, flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Dein Mutter ist in 'n Stiefel gekroche,
Hat das *linke Bein* gebroche.

Die vorhergehende No. 5 lautet:

Maikäfer flieg,
Dei Vater ist im Krieg,
Dei Mutter in der Asche,
Müeß der 'n hemdle wasche.

Vielleicht nämlich streute man ehedem Kindbetterinnen Asche unter, wie man sie sonst auf Stroh legte; daher englisch „a lady in the straw“ eine Kindbetterin.

[5]) Das Nachwerfen alter Schuhe zur glücklichen Vorbedeutung überhaupt s. Choice-Notes l. c.) halte ich nur für abgeleitet aus jenem Hochzeitsgebrauch.

sich Hinweisungen auf die Schuhe als Ehesymbole (Grimm R. A. 155. Kuhn Westphäl. Sag. 2, 39 f.). Endlich begegnen wir im classischen Alterthum dem Schuh nicht minder vielfach als Symbol der Zeugung, s. Bachofen l. c. S. 209. 231 Anm. 1. [6])

2. ET CETERA BUNDSCHUH.

Zu dem im W. B. 2, 523[b] in Betreff der Redensart „reime dich Bundschuh" Bemerkten füge ich noch Folgendes. Es scheint nämlich noch eine andere mit dem in Rede stehenden Worte zusammengesetzte Redensart schon früh in Gebrauch gewesen zu sein, nämlich „et ceter abuntschuch," und zwar besonders als eine Art scherzhaften Flickreims oder überhaupt Flickworts, das man anwandte wie jetzt das tautologische „et cetera und so weiter", worauf dann nun ein Reim folgte oder auch nicht. So z. B. stehen zwischen dem Schluß des von Laßberg (1842) herausgegebenen Liedes von Grave „Friz von Zolre u. s. w.," dessen zwei letzte Verse (459—460) lauten:

Dez zuicht er sich vff ihesvs crist
Vnd alle die den davr umb ze wissen ist

und dem Anfange des folgenden Gedichts von der Verschlimmerung der Welt u. s. w., welches anfängt:

Hilfft gott besunder yetz vnd yl
Kuind ich gezellen zyt und wyl:

zwischen diesen zwei Gedichten also, sage ich, stehen in der Handschrift die Worte „et cetera buntschuoch," (S. 12) und bilden also wie es scheint und auch Laßberg (S. VI) muthmaßt, ein reimloses Schlußwort des vorhergehenden Gedichtes und zwar ein halb scherzhaftes als eine Art „et cetera und so weiter."

[6]) An letzterer Stelle sowie S. 175 Anm. irrt Bachofen sich in der Erklärung der in alamannischen Gräbern gefundenen hölzernen Hände und Füße; s. Wilh. Müller in Pfeiffers Germ. 1, 433 f. f. Grimm R. A. 705 f. Rechte Hand als Zoll bei Wolf Niederländ. Sagen No. 53. Auch in Grundtvigs Gamle Danske Folkeviser 1, 125 v. 12. heißt es:

„Bliffuer ieg hiemme paa Bratingsborg,
tha mister ieg fodt oc haand."

Die in jenen alamannischen Gräbern gefundenen und erwähnten Schuhe, welche jedoch mit den oben in Rede stehenden nichts gemein haben, gehen auf den dem Todten mitgegebenen Todtenschuh; f. zu Gervas. S. 91 Anm.

Ein anderes Beispiel von dem Gebrauch dieser Worte als scherzhaften Flickreims findet sich in folgender Stelle einer „schönen kurzweiligen Fastnacht Predigt von Doktor Schwarm von Hummelshan (½ Bogen 8. des 16. Jahrh.) S. 3", welche v. d. Hagen im Narrenbuch anführt und ich hier wiederhole:

„Riles, Ralles, Killes, kalles, Alther walter palter
das sind wilde wort, die find man nicht im Psalter,
Sonder sie sein geschriben im neundten finstern geschicht,
Wer weis was offt im Küstal geschicht
ob er ihr die Metten thet besingen,
vnd jm die schellen theten klingen
Et cetera Bundschuch,
vnter der Meyd schürtztuch,
Da stehet ein rauche Capelle,
wenn man darin meß helt, so laut man mit zweyen schellen,
Per ficulum et per faculum,
quilibet clericus habet magnum taculum,
das ist auff teutsch so viel geredt,
die Gelerten sein aller Ehren werd."

Fernere Beispiele dieses „et cetera buntschuch" werden sich wohl noch weiter finden und das oben über den Gebrauch desselben Bemerkte bestätigen oder weiter aufhellen. Der Vergleichung wegen will ich nur noch auf ganz ähnliche griechische Flickverse hinweisen, wie z. B. *καὶ τὸ Πέρδικος σκέλος*, worüber es in dem Append. Prov. Gotting. II, 65 heißt: *Ἐν παντὶ μύθῳ καὶ τὸ Πέρδικος σκέλος ἐπὶ τῶν κατὰ ἀπορίαν λόγου παρελκούσῃ χρωμένων τῇ προσθήκῃ. Πέρδιξ γὰρ ἦν τις Ἀθήνησι χωλὸς κάπηλος, οὗ διαβεβοημένου Ἡγήμων ὁ Θάσιος ὁπότε παρῳδῶν ἀπορήσειε προσετίθει „καὶ τὸ Πέρδικος σπέλος."* Ebenso brauchte man die Worte *καὶ τὸ Δαιδάλου μύσος*. Zenob. IV, 6.

---

3. DAS CASTEL DELL' UOVO ZU NEAPEL.

Über den Ursprung des Namens dieses in der Sagengeschichte Neapels vielgenannten Schlosses [1]) berichtet Pseudo-Villani c. 31 (Gräße Beitr. zur Litt. u. Sage des Mittelalt. S. 33). Man ersieht daraus der Hauptsache nach, daß ein an dem Querbalken eines

[1]) S. zu Gerwas. 106. 161; und oben German. 4, 263 Anm. 16.

Zimmers in diesem Schlosse aufgehängtes Ei letzterem den Namen gab; was sonst berichtet wird, daß nämlich jenes Ei das erste war, das eine Henne gelegt hatte, daß es durch den engen Hals der Flasche, in der es sich befand, in dieselbe hineingebracht wurde, daß die Schicksale und Dauer des Schlosses von diesem Ei abhiengen, und daß Virgilius es war, der diesen Zauber vollbrachte, alles dieß sind nur, wie man leicht sieht, spätere Zusätze durch das Volk ersonnen, um einen Umstand zu erklären, dessen ursprüngliche Bedeutung ihm nicht mehr bekannt war[2]). Diesen aber sucht Bachofen in seiner unlängst erschienenen trefflichen Arbeit (Versuch über die Gräbersymb. der Alten. Basel 1859) zu erforschen, wenngleich er dabei an die Sage von dem Castel dell' Uovo nicht dachte und daher auch dieselbe nicht erwähnt. Da nun sein Buch nicht gleich jedem Leser der Germania zur Hand sein mag, so will ich die betreffenden Hauptstellen im Folgenden ausheben. Er sagt nämlich (S. 82. 83):

„Wenn der Mythus erzählt, das Ei, aus welchem Aphrodite-Syria-Semiramis hervorgeht, sei vom Himmel in den Euphrat gefallen, von Fischen an's Ufer gewälzt, von Tauben ausgebrütet worden, so ist auch hiernächst an den Mond zu denken, und die Verbindung von Fischen und Tauben als eine Andeutung der zur Zeugung nothwendigen, in des Mondes *udae ignes* vereinigten Doppelkraft der Feuchtigkeit und Wärme aufzufassen[3]) .... Der Fall des Mond-Ei's vom Himmel mag zu jenem Gebrauch geführt haben, den die Türken noch heute beibehalten, in Heiligthümern das Ei nicht auf der Erde niederzulegen, sondern aufzuhängen[4]). Im Tempel der Leukippiden zu Sparta hängt von Tholus, der oft die gleiche Bestimmung zeigt, durch Tänien gehalten, ein Ei herab[5]); daß es als das Urei gedacht wurde, aus welchem Hilaira und Phöbe selbst hervorgegangen, liegt auf der Hand .... In Tänien hängen die Eier des oben[6]) erwähnten Traumgesichts an dem Bettgestell, und die sechs Straußeneier der

---

[2]) Ob ein solches Ei in dem Castel dell' Uovo noch jetzt hängt, weiß ich nicht zu sagen.

[3]) Hygin. f. 197. Caesar Germanic. c. 20. Salmasius Exerc. Plin. p. 405.

[4]) „In Fellow's Reisewerk über Lycien ist der mohammedanischen Sitte gedacht, in den Moscheen Straußeneier aufzuhängen." Bachofen S. 50.

[5]) Pausan. 3, 16, 2.

[6]) d. i. S. 11, wo aus Cicero div. 2, 65 angeführt ist. „Defert ad conjectorem quidam, somniasse se, ovum pendere ex fascia lecti sui cubicularis etc."

Grotta d'Iside zu Vulci zeigen Höhlungen, offenbar zum Aufhängen an durchgezogenen Bändern bestimmt.“ [7])

Das hier Angeführte wird genügen, um den Zusammenhang des Ei's im Castel dell' Uovo mit den auch anderwärts und namentlich in Italien als Symbol aufgehängten deutlich ersehen zu lassen und kann ich hier nur, was die symbolische Bedeutung des Ei's überhaupt betrifft, auf Bachofens eingehende Erörterung dieses Gegenstandes verweisen (S. 1—297 „die drei Mysterieneier“).

---

4. DER GELÜBDESTEIN ZU SELIGENSTADT AM MAIN.

In den „Inscriptiones Latinae Provinciarum Hassiae Transrhenarum. Collegit Carolus Klein. Mogontiaci 1858. Vendit V. de Zabern“ findet sich auf p. 7 folgende Angabe in Bezug auf obigen Stein.

34. Ara prius turri urbis (Mainthurm) inserta nunc extat in urbis musaeo.

	Diane auguste pro	
	salute d. d. n. n. Sev.	
	eri. et. Antonini	cervus cum vitulo
cervus	Augg. et Getae Caes.	in arbore sciurus
	totiusque. dd. l. Gellius	
	l. f. Fla. Celerianu	
	nem. [illegible] leg. XXII. pr. p. f.	
	aram. et tabulam	
	pro se et suis pos	
	vit. Cilone. et. Li	
	bone Cos.	p. Ch. 204.

Wir sehen also, daß auf der rechten Seite der Votivtafel sich ein Hirsch und auf der linken ein Hirsch nebst Hirschkalb, sowie ein Baum mit einem Eichhorn befindet. Hierbei nun, als ich dieß las, fiel mir sogleich die Esche Ygdrasil ein mit dem Eichhorn Ratatöskr sowie die vier Hirsche, die an den Zweigen des Baumes umherlaufen und seine Knospen befressen, und ich werfe daher die Frage auf, ob etwa jener Stein, der aus dem Anfang des 3. Jahrh.

---

[7]) Über diese Straußeneier s Bachofen S. 50.

stammt, eine Reminiscenz germanisch-mythologischer Vorstellungen enthalte. Freilich entsteht auch hierbei jene andere Frage, wie letztere auf eine römische Votivtafel kommen. Darauf antwortende Muthmaßungen gäbe es mehrere, wie z. B. daß der Stein ursprünglich einem deutschen Göttertempel angehörte und später zu dem römischen Altar verwendet wurde, wobei Manches weggemeißelt und durch die Inschrift ersetzt, manches auch für die Diana Passende gelassen wurde; oder ein Deutscher hat zu dem römischen Altarstein einige Bilder seiner eigenen Mythologie hinzugethan u. s. w. u. s. w. Autopsie müsste hierbei Manches entscheiden, und will ich hiermit auch nur die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf jenen Gedenkstein zu weiterer Untersuchung in dem angedeuteten Sinne hingelenkt haben. Frühere Besprechungen desselben finden sich nach Klein's Angabe in Schmidt, Gesch. v. Hessen 2, 313; Dahl, röm. Gelübdestein zu Seligenst. Darmst. 1816 c. fig.; Steiner, Gesch. der Stadt Seligenst. (Aschaffenb. 1820) 3; Steiner, Maingebiet unter den Römern (Darmstadt 1834) 169; Wiener, de Legione Romanorum XXII. (Darmstadt 1830) 38; Lehne, Gesamm. Schriften (Mainz 1836) 125. Steiner 264. dessen Cod. inscr. Rom. Rhen. et Danub. (Seligenst. 1851) 185.

---

5. DAS GRAB UND SEINE LÄNGE.

Zu Köhler's Anführungen (oben 5, 64 ff.) will ich hier nur noch Folgendes bemerken. Überblickt man nämlich die von ihm und mir gesammelten Stellen, so findet man alsbald, daß „sieben Fuß" als gewöhnliches Längenmaß des Grabes erscheinen. Da nun dieses Maß natürlich dem des menschlichen Körpers entsprechen muß, so ist es interessant zu finden, daß bei allgemeinen Angaben der Größe des letztern die Zahl sieben wiederum sehr häufig erscheint. Bachofen Versuch üb. d. Gräbersymb. der Alten S. 278 hat einige hierhergehörige Citate gesammelt und will ich die betreffende Stelle der Bequemlichkeit der Leser wegen wiederholen. Er sagt nämlich: „Die apollinische Sieben wiederholt sich in Orest und dem Sonnenheld Heracles. Beiden wird die Größe von sieben Ellen beigelegt. Darüber besitzen wir die Zeugnisse des Herodot 1, 68. 69. Gellius 3, 10; Solinus c. 1, p. 7; Philostrat Her. 1, 2. p. 28 Boiss., wie man

denn das vollendete Körpermaß überhaupt auf diese Größe festsetzte, worüber Plaut. Curcul. 3, 70 (statua septempedalis) und die septipedes Burgundiones bei Sidonius Apollinaris, sowie noch andere von Salmasius zu Solinus p. 31 gesammelte Stellen Aufschluß geben." An dem Maße ἑπτάπηχυς bei Herodot stößt sich Gellius [1]) ganz umsonst, er hätte es nicht so genau nehmen sollen; die Zahl sieben (gleichviel ob Fuß oder Ellen) scheint eben bei Angaben der menschlichen Körperlänge eine herkömmliche und gewöhnliche gewesen zu sein, von der man nur hin und wieder abwich; so heißt es bekanntlich von der Größe bei Turpin c. 20: „Statura vero ejus in longitudine octopedum suorum scilicet qui erant longissimi." Diese acht Fuß oder vier Ellen kommen auch sonst noch vor; s. die zu Gervas. S. 87 f. angeführten Stellen.

6. ROSENBLÜTS DISPUTATZ EINES FREIHEITS MIT EINEM JUDEN.

Zu dem obigen Aufsatz Köhlers (4, 482 ff.)*) füge ich noch die Notiz, daß dieser nämliche Schwank sich auch findet in den Poesias del Arcipreste de Hita copla 34 ff. „Aqui fabla de como todo home entre los sus cuidados se debe alegrar: et de la disputacion, que los Griegos et los Romanos en uno ovieron." Die von Köhler S. 484 f. angeführte Stelle aus Accursius zeigt übrigens, daß Ferd. Wolf Studien zur Gesch. der span. und port. Nationallitteratur 1859. S. 99 ganz richtig eine mittellateinische Quelle für die Geschichte des Erzpriesters gemuthmaßt hat, denn letztere stimmt mit der des Accursius in allen und jeden Umständen überein und ist also offenbar daraus geschöpft.

Lüttich.

[1]) Modum esse dicit [sc. Varro] summum adolescendi humani corporis septem pedes. Quod esse magis verum arbitramur, quam quod Herodotus, homo fabulator, in primo historiarum, inventum esse sub terra scripsit Oresti corpus, cubita longitudinis habens septem; quae faciunt pedes duodecim et quadrantem: nisi si, ut Homerus opinatus est, vastiora prolixioraque fuerint corpora hominum antiquorum: et nunc, quasi iam mundo senescente, rerum atque hominum decrementa sunt.

[1]) Das. S. 490 Z. 17 v. u. lies „Pfaffen Lamprecht 2, 540."

LITTERATUR.

Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt. Zum ersten Male nach der einzigen Handschr. herausgegeben von Dr. Reinhold Bechstein. Quedlinburg und Leipzig. Basse. 1860 (Bibliothek d. gesammten D. Nationallitteratur. 39. B.) XXXV und 207 S.

Durch die Herausgabe der vorstehenden Dichtung hat sich R. Bechstein den Dank aller Freunde und Kenner der vaterländischen Litteratur erworben. Unter den Düringischen Dichtern wird Ebernand, wenn auch weniger von Seiten seiner dichterischen Begabung und seiner Kunst, so doch gewiss wegen seines Alters und wegen seines bisher nur in wenigen und unbedeutenden Gedichten vertretenen Dialektes immer eine bedeutende Stellung einnehmen. Allem Anscheine nach ist die Entstehung des Gedichtes, wie Einl. S. VI dargethan ist, in die erste Hälfte des 13. Jahrh. zu setzen. Die Quellen, aus denen der Verf. schöpfte, sind für Abschn. III. bis LIV. die Vita Henrici imperatoris von Adalbertus und die Vita sanctæ Cunigundis; in den letzten Abschnitten (LV—LXI) bilden mündliche Überlieferungen die Grundlage. Alles was über die Person des Dichters vom Herausg. bis jetzt ermittelt werden konnte, ist in einem Akrostichon enthalten, welches man nach der eigenen Angabe des Autors sich aus den „houbetbûchstaben" der einzelnen Abschnitte zusammenzusetzen hat; aus der Art seiner Bildung wie aus der Wahl des Stoffes wird Einl. S. V. mit Recht geschlossen, daß er dem geistlichen Stande angehörte. Was aber das verworrene Akrostichon angeht, so hat der Herausg. leider, „trotz alles Nachdenkens, trotz versuchter Änderungen" es nicht vermocht, die ursprünglichen Laute, aus denen dasselbe bestand, wieder aufzufinden; nur theilweise ist ihm die Enträthselung gelungen. Höchst wahrscheinlich aber lautete dasselbe so:

Ebernant sô heizin ich,
dî Erfurtêre irkennint mich.
keisir unde keisirinn.

Die Verwirrung, welche nach dieser Seite in der Handschrift herrscht, mochte dadurch herbeigeführt worden sein, daß der Rubrikator das Malen der *houbetbûchstaben* an einigen Stellen unterließ oder daß er geradezu falsche Buchstaben wählte. Um die Verbesserungen zu zeigen, wird es vor allem nöthig sein, eine anschauliche Übersicht des ganzen Akrostichon zu geben:

E—ine rede hân ich gelesen. (v. 1.)
B—iten muoz ich sie ze fromen. (v. 97.)
E—in mêre ich an der krônken las. (v. 137.)
R—ehtis was er vlîzic gnuoc. (v. 203.)
N—û dînte er gote ze aller zît. (v. 283.)
A—lse ich êr gesaget hân. (v. 321.)
N—û muoz ich sagen ein mêre. (v. 369.)
T—rôstis was den landen nôt. (v. 443.)

S—ân dô diz mêre erschal. (v. 503.)
O—got der urloug unde strit. (v. 553.)

H—arte wol ez in ergie. (v. 623.)
E—ine rede ich ruoren muoz. (v. 697.)
I—ch wil û sagen als ich vernam. (v. 773.)
Z—uo der rede wart ich brâht. (v. 857.)
I—ch sage û wie der hêre sprach. (v. 931.)
N—û vol vernemt als ichs vernam. (v. 989.)

I—ch muoz ûch noch berihten baz. (v. 1057.)
K—unde ich ûch berihten wol. (v. 1163.)
H—ir warp der tûvel alle wîs. (v. 1261.)

D—em kunege diz ze wizzen kam. (v. 1335.)
I—r rât dûhte wislich. (v. 1417.)

E—z dûhtes alle mêr dan gnuoc. (v. 1487.)
R—ehte was gerihtet hie. (v. 1581.)
F—eile ich iht, daz ist mir leit. (v. 1627.)
U—f monte Cassîn er dô kam. (v. 1691.)
R—îcher got, wie gût du bist. (v. 1771.)
T—ugende was der kunic vol. (v. 1847.)
E—z was dô komen zû der vrist. (v. 1903.)
R—îche was die hôchgezît. (v. 1985.)
E—z wart nâch êren wol verant. (v. 2025.)

I—ch sage û rechte als ich las. (v. 2099.)
R—îcher keisir Heinrich. (v. 2175.)
K—eisirlich was ie sîn mût. (v. 2251.)
E—in sælic man was bî der zît. (v. 2321.)
N—û muget ir alle besunder. (v. 2399.)
N—û enwart der keisir nâch der zît. (v. 2461.)
I—r sult vernemen noch vurbaz. (v. 2527.)
N—û der bischof alsus lac. (v. 2605.)
T—uot daz û sô wol gezeme. (v. 2693.)

M—îne rede merket wol. (v. 2741.)
I—r ammiht was wie got gebôt. (v. 2825.)
K—unde ich unt mohte ich. (v. 2895.)
H—eileger keisir Heinrich. (v. 3007.)

K—eiserinne hêre. (v. 3133.)
E—inez hân ich vollenseit. (v. 3197.)
I—ch hân geseit, als ich weiz. (v. 3279.)
S—ie hâte lange vor gedâht. (v. 3341.)
I—r habet ez nû wol vernomen. (v. 3421.)
R—eine vrouwe Kunigunt. (v. 3491.)

V—on einem Wunder muoz ich sagen. (v. 3567.)
N—û hâtes ir gerâten wol. (v. 3643.)
D—iz mêre daz ich sagen wel. (v. 3729.)
E—z dunket mich in alle wîs. (v. 3781.)

K—eiserinne hêre. (v. 3925.)
E—nden solde ich dize buoch. (v. 4003.)
I—ch muoz û sagen daz mêre. (v. 4095.)
S—agen muoz ich dir, noch mê. (v. 4171.)
I—ch sage û wie der man dô tête. (v. 4223.)
R—eine vrouwe Kunegunt. (v. 4301.)
I—ch bite ûch noch, vernemet vort. (v. 4363.)
N—û hân ichz allez vollenbrâht. (4445.)
N—û wol im, der den mût ie gwan. (v. 4543.)

Enthalten die aufgeklärten Worte dieses Akrostichon nun auch nichts näheres „über Stand und Amt des Dichters," so sind sie doch nach einer andern Seite von nicht geringer Wichtigkeit. Unfehlbar nämlich bieten die darin gewährten Wortformen einen sichern Anhalt für den Kritiker bei Herstellung des Textes, den der Schreiber, um ihn dem Geschmack und dem Gebrauch seiner Zeit, d. i. des 15. Jahrhunderts (sieh Einl. S. VII folg.), näher zu bringen, vielfach verändert haben mag. So sind für die Bestimmung der Flexionsweise wichtig die Formen *ich heizin* und *irkennint*; diese zeigen zugleich deutlich, daß der Gebrauch des *i* an Stelle des tonlosen *e* in Flexionen, Ableitungen, Vorsetzpartikeln dem Dichter mit andern mitteldeutschen Schriftstellern, z. B. dem Verfasser des Grafen Rudolf, von Athis und Prophilias, der Erlösung (nach der Prager Handschr.), des Mühlhäuser Rechtsbuchs, Niclaus v. Jeroschin und dergl. gemein war. In der Handschrift unseres Denkmals scheint der Schreiber diesen Buchstaben meistentheils noch gewahrt zu haben; im Text hat ihn der Herausgeber durchweg getilgt, sieh darüber Einl. S. XI u. XII. Dagegen ist mit Recht das erst in spätern Düringischen Schriftstücken auftretende *o* in den Formen *oz* und *or* (= ejus, suus, vos) entfernt und dafür *ez* und *ir* geschrieben worden, wie aus dem Akrostichon hervorgeht; für *ez* mag ebenso häufig *iz* gestanden haben, wie es in verwandten und gleichzeitigen Schriften geschieht. Für *i* statt *ie* ist der Artikel *dî* in *dî Erfurtêre* ein sprechendes Zeugniss; auch vom Schreiber der Handschrift (nach Einl. S. XIX) wird *i* (*y*) dem *ie* vorgezogen; noch sprechen dafür die Reime *krîc* : *Hedewîc* und, falls die Verbesserung richtig ist, *hî* : *monachî* v. 1115. Auch in Bezug auf *û* = *uo*

scheint es gewagt und nicht hinlänglich bewiesen, daß gegen die Handschrift das mhd. *uo* überall vorgezogen worden ist. So viel dem Recens. bekannt, findet sich dieses *û* auch in den ältesten düringischen Schriftstücken. Ebenso unbegründet und gegen die Eigenthümlichkeiten des Dialekts ist die Durchführung des *u* in Wörtern wie *urlouge, wurden, vur, burn, Durenc*, statt deren die Handschrift *orloge, worden, vor, born, Doringh* gewährt; ferner ist gegen die Handschrift *zer—* statt *zu—* in zusammengesetzten Wörtern, *sol* statt *sal*, stets *er* statt *her, dis* statt *dit* in den Text eingeführt worden. In allen diesen Fällen scheint der Herausgeber der mhd. Regel viel zu viel Einfluß eingeräumt zu haben; von der dialektischen Färbung des Ganzen ist dadurch ein gut Theil verwischt worden. Hier hätte doch wohl der eigene Ausspruch des Dichters maßgebend sein sollen: *ich bin ein Doring von art geborn: hêt ich di sprâche nû verkorn und hête mîne zungen an andir wort gedwungin, warzû wêre mir daz gût? ich wêne er effenlîche tût, der sich der sprâche zucket an, der er niht gefûge enkan.*

Hiernächst sind diejenigen Stellen des Textes zu besprechen, in denen Rec. des Herausgebers Ansichten in Betreff der Auffassung und Erklärung verwerfen oder durch Zusätze stützen zu müssen glaubte.

V. 100 ist wohl richtiger: *wand ich bin wunt biz in den tôt von engestlîchen wunden* statt *vunden*; der Dichter versteht darunter seine Sünden; sieh Konr. von Würzb. Trojan. 92^{b}: *engestlichiu wunden.*

V. 115—16 *daz* (sc. *vleisch*) *mich zû den sunden zût*
unde mîner sêlen schadin tût.

So nach der Handschrift; es ist doch noch sehr fraglich: ob man mit Recht „nach dem Ganzen zu schließen" solche Reime für „unmöglich" zu halten habe. Die Handschrift hat hin und wieder rein dialektische, dem mhd. fremde Sprachformen im Reim; auch steht *zut*, freilich an nicht beweisenden Stellen, im Pass. K. 222, 56 *zût* : *vlût*, und außer Reim 376, 46; 378, 71; dagegen sind beweisend die Stellen, welche Pfeiffer z. Jerosch. S. 289 s. v. *zûwen* st. und sw. v. aufführt.

V. 192 ist beizubehalten die Lesart: *die enhât ze himel niht gâch*; vergl. Athis S. 117 (v. 126): *iedoch hêt in* (= eum) *ein teil zu gâch ûffe den helit reinen*; sieh auch Bartsch z. Erloes. 584.

V. 226. Die Bildung *mane* st. f. = *manunge* findet sich außer bei Ebernand noch in der Kaiserchr. 4676—77: *si lac dem kunige ane, si tet im manicvalde mane, er gewunne ir widere ir êre*; Elisabet (Graff, Diut. 1) S. 396: *mit sûzen senften worten unde ouch mit gotelicher mane brâhte er wider sie ze bane.*

V. 342 ist statt des auffallenden *ez* vielleicht zu lesen *ê es* oder *êz*?

V. 366 nach der Handschrift: *sente Goteharten got an daz selbe wîste*; dieses giebt (vergl. Diemer 28, 23; Servat. 190) einen recht passenden Sinn und ist, weil der Reim gebrochen wird, kunstgemäßer.

V. 436 kann *widerdîen* hier = decrescere bedeuten? vergl. *widerdige* bei Elmendorf 912.

V. 510 : *unde se wolde mit gewalt urlougen starke*; ein anderes Beispiel von acc. gewährt Alexand. ed Massm. 6552 (= 6401 ed. Weism.) : *der—urtougete uns starke.* Ortloff, Saml. D. R. 1, 233, 22.

V. 520. Über *sûpân* vergl. Wackernagels Gloss. s. v. *sôpan*; außerdem Elisabeth, bei Graff 1, 348: *Beheime und Pôlâne, mit grâven die sôpâne*; und *sûpâne* in der Kaiserchr. 16438.

V. 542—44 lauten nach der Handschr.

her bat, daz man rite
enkegen den Wenden
und dêchten zû den henden,

wo unnöthiger Weise geändert ist in *sam degene zuo den henden.* So sagt H. v. Veld. Eneit 191, 2: *si dâhten wol zen handen, si slûgen unde stâchen*; 166, 13; u. 195, 39: *her sprâch helede gûte, nû denket wol zen handen, daz wir diz geanden*; und Lamb. Alexand. 4460 (= 4307 ed. Weism.) *denket zû den handen, tûre wîgande.*

V. 693. *genuoc gab er der andern sît?* wohl besser *den andern*, d. i. den andern Heiligen, die seine Streitgenossen waren.

V. 801 *die ze dem rîche wol gezeme?* in der Handschr. steht noch *os* nach *die.*

V. 854—55 ist vielleicht zu lesen:

muoter unde vater was tôt
der selben vrouwen wunne.

Vergleiche Adrian, Mittheil. S. 454: *allir vroudin ein vrou wunne, von der ich wider jungin.* Über den Singular, der hier nicht auffallen kann, sieh Gramm. 4, 198.

V. 857. *zuo der rede wart ich* (?) *brâht*; wahrscheinlich muß es *sie* heißen statt *ich*; der Schreiber änderte, weil er *rede* für sermo narratio nahm; im folgenden Verse ist dann ein Comma statt des Punktes und *was ir* nach der Handschrift statt *ir was* zu setzen, vergleiche die ganz gleiche Wortstellung in V. 1538 und 2655.

V. 919—21 sind mit Wahrung der Überlieferung wohl so zu lesen:

er mûze rede drumbe geben,
wande er ensol niht lenger leben,
an sîner hineverte.

V. 1022. Rücksichtlich der Zusammensetzungen *wunderwîs*, v. 1307 *wunderwol*, v. 2578 *wunderndrâte*, v. 2614 *wunderntrûric*, v. 2802 *wunderschône*, v. 3058 *wunderntrût* war wohl kein Grund vorhanden, am wenigsten von Seiten des Dialektes, das *n* gegen die Handschrift zu streichen; vgl. Eneit 313, 31, Wigal. 290, 5; Thomasin 3060, 5671, 8249 u. s. w.

V. 1094: *in der aposteln êre*; der Gebrauch der Präpos. *in* in dieser „nicht ursprünglich deutschen, sondern dem Lateinischen nachgeahmten" Redensart, welche im mhd. Wörterbuch nicht verzeichnet steht, ist nicht so selten als in der Anmerkung vermuthet wird. Schon Notker und Otfried bedienen sich ihrer, Graff 1, 442; Haupt, Zeitschr. 8, 15; Ruother 3927; Kaiserchr. 15025; Specul. ed. Kelle 157; Pass. H. 20, 74; 21, 29; Zarncke z. Narrensch. 12, 24.

V. 1114—17 können möglicher Weise so gelautet haben:

ez wart ein schône wunderwerc,
ein herlîch getâme hî,
dar sint swarze monachî
sub Benedicti regulâ.

V. 1122 : *der gebû gie ûf als ein rouch*; vergl. Pass. K. 493, 93 : *dô gienc mîn kraft hin als ein rouch*; 494, 93: *dô zergienc alsam ein rouch daz bilde von der gûten.*

V. 1209 : *der ubergeist vervluohte*; schwerlich darf man dieß für Übersetzung des „milleartifex" (= *tûsentlistelære*) halten; eher hat man an *abirgeist, aftergeist* zu denken; Frisch 1, 5ª führt an *abergeistliche*, theologastri."

V. 1261 : *ir warp der tûvel alle wîs, wie er zervuorte iren prîs*; das Akrostichon fordert hier *Hir* statt *ir*, welches auch dem Zusammenhange weit mehr angemessen scheint.

V. 1263 ist statt *manchir wîs* in den Text gesetzt *manec wîs*; ohne Noth! sieh die Beispiele aus Pass. K. im mhd. Wörterb. 3, 755ª, 23.

V. 1325 : *die muosten ez sint berûwen*; die Handschr. hat *mûste*, welches unverwerflich ist, vergl. Wörterb. zu Pass. K. S. 701 und Konrad im Schwanenr. 689, im Kaiser Otte 132, wo *beriuwen* ebenfalls unpersönlich gebraucht wird.

V. 1399 : *die sult ir mir gewinnen wider*; unbeschadet des Verses konnte hier *mit mir* stehen bleiben, welches die Handschr. bietet; überdieß ist es unentbehrlich wegen des Gegensatzes zu V. 1394—95 : *daz rîche hat der êren harte vil mit mir verlorn.*

V. 1406 : *und lât in her schalle*; die Handschr. hat *laset* und *herre*; daher vielleicht *her reschalle*, wie bei Veld. Eneit, 314, 8 *her resûchte*; oder hieß es: *und ladin her ze schalle*? *entbieten* und *laden* stehen so öfter beisammen in Gottfr. Tristan.

V. 1436. Über *verschouwen* vergl. Leyser, Predd. 54, 12: *got der siet doch die gûten werc niht an — sundern er vorschowet sie, wane sie niht kumen sîn von gûtem willen.*

V. 1438 vielleicht: *nû teilt ez, sô rehtiste ir mugent*? die Handschr. hat *rehtis.*

V. 1549 : *hilf mir hûte an diser vrist*; die Handschr. liest *itzunt*; ebenso v. 1803. Dem Dialekte des Dichters wie dem Gebrauche seiner Zeit wäre *iezû, itzû* durchaus nicht zuwider; auch lässt sich nichts denken, was einen Schreiber zum Ändern könnte bewogen haben.

V. 1558 : *daz bluot dô hine wête* : an der Richtigkeit oder Angemessenheit des Ausdrucks mit dem Herausg. zu zweifeln und *sprête* zu vermuthen, ist wohl kein Grund; sieh mhd. Wörterb. 3, 464ª, 11.

V. 1602 ist durch die in den Text gesetzte Änderung, in der schon die Wortstellung gegen die sonstige Art Ebernands absticht, eine der ältern Sprache eigenthümliche Redeweise verwischt. Die Handschr. hat nämlich jedenfalls richtig :

man nantes immer mêre vort
die werlt al gemeine
eine maget vil reine.

Die Worte : *die werlt al gemeine* bilden keineswegs „Apposition" zu *man*, sondern sind als räumlicher Accusativ zu fassen = per orbem terrarum; Beispiele hiervon hat Haupt zu Erec 3106 gesammelt, besonders aber in seiner Zeitschr. 3, 268; sieh auch Anm. z. Diemer 177, 10.

V. 1627 : *feilte ich iht*; auf S. 188 wird *feilen* = „verschleiern verheimlichen übergehen (von velare)" gefasst; nach den Beispielen im mhd. Wörterb. 214ᵇ, 30 ist diese Erklärung unrichtig.

V. 1629—30 sind verdorben; sie für ein Einschiebsel zu erklären ist darum unstatthaft, weil sie mit den umgebenden Versen in keinem Zusammenhange stehen, denn worauf sollte sich *ime* beziehen? Höchst wahrscheinlich ist zu schreiben:

tugent volget ie mete nît,
daz tet er dô unt tet daz sît.

Hierzu passt das Folgende vortrefflich, indem es zu der eben ausgesprochenen Lebenserfahrung einen Beleg abgiebt.

V. 1650: *sîn unschult und ouch sîn sperzî*
wart vil selden fluhtec.

Die Stelle scheint stark verdorben; auch wenn man *sperzî* = „sperantia" fassen dürfte, würde man immer noch keinen annehmbaren Sinn erhalten. Vielmehr scheint die zweite Zeile darauf hinzudeuten, daß vom Kriegsglück die Rede war. Versuchsweise wir daher vermuthet: *sîn schilt unde ouch sîn sper, zâî! wart vil selden fluhtec.*

V. 1654: *zuo der zît stuont Pullelant*
an der Kristen hêrschaft hant.

lies *Kriechen* statt *kristen*, wie sich aus v. 1860 ergibt.

V. 1735 über *entligen* ist noch zu vergleichen Mar. Legg. ed. Pfeiff. XXIII, 278 und Pass. K. 118, 36.

V. 1758: *sô wirt dir dîn gesunde* (*urkunde*); das Wort *gesunde* braucht noch H. v. Veld. Eneit 288, 39: *ob man ez befunde, hern verlore sîn gesunde*; vergl. Litan. ed. Massm. 1399.

V. 1774. Zu der Redensart *vroude machen* = „sich freuen" vergl. Konrad v. W. im Schwanenritter 234: *diu liute machten iren grûs von disem wunder wilde*; und ebenso wird gefasst werden dürfen v. 2315: *die erde jâmern* (oder *jâmer*) *machte* = jammerte.

V. 1779: *die kamerêre rief er dar*; Handschr. *kamrern*, daher wohl *den kamerêren*, wie v. 2260.

V. 1797: *der rûwêre erbarmt er sich*; besser die Handschr. *ober ruwē sere e. s.* das heißt: *obir rûwesêre er barmet sich.* Vergl. Benecke z. Iw. 610 über *riuwesœre riusœre* und Gregor 2608; Barlaam 8, 27; 36, 13; Engelh. 6157.

V. 1842: *die noch an sîner regel sint*; das in der Handschrift stehende *regeln* traut der Herausgeber dem Dichter nicht zu; gleichwohl hat es auch Pass. K. 220, 69 u. 249, 26 schwach flectiert. Im mhd. scheint es freilich nur als st. f. vorzukommen, wie j. Titurel 2538, 1: *ez stuont niht an regele: ir ruoder unde ir segele.*

V. 1843—44: *als manic klôster sie besaz,*
die solde er êren deste baz.

statt dessen hat die Handschr. *waz manche closter y besaß das sal on eren d. b.*, woraus sich unschwer ergibt:

swaz munche klôster ie besaz,
daz sal in êren deste baz.

e Verwechselung der Buchstaben *a* und *u* (o?) findet in der Handar statt; über *swaz* c. genitiv. sieh mhd. Wörterb. 3, 571ª.

Beide Verse bilden einen Zusatz Ebernands: was der Herausgeber aus dessen Quelle im Auge hatte ist in den vorhergehenden Zeilen bereits wiedergegeben.

V. 1887 : *und ers mit êren rîten muge*; der Dialekt liebt bei *kunnen* und *mugen* die volleren Infinitiv-Formen mit *ge-*; daher war wohl das von der Handschrift gebotene *gerîte* beizubehalten, umsomehr als es dem Verse keinen erheblichen Eintrag thut.

V. 1899 ist die Form *aberîlen* (: *erîlen*) sehr auffallend; Heinr. v. Veld. in M. F. 62, 25 reimt *aberellen* : *willen*; Flore, 157 : *geselle*; Lanzel. 8787 : *zellen*; Clara Hätzl. S. 248^{b} (51) : *still*; vermuthlich behielt der Dichter hier die lateinische Form seiner Quelle bei und schrieb: *in deme aprîle, er enmohte ez niht erîle.*

V. 1908. statt *der kunec hetes in gebiten* muß es wohl heißen: *der k. hete sîn gebiten* = hatte ihn erwartet.

V. 1929 scheint *antphanc* der Zeit des Dichters entsprechender als *entphanc.*

V. 1977 : *ich wêne ie leser also hêr kêmen ze einer mettin mêr; alsô hêr* kann nicht heißen: „wie hoch und vornehm er auch sein mag," sondern wie es der Sinn verlangt: so vornehme wie die eben genannten.

V. 1981. *Enzemen* findet sich auch in Graf Rudolf [7] 5 und 7; [8] 12; Athis, S. 88 (40).

V. 1999 : *die meine was vil wol getân der edeln cappelâne*; das seltene Wort *meine* steht auch bei Jerosch. S. 77: *dâ gegen er sich wante mit den sînen heimelich und in eine lâge sich mit der meine dâ verstîz und eine kleine rote ûz vorbaz jagen in das lant.* Laien Doctr. S. 203: *de minsche ensal nigt gerne eine wesen wen bî guter meine, de frome sint unde reine.* Höchst wahrscheinlich aber ist es weiter nichts als ein verschriebenes *menige menje menie*, worauf die Reime *venje* : *menje* in V. 2841 deuten; dieselbe Schreibweise begegnet auch in der Erloes. 1130 und 3351, sogar *veine* : *meine* in Kolocz. 250, 189 — *venige* : *sunden menige.*

V. 2124 : *die kristenheit unse muoter*; wenn irgendwo so ist vielleicht hier gestattet *kristen* (= ahd. *christanî*?) statt *kristenheit* anzunehmen; vermuthet ist das seltene und bisher noch nicht sicher belegte Wort zuerst von Grimm zu Rol. 3, 23 und Lachmann-Haupt zu Walth. 15, 19; eine sichere Stelle scheint mir j. Titurel 159: *nû wart ouch dâ gemêret diu christen tegelîche* : (*ungelîche*); vielleicht gehört auch noch hierher Litan. 894.

V. 2143 ist die in den Text gesetzte Form *begraft* statt *bîgraft* höchst bedenklich; Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts bedienen sich ihrer niemals; im mhd. Wörterb. steht es ohne allen Beleg. Eher könnte man an *graft* denken, welches im Sinne von „Begräbnis" sich findet in Mar. Himelf. 926 und Leibnitz Script. Brunswic. 3, 46, 83. Indessen hat man hier entweder zu lesen *die ze sîner bîgrâft geschân* oder *ze sîner bîgraft die geschân.* Sonst vergl. über *bîgraft* Grimm zu Athis S. 23 (daselbst lies Ludw. v. Thür. 4690 statt 4680); bei Rothe Chron. S. 85 ed. Liliencron und in Monach. Pirnens. 1465 lautet die Form *beigraft*; ein Beispiel von *begraft* gewährt die mitteldeutsche Evangelienharmonie in Haupts Zeitschr. 9, 283.

V. 2151 wird in der Anm. vermuthet, daß *werhaft* ein seltener Ausdruck sei; indessen findet es sich sehr oft bei Heinr. v. Veld. Eneit. z. B. 41, 1. 119, 19;

143, 26; 175, 15; 176, 31; Herbort 15193; *unverhaft* Eneit 156, 16; vergl. mhd. Wörterb. 3, 512.

V. 2230 ist *ellende* gesetzt statt des handschriftlichen *enelende*, aber mit Unrecht; denn *enelende* ist dem Dialekte ganz besonders eigen und findet sich schon in den ältesten md. Denkmälern.

V. 2234 und folg. konnten auch so hergestellt werden:

daz er des tôdes bekor (: *vor*)
mûste kurzliche.

Der Schreiber scheint, weil er *bekor* für ein Substantiv hielt, im zweiten Verse *liden* zugesetzt zu haben.

V. 2269 ist statt *ie gereit gehabet hân* vermuthlich zu schreiben: *ie gereite habet getân.*

V. 2270 lässt sich ohne *mussit* auszuwerfen durch Umstellung glätten: *des mûzet ir lôn von gote entphân.*

V. 2303. Daß dem Dichter nur *biben*, nicht *beben* gerecht war, ist durch den Reim *biben* : *bliben* streng genommen noch nicht bewiesen, da man in Mittel- wie in Nieder-Deutschland auch *bleben* = *bliben* sagte; in der Eneit findet sich 268, 3 *bebete* : *lebete*; 269, 30 *bebe* : *entsebe*; *biben* : *bliben* 42, 34; vgl. Jerosch. 94, 175.

V. 2325 : *fur siner wonunge varn*; S. XXIX Einl. wird vermuthet, *wonunge* sei ein „späteres", dem Schreiber angehörendes Wort; aber schon Graff verzeichnet es im Sprachschatze, auch hat es Heinr. v. Veld. 168, 25. Bei Rothe Chr. S. 616 Z. 3 steht *wonige* nach hs., wo Dr. *wonunge* hat.

V. 2335. Zu dem Reim *tîvel* : *zwîvel* vergleiche Martin. ed. Keller 174, 81; 179, 69; 204, 62.

V. 2361 folg. lauten nach der Handschr.

wir vil armen geiste,
unser vroude de meiste,
daz wir gewunnen hêten
die sêle des vil stêten etc.

Die lateinische Quelle ist nicht zwingend genug, um die Änderung des *wir* in *die* zu rechtfertigen, da ohnehin *die armen geiste* dem Zusammenhange nach nicht gut auf die zuvorgenannten Engel bezogen werden können. Einen ganz erträglichen Sinn aber erhält man, wenn man schreibt: *was daz wir gewunnen hêten.*

V. 2374. Den Ausdruck *wir wâren in hugen* (: *zugen*) hat der Dichter mit H. v. Veldeke gemein, z. B. Eneit 46, 29; 115, 9; der Plural von *huge* findet sich Pilatus 157 (S. 149): *mit liebe mit guoten hogen die zwei den dritten zogen*; sowie Alexand. 146: *das ime ubile ze hugen was*; Beispiele aus Rothes Elisabeth (= S. 2060 und 2095) citiert Rückert zu Koeditz 39, 34, wo aber die Stelle in Herbort 2272 missverstanden ist.

V. 2383 : (*daz zôch vil untrâge*) *der wâge rehten halben wider*; nicht minder gut ist was in der Handschr. steht: *die wâge rehtenthalben wider.*

V. 2430 : *ein sô getâner vuc*; vergl. Lanzelet 7355 und Kaiserchr. 11689.

V. 2439—43. Diese Verse passen durchaus nicht in den Zusammenhang; möglich, daß einige Zeilen ausgefallen sind, wie in der Anm. vermuthet wird; schon v. 2439—40 sind widersinnig und gegen die Darstellung der

Legende bei Herm. v. Fritzl. 177, 8—28 und Rothe Chron. cap. 247. Einigermaßen entsprechend würden sie lauten, wenn sie so gestellt würden:

diz tet (dit seite?), von dem ich ez began,
der sêlige gotes man. (= V. 2321)
nû was der keisir rîche
vil andêhticlîche
ze Mêrseburc mit forsten vil.
dô was ez komen an daz zil etc.

V. 2461—62 sind nothwendig so zu ändern:

Nû enwart der keiser nâch der zît
niemêr sô unmûzic sît.

Zu Anfange *Nû* statt *Dô* wegen des Akrostichon, wonach hier ein N gestanden haben muß; *unmûzic* statt *mûzic*, denn kurz vorher ist ein Beispiel von der *meisten unmûze* gegeben, die der Kaiser je gehabt hatte; daß diese *unmûze* nie wieder in jener Weise eingetreten wäre, das zu sagen war die Intention des Dichters nach dem Zusammenhange; verführt wurde der Schreiber vielleicht durch *muozicliche* v. 2459.

V. 2532—33: *daz was des Meginzêres rât,*
des erzbischoves, Erbe er hiez —

so wäre es, streng logisch genommen, richtiger zu sagen; aber die Lesart der Handschr. *der erzbischof Erbe er hiez* ist dem Sprachgebrauch angemessener; allenfalls ließe sich *er* streichen; vergl. 4110: *der* (= qui) *bischof Thieme was genant.*

V. 2538. *Loterûn* ist offenbar ein vom Dichter erfundenes Wortspiel auf den Namen *Brûn*, das in seiner Bildung wie in seinem Klange ähnelt den Namen *Limmenzûn Walberûn* (*Friderûn*) bei Neidhart; vergl. auch Graff 2, 523.

V. 2578. Die Handschrift hat *dô kam der wunderndrâte*; statt *der* hieß es wohl *dâr*; ebenso ist *dâr* statt *der* v. 3854 zu schreiben.

V. 2605 verlangt das Akrostichon *Nû* statt *Dô*.

V. 2650 ist das handschriftliche *bittin* in *beitten* geändert; näher lag wohl *biten* (vergl. v. 1908); oder *bîten* = *biteten* wie Herbort 17396: *er bîte* : *bezîte.*

V. 2693. Dem Akrostichon nach hat hier der Rubricator den Buchstaben *T* ausgelassen; wahrscheinlich hieß es: *Tût daz û sô wol gezeme* (oder *tût sô wol daz û gezeme*?).

V. 2741: *eine rede merket wol*; auch hier fehlt der zum Akrostichon gehörige Buchstabe, und zwar *M.* Ohne dem Sinne zu schaden, kann man lesen: *mîne rede merket wol* (oder *merket eine rede wol.*)

V. 2836: *den kus er von dem buoche nam* und v. 2854: *der engel hielt im vor den munt daz bûch und hiez in kussen daz*; gemeint ist das *pœze*, über welches nachzusehen ist mhd. Wörterb. 2, 457 (Ulrich v. L. 178, 23; 179, 9; 283, 6—16; Stricker Karl 6835) und Pfaffenl. 260 in den Altd. Bl. von Haupt 1, 223. Wie in unserer Stelle so heißt es bei Ulrich 178, 25: *das pœze ab einem buoch ich nam*; nur ist der Unterschied, daß dort ein auf dem Buche dargereichtes *heiltuom*, hier das Buch selbst geküsst wird. Oder ist v. 2855 *daz bâze* statt *daz bûch* zu lesen?

V. 2928 : *mit ir ingesigel bedûten* (: *lûten*); *bedûten* kann schwerlich „Bestätigung" bedeuten, sondern ist wohl hier adverb. und in *bedûte* zu ändern (: *lûte*); sieh über dieses Wort mhd. Wörterb. 1, 327ᵃ, 40 und Pass. K. 219, 5; Lassb. LS. 2, 487, 30; über *ingesigele* die Anm. zu Diemer 4, 15.

V. 2952—55 sind trotz Frommanns Scharfsinn immer noch dunkel. Die Beziehung des Pronomen *er* in v. 2954 auf den vorhergehenden Plural *Wal* ist ganz wider die Gewohnheit des Dichters, im vorliegendem Falle dem Zusammenhange nach wohl ohne ihres Gleichen; auch scheint der Zusatz von v. 2955 für das geforderte Gleichniss etwas müßig. Dem Sinne und der Überlieferung gemäßer ist

sô sint vil neckisch die wal!
vil dicke uns daz noch vêret,
daz ergist umme kêret,
daz di wâge an im hât.

Statt des Acc. *di wâge* könnte auch der Überlieferung und dem Dialekte entsprechend *die wâgen* stehen; vergl. Bartsch zur Erlösung 1018 und Lachmann drei Bruchstücke ndr. Gedichte S. 7.*)

V. 2973 : *seht vil lieber kardinâl*; die Handschr. hat *vil lebe er cardinâl*, woraus sich zunächst ergibt: *seht vil liebe, er cardinâl.* Über die Verkürzung *er* (*êr*?) in der Anrede sieh mhd. Wörterb. 1, 666; sogar *herre er bâbest! herre her Pêter! herre her bischof!* im Pass. K. 318, 12 (nach beiden Handschriften), Pass. H. 132. 54; Mar. Legg. S. 183 (256); Stephan, Stofflief. 2, 166 und 167 : *hêre, er konig!*; Rothe, Chron. S. 257 : *sime herren, ern Bardon* und in dessen Elisab. S. 2060: *er Walther herre von Vargulâ*; auch im Wigal. 49, 6 : *herre her künec.* Die Beispiele von der schwachen Form *liebe* als Anrede sind im mhd. Wörterb. 1013ᵇ, 17 sehr spärlich vertreten und gewähren keine genügende Übersicht vom Umfange des Gebrauchs. Von md. Quel-

---

*) Dieser Vorschlag scheint mir das Richtige so wenig zu treffen, als die in den Text aufgenommene Emendation. In der Hs. steht: *daz ergiste umme keret daz der wagen an im hât.* Ich glaube, daß, mit Ausnahme von *keret* in *kirret* (: *wirret*), nichts an der Überlieferung zu ändern ist. Der Relativsatz: *daz der wagen an im hât* verlangt einen vorausgehenden Superlativ. Wir finden ihn in *ergiste* (vgl. *daz wirste lit, daz ieman treit, deist diu zunge, sô man seit* Freid. 164, 3. *daz ergeste unt daz beste, daz Marke an disen zwein enpfie* Trist. 315, 24. = H. 12542). Ferner wird der Ausdruck *kerren* nicht bloß vom Wiehern des Pferdes oder Grunzen des Schweins, sondern auch vom Knarren des Rades, Wagens und der Thürangel gebraucht: *cherre*, instrepat (axis). *cherrentes rades*, gementem rotam, *cherrenta*, stridentes (portae): Graff 4, 462. *vil michel schal huop sich dâ vor von sînem kerren daz ez* (das Rad) *tete* Wig. 177, 27 (= B. 6891). *er* (der Löwe) *fürht auch der reder schoteln und kerren an dem wagen* Megenberg 143, 15. In Schlesien soll, wie mir mündlich mitgetheilt wird, die Nabe *umme* heißen. Also:

daz ergiste umme kirret,
daz der wagen an im hât.

Es ist ein viel später, wie es scheint heute noch gebräuchliches Sprichwort: „Das schlimmste Rad am Wagen knarrt am ärgsten": Simrocks Sprichwörter Nr. 8068.

Pfeiffer.

len führe ich an: Athis S. 119 (37) und S. 120 (44): *ei liebe vatir, was tuotir*; Pass. K. 68, 90: *eiâ, liebe*; und ebenso 194, 88; 398, 19: *ey, liebe* (: *diebe*); 461, 74; Adrian, Mittheil. S. 435: *nô prove, liebe, dise dinc dîn*; außerdem von mhd. Quellen Kaiserchr. 2796: *île dû vore, liebe*; 3533; 3202; *meister, sprach er, liebe*; 3802; 5743: *nû, mîn vil liebe, nû île* etc.; 14947: *er sprach „Karl, gote liebe;“* Diemer 23, 1: *nû île, mîn liebe*; 24, 4; 246, 7: *mîn vil liebe*; und so auch Spec. eccl. ed. Kelle S. 34; Ges. Abenteuer. 2, 144, 100; 67, 463; vergl. auch *er sprach „guote her capilân!“* in Grimms Sendschr. über Reinh. S. 45 (v. 1599).

V. 3029: *dîn volc vervehten*; vielleicht *vor(e)vehten*? Dieß findet sich mit dem acc. in Pass. K. 354, 27: *die mûter der cristenheit, die vaht er ie mit vreuden vor* (: *enbor*) und bei Herman d. Damen in MS. 3, 165 (4): *ich wil mit lobe vehten die Brandenburger vürsten vür* (: *tür*).

V. 3212: *sie schuof in* (= iis) *aller slahte rât*? im Texte ist *ân* statt *in* gedruckt.

V. 3260—61: *sie liez ez ouch guot glîten* (: *hôchgezîten*)
an vazzen silberînen.

Hier wird *glîten* = „mhd. *glîzen*“ erklärt; abgesehen davon, daß hierzu alle Belege fehlen, wie der Erklärer selbst bekennt, würde dann *guot* als Adverb, etwa im Sinne von *schône*, hier ebenfalls sehr auffällig sein. Vielleicht ist (*daz*) *guot glîten lân* so viel als *daz guot varn lân* (sieh mhd. Wörterb. 3, 243ª, 23); alsdann wäre obige Stelle, mit Tilgung von *ez*, so zu übersetzen: „sie ließ auch Geld drauf gehen, sichs auch viel Geld kosten.“ Im eigentlichen Sinne steht *glîten lân* im Pass. K. 239, 39, und der Laien Doctr. von Scheller S. 184: *nigt sô gûd wen gûd fordrag, des man nigt gebetert werden mag, unde sorge glîden laten*; dagegen heißt es bei Wernh. v. Elmend. 246: *sîn reht — er lêzet ime ungerne entglîten* und Pass. K. 184, 47: *er wolde ir gût berîten, daz im iht konde entglîten*; vergl. auch 689, 49.

V. 3286—87: *sie was immer an der trift*
daz sie si wol bedâhte.

Ähnlich Boner 99, 5: *nû kam ez ûf die trift daz er die buoch — geriet entslân*; Pantaleon 754: *die meister — kâmen ûf des nîdes trift daz sin begunden hazzen.*

V. 3318 folg. Bei Wiederherstellung dieser Verse scheint der Herausg. des Dichters Sinn nicht glücklich errathen zu haben. Unter genauer Berücksichtigung der lateinischen Quelle und der handschrjftl. Überlieferung dürfte sich wohl folgendes ergeben:

ez wart vil wol bewêtet,
swes sie sich vlîzen wolde,
von sîden und von golde
dâr liez si an bûchstaben;
und swaz die bûchstab schriben haben,
des was sie meisterinne.

Teppiche, Pferdedecken, Altarbehänge, Kleider, in welche Buchstaben eingenäht oder eingewebt waren (und darauf sind sicherlich die Worte *dar liez si an bûchstaben* zu deuten), werden hin und wieder erwähnt; das Gleichniss vom bemalten *tuoch* v. 4004 folg. weist darauf hin; vor allen vergl. darüber Haupt zu Engelh. 2553 und Wackernagels Literaturgesch. S. 112, Anm. 74, sowie die Abbildung eines solchen mit eingewirkten Versen gezierten sehr

kunstreichen Teppichs aus dem 14. Jahrh. im Anzeiger für K. d. V. (Organ des Germ. Mus.) 4, 324 folg. In der genannten Schrift 3, 176 heißt es in einer Verordnung des Rathes von Speier (14. Jahrh.): *unde sol ouch ir deheine (sc. vrowe) an kugelhuoten an röcken oder an menteln tragen deheinen buochstaben — mit silden genât in deheine wise âne aller slahte gevœrde.* — Das Zeitwort *buochstaben* = mit Buchstabenschrift versehen findet sich Engelh. 3465, Silvest. 1482, Troj. Kr. 147ª, Ruoth. 3871; in Diocletians Leben 2972 ists = studieren. — Von dem was Kunigunde selbst an Schriften verfasst und hinterlassen haben soll, ist erst in den folgenden Versen die Rede.

V. 3444—45 lassen sich beide leicht um eine Senkung vermehren und lauten dann kunstgemäßer so:

der niht erbeite phliget (phlit)
unde mûzic fur sich liget (lit)

V. 3509—10: *dâr wâren vedern tûre*
der edeln crêatûre,
die vrowe hâte in gar verseit.

In der Handschr. steht *di edeln comitere.* Vergleiche Arm. Heinr. 1199: *in sîme herzen er des jâch, daz schœner crêatiure al der werlte wœre tiure.* In der lateinischen Quelle ist nichts, das auf „*covertûre*" schließen ließe; wohl aber stimmt zu der dort bezeichneten ‚ancilla Christi' der Ausdruck *edele crêatûre.*

V. 3511—12 sind mit näherem Anschluß an die Überlieferung vielleicht so zu bessern:

die vrowe hâte in gar versait.
wie was ir bette danne gefait?

Über *gefait* sieh mhd. Wörterb. 3, 292ᵇ, 23.

V. 3523: *die meit hâte ir ubergelesen*; daran ist wohl nichts zu ändern, noch weniger zu denken an eine Deutung („über die Zeit lesen"), wie sie in dem beigegebenen Wörterbuch versucht ist. Auch in der Erlœs. ed. Bartsch 1284 steht: *er sprâch ouch zû dem volke mê, dô er in uberlas die ê* d. i. ihnen das Gesetz vorlas.

V. 3538 statt *grôz gebreches machten* ist wohl mit der Handschrift zu lesen *grôs gebrech si machten*; zu tadeln aber ist v. 3607 *sô warts* (?) *ze ebtischin gekorn.*

V. 3556 ist für das handschriftliche *mit dînem list* in den Text gesetzt worden *mit dîner list*; daß aber *list* nicht ausschließlich weiblich ist bei md. Schriftstellern, zeigt die Anm. von Bartsch z. Erlœs. 1155 und der von Frommann z. Herb. 2. berührte Gebrauch bei Heinr. v. Veldeke.

V. 3658: *an bezzer kleit sie sich versach*; weit mitteldeutscher klingt was die Handschr. hat: *an bezzer kleider sie sich brach.* Im Pass., wie man schon aus Köpkes Wörterb. ersehen kann, ist die Wendung *sîn herze* oder *sich brechen an etewaz* sehr häufig, immer in der Bedeutung = sich einer Person oder Sache zuwenden, z. B. 52, 15; 129, 29; 100, 11.

V. 3664—65: *sie was die leste in dem chôr,*
die êrste zû der mezeschaft.

Die Handschr. bietet *in den kôr* und dieß bedurfte keiner Änderung; Beispiele ähnlicher Prägnanz des Ausdrucks sind Neidhart ed. Haupt 18, 9: *nû wol ûf, stolziu magedîn, der meie ist in diu lant!* und 39, 25: *anders wœre ir beider*

hende ein ander in daz hâr (= ed Beneke XXVII, 7); Servatius 1287: *ze Rôme wârens in daz lant*, wo Haupt *vuorens* gesetzt hat. Ähnlich sagt Rothe in der Chronik S. 193: *ir sît allewege di leste zu kôre unde zu gotis dînste unde di êrste zu tische.* — In Betreff des Wortes *mezeschaft*, das in die Stelle des überlieferten *meisterschaft* getreten ist, wäre es wohl möglich, daß es das echte Wort ist, welches der Schreiber verwarf oder verlas; mit Sicherheit ist es aber kaum anzunehmen; es kann ebenso gut *wertschaft* gestanden haben, welches die flüchtigen Augen des Abschreibers für *mêst'schaft* hielten.

V. 3675—82 sind ganz abweichend von der Überlieferung durcheinander geworfen, ohne daß dadurch ein erträglicher Sinn herausgekommen wäre. Weit weniger gewaltsam scheint der folgende Versuch:

ir strâfunge was manicvalt,
dô sie die rede niht enphie,
vur alle vrowen sie dan gie
und strâfte ir ungefuoge.
sô vil (swî vil?) sie des gewuoge
und niht vervangen hête,
sô wart daz schelden drête.
harte lutzel half sie daz;
des scheldens harte sie vergaz.

d. h. ihre Zurechtweisung (*strâfunge* in diesem Sinne wohl unbedenklich und bei md. Autoren nicht ganz selten, z. B. Pass. K. 220, 67; Koeditz 19, 7; Walch, Verm. Beitr. 1, 36; Jeroschin S. 50, 6; Herm. v. Fritzl. 96, 9; Boner 52, 89; 65, 49; bei mhd. Schriftstellern ist *refsunge* üblicher) war mannigfacher Art, wenn jene auf ihre Rede nicht hörte; sie trat dann vor alle Klosterfrauen hin und tadelte ihr unziemliches Betragen; so oft (über *sô vil* vergl. Vrîdanc 29, 17—19) sie sie erinnert und nichts hatte ausrichten können, so begann sie heftiger zu schelten u. s. w.

V. 3708: *daz ôr sûste ir lange*; cod. *suseste*; vielleicht ist zu schreiben *sûszte*? vergl. Gramm. 2, 218.

V. 3729—30 ist, um dem Dichter die düringische Form *ich wel* absprechen zu können, *wil* : *spil* gesetzt worden statt des handschriftlichen *wel* : *spel*; gewiss mit Unrecht; denn was in der Anmerk. über *spil* als Gegensatz zu „Wahrheit" behauptet ist, lässt sich mit vollerem Rechte von *spel* sagen, welches fast gewöhnlich im Sinne von fabula „Lügenmärchen" sich gebraucht findet, vgl. die Anm. in Wackern. Lit. Gesch. S. 144 und Lanzelet 8521: *ez ist ein wârheit, niht ein spel, daz netze was sinewel.*

V. 3731:

die bôsen abetiêre
manege wâre mêre
kêren zeiner lugene.

Des Herausgebers Erklärung von dem dunkeln Worte *abietêre*, für welches das seltsame *abetiêre* in den Text gesetzt worden ist, trifft schwerlich das Richtige. Man könnte allenfalls noch, da der lateinischen Quelle zufolge die 'delatores' und 'infideles' bezeichnet werden sollen, auf *abtretêre* (Diefenb. 33 s. v. apostata) oder auf *ableitêre* (Grimm zu Vrîd. 112, 4; Haupt zu Erec 40, 73; Lachm. zu Iw. 842) rathen; aber an der Überlieferung *abietere* d. i. *Abjêtêre Abjâthære* ist wohl festzuhalten; *Abjâthâr* ist

als einer der zwölf ungläubigen und das Christenthum gehässig bekrittelnden jüdischen Gelehrten aus der Legende des hl. Silvester bekannt; sieh darüber Kaiserch. 8619 folg.; besonders gehört hierher Kaiserchr. 8707—9: *Dô sprach der hebrêiske man Silvester, dû wilt mir ein spel sagen, sam der einen troum hât gesehen*, womit zu vergleichen ist Ebernand 3729—30.

V. 3745—49: *die vrouwe zeiner messe was,*
dâr man gesanc unde las,
daz man opfern solde.
die reine gotes holde
wolde zuo dem opher gân.

Jedenfalls ist — wegen *gesanc* = cantaverat — nach dem ersten dieser Verse ein Punkt und *dô* statt *dâr* im zweiten V. zu setzen sowie nach dem dritten V. ein Komma; vergleiche den Herausg. selbst in der Anm. z. 1208.

V. 3765: *ûf der sunnen er* (= *hantschuoh*) *behie*; andere Beispiele von *behâhen* = „hängen bleiben" gewähren Pass. H. 205, 38: *der geloube behienc an manigem der in entfienc*; und Pass. K. 192, 69: *in dem selben mûte er eine wîle behienc.*

V. 3772 verlangt der Sinn: *er enhête in niht gelâzen nider*; unter *er* ist der *sunnenschîn* zu verstehen, der die Dienste eines *kamerêre* versah.

V. 3796: *die vrouwe lebete guote vrist* d. i. ziemlich lange; derselbe Ausdr. bei Rudolf v. Ems in Doc. Miscell. 2, 50: *ez wære vil ungetân in guoter vrist, in langen zîln*; weit öfter erscheint so *guote wîle*, namentlich im Passional, doch auch bei mhd. Schriftstellern.

V. 3865. Das stark flectierte *salm*-Psalm findet sich noch in Karaj. Denkm. 98, 1; 99, 8; der Plural *selmer* bei Herm. v. Fritzl. 97, 3 und 202, 11 lässt eher auf ein st. n. als auf ein „st. m." schließen.

V. 3941 vielleicht: *daz lant und swaz dâr was gelegen*?

V. 3952 und 4206 ist *samelîche* für *sumelîche* oder *somelîche* in den Text gesetzt worden in der Bedeutung = quidam, nonnulli. Die Handschrift hat an der ersten Stelle *sāmelîche*, welches höchst wahrscheinlich Schreibfehler ist für *somelîche*, wie es an der zweiten Stelle lautet; das Beispiel aus Jeroschin S. 214 steht zu vereinzelt da, als daß man es nicht auch für verschrieben halten sollte; bei Fromm. z. Herbort 1155 lautet die Form *simelîche*; nur findet sich dort ein ähnlicher Irrthum, indem ganz gegen die Bedeutung das Wort auf das ahd. *samalîh* statt auf ahd. *sumalîh sumelîh sumilîh* zurückgeführt wird; sieh Gramm. 3, 39 u. Graff 6, 46.

V. 3953 wird *schatwe* für einen „Archaismus" erklärt; richtiger wird es als eine dialektische, besonders dem mnd. eigene Form anzusehen sein, vergl. Pfeiffer zu Herm. v. Fritzl. 92, 40 und Germ. 3, 444.

V. 3989. Der Comparativ *rehter* von *rehte* findet sich noch Eneit 257, 12: *daz ir ûch rehter unde baz bedâhtet* und 281, 9; ferner Pass. K. 673, 21; 678, 45. Trojan. Kr. 2821; der Laien Doctr. S. 30: *wat so dait iue regtere hant, enshal weten de lugtere nigt*; Jahresbericht des Gymn. in Krakau (Janota) S. 31: *setse dich so mînre rehteren hant*; und ebendas. S. 47 u. 57.

V. 4002 : *das got durch sie begangen hât an offenbârer grôzer tât*; hieß es hier etwa *grôztât*? vergl. *grôztêtic* Ludw. Kreuzf. 4257; *grôzwille* Krolew. 2233. Auch v. 3280 muß es wohl heißen *die vrowe sich vil sêre vleis an aller slahte gûttât* statt *gûter tât*; das *an* war daselbst nicht nöthig zu streichen, da *vlîzen* so construiert wird auch in Gotfrieds Trist. 93, 27; 266, 32. Endlich ist noch hieherzuziehen v. 4662 : *er furdert alle gûttât* statt *guote tât*. Der Schreiber liebt es, die fehlenden Senkungen zu ergänzen.

V. 4007. Das Komma am Ende der Zeile ist zu tilgen, denn *daz mochte vollenreichen die wunder unt die zeichen* heißt = das da vollständig fassen könnte die Wunder und Zeichen; ebenso sagt Bruder David in Haupts Zeitschr. 9, 51: *wir mügen dich mit nihte anders vollereichen wan mit dem gelouben*; hiernach ist auch die Erklärung im Wörterb. S. 196 zu berichtigen.

V. 4042—45 :

vil starke er sich vlîzet
für alle die dermanen got
die im durch ernst oder spot
ie kein leit getâten;

Die Handschr. hat *dar manen* statt *der manen*; der Sinn ist: er gibt sich große Mühe Gott für alle diejenigen zu bitten, welche ihm in Ernst oder Scherz irgend ein Leid zugefügt haben. Der Herausg. hat die Stelle nicht verstanden und, indem er *vermanent* statt *darmanen* setzt, einen ganz abweichenden Sinn untergelegt. Von *sich vlîzen* mit dem Infinitiv enthält das mhd. Wörterb. 3, 351^{b}, 34 nur ein Beispiel; vergl noch St. Ulrichs Leben von Albert 736 : *leien pfaffen alle gelîch vleiz er sich ze besorgen*; Reimar von Zw. in MS. 2, 213 (202): *swer sich vor nîde welle ernern, der minne unvuoge unde vlîze sich der tugende wern.* Myst. 1, 415, 28: *der mensche sich vlîze vridesam sîn ime selben unde den andern.* — Statt *dar manen* konnte auch *zermanen* geschrieben werden.

V. 4082 gibt *alsô* (cod. *alse*) durchaus keinen Sinn und widerstrebt dem Zusammenhange; wahrscheinlich ist *al* = wiewohl wiesehr obgleich, zu schreiben und nach v. 4085 ein Colon zu setzen, so daß mit v. 4059 der Nachsatz beginnt; dem Schreiber mochte *al* entweder unverständlich oder wegen der fehlenden Senkung unbequem sein. Über *al* vergl. 985: *al was si kuniginne, ir stuonden doch ir sinne nâch himelrîches gewinne*; v. 1610: *al wart ez ir ze sorgen, daz wart schînde uberal*; v. 2984: *al muoste er sich der schande schemen, vil offenlîchen er daz sprach*; vergl. Anm. zu 896. Der Gebrauch dieses Wortes ist bei md. und mnd. Schriftstellern nicht ganz selten. Da im mhd. Wörterb. 1, 20^{a}, 48 nur vereinzelte Beispiele davon stehen, so mögen hier noch einige Stellen davon folgen: 1) Mit dem Indicativ: Lambr. Alex. ed. Weism. 6845; Eneit 71, 7; 74, 32 u. s. w. Witzlav in MS. 3, 81^{a}. 2) Mit dem Conjunctiv: Eneit 59, 14; 77, 40 und so öfter; Athis S. 118 (v. 150); M. Zilies von Seine in MS. 3, 25 (II, 2); dahin gehört auch Herm. v. Fritzl. 96, 22, wo *al ez* statt *alles* zu lesen ist. Schließlich ist noch eine Stelle aus Ebernand 4464 unfehlbar hierher zu ziehen:

sus mag er vinden mînen namen,
al muoz ich mich ein lutzel schamen,
die stat ist ouch benennet etc.

Daß hier der Dichter zögert seinen Namen zu nennen, kann verschiedene Ursachen haben; bei einem Autor, der seinen ersten Versuch in die Welt sendet, ist es wohl natürlich; darum braucht man aber auch nicht mit dem Herausg. anzunehmen, daß der betreffende Vers „hineingereimt" sei; noch weniger ist ein Grund vorhanden *almuosen* für *al muoz* zu lesen, so lange sich nicht nähere Nachrichten über des Verfassers Lebensstellung nachweisen lassen. Gleichwohl kann nicht verhehlt werden, daß unsere Stelle manche Ähnlichkeit hat mit Eneit 55, 19 folg. Dort entdeckt Dido ihrer Schwester den Namen des Geliebten in folgender Weise:

ez is (sprach si) der man,
der nie gelîchen gewan.
ich mûz û sagen sînen namen,
swie sêre sô ich mich schamen:
daz nennen tût mir vile wê.
der heizet, sprach si, der „E"
und darnâch „Ne" uber lanc etc.

Vergleiche noch Eneit 282, 13—19. Als eine Nachahmung Heinrichs v. V. lassen sich auch die Reime auf *minne* ansehen, Ebernand 925—930, vergl. Eneit 273, 7—19 und Ebernand 985—988.

V. 4096 statt *vil ungerne ichz verkêre* ist wohl dem Sinne angemessener: *vil u. i. verbêre.*

V. 4106: *sô man der rede begunde, volgen ez niht enkunde*; hier muß es heißen: *volgên* (= *vollengân*).

V. 4240—42. Der Reim *gehêr* : *er* scheint dem Dichter fremd; daher vielleicht so zu ändern:

man truog im daz houbet
des heilegen keisirs fur her;
einen eit den swuor er etc.

Über *fürher* sieh mhd. Wörterb. 1, 688ᵇ, 18; Grieshabers Predd. 1, 111: *kum fürher* = „veni foras."

V. 4250: *waz obs villîhte rât geschiet* (?); in der Handschr. steht: *waz abir ez villihte rot g.*, woraus man leicht entnehmen kann:

waz ob ûr zwîvil rât geschiet
oder *uwir zwîvil lîhte rât geschiet.*

Auf *zwîvil*, durch dessen Beifügung die Rede weit klarer wird, lässt die Darstellung des Dichters im folgenden, namentlich v. 4305 schließen.

V. 4291 lies: *der zeichen dâr sô vil geschach.*

V. 4298 und die darauf folgenden Zeilen sind wohl mit genauerer Berücksichtigung der Handschrift so zu schreiben:

gelebet her al sîne jâr,
die er mir verjên (*vergigen* ?) *hât,*
sô hât er wâr an aller tât,

d. h. lebt er nun auch gerade so viel Jahre als er mir versichert hat (die Zahl seiner Lebensjahre hatte der Heilige dem Reinbot bestimmt angegeben v. 4155), dann hat er durchweg wahrgesprochen, dann ist er uns ein in allen Punkten glaubwürdiger Zeuge. — Im Reim braucht zwar Ebernand nur die Form *verjên*, bei Heinr. v. Krolewitz findet sich aber auch partic. *vergigen* (: *ligen* : *verswigen*) 2806 u. 2880, und dieß könnte hier wohl die richtigere Form sein für das überlieferte *verligen*. — Über *an aller tât* vergleiche *ûf alle tât* bei Herm. d. Damen in MS. 3, 166 (6).

V. 4332—33. Hier bietet die Überlieferung einen weit bessern Text als der Herausg. gegeben hat; es ist zu lesen:

ez enkam in manegen jâren
zesamen nie manchir muoterbarn (: *gevarn*).

Über den Comparativ *manchir* sieh mhd. Wörterb. 2, 59ª, 40.

V. 4372 folg. *daz nie mirz welle bûzen,*
die keiserîn Kunigunde,
wande ich lange stunde
mit krankheit bin bevangen.

Eine Nöthigung so zu schreiben ist nicht vorhanden; lies vielmehr:

die keiserîn Kunigunt,
wande ich bin lange stunt
mit krankheit bevangen;

vergl. 4812—13. Wie hier so ist auch im Akrostichon die Lesart *keisrin* höchst wahrscheinlich fehlerhaft. Der Fehler entstand wohl dadurch, daß, wie auch S. V. Einl. vermuthet wird, in Abschnitt LVII zwei Abschnitte vereinigt wurden. Nur glaube ich, daß dem Zusammenhange nach nicht mit v. 4251, sondern mit 4223 (*ich sage û*) diese Theilung zu beginnen hat; ohnehin ist ein *i*, nicht ein *e* der vermisste Buchstabe.

V. 4399 u. folg. lauteten wohl so:

mir sînt toup min ôren,
swâr man von gotis worte redet,
sint si sêre mir verphedet;
gehôre ichs iht, ez vert sân vort
als sente Stephânes wort
vur der Juden ôren vlugen,
dô si sie zesamene zugen.

An der letzten Zeile darf nicht gerüttelt werden, da sie an sich einen guten Sinn gibt und überdieß sich stützt auf Act. Apostol. 7, 37 ed. vulgata: continuerunt aures (sc. Judæi).

V. 4453: *ist der lesêre kluoc*? im Text steht *leser*.

V. 4506—7: *man mac vil wunderlîhte*
sînen worten werden has.

Die Handschr. hat *sînen worten vinden ein das*, und daran war nichts zu ändern (lies *vindn*). So heißts im Vridanc 62, 7: *ez si durch wârheit od durch has, man lobet nû nieman dn ein das*; beim Truchseß von St. Gallen in MS. 3, 325ᵇ: *sît nieman vinden kunde an ir nâch miner ougen kür ein daz, niht wan*

daz eine daz, daz ich nie meit etc. Renner 7303: *hôfart zorn nit und haz gebent rehten dingn ein daz.* Über diesen Gebrauch des Wortes *daz* = Tadel, Rüge s. mhd. Wörterb. 1, 315^b, 23.

V. 4538 ist *darmite wone* zu ändern in *dâr mitewone*; ebenso v. 688: *daz bistuom wart dar widergeleit* = „restitutum est" nicht *darwider geleit.*

V. 4547 und die folgenden sind hie und da verdorben. Der Dichter ergeht sich im Loben und Preisen des Klosterlebens. Er vergleicht das Kloster, in dem die rechte Zucht und Frömmigkeit herrscht, mit einem Paradiese. Diesem Gedanken, der sich mit Nothwendigkeit aus dem Ganzen ergiebt, widerspricht die Fassung, in der v. 4548—50 überliefert sind; nicht *die mit zuht ze clôstern stânt* beabsichtigt der Verf. *paradîs* zu nennen, sondern die Klöster selber. Daher folgende Änderung gewagt wird:

torste ich ez tuon icheine wîs,
daz ich sprêche paradîs
ze clôstern die mit zuhten stânt
unde ir orden wol begânt,
daz tete ich gerne etc.

Demnach ist zu v. 4552 vom Herausg. ohne Zweifel richtig *steten* für *seten* vermuthet. Weiter unten heißt es, v. 456—64: *ich wêne ez ist mêr gehôrt — ware manege clôster prîsen — gelich dem paradîse*; so die Handschrift; der Verbesserung des Herausgebers kann man kaum einigen Sinn abgewinnen; ich vermuthe: *ich wêne ez ist mêr gehôrt, — warumme ich clôster prîse — gelîch dem paradîse.* Vergleiche *ez ist wol gehôrt* bei Herm. d. Damen in MS. 3, 166 (6).

V. 4631: *so ist einer sô gemêret,*
daz er die andern lêret.

Auch hier war die Lesart der Handschr. zu Anfange des Verses unantastbar; der Ausdruck *gemêret* scheint gewählt mit Hinblick auf *meister* (*mêr*), wenn nicht ein rührender Reim vom Schreiber unterdrückt worden und *gelêret* dafür zu schreiben ist.

V. 4715: *sus wil er sie bescheiden*
von manegen fremden leiden.

Die Handschr. hat *alsus*; der Zusammenhang verlangt:

alsus wil er sie scheiden u. s. w.

V. 4707 vielleicht *sundertrûte* statt *besundern trûte*?

V. 4720: *von aller wertlichen tât*; richtiger wohl und dem Dialekte angemessener ist hier die starke Flexion *werltlicher*, wie sie die Handschrift hat, vergl. Anm. zu 647 und v. 2977, 4219, 4294; Bartsch zur Erloes. 5960; Karaj. Frühlingsgabe S. 69; in dieser Zeitschr. 5, 229.

V. 4723 ist *genesen vor den egiptschen mucken* die Lesart der Handschrift und nicht zu ändern; *von*, welches einen ganz andern Sinn geben würde, ist wohl bloßer Druckfehler.

V. 4739. Statt *dorchfechtigkeit*, welches in der Handschr. steht, ist *durnechtikeit* in den Text gesetzt; ebenso gut konnte, und zwar mehr der Überlieferung